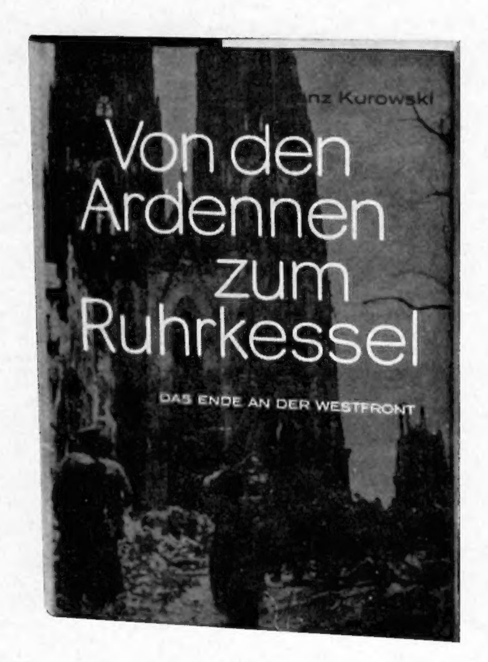
Kampftruppen



MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 1 Januar 1966
3 L 8153 F Einzelheft DM 2,75

Neuerscheinungen aus dem Maximilian-Verlag



Von den Ardennen zum Ruhrkessel

Das Ende an der Westfront

von Franz Kurowski,

eingeleitet von General a. D. Hasso v. Manteuffel

180 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck,
Leinen DM 17,80 (Ratenpreis DM 19,50), öS 131,70

Die dramatischen Ereignisse der letzten Tage des 2. Weltkrieges (Chester Wilmot: „Die Tapferkeit der deutschen Soldaten ließ uns jeden Yard teuer bezahlen") schildert der Autor in seinem neuen erregenden Buch.

Aus dem Inhalt: Planung der „Wacht am Rhein" / Die Wochen vorher / Die Schlacht in den Ardennen / Bastogne, Pfahl im Fleische / Das „Unternehmen Greif" / Panzer-Lehr-Division marschiert / Der Vorstoß der Kampfgruppe Peiper / Der Kampf um die Bastogne / Verstärkungen rollen vor / Panzer-Lehr-Division auf dem Weg nach Westen / 2. Panzer-Division in der Klemme / Weihnachten in den Ardennen / Die Offensive platzt / Operationen der Gegenseite / Verteidigung von Bastogne / „Nuts" / Das Ende der Offensive / Rückzug / Deutscher Angriff im Süden / Zurück zum Westwall / Zwischen den Offensiven / Fazit der Ardennenschlacht / Agonie im Westen / Stille vor dem Sturm / Koordinierung der Alliierten / Vorstoß bis zum Rhein / Der Brückenkopf Remagen / Vorbereitungen zum Sprung über den Rhein / Führungswechsel im Westen / Operation Plunder / Varsity, die größte Luftlandung aller Zeiten / Umfassung des Ruhrgebietes / Kampf im Ruhrkessel / Panzer-Lehr-Division im Siegkreis / Das Ende im Westen / Anlagen



Der Kampf um Kreta

von Franz Kurowski, eingeleitet von General W. Gericke

244 Seiten, zahlreiche Fotos auf Kunstdruck im Text,
Leinen DM 19,80 (Ratenpreis DM 21,70) öS 146,50

„Das Buch schildert in vielen Einzelheiten eindrucksvoll den Kampf deutscher Fallschirmjäger und Gebirgsjäger auf Kreta und vermittelt so einen umfassenden Eindruck einer Operation „wie sie weder zuvor noch jemals danach ähnlich versucht wurde" (Fuller)." (Truppendienst Österreich)

Aus dem Inhalt: Vorbereitungen / Abwehrmaßnahmen des Gegners / Bombenangriff auf Kreta / Der erste Tag / Hölle von Malemes / Verluste, Verluste / Auf des Messers Schneide / Der Einsatz des Luftlande-Sturmregimentes / Einsatzraum Mitte / Verluste bei Galatas / Ein Bataillon stirbt / Ein König auf der Flucht / Tod eines Divisionskommandeurs / Stukas greifen ein / Start nach Rethymnon / Kampf um Heraklion / Die lange, ungewisse Nacht / Die Funkverbindungen / Die Entscheidung bei Malemes suchen / Hauptmann Kleye landet auf Kreta / Kampfgruppe Genz stößt zum Bataillon von der Heydte durch / Gebirsjäger greifen ein / Durch das Fegefeuer von Malemes / Oberarzt Hartmann / 2. Tag bei Galatas / In Heraklion / Die Tragödie der Leichten Schiffsstaffeln / Der dritte Tag / Beim Fallschirmjäger-Sturmregiment / Im Raum um Chania / Im Kampfraum Rethymnon / Schwierige Lage bei Heraklion / Der vierte Tag / Alliierte Stimmen zur Schlacht / Einsatzraum Malemes / Gebirgsjäger im Einsatz / Sturm auf Kastelli / Truppen-Nachlandungen / Einsatz der Gebirgstruppe / Tag der Entscheidung / Das Fallschirmjäger-Sturmregiment greift an / Vereinigung der Gruppen West und Mitte / Der erste deutsche Wehrmachtsbericht / Schlacht um Galatas / Der Tag der Gebirgsjäger bei Galatas / Mit letztem Einsatz vorwärts / Kampf um die Kastellhöhe / Feindlicher Panzerangriff wird abgewiesen / Nun auf Chania / Bei Rethymnon bis zur Befreiung / Heraklion: Lage gebessert / Allgemeine Übersicht / Mit dem Fallschirmjäger-Sturmregiment nach Chania hinein / Befreite deutsche Fallschirmjäger / Gruppe Heidrich stürmt vor / Kampf der 5. Gebirgsjäger-Division um Chania und die Suda-Bucht / Verfolgungskämpfe / Die Wehrmachtsberichte / Bei Rethymnon / Der Feind ist geschlagen / Das Fazit der Schlacht um Kreta / Anlagen

MAXIMILIAN-VERLAG - 49 HERFORD

Professor Dr. Pascual Jordan

Was ist Nationalgefühl?

Herrn Professor Jordan von der Universität Hamburg danken wir sehr herzlich dafür, daß er seine Gedanken über dieses umstrittene Thema uns zur Verfügung gestellt hat. Red.

Seit dem Ende des zweiten Weltkrieges ist das Nationalgefühl in Deutschland von vielen Seiten als etwas hingestellt, was überwunden und beseitigt werden sollte. Vielfach hat man ja gerade die Pflege nationaler Minderwertigkeitsgefühle als nunmehr höchstes moralisches Gebot für alle Deutschen hingestellt — wer dieser Parole nicht zustimmt, muß damit rechnen, als Vertreter unzeitgemäßer Gedanken angesehen zu werden, gewissermaßen als Verweigerer und Verhinderer der Mitarbeit am Aufbau eines einigen Europas.

Man gerät aber immer nur in die Gefahr der Verwirrung und Verirrung, wenn man ruhige sachliche Überlegung durch gefühlsbetonten Radikalismus ersetzt. Auch die Frage, welche Rolle im nunmehrigen Restdeutschland das Nationalgefühl gesunder Weise zu spielen hat, verlangt nicht nach emotionalem Aufschrei, sondern ernster, vorurteilsloser Durchdenkung.

Warum verurteilen wir die Mauer? Weil sie errichtet ist mit der Absicht, für Millionen von Menschen die freie Entscheidung unmöglich zu machen, ob sie lieber in einem System totalitärer Gewaltherrschaft oder in einem Raum demokratischer Freiheit leben wollen. Da ihnen in der Zone die Möglichkeit verweigert wird, über die dortige Staatsform und über die dortigen Regelungen allgemeinen Lebens mitzubestimmen, so würden viele es vorziehen, die Zone zu verlassen, wenn sie könnten. Dazu soll ihnen durch die Mauer die Möglichkeit genommen werden.

Aber mit diesen selbstverständlichen Bemerkungen ist noch nicht alles gesagt, was zur Antwort gehört. Die gewaltsame Trennung durch die Mauer ist uns deshalb so schwerwiegend fühlbar, weil sie **uns selber trifft.** Wir haben ja Verwandte, Freunde, persönliche Bekannte drüben. Es mag heute noch Westdeutsche geben, die **keinerlei** persönliche Beziehungen zu irgendwelchen Menschen jenseits der Mauer haben. Aber das sind bestimmt nicht allzuviele. Sondern in der Regel ist es so, daß wir selber manche uns Nahestehende drüben wissen — und von ihnen zwangsweise getrennt sind.

Wir haben drüben diese uns Nahestehenden, weil drüben und bei uns **die gleiche Sprache gesprochen wird:** Das ist nun einmal eine Tatsache, an der sich nicht rütteln läßt; und sie hat schwerwiegende Bedeutung, auch wenn heute so oft Gedankengänge angepriesen werden, die uns diese Tatsache als unerheblich hinstellen möchten. Die Geschichtswissenschaft lehrt uns ja, daß das „Zeitalter der Nationalstaaten" erst nach der französischen Revolution begonnen hat; und eine lebhafte Propaganda will uns einreden, daß heute dies Zeitalter vorbei sei, und daß es jetzt darauf ankomme, das Nationalgefühl zu überwinden. Aber eine nüchterne Betrachtung lehrt uns, daß gerade jetzt, in der Zeit unerhört gesteigerten **Verkehrs,** die tatsächliche Bedeutung der Nationen, der **Sprach-Einheiten,** nur noch größer werden kann. Denn der moderne Verkehr bringt ja — soweit nicht eine willkürlich geschaffene Mauer dazwischen kommt — Menschen miteinander zusammen, die sich unter früheren Verhältnissen nie gesehen hätten. Noch vor hundert Jahren war es selbstverständlich, daß jeder junge Bauer in der Regel ein Mädchen aus dem gleichen Dorf oder aus einem Nachbarort heiratete — andere lernte er ja kaum kennen. Wenn aber die räumlichen Entfernungen immer weniger das Kennenlernen hindern, dann bleibt als Hauptbedingung, als entscheidende Bedingung des Kennenlernens zwischen Menschen, daß sie die gleiche Sprache sprechen. Wenn ein junger Mann heiraten will, dann will er eine Frau haben, mit der er jedenfalls reden kann — das ist ja schließlich das Mindeste. Und ebenso ist die gleiche Sprache Voraussetzung auch sonstigen Kennenlernens — in Freundschaft, Zusammenarbeit, Nachbarschaft oder sonstigen menschlichen Beziehungen. Es ist also gerade in der Gegenwart unvermeidbar (und warum sollte es auch vermieden werden?), daß die Nationen, die **Menschengruppen gleicher Sprache,** immer enger in vielfältigen Beziehungen zusammenwachsen, während Trennendes **innerhalb** jeder einzelnen Nation an Bedeutung verliert.

Diese Entwicklung ist so zwangsläufig, daß sie sich sogar in den Satellitenstaaten des Ostblocks durchsetzt, obwohl die sowjetische Oberherrschaft sie zu unterdrücken sucht: Die östlichen Satellitenvölker gewinnen zunehmend an Selbstbewußtsein und damit an eigener Kraft durch die Stärkung ihres auf die Sprachgemeinsamkeit gegründeten Nationalgefühls.

Ebenso geht aber die Entwicklung auch im westlichen Europa: Italien ist heute nationalistischer als je zuvor; in Frankreich zeigt trotz mancher Schwankungen das Nationalgefühl seit Kriegsende ständig zunehmende Kraft. Die Engländer haben nie daran gedacht, ihren Nationalstolz einzuschränken; und die kleineren, durch Pflege einer Sondersprache geeinten Nationen empfinden ihr Nationalbewußtsein als eine Selbstverständlichkeit, die auch dann, (oder erst recht dann) die staatliche Lebensgrundlage bildet, wenn man es gar nicht für nötig hält, sie besonders zu unterstreichen.

Die besonderen Schicksalsentwicklungen Deutschlands haben allerdings ergeben, daß bei uns so vieles anders ist, als bei jedem sonstigen der europäischen Völker. Viele gute Deutsche sind heute ehrlich überzeugt, daß der Weg zum einigen Europa durch Überwindung oder Abstreifung des Nationalgefühls hindurch führt, und daß wir Deutschen es nötig hätten, durch Umwandlung deutschen Nationalgefühls in ein deutsches Minderwertigkeitsgefühl zu einem Vorbild übernationaler Entwicklung zu werden. Diese Deutschen sind dann gern schulmeisterlich empört, wenn Ausländer uns sagen, daß im Gegenteil ein verteidigungsfähiges Europa nur aus dem freundschaftlichen Zusammenschluß gesunder Völker, gesunder Staaten, gesunder Nationen entstehen kann.

Die Gesundheit der einzelnen Völker des freien Europas setzt aber voraus — daran kann niemand etwas ändern —, daß jede Nation zunächst einmal ihre eigene Gemeinsamkeit mit voller Entschiedenheit anerkennt. Nur eine von gesundem Selbstbewußtsein getragene Nation ist überhaupt als Bündnispartner wertvoll — schwächliche, durch Mangel an Selbstvertrauen innerlich gelähmte Völker flößen auch anderen Völkern nicht dasjenige Vertrauen ein, das als Grundlage von Bündnissen unentbehrlich ist. Natürlich sind die Wunden der Vergangenheit heute noch immer nicht überall geheilt. Noch immer sind viele Ausländer bei sich ergebender Gelegenheit in Versuchung, altes, durch leidvolle Geschichte begründetes Mißtrauen gegen die Deutschen wieder lebendig werden zu lassen. Es ist aber irrig, zu meinen, dies könnte abgebogen werden dadurch,

daß die Deutschen selber auf Nationalbewußtsein verzichten: Ein solcher Verzicht wird von jedem unbefangenen Menschen — einerlei, welcher Nation er angehört, — als so unnatürlich und unglaubwürdig angesehen, daß er nur **erhöhtes** Mißtrauen auslösen kann. Tatsächlich **ist** dieser Verzicht ja unnatürlich: Denn es ist der Verzicht auf Anerkennung unserer natürlichen Verbundenheit mit unseren Brüdern, unseren Eltern, unserer Familie, unseren Nachbarn, Freunden und Bekannten.

Natürlich gibt es persönliche Freundschaft und sonstige menschliche Verbindungen oft auch zwischen Menschen verschiedener Nationen, und jedes Beispiel dafür ist ein begrüßenswerter Beitrag zur Anbahnung wechselseitigen Verstehens und Vertrauens über nationale Grenzen hinaus — ein guter Beitrag zur europäischen Einigung. Aber zahlenmäßig sind solche Beispiele so selten gegenüber dem normalen, alltäglichen Fall der persönlichen Verbundenheit zwischen Menschen gleicher Sprache, daß jede vernünftige Betrachtung zunächst einmal **diese** Verbundenheit — die Verbundenheit innerhalb der eigenen Nation — als die Grundlage ansehen muß, auf der alles Weitere aufzubauen ist.

Unter Einzelmenschen ist ein Mensch mit Minderwertigkeitsgefühlen keineswegs ein als angenehm empfundener Mensch. Sondern nur ein in sich gefestigter und gesunder Mensch wirkt vertrauenerweckend. So ist auch eine Nation nur dann im Kreise der anderen Nationen vertrauenerweckend, wenn sie in natürlicher Unbefangenheit ihr eigenes Selbstbewußtsein hat — von Selbstverleugnung ebenso weit entfernt, wie von Eitelkeit und Überheblichkeit. Die unbefangene Selbstverständlichkeit, mit welcher jeder Engländer stolz darauf ist, Engländer zu sein, war schon immer Grund dafür, daß die Engländer bei allen europäischen Völkern nicht nur Hochachtung, sondern auch Sympathie finden.

Der Weg nach Europa ist noch weit, und es wird noch viele Anstrengungen erfordern, zu seinem Ziele zu kommen. Wenn wir ein gesundes deutsches Nationalgefühl als eine der unentbehrlichen Voraussetzungen zum Aufbau des kommenden Europa bezeichnen, dann ist damit schon ausgedrückt, daß uns letzten Endes das europäische Ziel von übergeordneter Bedeutung ist; daß wir aber andererseits die Wiederherstellung deutschen Nationalgefühls als etwas Unentbehrliches anerkennen müssen, **weil** Europa nicht anders als auf gesunden Grundlagen errichtet werden kann. Die Bundesrepublik ist ein unentbehrlicher Tragpfeiler des europäischen Hauses — wenn dieser Tragpfeiler infolge innerer eigener Unsicherheit unzuverlässig wird, so kann das Gebäude keine Standfestigkeit gewinnen.

Die Soldaten der Bundeswehr garantieren uns heute durch ihr Vorhandensein und durch ihre Schlagkraft die Aufrechterhaltung des Friedens (soweit man angesichts der Mauer und der dortigen Erschießungen von Frieden sprechen kann). Sie schalten eine der größten Gefahrenquellen aus, die es in der heutigen Weltlage gibt: Die Gefahr einer „Implosion", also des Gegenteils einer Explosion — die Implosion droht überall dort, wo einem mächtigen Druck von außen kein ausreichender innerer Gegendruck gegenübersteht. Nur durch die Bundeswehr ist Restdeutschland heute nicht nur eine begehrenswerte Beute für unfreundliche Nachbarn, sondern auch ein wertvoller Bündnispartner für andere (gleichfalls bedrohte) freie Völker. Das die freie Welt einigende Bündnis ist trotz aller seiner Schwächen und Mängel (die zum Teil aus der deutschen geistigen Unsicherheit, aus dem Mangel an deutschem Nationalgefühl entstanden sind) auch für uns ein unentbehrlicher Schutz. Trotzdem darf und muß daran gedacht werden, daß die alte Wahrheit, nach welcher keinem Menschen geholfen wird, der sich nicht selber helfen will, auch im Leben der Völker gültig ist.

Die Sicherung des Friedens kann aber nur dann dauerhaft sein, wenn die ganze Gemeinschaft einer gemeinsamen Sprache in einem gesunden Nationalgefühl geeinigt ist. Wir wollen nicht eitle Selbstbespiegelung pflegen; wir wollen nicht unsere eigenen Fehler abstreiten oder verbergen; aber wir müssen, um unsere Aufgabe erfüllen zu können, den festen Zusammenhalt vertreten zwischen allen, die uns durch die gemeinsame Sprache verbunden sind — diese Gemeinschaft zu verleugnen, heißt uns selber aufzugeben.



Friedlich weht seit dem 5. Mai 1955 die Flagge der Bundesrepublik neben denen der 14 übrigen NATO-Staaten vor dem Haupteingang zum Obersten Hauptquartier der Alliierten Streitkräfte in Europa (SHAPE) in der Nähe von Paris. Dem Hauptquartier unterstehen die NATO-Befehlsstellen Europa - Nord (Oslo), Europa - Mitte (Fontainebleau), Europa-Süd (Neapel) und Mittelmeer (Malta).

(Foto: SHAPE-Pictorial Section)

Oberstleutnant Berthold Schirmer

Traditionalisten und Reformer

In einer bestimmten Presse (vgl. „Kampftruppen" 1965, S. 9—12 und 43—46; Spiegel Nr. 36/1965, S. 41—44) ist die Behauptung aufgestellt worden, daß es unter den Offizieren der Bundeswehr „Traditionalisten" und „Reformer" gebe. Auch in dem I. Deutschen Fernsehen (Panorama) sind im Zusammenhang mit dem Traditionserlaß ähnliche Ansichten vertreten worden. Da die große Gefahr besteht, daß eine andauernde Wiederholung solcher Schlagworte Unruhe stiftet, die Geister verwirrt und letztlich der Zersetzung dienen könnte, erscheint eine grundlegende Stellungnahme erforderlich.

1. Wenn man Schlagworte wie „Traditionalisten" und „Reformer" in einem Atemzug verwendet, ist es zunächst einmal notwendig, eine exakte Begriffsbestimmung vorzunehmen.

Das Schlagwort „Traditionalist" geht aus dem Begriff der Tradition hervor. In Nr. 1 des Erlasses BMVtdg Fü B I 4 - Az.: 35-08-07 vom 1. 7. 1965 betr. „Bundeswehr und Tradition" ist bestimmt:

„Tradition ist Überlieferung des gültigen Erbes der Vergangenheit. Traditionspflege ist Teil der soldatischen Erziehung. Sie erschließt den Zugang zu geschichtlichen Vorbildern, Erfahrungen und Symbolen; sie soll den Soldaten befähigen, den ihm in Gegenwart und Zukunft gestellten Auftrag besser zu verstehen und zu erfüllen."

Nach Nr. 19 des obigen Erlasses gehören in die Tradition der deutschen Bundeswehr neben den soldatischen auch alle anderen Überlieferungen der Geschichte, die von der Bereitschaft berichten, für Freiheit und Recht Opfer zu bringen.

Prüft man nun weiter, wie das Schlagwort „Traditionalist" entstanden ist, muß man feststellen, daß dieses anscheinend eine Worterfindung der jüngsten Zeit ist. Weder im alten noch im neuen Brockhaus ist dieses Schlagwort enthalten.

Der alte Brockhaus (1934) bezeichnet unter Traditionalismus eine geistige Haltung, die sich aus dem Anschluß an die lebendigen Werte der Vergangenheit ergibt, im besonderen die Geistesströmungen in Frankreich im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, die den Rationalismus und Materialismus der französischen Revolution bekämpfen und wiederum zu den religiösen, politischen und philosophischen Ordnungen der früheren Zeit zurückkehren wollen. Im neuen Brockhaus aber steht:

„Handeln im Sinne der Tradition kann aber auch bewußt gewollt werden aus Abwehr gegen Neuerungen, aus Mißtrauen gegen bloße Satzung, aus bejahter, religiöser oder geschichtlicher Gebundenheit. Solche Einstellungen heißen Traditionalismus."

Hiernach kann Traditionalismus auch eine Überbewertung der Überlieferung sein.

Bezeichnet man aber, wie es geschehen ist, den „Traditionalisten" nur abwertend als einen Menschen, der allein in der Vergangenheit lebt und sich modernen Erkenntnissen verschließt, so ergibt sich aus den obigen Begriffsbestimmungen, daß eine solche Wertung bedenklich ist, weil die Tatsachen und die ethischen Grundlagen für eine solche Wertung fehlen. Dies allein beweist schon die Fragwürdigkeit der Darstellung, daß es unter den Offizieren der Bundeswehr „Traditionalisten" gebe.

Der Begriff „Reformer" ist unlösbar mit der preußischen Geschichte verbunden. Als Reformer kann man aber nur denjenigen bezeichnen, der etwas Vorhandenes und Bestehendes neu gestaltet und hierbei auch überkommene Konventionen beseitigt. Reformer waren, was man in jedem Geschichtsbuch nachlesen kann, u. a. Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Boyen und Clausewitz, die zu den geschichtlichen Vorbildern für die Soldaten der Bundeswehr gehören.

Wenn man den Begriff „Reformer" gebraucht, ist ein Vergleich oder eine Gleichstellung der geschichtlichen Tatbestände von 1807 (Jena und Auerstädt) und 1955 (Aufstellung der Bundeswehr) nicht möglich, weil

a) das Königreich Preußen 1807 fortbestand, während 1955 nach dem Untergang der zwölfjährigen Diktatur Hitlers am 8. 5. 1945 sich in den dazwischen liegenden 10 Jahren die Bundesrepublik Deutschland zu einem sozialen und demokratischen Rechtsstaat entwickelt hatte,

b) trotz aller Beschränkungen nach dem Frieden in Tilsit vom 7.—9. Juli 1807 die preußische Armee fortbestand und erneuert werden konnte, während 1955 die Bundeswehr an dem „Null-Punkt" begann, nachdem am 8. 5. 1945 die bedingungslose Kapitulation mit der völligen Auflösung der ehemaligen deutschen Wehrmacht vorausgegangen war und

c) die politischen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und militärischen Verhältnisse Anfang des 19. Jahrhunderts ganz andere als diejenigen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren.

Es ist hiernach begrifflich unrichtig, wenn der Ausdruck „Reformer" im Zusammenhang mit dem Aufbau der Bundeswehr im Jahre 1955 gebraucht wird, weil es zu diesem Zeitpunkt nichts zu reformieren gab, sondern etwas Neues geschaffen werden mußte. Denn reformieren kann man nur etwas Vorhandenes und Bestehendes. Auch eine Reformation hätte es nicht gegeben, wenn nicht eine römisch-katholische Kirche vorhanden gewesen wäre.

Aus den vorstehenden Begriffsbestimmungen folgt, daß die Verwendung der Begriffe „Traditionalisten" und „Reformer" als Schlagworte irreführend und unzutreffend ist. Solche Schlagworte — im übrigen ein Zeichen unserer Zeit — bedeuten in ihrer unrichtigen Verwendung eine große Gefahr, weil sie Mißtrauen säen und Verwirrung stiften, insbesondere wenn sie mittels der Massenmedien — Presse und Fernsehen — ständig wiederholt werden.

2. Sicher ist, daß man nicht nur aus der Tradition heraus allein leben kann, weil auch die Gegenwart und die Zukunft mit ihren politischen, geistigen, gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen berücksichtigt werden müssen. Ebenso falsch ist es auch, wenn ein Mensch ohne sittliche Bindungen einfach in den Tag hinein lebt, ohne sich des gültigen Erbes der Vergangenheit bewußt zu sein. Gefährlich ist es aber dann, wenn ein Mensch unter Verneinung aller gültigen Werte und ohne Traditionsbewußtsein nur schrankenlose Freiheit für sich beansprucht und alle Pflichten gegenüber der Gemeinschaft leugnet. Diesen Eindruck muß man leider heute bei manchen Presseveröffentlichungen und Fernsehsendungen haben.

3. Der oben zitierte Erlaß „Bundeswehr und Tradition" bestimmt in Nr. 17:

„Politisches Mitdenken und Mitverantwortung gehören seit den preußischen Reformen zur guten Tradition deutschen Soldatentums. Nur als politisch denkender und handelnder Staatsbürger gehört der Soldat zu den geistig und gesellschaftlich verantwortlichen und bewegenden Kräften seiner Zeit.

Der Soldat, der sich, als unpolitischer Soldat einer falschen Tradition folgend, auf das militärische Handwerk beschränkt, versäumt einen wesentlichen Teil seiner beschworenen Dienstpflicht als Soldat in einer Demokratie. Der Wert seines Dienstes wird weitgehend bestimmt durch die politische Zielsetzung."

Hiernach ist es Pflicht jedes verantwortungsbewußten Offiziers, sich auch Gedanken darüber zu machen, wie der der Bundeswehr

gestellte Auftrag — die Verteidigung von Recht und Freiheit des deutschen Volkes — am wirkungsvollsten erfüllt werden kann. Im Rahmen einer solchen Betrachtung bleibt es nicht aus, daß der Offizier auch zu den sog. „heiklen" Fragen wie z. B. dem Vorgesetztenverhältnis, der Grußordnung, dem Beschwerdewesen, dem Disziplinarwesen, der Einführung einer Wehrstrafgerichtsbarkeit, der Spitzengliederung oder der Notstandsverfassung Stellung nimmt. Ihn aber deswegen als „Traditionalisten" zu bezeichnen, muß als böswillige Unterstellung angesehen werden, die jeder Grundlage entbehrt.

Nicht alles, was 1956 gut gemeint war, hat sich in der Praxis bewährt. Es gibt keinen Stillstand. Daher wäre es eine Pflichtverletzung, wenn der Offizier sich nur auf das militärische Handwerk beschränkt, ohne zu den lebenswichtigen Fragen der Verteidigung Stellung zu nehmen. Für den Offizier der Bundeswehr ist nachstehender Satz des Generalobersten Beck auch in der heutigen Zeit Richtschnur seines Handelns:

„Es ist ein Mangel an Größe und Erkenntnis der Aufgabe, wenn ein Soldat in höchster Stellung in solchen Zeiten seine Pflichten nur in dem begrenzten Rahmen seiner militärischen Aufgabe sieht, ohne sich der höchsten Verantwortung vor dem gesamten Volk bewußt zu werden."

Wer behauptet, daß es im Offizierkorps der Bundeswehr „Traditionalisten" und „Reformer" gebe, verkennt oder, was noch schlimmer ist, verschweigt absichtlich, daß sich das Offizierkorps in den nachstehenden grundsätzlichen Fragen völlig einig ist:

a) *Das Primat der politischen Führung.*

b) *Die Einordnung der Bundeswehr in den demokratischen Rechtsstaat.*

c) *Das Anerkennen der freiheitlichen demokratischen Grundordnung im Sinne des Grundgesetzes und das Eintreten für diese.*

d) *Die Grundsätze der Inneren Führung.*

e) *Die Institution des Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages.*

f) *Die Verteidigungskonzeption.*

g) *Der Auftrag zur Verteidigung von Recht und Freiheit des deutschen Volkes.*

Daß es in andern Einzelfragen wie z. B. bei der Wehrgesetzgebung unterschiedliche Auffassungen geben kann, berechtigt aber noch lange nicht zu der Unterstellung, daß es unter den Offizieren der Bundeswehr „Traditionalisten" und „Reformer" gebe. Auch sonst ist es im Leben so, daß in Einzelfragen verschiedene Meinungen vorhanden sind, wobei es nur darauf ankommt, daß in den Lebensfragen eines Volkes möglichst einheitliche Auffassungen bestehen.

Wenn einerseits im Hinblick auf die frühere Wehrmacht geschrieben worden ist und teilweise auch heute noch behauptet wird, daß „das Offizierkorps nur bedingungslos gehorcht und geschwiegen habe" oder daß „nur wenige Generale an eine Gewissensentscheidung gedacht und gewagt und es eher vorgezogen hätten, mit dem Eid ihr Gewissen zu ersticken" oder daß „die große Mehrzahl der kommandierenden deutschen Offiziere sich als Einzelperson und als Gesamtheit ihrer Verantwortung dem deutschen Volk gegenüber entzogen hätten", so wird es fragwürdig, wenn man jetzt damit anfängt, Offiziere der Bundeswehr, die in Abhandlungen ihre Meinung vertreten, als „Traditionalisten" oder als „Reformer" zu bezeichnen.

Noch bedenklicher ist es dann, wenn ein einziges Wort aus der Abhandlung eines Offiziers herausgerissen, ein anderes Wort hinzugesetzt wird, der ganze Zusammenhang entfällt und hieraus eine völlige Sinnentstellung entsteht. Eine solche Verfahrensweise stellt im übertragenen Sinne eine „geistige und redaktionelle Fotomontage" dar.

Wenn weiterhin in Panoramasendungen erklärt wird, daß ein Deutscher, der in französischer Uniform im letzten Kriege gegen Deutschland gekämpft habe, mehr wert sei, als ein deutscher Soldat des zweiten Weltkrieges, und bei der Erörterung des Traditionserlasses neben einigen aus dem Zusammenhang gerissenen Gesprächen vornehmlich nur Stiefel von Soldaten bei der Formalausbildung, Mützenschirme, Kragenspiegel, Verbandsabzeichen und Truppenfahnen gezeigt werden, so grenzt dies beinahe an Zersetzung.

Wer nur das Negative strapaziert und die Freiheit der Meinungsäußerung nicht gleichberechtigt neben die Verantwortung stellt, dient nicht der Sache unseres Volkes und der wirklichen Freiheit der Bundesrepublik Deutschland. Derartigen Ausschreitungen sollte mit aller gebotenen Schärfe entgegengetreten werden. Nicht zuletzt sind wir dies auch unseren im Krieg gefallenen Kameraden schuldig. Wer global den deutschen Soldaten des zweiten Weltkrieges die Ehre abschneidet, ihr Pflichtbewußtsein und ihre Opferbereitschaft leugnet und sich nur negativ über sie äußert, muß sich die nachstehenden Worte des Altbundeskanzlers Dr. Konrad Adenauer vor dem deutschen Bundestag am 3. Dezember 1956 entgegenhalten lassen:

„Ich möchte heute im Namen der Bundesregierung erklären, daß wir alle Waffenträger unseres Volkes, die im Namen der hohen soldatischen Überlieferung ehrenhaft zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft gekämpft haben, anerkennen."

4. Es muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß die geschilderten Vorgänge zu einer erheblichen Gefahr für die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland und die Schlagkraft der Truppe führen können.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß nur derjenige, welcher die Tradition verneint, ohne ein nationales Bewußtsein in einem subversiven und dekadenten Nihilismus schwelgt und hierbei auch alle Grundhaltungen des Soldaten in Zweifel stellt, die jeder Grundlage entbehrende Behauptung aufstellen kann, daß es im Offizierkorps der Bundeswehr „Traditionalisten" und „Reformer" gebe. Wer außerdem noch die Soldaten des zweiten Weltkrieges in Bausch und Bogen verurteilt, hierbei fragwürdige Vergleiche anstellt und zugleich die Tradition in der Bundeswehr lächerlich macht, muß damit rechnen, daß ihm die gebührende Antwort erteilt wird. Das Recht der freien Meinungsäußerung findet dort seine Grenze, wo Verunglimpfungen und unrichtige sowie unvollständige Darstellungen die Verteidigungsbereitschaft eines Volkes untergraben können.

Wir müssen in der Vergangenheit unseres Volkes jene Kräfte aufspüren,
die unter gewandelten äußeren Bedingungen
auch heute noch ein gesundes Nationalgefühl und die natürliche Liebe
zum Vaterland tragen können.

Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke

Karl-Heinz Spieß-Reitmeyer

Die Wirtschaftsstrategie der UdSSR und der USA (I)

Wir bringen nachstehend einen sehr aufschlußreichen Aufsatz aus der Feder eines Fachmannes, der unseren Blick auf ein Gebiet lenkt, das die Ausnutzung und Steigerung der Technik für große Friedensaufgaben und Kriegszwecke überhaupt erst möglich macht und daher unsere besondere Aufmerksamkeit erfordert. Red.

Nach dem Bruch Moskau - Peking steht die Sowjetunion vor der keineswegs leichten Aufgabe, den eigenen Erdölexport, der bis dahin größtenteils in Ostrichtung in das „Reich der Mitte" floß, umzuleiten. Noch 1950 war sie gezwungen, erhebliche Mengen an Steinkohlen, Erdöl und Erdölprodukten einzuführen. Nach Stalins Tod, der zugleich das Ende der **orthodoxen** Planwirtschaft bedeutete, verfügte man 1956 bereits über einen Ausfuhrüberschuß von 7,5 Mill. t. Davon bestand der weitaus größte Teil aus Erdöl und Erdölprodukten. In dem derzeit laufenden Siebenjahresplan — er endete 1965 — stieg die Erdölproduktion beträchtlich über das geforderte, 111 % betragende Plansoll hinaus. Wer soll aber diese, zwangsläufig immer höher steigenden Überschüsse aufnehmen?

Als Absatzmarkt bieten sich die teilweise sehr energiearmen Ostblockländer, die Tschechoslowakei, Polen und die sowjetische Besatzungszone an. Die Sowjetunion muß aber auch notgedrungen nach Westen exportieren, und es beginnt somit ein gefährliches Kapitel weltweit verzweigter Wirtschaftsexpansion. Nicht mehr Waffen allein erzwingen heute Entscheidungen, sondern vor allem Ölleitungen und Tankerflotten. Wie sehr den Russen daran gelegen ist, den anfallenden Ausfuhrüberschuß loszuwerden, geht allein aus der Tatsache hervor, daß die Sowjetregierung u. a. auch Projekte für den Bau weiterer Atomkraftwerke zurückgestellt hat. Die Erschließung und Ausnutzung der reichen, landeseigenen Erdöl- und Erdgasvorräte ist zweifellos weniger kostspielig.

Die wirtschaftliche Lage

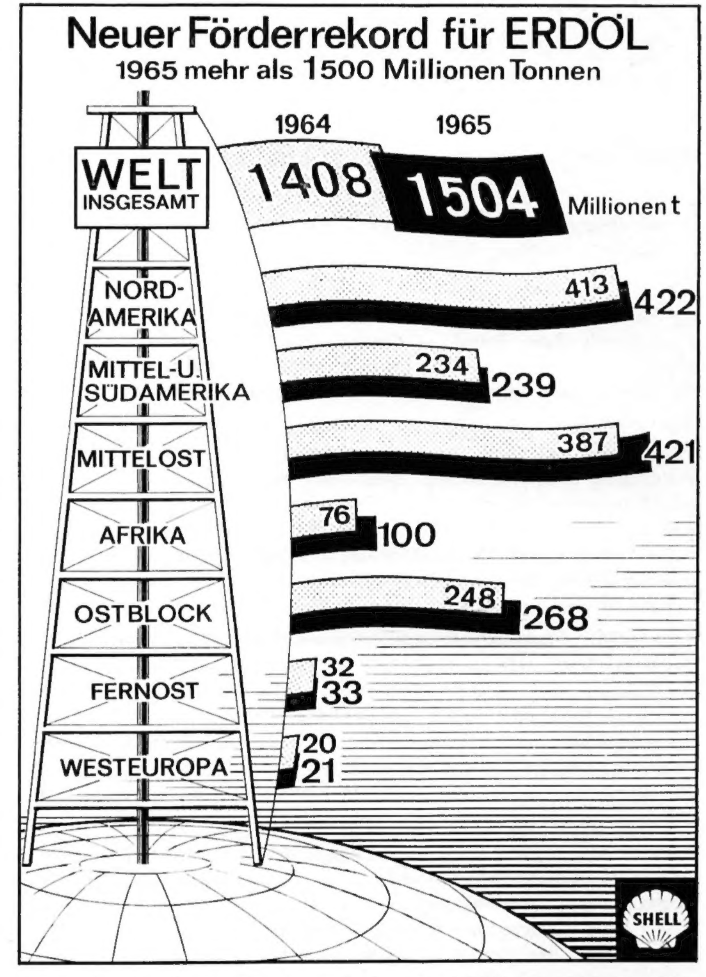
Ein weltwirtschaftlicher Großfaktor wurde das Erdöl schon kurz vor dem ersten Weltkriege. Schon damals begann der Kraftstoffbedarf verschiedener Staaten (jedoch durchweg Industriestaaten) anzusteigen, und ebenso lange führen auch die USA in der Weltproduktion mit weitem Vorsprung. Ihr Anteil betrug 1923 etwa 70 % und war 1942 mit ca. 60 % fast genau so hoch wie 1913. Kurz vor dem 2. Weltkrieg folgte an zweiter Stelle die UdSSR, vor Mexiko und Rumänien. Von 1918—1926 mußte ihn die Sowjetunion an Mexiko und von 1928—1930 sowie im Jahre 1939 an Venezuela abgeben. 1940 eroberte es diesen wieder zurück, verlor ihn jedoch im darauffolgenden Jahr, als Deutschland in der UdSSR einmarschierte. Erst 1961 belegte sie wieder hinter der USA den zweiten Platz.

Auf der Ende August 1958 in Moskau stattgefundenen Konferenz des „Rates für gegenseitige Wirtschaftshilfe" und aus einer weiteren Zusammenkunft Mitte Dezember 1958 in Prag ging deutlich hervor, wie die Sowjetunion ihren mittlerweile unbestrittenen zweiten Platz sichern will: Sie wird in erster Linie ihre mittel- und osteuropäische Einflußnahme verstärken. Auf den Tagesordnungen stand daher vor allem die Verlegung von Ölleitungen von Baku über die Ukraine und Polen nach Schwedt a. d. Oder (zunächst wurde Frankfurt/Oder genannt) und von Galizien über Polen nach Mährisch Ostrau. Das Bestehen dieser mittlerweile verlegten Leitungen ist somit von weitragender wirtschaftlicher und politischer Bedeutung.

Es macht wenig aus, wenn die rumänischen Erdölfelder die kommunistischen Balkanländer versorgen. Sie stehen — auch heute noch — unter sowjetischer „Zweitkontrolle". Viel wichtiger ist aber, daß die von der Sowjetpropaganda so hochgelobten arabischen Länder durch sowjetische Planungsmaßnahmen nach und nach in die zweite Linie zurückgedrängt werden, denn russisches Öl käme schneller, kontinuierlicher und billiger nach Europa.

Nun ergibt jedoch eine sorgfältige lagerstättenkundliche, technische sowie wirtschaftliche Analyse, daß das sowjetische Energiepotential in nicht ferner Zukunft das amerikanische übertreffen wird, falls von Seiten der USA nicht unverzüglich Gegenmaßnahmen eingeleitet werden. Letztere liegen zwar mit 353 Mill. t Jahresförderung immer noch an der Spitze aller Produktionsländer, es ist aber von besonderer Wichtigkeit darauf hinzuweisen, daß die Sowjetunion 1963 mit 20 Mill. Jahrestonnen die absolut größte Zuwachsquote aller Länder zu verzeichnen hatte. Diese Quote übertraf damit die mittlere Steigerungsrate des 1965 ausgelaufenen Siebenjahresplanes um etwa 15 %. Man kann also erwarten, daß die in Kürze zu erwartenden Jahresförderzahlen sich zwischen 230—240 Mill. Tonnen bewegen.

Da aber die amerikanischen Erdölvorräte im Zurückgehen, dagegen die sowjetischen z. Z. noch nicht einmal erschlossen sind, so dürfte um 1970 herum eine Wende in der Erdölgeschichte eintreten. Nach amerikanischen Angaben — und auch aus rein lagerstättenkundlichen Erwägungen heraus — muß weiterhin mit dieser Entwicklung — zunehmende Steigerungsraten in der UdSSR, abnehmende in den USA — gerechnet werden. Vor allem während der nächsten zwei Jahrzehnte kann die Sowjetunion aus dem vollen schöpfen, zumal sie erst 6 %, die Amerikaner jedoch schon 31 % zu Tage gefördert haben. An erdölhöffigen Flächen haben die SU 11,3 Mill. km^2, die USA jedoch nur 4,3 aufzuweisen. Demnach wären von den russischen Gesamtvorräten, einschließlich des noch nicht nachgewie-



Um rund 100 Millionen Tonnen wurde 1965 die Weltförderung des Vorjahres überschritten. Sie erreichte insgesamt 1500 Mio to, das entspricht einer Steigerung um 6,8 %. Allerdings verlief der Zuwachs nicht in allen Teilen der Welt gleichmäßig. Mit 31,3 % nahm er am stärksten wieder in Afrika zu, wo vornehmlich in Libyen, Algerien und Nigeria rund 100 Mio to gefördert wurden.

Die Vereinigten Staaten blieben mit einer Förderung von 383 Mio to auch 1965 das größte einzelne Erdölland, gefolgt von der Sowjetunion mit 243 Mio to und Venezuela mit 180 Mio to. (Aus „Erdölnachrichten")

senen Anteils, erst 2 % an die Erdoberfläche gefördert worden. Die Sowjetunion hat also noch fast den gesamten Erdölvorrat zur Verfügung. Die recht sorgenvolle Zukunftsperspektive sieht nun so aus, daß diese Vorratsförderung den Eigenverbrauch sehr langfristig übersteigt und nicht nur in die kommunistischen Länder, sondern auch nach Westeuropa gelangt. Wenn schließlich die westeuropäische Bedarfsdeckung in ständig höherem Maße in den Griff der Sowjets gelangt, dann bedarf es im Ernstfall nur einiger Kommandos aus Moskau . . .

Die strategische Lage.

Durch das Legen der Ölleitungen werden nicht nur erhebliche Kostengewinne erzielt, es geht hauptsächlich um bestimmte strategische Vorteile. Die UdSSR stoßen deshalb in Räume vor, die schon immer Einfallstore expansierender russischer Armeen gewesen sind.

Da ist zunächst der Ostseeraum, das „Meer des Friedens", wie es die Russen nennen. Vom baltischen Hafen Windau aus zielt die sowjetische Erdöloffensive vor allem auf den skandinavischen Raum. Man will die bisherige Umschlagskapazität mit Hilfe einer neuen Tankerladebrücke auf das fünffache steigern. Eine weitere Ölleitung soll später noch nach den ostpreußischen Häfen Königsberg und Memel führen. Skandinavien hat einen geradezu gewaltigen und ständig expansierenden Ölbedarf. Es bezog 1963 aus dem sowjetischen Ölrevier Kuibyschew etwa 6,4 Millionen Tonnen Erdöl.

Die mittlere Vorstoßrichtung zielt mittels der „Pipeline der Freundschaft" bis an die Ostgrenze der sowjetisch besetzten Zone Deutschlands. Sie wird zunächst einmal nur deren Energiemangel decken können, denn der augenblickliche Jahresdurchsatz der in Schwedt errichteten Ölraffinerie beträgt nur 6–5 Millionen Tonnen. Nach Fertigstellung der zweiten Ausbaustufe wird die Durchsatzkapazität auf das Doppelte ansteigen.

Im Jahre 1963 hat die Bundesrepublik aus der Sowjetunion etwa 4,2 Millionen Tonnen Erdöl eingeführt. Durch Pipelinetransport konnten daher — nach Verlegung der „Freundschaftslinie" — die bisher erheblichen Bahntransportkosten abgefangen werden. Wie gering aber der Kreml die Entspannungschancen in der Deutschlandfrage bewertet, beweist, daß er erhebliche Beträge in der Zonenwirtschaft investiert. In diesem Zusammenhange wollen wir vor allem einen wichtigen Punkt nicht übersehen: Im Verlaufe zweier Weltkriege hat das Deutsche Reich die Norddeutsche Tiefebene als Auf- und Einmarschgebiet gegen Rußland benutzt. Die Sowjetunion schiebt jedoch heute ihre strategischen Positionen in umgekehrter Richtung soweit vor, daß man es kaum mit einem politisch immer wieder propagierten „Sicherheitsbedürfnis" erklären kann. Schwedt an der Oder wäre im Ernstfalle von erstrangiger wirtschaftsstrategischer Bedeutung.

Noch entschieden wichtiger wäre der auf die Porta Hungarica zielende Vorstoß, denn wir werden noch hören, daß die sowjetische Öloffensive auf das süd- und westdeutsche Ölleitungsnetz nicht direkt geführt werden kann. Als Endstation der dafür vorgesehenen Pipeline zogen die Sowjets zunächst Bratislava in Betracht. Jetzt sind die Planungen bereits soweit gediehen, daß sie auf eine südliche, bis nach Ungarn und Jugoslawien reichende Verlängerung abzielen, wobei hauptsächlich der zwischen Leitha-Gebirge und den Kleinen Karpathen gelegene Donaudurchbruch eine bedeutende Rolle spielt. Billiges Sowjetöl würde bis vor die Tore Wiens fließen, so daß auf dem Marchfeld eine zweite Schlacht, in diesem Falle eine Ölschlacht, geschlagen werden könnte, aus der dann die Sowjets als Sieger hervorgingen. Man denke nur an die ersten Vorgefechte, als Moskau 1959 mit der Kontinentalen Motorschiffahrtsgesellschaft in Wien Öltransportverträge abschloß. Man muß befürchten, daß größere Ölmengen dann auch nach der Bundesrepublik gelangen. (Fortsetzung folgt)

Hans Joachim Jung

Gedanken über Kampftruppen der Zukunft

Dieser interessante Artikel bringt manche neue umstrittene Gedanken, die zum Nachdenken anregen und gründlich untersucht werden sollten. Wir hoffen, daß uns Stellungnahmen hierzu gebracht werden. Red.

Im Rahmen des Auftrages der Kampftruppen den unmittelbaren Kampf mit dem Feind — Panzer gegen Panzer, Mann gegen Mann — zu führen, soll untersucht werden, welche Möglichkeiten für eine weitere Entwicklung zweckmäßig sein können.

Das Kriegsbild der Zukunft ist ungewisser denn je. Vom „subversiven Krieg" über den kleinen bewaffneten Konflikt und der Steigerung zum weltweiten Atomkrieg muß sich die Führung auf alle Möglichkeiten einstellen. Organisation und Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung der Streitkräfte müssen der sich rasch entwickelnden Technik geschmeidig angepaßt werden. Wer die notwendigen Folgerungen rechtzeitig erkennt und in die Tat umsetzt, verschafft sich einen entscheidenden Vorteil.

Auch wenn Atomwaffen nicht eingesetzt werden, wirken sie sich durch ihr Vorhandensein auf die Kriegsführung aus. Das Gefecht der Zukunft wird in jedem Fall durch große Härte, hohe Beweglichkeit und Dynamik sowie schlagartige Veränderungen der Lage gekennzeichnet sein. Kampfhandlungen werden zumeist schneller ablaufen; Erfolge können schneller ausgenutzt, Rückschläge rascher ausgeglichen werden. Andererseits kann der schnelle Ablauf des Gefechts zu plötzlich eintretenden Katastrophen führen.

Ziel der Aufstellung der Großverbände des Heeres der Bundeswehr war es — und wird bleiben müssen —, **Großverbände unter Panzerschutz** an den Feind führen zu können. Das Heer sollte damit befähigt sein, konventionelle und atomare Waffen für die Abwehr anzuwenden, die Verbände sollten sich zur Verteidigung wie auch zum Gegenangriff eignen. Ein optimaler Grad an Beweglichkeit war erwünscht, dabei sollte der Soldat auch unter primitivsten Verhältnissen kämpfen können. Mit einer möglichst einheitlichen Gliederung und einem Minimum an Menschen sollte ein Maximum an Kampfkraft erreicht werden und jeder Großverband mehrere Tage — auch in Insellagen — auf sich selbst gestellt kämpfen können.

Sind die Forderungen verwirklicht? Wo sind Verbesserungen noch möglich? Welche weiteren Entwicklungen zeichnen sich ab?

Der Wert einer Waffe wird weitgehend durch die Ausnutzung ihrer taktischen, operativen, eventuell sogar strategischen und politischen Möglichkeiten bestimmt.

SPz und Pz verfügen neben einer **starken Feuerkraft** über eine **schnelle Beweglichkeit** und ausreichende **Panzerung,** wobei letztere am Ende der deutschen Wertung steht.

Die Grenzen der Feuerkraft sind zur Zeit erkennbar; es sei denn, man bezieht die Möglichkeiten des Einsatzes von Atomsprengkörpern vom gep. Kampffahrzeug aus in die Rechnung ein. Die hohe Leistung, z. B. des Kampfpanzers, ist mit einem fast nicht mehr vertretbaren Aufwand an Technik, Geld, Ausbildung und Versorgung erkauft.

Dagegen erscheinen die Möglichkeiten der Beweglichkeit und Schnelligkeit noch nicht ausgeschöpft. Je überlegener der Feind, desto wichtiger ist die Schnelligkeit in geistiger und technischer Hinsicht. Der Erfolg wird erst durch beide möglich. Beweglichkeit im neuzeitlichen Sinne ist die Fähigkeit, sich im Gelände, über Gewässer hinweg und auch durch die Luft zu bewegen. Taktische und operative Ausnutzung der Geländegängigkeit, Wasser- und Luftbeweglichkeit ermöglichen erst einen schnellen zeitlichen und örtlichen Wechsel der Kampf- bzw. Gefechtsart, das rasche Auflockern und Zusammenfassen der Kräfte, die wendige Führung des Feuers, den Wechsel von Feuer und Bewegung und eine ständige Versorgung. Sicher funktionierende Fm-Verbindungen sind ihre Voraussetzung. Die Unabhängigkeit von Wetter und Tageszeit kann durch neue Orientierungsmittel erhöht werden.

Die Stärke des Panzerschutzes wird durch das Gewicht begrenzt. Der Schutz der Panzerung oder die Deckung soll der Feuerkraft und

Beweglichkeit untergeordnet sein. Mehr als ein unbedingt nötiger ballistischer und ABC-Schutz kann nicht gefordert werden, die Unsichtbarkeit in Nebel und Dunkelheit ist oft ein besserer Schutz als Panzerstahl. Die IR-Ausrüstung der Kampftruppen sowie Radar und ein beschränkter ABC-Schutz sind heutige Notwendigkeiten.

Diese neuzeitlichen Möglichkeiten fordern von der Gefechts- und Kampfführung auch neue Formen. Das Gefecht wird **um den Raum** geführt, wobei sich Lücken und freie Räume gegenüber der früheren festen Front, Stellung oder Linie ergeben.

Das Beherrschen von Räumen erreicht man in beweglicher Gefechtsführung, am besten durch Angriff oder auch Gegenangriff. Es erscheint fraglich, ob heute zu Beginn einer Auseinandersetzung noch an dem traditionellen Ziel „die Hauptkräfte des Gegners zu vernichten" festzuhalten ist. Dadurch kann der Gegner, wenn lebenswichtige Interessen auf dem Spiele stehen, zum Einsatz von Atomwaffen gereizt werden. Die Folgen beiderseits sind unübersehbar. Die „Escalation" kann sich schnell entwickeln.

Heute erscheint es ein vernünftiges Ziel, zunächst die **Lähmung gegnerischer Aktionen** zu erreichen. Hierdurch ergeben sich im taktischen Rahmen bis zur strategischen oder politischen Aktion auch Einsatzmöglichkeiten für schnell bewegliche Kampftruppen. Der Krieg in Laos und Vietnam ist ein Beweis für die Wichtigkeit der Beherrschung des Raumes. 1956 haben bewegliche sowjetische Panzertruppen schnell den Aufstand in Ungarn zerschlagen. Im 2. Weltkrieg hat Groß-Britannien in Burma die Burmastraße nach Tschungking durch luftbewegliche Kräfte in Verbindung mit schnell durch den Dschungel herangeführten Truppen angriffsweise geschützt. Gegen Ende des 2. Weltkrieges lähmten Partisanenverbände, wenn sie ihre Aktionen mit angreifenden Kampftruppen abstimmten, die deutsche Versorgung und teilweise auch Führung. Schnell eingesetzte Luftlandeverbände und Marineinfanterie haben in den letzten Jahren als „Feuerwehr" gewirkt, indem sie kleine Konflikte auslöschten, andere verhinderten. Da sich der Westen zahlenmäßig stark überlegenen Landarmeen gegenübersieht, hängt die Erfolgsaussicht des Widerstandes entscheidend davon ab, daß der Verteidiger sowohl strategisch als auch taktisch beweglicher ist. Die USA tragen diesem entsprechend ihren weltweiten Verpflichtungen durch die Neuaufstellungen der **Air Assault Divisionen** und der **Air Mobility Divisionen** Rechnung. Das Projekt TEAM (Test and Evaluation of Air Mobility) kam bei seinen Versuchen zu durchaus beachtlichen Ergebnissen.

Die Beweglichkeit und Schnelligkeit auch der Verbände und Großverbände der Bundeswehr weiter zu steigern, erscheint möglich. Nach voller Aufstellung der Bundeswehr könnten starke Verbände für eine bewegliche Gefechtsführung frei werden. Die Freiheit von der Bindung an einen örtlichen Auftrag ist wichtig, aber erst eine Vorstufe. Um einem angreifenden Gegner „das Gesetz des Handelns" aufzuzwingen, muß die Abwehr aktiv geführt werden; nur so kann der Vorsprung des Angreifers eingeholt und können dem Gegner empfindliche Verluste zugefügt werden. Die dazu nötige größere Beweglichkeit kann sowohl technisch wie organisatorisch gesteigert werden. Noch rollt der größte Teil der Versorgung der Verbände und Großverbände auf Rädern ohne Panzerschutz. Bei einem guten, weitverzweigten Straßennetz ist die Schnelligkeit des Transportes auf Rädern ein Vorteil und sicher auch rationeller. Aber trotz vorhandener geistiger Beweglichkeit und Geländegängigkeit der kämpfenden Teile der Kampftruppen kann die Versorgung schon durch kleinere Sperren, Hindernisse und Zerstörungen im Straßennetz stark gebremst werden. Wenn sie nicht nachkommt, kann auch die Kampftruppe nicht mehr beweglich geführt werden. Es ist deshalb notwendig, auch die Beweglichkeit der Versorgungsteile zu erhöhen.

Die Beweglichkeit bei jedem Wetter und zu jeder Tageszeit, insbesondere bei Nacht, kann durch genaue Erkundung des Geländes erhöht werden. Auch hat der Verteidiger für seine Bewegung den Vorteil der besseren Geländekenntnis. Um zusätzlich aber das Moment der Überraschung auszunutzen, den Feind zu lähmen und ihn zu erhöhten Sicherungsmaßnahmen zu zwingen, sollte ein gut ausgebildeter Verband nachts aber auch über **unbekanntes** Gelände hinweg z. B. Flankenbewegungen ausführen oder in völliger Dunkelheit den Angriff bis zum befohlenen Ziel vortragen können. Es wäre erstrebenswert, abseits vom sogenannten „Bauernlinealen" und über größere Räume hinweg wichtige Ziele zu gewinnen.



Panzersicherung am Wintermorgen. (Foto: dpa)

Die Aufklärung gegen einen nachts angreifenden oder sich schnell bewegenden Verband ist sehr schwer. Schwierig ist es auch, nachts Atomsprengkörper **gezielt** auf einen sich bewegenden Verband einzusetzen, der Riegel und Verteidigung umgeht und abseits der erwarteten Annäherungswege vorgeführt wird. Der Unterstützung durch Pioniere, um den Kampftruppen vorwärts zu helfen, kommt hierbei besondere Bedeutung zu. Eine Verdichtung der Aufklärung und Erweiterung ihrer Ziele in den Feind, um diese Forderungen zu erfüllen, ist daher besonders wichtig.

Jede Umgliederung kostet Zeit. Ein Verband soll sich entsprechend seinem Auftrag, Gelände und der Feindlage gliedern. Das unmittelbare und enge Zusammenwirken der Panzer und PzGrenadiere (SPz) auf dem Gefechtsfeld verbürgt den größten Erfolg. Pz und PzGren sollen sich jederzeit rasch gegenseitig ergänzen und unterstützen können. Es wäre eingehend zu prüfen, ob z. B. die Auffassung, daß die Kp der unterste Verband ist, der nicht unterteilt werden sollte, für die Zukunft noch Gültigkeit behält. Auch das Führungsproblem z. B. bei einem Nachtangriff, im Partisanenraum in dicht besiedelten Geländeabschnitten und beim Kampf gegen luftgelandeten Feind, bei dem sich ein Kampftruppenverband eng vermischt bewegen muß, sollte immer wieder studiert werden. Der Vorschlag in „Truppenpraxis" 9/64 von Hauptmann Schlemmer: „Warum nicht wieder einheitliche Kampftruppen?" wäre untersuchenswert. Eine andere Möglichkeit wäre z. B. schon friedensmäßig in einem Btl 2 PzKp zu je 22 Pz und 2 SPzKp mit 4 Zügen und 1 Grp Mörser zusammenzufassen, die ständig auch im Standort miteinander üben können. Das gegenseitige Unterstellen je nach Lage, Auftrag und Gelände oberhalb der Bataillonsebene würde entfallen. Auch die Umgliederung auf dem Gefechtsfeld wäre meist nicht mehr nötig. Die Versorgung ist unter solchen Verhältnissen leichter zu führen, da der Einsatzraum für eine Einheit nicht wechselt. Der Forderung der TF nach „unmittelbarem und engem Zusammenwirken" kann jederzeit entsprochen werden. Vor allem werden auch das Zusammengehörigkeitsgefühl und damit die Kampfmoral, das Vertrauen zueinander, durch den steten gemeinsamen Kampf gestärkt, wie dies im 2. Weltkrieg immer wieder bewiesen wurde. Die Zahl der Panzer und SPz könnte bei Wegfall der PzGrenBtl (mot) sich erhöhen. Die Kampfkraft und Stoßkraft dieser Verbände würde da-

durch gesteigert. Das leidige Problem der PzAbwehr wäre im „Kampftruppen-Bataillon" leichter zu lösen. Der Verband wäre vielseitiger verwendbar. **Seine schnelle Einsatzbereitschaft wäre höher,** da es nur noch von dem Maß der Alarmbereitschaft abhängt, diese Verbände schnell vom Standort ins Gefecht zu werfen. Dieser Verband könnte zusätzlich z. B. auch Aufklärungsaufgaben übernehmen, die heute für ein PzBtl unmöglich sind. Abgesehen davon sind natürlich Grenadierbrigaden zur Führung des Gefechts im Mittelgebirge bzw. panzerungünstigem Gelände erforderlich.

Die Durchführung dieser Gliederung hätte natürlich auch Folgen für die Führungs- und Kampfgrundsätze beider Waffengattungen (Infanterie und Panzertruppe), die erst in Truppenversuchen (ähnlich LV 58) untersucht und neu erarbeitet werden müßten.



Zur Luftaufklärung setzen amerikanische Heeresfliegereinheiten in Vietnam die Grumman OV-1 „Mohawk" ein. Dieses Flugzeug kann dank seiner außerordentlichen Wendigkeit, seiner Allwettereignung sowie seiner modernen integrierten elektronischen Aufklärungsgeräte die Vietcong-Tätigkeit bei Tag und Nacht ausmachen.

Mit dem Seitensicht-Radar, der in einer zigarrenförmigen Gondel unter dem Rumpf mitgeführt wird, kann der Beobachter den Kommandeuren der Kampfeinheiten sofort Bilder vom Standort des Feindes und seiner Bewegungen elektronisch senden.

Hinsichtlich der **Versorgung** sollte überlegt werden, ob es nicht nützlich wäre, das Btl von der Versorgung zu entlasten und diese auf Brigadeebene durch den G 4 über ein starkes Versorgungsbataillon zu führen. Die Bausteine der Teileinheiten der 1. Kp, z. B. WartungsTrp, BergeTrp und SanTrp, könnten unter Panzerschutz auf Kette organisch zu den Kampfkompanien treten. Die gepanzerten Nachschubgruppen wären in einer gepanzerten Nachschubkompanie zusammenzufassen, mit der ein Versorgungsschwerpunkt gebildet werden kann. Die InstGrp der Btl bilden eine leInstKp, so daß entweder eine vordere oder rückwärtige oder eine Rad- und Ketten-InstKp verfügbar wäre. Die Transportzüge treten zur TransportKp des VersBtl der Brigade. Der BVP entfällt, beim BRVP wird kaum noch abgeladen, nur noch verteilt. Das Btl behält nur noch die vorn zur Führung benötigten Teile der Führungsstaffeln sowie FM-Zug, ErkundungsGrp und Teile der VerbandsplatzGrp. Wahrscheinlich könnten bei dieser Lösung auch Stellen und Kfz eingespart werden oder für eine andere Verwendung frei werden. Dies würde zu einer größeren Beweglichkeit, leichteren Schwerpunktbildung und einfacheren Führung auch in der Versorgung erheblich beitragen.

Weiterhin wäre für den Kriegsfall die **Bereitstellung von Material** für zusätzliche KampftruppenBtl mit gewissem Kaderpersonal vorzusehen, zu denen dann ausgebildete junge Reservisten der Bundeswehr, die länger gedient haben, eingezogen werden. Diese beweglichen, gepanzerten Verbände wären eine sehr wertvolle Ergänzung der Divisionen des Heeres. Sie hätten zudem eine starke Kampfkraft z. B. gegenüber gegnerischen Luftlandeverbänden, die heute bereits über gepanzerte Fahrzeuge verfügen.

Neben den organisatorischen Möglichkeiten ergibt sich aus der fortschreitenden Entwicklung der Technik eine Steigerung der Beweglichkeit durch **Erhöhung der Geländegängigkeit und des Aktionsbereiches.** Leopard und SPz (neu) bringen uns einen Schritt voran. Das Ziel muß eine einfache Versorgung auf allen Gebieten sein. Die Frage der „Einweg-Behälter" für Betriebsstoff und Munition sollte untersucht werden und die Lufttransportfähigkeit von Versorgungsgütern aller Art ohne viel Aufwand an Handarbeit im Vordergrund stehen. Rücktransport von Behältern, Kanistern und Kartuschen bringt unnützen Aufwand. Aber auch die Instandsetzung sowie Pflege und Wartung könnten noch weiter vereinfacht werden. Standardisierung von Schmiermitteln, Munition, Abmessungen, Toleranzen, Gewinden sowie der entsprechenden Werkzeuge gehören dazu. Baugruppenaustauschbarkeit erleichtert die Instandsetzung. Was nützt z. B. der schnelle Wechsel eines PzMotors, wenn nachher in der Werkstatt ein erheblich höherer Aufwand für eine nur kleine Instandsetzung nötig ist? Wegen eines kleinen Hebels kann man nicht jedesmal einen neuen Motor einbauen. Ein Minimum an Pflege und Wartung, ein Maximum an robuster Haltbarkeit und Standfestigkeit, dabei narrensichere Ausbildungs- und Handhabungsmöglichkeit ist bekanntlich für militärisches Gerät unabdingbar. Die technische Ausbildungsmöglichkeit von Wehrpflichtigen ist besonders im Kriege begrenzt. So viele Techniker und Ingenieure, wie sie benötigt, bekommt die Bundeswehr nie. Der heutige junge Soldat kann das Gerät ordentlich bedienen, ihn dazu zu erziehen, es entsprechend gewissenhaft allein zu pflegen und zu warten, ist schon nicht gerade einfach. Alle an der Entwicklung von Wehrmaterial beteiligten Stellen sollten hieraus die notwendigen Folgerungen ziehen.

Der Hang zur Perfektion in der Technik ist stets groß gewesen. Ein Gerät, das heute in die Truppe kommt, ist bereits theoretisch veraltet. An alle Kampffahrzeuge werden immer neue Forderungen gestellt. So soll die Zeit zur Vernichtung des Gegners (im Duell z. B.) abgekürzt werden. Man will eine 100 %ige Vernichtungswahrscheinlichkeit mit dem 1. Schuß erreichen. Das führt leicht dazu, daß man nur davon ausgeht, **welcher Panzer** schneller schießen kann und dabei besser trifft. Und dabei vergißt man dann leicht, daß man eine gep. **Kampftruppe** als Gesamtkonzeption sehen muß, die schnell manövrieren kann. Schon Dschingis-Khan wirkte nicht allein durch gute Bogenschützen, sondern durch die Vielzahl seiner Kämpfer und die Geschwindigkeit und Unabhängigkeit seiner Bewegungen. **Die Geschwindigkeit und Beweglichkeit des Einsatzes von Pz und SPz muß sich daher auf den operativen, evtl. sogar strategischen Bereich ausdehnen (Lufteinsatz), wenn die Möglichkeiten dieser Waffen voll ausgenützt werden sollen.**

Wenn man den Abnutzungsgrad der gepanzerten Kampftruppen bedenkt, kommt der verfügbaren Zahl an gepanzerten Fahrzeugen besondere Bedeutung zu. Also kein Kampf „Panzer gegen Panzer", sondern ein Gefecht zwischen gepanzerten Großverbänden. Der operativ verwendbare Panzer und SPz ist daher für die Kampftruppe unbedingt nötig. Hierbei könnte sogar ein kleiner Nachteil in der Reichweite der Waffe und Vernichtungswahrscheinlichkeit im Panzer-Duell zugunsten einer größeren Beweglichkeit und des Aktionsradius erkauft werden.

Die Entwicklung einer **Panzerfamilie** für KPz, SPz, Artillerie usw sowie jede weitere Standardisierung auf übernationaler Ebene erleichtert Beweglichkeit und Versorgung. Gegenseitige Hilfe im Kampf ist nicht neu. Aber gegenseitige Unterstützungsmöglichkeiten bei der Versorgung und Bewegung ergänzen diese und verbinden Kampftruppen enger mit Führungs-, Artillerie-, Pionier- und technischer Truppe. Gerade im atomaren Gefecht, in dem u. U. selbst primitive Voraussetzungen fehlen können und mit großen Verwüstungen zu rechnen ist, muß die Ausschöpfung aller Mittel und Aushilfen möglich sein. Daher verbürgt nur das Einfache den Erfolg.

Die Grundsätze der taktischen und operativen Führung beruhen heute und auch sicher in Zukunft auf den beiden Hauptelementen des Kampfes: **Feuer und Bewegung.**

Der erhöhten Feuereinwirkung kann bis zu einem gewissen Grade durch erhöhte Beweglichkeit begegnet werden. Überlegene Beweglichkeit kann aber auch eine bestimmte Unterlegenheit an Kräften ausgleichen.

Guderians gepanzerte Großverbände bedeuteten gegenüber den langsamen Infanteriedivisionen für die damalige Zeit einen ähnlichen Fortschritt wie die Schützenlinien der französischen Revolutionsarmee gegenüber der friderizianischen Gefechtsordnung. Die westliche Welt wird kaum in der Lage sein, dem Ostblock gleich-

starke gepanzerte Landstreitkräfte gegenüberzustellen. Der Ausgleich könnte wohl nur — außer durch etwa atomare Überlegenheit — über höhere Beweglichkeit und fortschrittlichere Kampfmittel erfolgen.

Auf die **Luftbeweglichkeit** der USA-Verbände, z. B. in Vietnam, wurde schon hingewiesen. Der Hubschrauber wird zunächst noch hauptsächlich als Transportgerät angesehen. Zwar ist auch jedes Transportmittel eine Waffe. Denn der Schnelltransport mit Hubschraubern gibt dem taktischen Führer ein gutes Mittel für die Führung des Gefechts in die Hand. Aber zunächst ist immer noch an Transport gedacht. Wenn auch schon „Kampfhubschrauber" oder bewaffnete Hubschrauber eingesetzt werden, wird doch der eigentliche Kampf durch ungedeckte, abgesetzte Soldaten geführt. Auch hier wären weitere Möglichkeiten der Rationalisierung für wohlüberlegten Einsatz von Kämpfern und zur Steigerung der Kampfkraft denkbar.

Triebwerke hoher Leistung sind vorhanden; ein Düsentriebwerk ist an sich einfach und robust. Der „Luftpanzer" braucht kein Laufwerk, der zu schützende Raum für die Besatzung kann kleiner sein die Bewaffnung außerhalb der Panzerung angehängt werden. Bei Beschädigung oder Ausfall des Triebwerks bietet die Autorotation eine Möglichkeit, das Gerät zu erhalten. Nachteile sind z. Zt. noch: Ein gewisser Grad an Unstabilität, hoher Kraftstoffverbrauch während des Fluges, kurze Betriebsdauer, lange Ausbildung von Piloten. Aufbauend auf der Gliederung der Brigaden des Heeres könnten Verbände von gepanzerten Kampf-Hubschraubern, gepanzerten Hubschrauberjägern, Transporthubschraubern für abzusetzende Panzergrenadiere, die auch vom Hubschrauber aus aufgesessen kämpfen können, von Versorgungs- und Wartungsluftfahrzeugen aufgestellt werden. Dieser Verband sollte **voll luftbeweglich** sein, er sollte ein Höchstmaß an Feuerkraft, Beweglichkeit, Kampf- und Stoßkraft in sich vereinen, so daß er seinen Auftrag selbständig kämpfend erfüllen kann. Zu den Aufgaben für diesen Verband sollte auch der Angriff auf gepanzerte Verbände gehören. Alle für die Versorgung dieses Verbandes notwendigen Güter müßten für einen bestimmten zeitraum mitgeführt werden können.

Dies könnte den Sprung in der Entwicklung vom **Infanterie**-Groß**verband** über den **gepanzerten** Großverband zum **luftbeweglichen** Großverband bedeuten. Das Ziel größter Schnelligkeit und Vielseitigkeit des Einsatzes wäre damit zu verwirklichen. Dieser Großverband könnte sich ähnlich einem Kriegsschiffverband bewegen; er hat zudem den Vorteil, daß er vorhandene Deckung ausnutzen kann. Den Kampf mit gegnerischen Flugabwehrkräften muß er gegebenenfalls selbst aufnehmen können. Selbstverständlich müßte er in der Lage sein, auch bei schlechter Witterung, und besonders dann, um das Moment der Überraschung auszunutzen, sein Ziel zu gewinnen.

Wenn der Partisanenkampf eine Form des Kampfes ist, bei der die schwächere Seite zu von ihr selbst gewählten Zeiten, selbst bestimmten Orten und selbst gewählten Formen angreift, dann könnten gepanzerte Hubschrauber-Verbände diese Methoden übernehmen bzw. weiterentwickeln, um immer wieder die Handlungsfreiheit zu gewinnen. Im Zusammenwirken mit anderen gepanzerten Großverbänden des Heeres ergeben sich vielfältige Möglichkeiten für die Führung von Gefechten. Eine gegenüber den erdgebundenen Kräften ausgewogene Zahl von Großverbänden, die voll luftbeweglich sind, dürften auch einen an Zahl überlegenen Gegner stärker **abschrecken.**

Zusammenfassend kann festgestellt werden, daß trotz mancher einschränkenden Abhängigkeit von den gegebenen Verhältnissen schon durch eine Fortentwicklung und ein Durchdenken der Möglichkeiten zunächst im taktischen Bereich erfolgversprechende Voraussetzungen für das Gefecht und die Schlacht der Zukunft mit einem überlegenen Gegner geschaffen werden können.

Das Bild des Krieges ist ständigem Wandel unterworfen, neue Kriegsmittel geben ihm immer neue Formen.

Hauptmann Steer

Erzieherische Maßnahmen

Bundeskanzler Erhard besuchte vor einiger Zeit die Heeresunteroffizierschule I in Sonthofen. Er wohnte dem praktischen Ausbildungsdienst und einigen Unterrichten bei. Hauptmann Steer hatte den Auftrag, seinen Hörsaal über die praktische Anwendung des neuen Erlasses „Erzieherische Maßnahmen" zu unterrichten. Dieser Aufsatz zeigt besonders unseren Lesern, die nicht mehr oder noch nicht in der Bundeswehr dienten anschaulich, wie heute „Erzieherische Maßnahmen" angewandt werden sollen.

I.

Der Unterricht wurde folgendermaßen vorbereitet und gegliedert:

1. Die methodischen Hilfsmittel und die technischen Möglichkeiten, die den Lehrgangsteilnehmern an der Heeresunteroffizierschule I (Lehrgang B) zur Verfügung stehen, wurden ausgenutzt.

   Ein Unterrichtsraum mit vier an Rollen hintereinander angebrachten Magnettafeln und ein Prokischreiber standen zur Verfügung.
2. Die Lehrgangsteilnehmer fertigten die Haftbilder selbst an und beschrifteten sie nach der Anlage aus dem Erlaß „Erzieherische Maßnahmen".
3. Bei diesem Unterricht kam es darauf an, auf den theoretischen Kenntnissen über den Erlaß „Erzieherische Maßnahmen" aufbauend, an einem praktischen Beispiel die vielseitige Anwendungsmöglichkeit, besonders auf der Ebene des Unteroffiziers, herauszuarbeiten.

II.

Hauptmann Steer begann nach seiner Meldung an den Herrn Bundeskanzler mit der Feststellung:

„Wir haben im letzten Unterricht die ‚Erzieherischen Maßnahmen' als H i l f e für den Vorgesetzten bei der Ausbildung und Erziehung behandelt. Dabei haben wir gelernt, daß es nach dem Erlaß über „Erzieherische Maßnahmen", der seit Mai 1965 gilt, drei Arten gibt:

— Die ‚Allgemeinen Erzieherischen Maßnahmen',
— die ‚Zusätzlichen Erzieherischen Maßnahmen' und
— die ‚Besonderen Erzieherischen Maßnahmen'.



Tafel 1

Wir haben alle Möglichkeiten der ‚Erzieherischen Maßnahmen' an dieser Tafel schematisch aufgezeichnet und erkennen dabei allein schon an der Platzverteilung, daß die ‚A l l g e m e i n e n Erzieherischen Maßnahmen' viele Möglichkeiten bieten. Für den Unteroffizier sind diese ‚Allgemeinen Erzieherischen Maßnahmen' und deren Anwendung im praktischen Dienst besonders wichtig **(siehe Tafel 1).**

An einem einfachen Beispiel erarbeiten wir nun, wie der Unteroffizier die ‚Allgemeinen Erzieherischen Maßnahmen" anzuwenden hat, denn nur der ist als Unterführer ein guter Vorgesetzter, der die ganze Breite der Möglichkeiten ‚Erzieherischer Maßnahmen' richtig anzuwenden weiß. Gerechtigkeit ist dabei erstes Gebot!

1. Lage **(siehe Tafel 2):**

Sie sind vom Lehrgang B an der Heeresunteroffizierschule I zu Ihrem Truppenteil zurückgekehrt und jetzt Führer einer Gruppe in einer Ausbildungskompanie, die aus folgenden Soldaten besteht:

— dem **Schützen Beck;** er ist willig und geistig gut veranlagt,

den **Schützen Ebert, Daut und Rösner;** sie sind willig, manchmal gleichgültig und nachlässig, geistig durchschnittlich veranlagt,

— den **Schützen Hauf und Ott;** sie sind gleichgültig, geistig ausreichend veranlagt,

- dem **Schützen Fuchs;** er ist unwillig, aber geistig gut veranlagt und

- dem **Schützen Köhler;** er ist unwillig, fast bösartig und unbeholfen.

Ihre Soldaten befinden sich in der 6. Ausbildungswoche, Ihre Gruppe ist im Rahmen des Zuges auf dem StOÜbPlatz. Der Dienstplan sieht folgende Ausbildung vor:

Infanteriegefechtsausbildung:

07.00—09.00 Uhr Gangarten im Gelände
09.15—11.00 Uhr Geländebeurteilung.

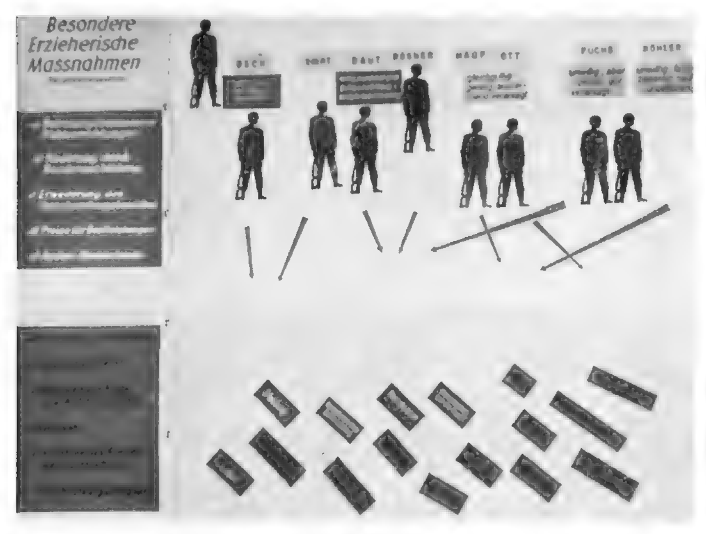
Bis 08.45 Uhr haben Sie festgestellt:

- Die Schützen Beck und Ebert arbeiteten besonders eifrig mit und haben um 08.15 Uhr das gesteckte Ausbildungsziel erreicht.

Die Schützen Daut, Rösner und Fuchs haben sich bis 09.00 Uhr alle Kenntnisse angeeignet, sie gaben sich Mühe und haben ebenfalls das Ausbildungsziel erreicht.

— Die Schützen Hauf und Köhler sind durch mangelnde Mitarbeit aufgefallen. Sie haben das Ausbildungsziel nicht erreicht.

- Schütze Ott hat, obwohl er sich sehr viel Mühe gab, dieses Ausbildungsteilgebiet nicht verstanden und konnte deshalb das Ausbildungsziel nicht erreichen.

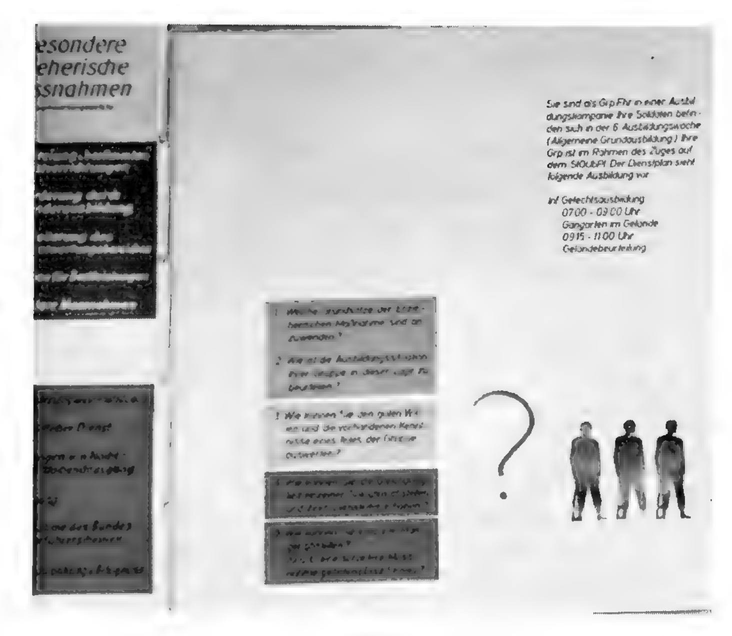


Tafel 2

2. Die Grundsätze zeitgemäßer Menschenführung und die Leitsätze für die Erziehung der Soldaten zwingen Sie auch im Gelände als Vorgesetzten immer, sich selbst prüfend, folgende Fragen vorzulegen **(siehe Tafel 3):**

1. Welche Grundsätze der ‚Erzieherischen Maßnahmen' sind anzuwenden?
2. Wie ist die Ausbildungssituation Ihrer Gruppe in dieser Lage zu beurteilen?
3. Wie können Sie den guten Willen und die vorhandenen Kenntnisse eines Teiles der Gruppe auswerten?
4. Wie können Sie die Gleichgültigkeit einzelner Soldaten abstellen und ihren Diensteifer erhöhen?
5. Wie können Sie erkannte Mängel abstellen?

   Ist u. U. eine schärfere Maßnahme geboten (Meldung an Vorgesetzte)?"



Tafel 3

III.

Der Hörsaal bekam nun vier Minuten Zeit, um

— die Lage und

— die Problematik der Erziehung dieser so verschiedenartigen Menschen

zu durchdenken.

Da jeder Unteroffizier täglich in eine solche oder ähnliche Lage kommen kann, muß er sich die schwierige Kunst der Menschenführung aneignen. Hierzu ist die Kenntnis der „Erzieherischen Maßnahmen" Voraussetzung. Sie befähigt ihn zu korrektem Verhalten in der Ausbildung und Erziehung seiner Soldaten.

Nach Ablauf der vier Minuten wurde der Unterricht in Form einer Diskussion fortgeführt. Im roundtable-Gespräch trugen die Lehrgangsteilnehmer ihre Gedanken zur Behandlung der Soldaten dieser Gruppe vor.

Im einzelnen:

— Zu der Frage 1, welche Grundsätze der „Erzieherischen Maßnahmen" anzuwenden sind, wurde in Kenntnis des Erlasses erarbeitet, daß

  — die **gutwilligen** Soldaten, wie die Schützen Beck und Ebert, aber auch die Schützen Daut und Rösner, in ihren Leistungen **bestätigt** werden müssen;

  — die **gleichgültigen** Soldaten, wie die Schützen Hauf und Ott, **angespornt** werden müssen;

  — die **unwilligen** Soldaten, wie die Schützen Fuchs und Köhler, **auf den richtigen Weg gebracht** werden müssen.

Bei der Untersuchung der Frage 2 ergab sich, daß durch das heutige Ausbildungsergebnis das bisherige Leistungsbild einzelner Soldaten verändert wurde. Daraus gewinnt der Ausbilder neue Beurteilungsansätze. So haben sich beispielsweise an diesem Tage sonst gleichgültige Schützen einmal angestrengt, andere hingegen nur nachlässig an der Ausbildung beteiligt.

Es kam hier darauf an zu erkennen, daß sich daraus eine **individuelle,** wohl durchdachte Behandlungsmethode jedes einzelnen Soldaten ergeben muß.

So entstand die Verbindung zur Frage 3, wie der gute Wille und die vorhandenen Kenntnisse eines Teiles der Gruppe ausgewertet werden müssen. In diesem Stadium der Diskussion wurden die Lehrgangsteilnehmer nun aufgefordert, **konkrete** Einzelmaßnahmen für jeden Soldaten vorzuschlagen.

Als methodische Hilfsmittel waren auf der Magnettafel 2 auf blauem und rotem Papier alle im Erlaß über „Erzieherische Maßnahmen" vorgesehenen Möglichkeiten wahllos angeheftet. Diese sollten nunmehr unter den jeweiligen Soldaten angebracht werden und aufzeigen, welche Einzelmaßnahme angemessen ist.

Der **Schütze Beck,** als der beste Soldat der Gruppe, sollte vor die Front gezogen werden und Gelegenheit bekommen, einzelne Gangarten als vorbildliches Beispiel den Kameraden seiner Gruppe vormachen zu dürfen. Der Unteroffizier erklärt den Rekruten, daß Beck bei einer Wiederholung dieser Ausbildung als Hilfsausbilder tätig sein wird (III. 1. c).

Da Beck schon öfter positiv aufgefallen und geistig gut veranlagt ist, hat die Mehrzahl der Lehrgangsteilnehmer darüber hinaus eine entsprechende Meldung an den Zugführer zur weiteren Förderung seiner Anlagen vorgeschlagen (III. 1. e).

Die mit den Einzelmaßnahmen beschrifteten Haftbilder „Herausziehen vor die Front" und „Meldung" (auf blauem Papier) wurden unter den Schützen Beck geheftet. Im Fortgang wurde bei den übrigen Soldaten entsprechend verfahren.

Der **Schütze Ebert** sollte eine Dienstpause bekommen, weil er, obwohl manchmal gleichgültig, im allgemeinen aber willig, an diesem Tag besonders eifrig mitgearbeitet hat (III. 1. d).

Für die **Schützen Daut und Rösner,** die ebenfalls dann und wann gleichgültig waren, aber an diesem Tag bis zum Ende der vorgesehenen Ausbildungszeit das Ausbildungsziel erreichen konnten, wurde als weiterer Ansporn und als Bestätigung ihres Einsatzes das Herausstellen ihrer Leistung vorgeschlagen (III. 1. c).

Am schwierigsten war die Entscheidung beim **Schützen Fuchs.** Im allgemeinen unwillig, aber geistig gut veranlagt, hatte er an diesem Tag das Ausbildungsziel ebenfalls erreicht. Die Mehrzahl der Diskussionsteilnehmer war sich darüber einig, daß dieses unvermutete positive Ergebnis anerkennenswert ist und zur weiteren Förderung dieses Mannes gewürdigt werden sollte. Einige dagegen wollten diese erstmalig ansprechende Leistung nicht überbewertet wissen und deswegen von einer Anerkennung noch absehen. Nachdem das Für und Wider ausdiskutiert war, bestätigte der Hörsaalleiter die Meinung der Mehrzahl und überzeugte die anderen Lehrgangsteilnehmer von der Notwendigkeit eines Lobes. Das Lob wird Fuchs aus seiner Gleichgültigkeit herausführen, seinen Ehrgeiz anfachen und die Einsicht erwecken, daß sich eine Anstrengung lohnt. Mit dieser Maßnahme erhöht sich die Wahrscheinlichkeit für eine fortschreitende Steigerung seiner Leistungsbereitschaft (III. 1. a).

Die 4. Frage, wie die restlichen Soldaten zu behandeln sind, war für den **Schützen Ott** einfach zu entscheiden. Schütze Ott hat sich an diesem Tag Mühe gegeben, den Ausbildungsstoff jedoch nicht verstanden. Hier waren sich die Lehrgangsteilnehmer verhältnismäßig schnell darüber einig, daß Schütze Ott einer Hilfe bedarf, b e l e h r t werden muß, u. U. im persönlichen Gespräch auch außerhalb des Dienstes (III. 2. a). Eine Anerkennung seiner Mühe darf nicht vergessen werden! Eine Belehrung soll ausschließlich Dinge sachlich richtig stellen und schließt eine gleichzeitige Anerkennung keineswegs aus. Außerdem wird der Schütze Beck angewiesen, dem Schützen Ott in kameradschaftlicher Weise zu helfen und zu unterstützen.

Der **Schütze Hauf,** der durch mangelnde Mitarbeit aufgefallen war, sollte nach dem Diskussionsergebnis z u r e c h t g e w i e s e n werden (III. 2. a), da vorausgegangene Ermahnungen nicht den erstrebten Erfolg brachten. Bei ihm war die Beseitigung des festgestellten Mangels sofort erforderlich.

Der Unteroffizier entscheidet sich für eine Verlängerung des Übungsabschnittes. Der Hilfsausbilder wird mit ihm weiterhin die Gangarten im Gelände üben, solange, bis der Ausbildungsauftrag erfüllt ist. Die dadurch beim nächsten Ausbildungsabschnitt verlorengegangene Zeit muß später nachgeholt werden. Diese Maßnahme ist deshalb dem Zugführer zu melden.

Die Frage 5, wie erkannte ernsthafte Mängel abgestellt werden können, führte die Diskussionsteilnehmer zu eingehender Prüfung der Verhaltensweise des **Schützen Köhler.** Er ist der einzige Soldat der Gruppe, der dem Gruppenführer ernsthafte Sorgen macht, weil er unwillig, manchmal sogar bösartig und, wie diese Ausbildung erneut gezeigt hat, nicht bereit ist, mitzuarbeiten. Seine Kenntnisse liegen auf allen Gebieten unter dem Durchschnitt der Gruppe. Die Diskussion erbrachte, daß hier zwei, von einander getrennte, Maßnahmen erforderlich sind. Als Sofortmaßnahme des Gruppenführers wird der festgestellte Mangel wie beim Schützen Hauf abgestellt. Auch er wird unter Aufsicht des Hilfsausbilders weiterhin die „Gangarten im Gelände" üben.

Zusätzlich mußte aber eine weitere Maßnahme getroffen werden mit dem Ziel, den Schützen Köhler wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Der Gruppenführer ist hier zu einer Meldung verpflichtet (III. 2. c), die den Vorschlag beinhalten kann, den Disziplinarvorgesetzten zu einem zusätzlichen Wiederholungsdienst für den Schützen Köhler zu veranlassen (V. 2. b).

IV.

In den beiden letzten Fällen waren festgestellte Mängel unverzüglich abzustellen. Dabei müssen grundsätzlich die Zulässigkeitsvoraussetzungen beachtet werden. Es ist deshalb Pflicht jedes Vorgesetzten, diese Zulässigkeitsvoraussetzungen **genau zu kennen.**

Sie wurden am Beispiel Köhler erarbeitet. Eine Prokifolie, auf der alle Zulässigkeitsvoraussetzungen zusammengeschrieben waren, diente zur Überprüfung ihrer Kenntnis seitens der Lehrgangsteilnehmer. Sie sollte darüber hinaus die Gewißheit aufzeigen, daß in den Fällen Hauf und Köhler nicht gegen sie verstoßen wurde.

Es ist bindend vorgeschrieben:

Eine erzieherische Maßnahme bei Mängeln ist nur zulässig, wenn

1. der Mangel **tatsächlich festgestellt** wurde;
2. die Erzieherische Maßnahme **dienstlichen Zwecken** dient und keine böswillige Erschwerung des Dienstes darstellt;
3. die Erzieherische Maßnahme in einem **angemessenen Verhältnis** und in einem inneren **Zusammenhang** zum Mangel steht;
4. die Erzieherischen Maßnahmen nicht gegen die **Würde des Menschen bestehende Sicherheitsbestimmungen** verstößt oder die **Gesundheit des Soldaten gefährdet;**
5. die Erzieherische Maßnahme **keiner der in der WDO vorgesehenen Disziplinarstrafen entspricht.**

V.

Zum Abschluß stellte der Hörsaalleiter fest, daß Unteroffiziere einer modernen Armee neben ihrem fachlichen Können auch in der Menschenführung (gründliche) Kenntnisse besitzen müssen. Aus diesem Grunde wird an der Heeresunteroffizierschule neben der methodisch richtigen Ausbildung einer zeitgemäßen Menschenführung besonderes Augenmerk verliehen.





Oberstleutnant H. Kerutt

Die Luftlande- und Lufttransportschule

Unsern Lesern geben wir hiermit einen Überblick über diese dem General der Kampftruppen erst kürzlich unterstellte Schule, die für die Erhöhung der Beweglichkeit konventioneller Verbände als Lehr- und Versuchsstätte von ganz besonderer Wichtigkeit ist. Über den Fallschirm bringen wir in der nächsten Ausgabe einen Artikel. Red.

730 m über dem Meeresspiegel, auf der Grenze zwischen Oberbayern und Schwaben in einer mit Naturschönheiten gesegneten Landschaft an der „Romantischen Straße" des Alpenvorlandes — hier liegt Altenstadt/Schongau, der Standort der Luftlande- und Lufttransportschule. Altenstadt, dessen Wahrzeichen die eindrucksvolle Monumentalität einer romanischen Basilika ist und Schongau, die an historischer Vergangenheit und kulturellem Erbe reiche Stadt im „Pfaffenwinkel", sind nun schon im zehnten Jahre Heimstatt der Ausbildung im Luftlande-/Lufttransportwesen der Bundeswehr.

Sobald die hüglige Moränenlandschaft im Zuge der romantischen Straße Landsberg—Füssen den Blick auf die malerische Stadtkulisse Schongaus freigibt, nimmt das mächtige Kommando- und Lehrgebäude der Schule mit dem alles bekrönenden Fallschirm-Trockenturm auf dem Burglachberg, einem Moränenhügel westlich der Stadt, das Auge des Beschauers gefangen.

Auch dieser Platz hat wie viele andere Stätten des Kreises Schongau eine bedeutsame Geschichte, die sich bis ins 12. Jahrhundert verfolgen läßt, als die Welfen hier eine Burg errichteten.

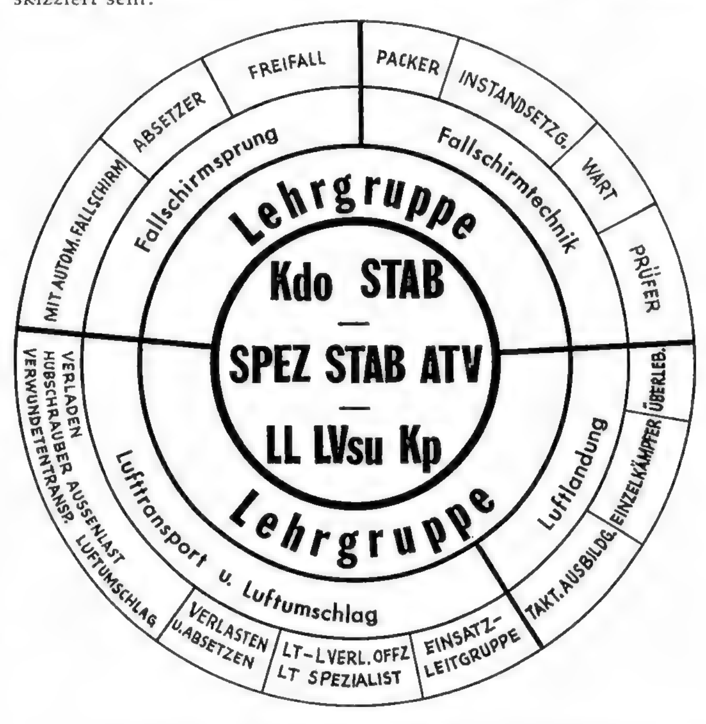
Die Grundmauern des heutigen Gebäudes stammen von der im Jahre 1939 für die Flakartillerie-Schule IV erbauten E-Meßhalle.

1956 begann die damalige Luftlandeschule mit ihrem Aufbau als Schule des Heeres: Wie der Name der Luftlandeschule besagte, sollte sie nicht nur eine Fallschirmspringerschule sein, ähnlich etwa den ehemaligen Schulen Stendal, Wittstock, Braunschweig u. a. Ihr war vielmehr die Aufgabe einer zentralen Ausbildungs- und Entwicklungsstätte für alle Gebiete des Luftlandewesens gestellt.

In enger Verbindung mit amerikanischen und französischen Beratern und nach der Ausbildung des Stammpersonals bei der 11. amerikanischen Luftlandedivision, wo ältere deutsche Fallschirmjäger-Offiziere und -Unteroffiziere mit 80 jungen, körperlich hervorragend trainierten Amerikanern die schonungslose Härte der amerikanischen Sprungsausbildung kennenlernten — nach diesen grundlegenden Anfängen also konnte die Schule bereits 4 Monate später mit der Ausbildung aus eigener Kraft beginnen. Baustein fügte sich zu Baustein: während auf der einen Seite die Installierung von Übungsgeräten, Ausbildungsmitteln, Lehr- und Versuchshilfen und die Einrichtung von technischen Lehrgängen für die verschiedenen Spezialisten des Luftlandewesens fortschritten, konnte auf der anderen Seite die ausländische Unterstützung abgebaut werden. Und bereits nach zweieinhalb Jahren gab die Herbstübung 1958 Gelegenheit, die Bilanz der bisherigen Aufbauarbeit durch Fallschirmsprung eines deutschen Fallschirmjägerbataillons mit Waffen und schwerem Gerät zu dokumentieren.

Die steigende Bedeutung der dritten Dimension für das Heer hat frühzeitig den Impuls ausgelöst, das mit dem Luftlandewesen eng verbundene Lufttransportwesen auf breitere Grundlage zu stellen. So wurde die Schule 1962 zur „Luftlande- und Lufttransportschule" erweitert. Über die bisherigen Aufträge hinaus gehörte von nun an zu ihrem Aufgabenkatalog, für Lufttransport und Luftumschlag das notwendige Spezialpersonal aller „Bedarfsträger" auszubilden. Die Schule ist die einzige ihrer Art in der Bundeswehr; sie ist eine Schule des Heeres und untersteht heute dem General der Kampftruppen.

Der breite Fächer von Ausbildungsgebieten soll im folgenden skizziert sein:



In ihrem Aufbau zeigt die Schule die gewohnte Struktur anderer Waffenschulen des Heeres: ein Kommandostab führt das Ganze nach den Befehlen des Schulkommandeurs; einem Spezialstab für Auswertung, Truppenversuch und Vorschriften (ATV) obliegt die fachliche Assistenz der Lehrtätigkeit durch Hilfsmittel, die er erarbeitet, und die taktisch/technische Planung und Versuchsarbeit, damit mit der Weiterentwicklung Schritt gehalten werden kann.

Was die Schule jedoch in ihrem Arbeitsprozeß wesentlich von anderen unterscheidet, ist ihre stetige enge Zusammenarbeit mit Lufttransportverbänden und Heeresfliegerverbänden: es muß am Boden wie in der Luft ausgebildet werden, also ist die Mitwirkung von Transportflugzeugen und Transporthubschraubern in nahezu allen Lehrgängen obligatorisch.

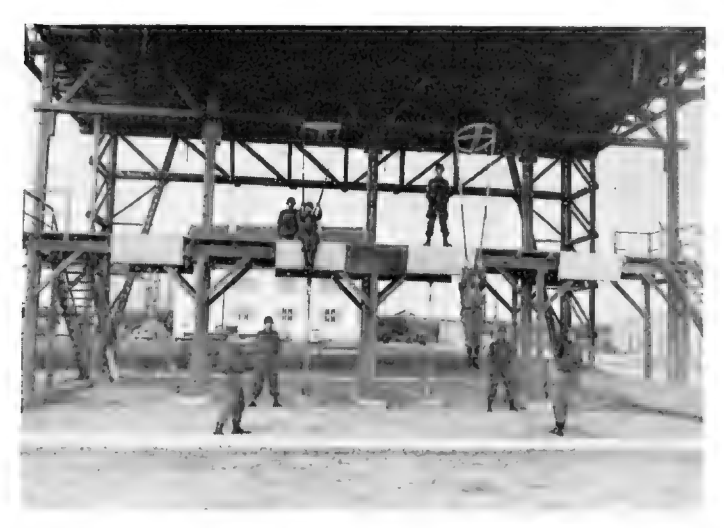
So zeigen auch die Reihen des Stammpersonals und der Lehrgangsteilnehmer das bunte Bild der Uniformen aller Teilstreitkräfte der Bundeswehr.

Im Lehrplan der Schule sind als die wesentlichsten Ausbildungsgebiete

— Fallschirmsprung
— Luftlandung
— Lufttransport, Luftumschlag und
— Fallschirmtechnik

verzeichnet.

Diese Aufgaben teilen sich zwei Lehrgruppen, unterstützt von einer Lehr- und Versuchskompanie mit den notwendigen Spezialisten und einigen Fachlehrern.



Fallschirmsprungausbildung am Pendel

Die **Fallschirmsprungausbildung** ist sehr vielseitig: Sie vermittelt vor allem den Soldaten der Luftlandedivision die Befähigung zum **Fallschirmsprung** mit einem automatischen Fallschirm. Der Lehrgang stellt hohe Anforderungen an die körperliche Leistungsfähigkeit des einzelnen und ist freiwillig. Fünf Absprünge, z. T. auch mit Waffen und Ausrüstung und in der Dunkelheit sind das Ziel der Ausbildung und werden mit einem Fallschirmspringerschein belohnt.

Offiziere und Unteroffiziere mit längerer Sprungerfahrung werden zu **Absetzern** ausgebildet. Nach Abschluß des Lehrganges dürfen sie Personen und Türlasten aus dem Luftfahrzeug absetzen, d. h. sie lenken und überwachen alle Vorgänge, die mit dem Besetzen und Verlassen des Luftfahrzeuges verbunden sind.

Erfahrene Fallschirmspringer erhalten die Möglichkeit, den **militärischen Freifallsprung** zu erlernen, bei dem sie aus verschiedenen Höhen mit einem manuellen Fallschirm abspringen und mit Öffnungsverzögerung eine Ziellandung ausführen müssen.

In der **Luftlandeausbildung** werden Soldaten aller Teilstreitkräfte in speziellen Verhaltensweisen nach Luftlandung geschult. Zweige dieser Ausbildung sind:

— die **taktische Ausbildung** der Führer von Einheiten und Teileinheiten luftbeweglicher Truppen. Sie werden mit den Besonderheiten eines Luftlandeunternehmens vertraut gemacht;
— die Ausbildung von **Einzelkämpfern.** Sie sieht die Heranbildung von Ausbildern (Offizieren und Unteroffizieren) vor, die die Kampfweise des Einzelkämpfers in ihren Truppenteilen lehren sollen. Diese Lehrgänge verlangen als Teilnehmer qualifizierte Soldaten, denn die physischen und psychischen Belastungen sind besonders hoch. Mit Recht darf sich der Teilnehmer nach bestandenem Lehrgang durch ein Ärmelabzeichen als Einzelkämpfer ausweisen, einem Lehrgang, in dem er Sommer wie Winter, Tag und Nacht über mehrere Wochen „Das Leben im Feld" unter besonderen Bedingungen praktiziert;
— die **Überlebensausbildung** für fliegendes Personal der Luftwaffe und des Heeres. Die Soldaten werden unterwiesen, wie sie nach einer Notlandung oder einem Notabsprung im Feindgebiet sich der Entdeckung entziehen, aus dem Lande leben und zu den eigenen Streitkräften zurückfinden können. Diese Ausbildung gleicht, was Härte und zu fordernde Leistungsfähigkeit der Schüler anbetrifft, der Einzelkämpferausbildung.

Die dritte große Ausbildungssparte, **Lufttransport und Luftumschlag,** dient der Ausbildung des Lufttransportpersonals der Streitkräfte:

— Transportflugzeuge und Transporthubschrauber zu beladen und zu entladen, Außenlasten für Transporthubschrauber vorzubereiten und anzubringen, Verwundete ein- und auszuladen,
— leichte und schwere Lasten für das Absetzen mit dem Fallschirm vorzubereiten, sie zu verladen, zu verzurren und fachgerecht abzusetzen.

Dies und anderes sind Tätigkeiten und Kenntnisse, die zur Fachausbildung der Spezialisten gehören.

Fortgeschrittene Führer und Unterführer erwerben die Qualifikation als Absetzmeister oder Lufttransportfeldwebel, als Lufttransportoffizier oder Luftverladeoffizier, werden in den organisatorischen und technischen Fragen, die bei der Vorbereitung und Durchführung von Luftlandung, Lufttransport und Luftversorgung auftreten sowie in der Zusammenarbeit der Teilstreitkräfte ausgebildet und in der Befehlsgebung geschult.

Auch **Flugsicherungspersonal,** das befähigt ist, Absetzplätze zu kennzeichnen, mit den Transportflugzeugen über Funk zu verkehren und den Flugsicherungskontrolldienst im Nahbereich auszuführen, wird an der Luftlande- und Lufttransportschule ausgebildet und für den Dienst in einer **Einsatzleitgruppe** vorbereitet.

Das umfangreiche Sondergerät für Luftlandung und Luftversorgung stellt die Versorgungsführung vor Bedingungen, die ebenfalls nur mit Spezialpersonal erfüllbar sind. Die Leistungsvoraussetzungen hierfür schaffen Lehrgänge, in denen **technisches Personal** wie Fallschirmpacker, Instandsetzer, Warte und Prüfer das Rüstzeug im Rahmen seiner technischen Dienstvorschriften erwirbt.

Dieser Überblick über den Lehrauftrag zeigt: Alles in allem gesehen schafft die Luftlande- und Lufttransportschule für Führung und Truppe die Voraussetzungen, im modernen Gefecht die drei Möglichkeiten der dritten Dimension: Luftlandung, Lufttransport und Luftversorgung zur Steigerung der Beweglichkeit zu nutzen.



Ausbildung im Fallschirmpacken

Darüber hinaus leistet diese Schule einen großen Beitrag zur internationalen Verständigung: Soldaten aus allen Nationen, der NATO-Partner wie der neutralen, besuchen die Schule als Lehrgangsteilnehmer oder zur Information und bleiben auch weiterhin in engem Kontakt zu ihr.

Was kann diesen Beitrag besser charakterisieren als die zusammenfassende schlichte Feststellung einer ausländischen Besuchergruppe: „Der Besuch an der Luftlande- und Lufttransportschule in Altenstadt/Schongau war fachlich interessant und auf dem Gebiet der persönlichen Beziehungen ergiebig."

AUS DEM LEBEN DER SCHULEN

Motorsportliche Erfolge 1965 der KpfTrS II

Es ist eine gute alte Tradition, daß an den Panzertruppenschulen Motorsport getrieben wird. Das war an der alten Panzertruppenschule in Wünsdorf in der Mark Brandenburg so und ist auch heute an der Panzertruppenschule der Bundeswehr in Munster in der Lüneburger Heide noch so. Bei rückschauender Betrachtung gibt sich der Grund dafür schnell zu erkennen: die junge Panzertruppe in ihrer märkischen Heimat war damals die „technischste" Truppe der Armee und sie blieb es auch. Der Umgang mit der Technik, mit dem Motor und dem motorisierten Fahrzeug lag ihr deshalb besonders nahe, weil es das „tägliche Brot" ihres Dienstes war. Der Weg zur Beteiligung an den damals in größerem Maße aufkommenden motorsportlichen Veranstaltungen war dabei nicht weit. Bei den alten berittenen Truppen hatten und haben die Verhältnisse in noch stärkerem Maße genau so gelegen: Pferde und Reiten waren dem jungen Soldaten, Unteroffizier und Offizier nicht nur dienstliche Pflicht, sondern oft auch private Liebhaberei und sportliches Betätigungsfeld.

Ein besonderer Wert motorsportlicher Betätigung von Soldaten liegt darin, daß sie sich dabei in einer dienstlichen Tätigkeit weiter üben und ihre Dienstfahrzeuge in ihrem Leistungsvermögen in weitestem Maße kennenlernen und erproben. Ausdruck des dabei erreichbaren fahrerischen Könnens ist, daß aus den Reihen der alten Wünsdorfer eine ganze Reihe weltberühmter Motorsportler hervorgegangen ist, an ihrer Spitze der Oberfeldwebel Georg Meier, der mehrfach Motorradweltmeister wurde und lange Jahre mit seiner BMW-Rennmaschine in der Halbliterklasse alle Rennpisten der Welt beherrschte. In der Zuverlässigkeit und Beständigkeit seiner Leistungen — die ihm den Beinamen „der Gußeiserne" einbrachten — und in der Eleganz und Sicherheit seines fahrerischen Stils ist der „Schorsch" bis heute unerreicht geblieben.

Fast ebenso reich sind die Erfolge, die die Motorsportler der Panzertruppenschule und der ihr zugehörigen Panzerlehrbrigade in den 10 Jahren ihres Bestehens nach Hause bringen konnten. Manche Vitrine und manche Zimmerwand in Munster läßt sich mit den errungenen Pokalen, Vasen, Plaketten und Urkunden der Wagen-Mannschaft (auf DKW 0,25 to) und der Motorrad-Mannschaft (auf Maico 250 ccm) füllen — von den Einzelerfolgen der Fahrer ganz zu schweigen.



Nicht nur Pferde machen „Levaden" — auch Stahlrösser können das! Oberfeldwebel Lenz bei der Harz-Heide-Fahrt 1965, die er mit Goldplakette beendete. (Foto: Meyer)

Das Jahr 1965 brachte besondere Erfolge. Während die Wagenmannschaft „schlechte Karten" hatte und unter Wechsel der Fahrer (infolge von Verletzungen), dienstlichen und privaten Verhinderungen und technischen Ausfällen bei den Fahrten litt — die Besatzung Hauptmann Filla/Feldwebel Köhler war hier am erfolgreichsten —, kamen die Motorradfahrer gleich zu mehreren großen Erfolgen.

Der Oberfeldwebel Burchard Lenz, „von Beruf" Fahrlehrer-Ausbilder in der Lehrgruppe D der Panzertruppenschule, wurde Bundeswehr-Motorrad-Gelände-Meister 1965, Norddeutscher Meister 1965 und Meister des ADAC-Gaues Niedersachsen der Motorrad-Geländefahrer 1965. Lenz, der bereits im Jahre 1963 das ADAC-Motorsportabzeichen in Gold erhielt, trat 1965 zu 18 Wettbewerben an, fuhr in ihnen insgesamt ca. 6 500 km und brachte nicht weniger als 15 Goldplaketten, 2 Silberplaketten und 1 Erinnerungsplakette nach Munster zurück. Auf Platz 2 der Bundeswehr-Meisterschaft beendete der Stabsunteroffizier Bicking vom Panzeraufklärungslehrbataillon 11 das Motorsportjahr 1965 und auf Platz 3 der Feldwebel Schubert vom Versorgungslehrbataillon 96. Oberfeldwebel Lenz, Feldwebel Schubert und Stabsunteroffizier Fromm vom Panzerartillerielehrbataillon 95 wurden darüber hinaus als Mannschaft Panzertruppenschule/Panzerlehrbrigade Bundeswehr-Mannschaftsmeister der Motorrad-Geländefahrer.

Aber damit nicht genug. In der Klasse der Ausweisfahrer kam der Nachwuchs für die Lizenzfahrer bereits zu ähnlichen großen Erfolgen. Der bereits erwähnte Stabsunteroffizier Fromm wurde hier Bundeswehr-Meister, Feldwebel Rudberg von der Panzertruppenschule kam auf Platz 5 der Bundeswehr-Wertung und Stabsunteroffizier Purwin, ebenfalls von der Schule, kam auf Platz 7.



Der Bundeswehr-Meister 1965, Oberfeldwebel Lenz von der Panzertruppenschule Munster auf der Strecke der Internationalen XI. Norddeutschen 2-Tage-Geländefahrt 1965, auf der er sich eine Goldplakette holte. (Foto: Meyer)

Neben diesen Fahrern, die sich im Jahre 1965 plazieren konnten, birgt Munster aber noch eine ganze Reihe junger, talentierter Motorrad-Fahrer. Um die Zukunft der Zunft der Motorrad-Geländefahrer braucht man also in Munster keine Sorgen zu haben. Schön wär's, wenn sich daraus allmählich ein Motorsport-Zentrum der Motorrad-Geländefahrer entwickeln würde. Die Heidelandschaft und die um Munster gelegenen großen Übungsplätze bieten prächtige Übungsstrecken.

Mit einer solchen Besetzung lassen sich die besten Chancen für 1966 ausrechnen. Den Wagenfahrern möge es glücken, wieder richtig „auf die Beine" zu kommen! An der Unterstützung des Schulkommandeurs, General Philipp, der ein großes Herz für seine Motorsportler hat, wird es bestimmt nicht fehlen.

Sorgen, Hoffnungen, Wünsche — freilich die gibt es natürlich auch. Allgemein wäre eine Vereinfachung und Verminderung der verwirrenden Vielfalt von Veranstaltungen zu wünschen. Und dann — träumen Motorsportler ja immer von neuen Fahrzeugen: die Wagenfahrer von einem neuen NATO-Jeep, der ja nun offiziell angekündigt worden ist, und die Motorradfahrer von einem neuen Bundeswehr-Krad, welches vor allem leichter sein soll als die 310 Pfund schwere Maico, mit der im Wettbewerb mit zivilen Fahrern langsam keine „Blumentöppe" mehr zu gewinnen sind.

Wie dieses neue Krad im einzelnen aussehen soll —? Nun, das würde uns hier zu weit führen, darüber wollen wir uns ein anderes Mal in dieser Zeitschrift unterhalten.

Das ist die nüchterne Bilanz des Motorsportjahres 1965 von Schule und Lehrbrigade zusammengefaßt und ausgedrückt in Plaketten:

Wagenmannschaft:

4 Silberplaketten
5 Bronzeplaketten

Motorradmannschaft:

29 Goldplaketten
9 Silberplaketten
11 Bronzeplaketten
11 Erinnerungsplaketten

Zusammen sind dies:

29 Goldplaketten
13 Silberplaketten
16 Bronzeplaketten
11 Erinnerungsplaketten

Darin sind enthalten:

22 Klassen-Siege und Mannschaftspreise

Eb.

Die Winterkampfausbildung an der Kampftruppenschule IV

Zum Lehrauftrag der Schule gehören, neben Verwendungs- und Pflichtlehrgängen, auch die Durchführung von Sonderlehrgängen. Ziel dieser Sonderlehrgänge, auf die ich im einzelnen noch zu sprechen komme, ist es, Offz, Uffz und UA aller Truppengattungen des Heeres die Kenntnisse zu vermitteln, die notwendig sind, um als Ausbilder für den Winterkampf verwendet werden zu können.

Die Aufgaben sind vielschichtig, verlangen volle körperliche Leistungsfähigkeit und z. T. bestimmte Voraussetzungen in den verschiedenen Lehrgängen. So ist beispielsweise skiläuferisches Können unbedingte Voraussetzung, um am Lehrgang für skibewegliche Teileinheiten teilnehmen zu können. Eine Tatsache, die leider nicht immer berücksichtigt wird und die zu Schwierigkeiten im Lehrgangsablauf führt.

Selbst auf die Gefahr hin Bekanntes zu wiederholen, möchte ich doch einige Gedanken bringen, die die Notwendigkeit der Winterausbildung beleuchten sollen. Auf die Tragödie des Winterfeldzuges von 1941 will ich dabei gar nicht eingehen. Sie ist allen Beteiligten noch in bester Erinnerung. Schon allein die Tatsache, daß in unseren Breitengraden rund ein Viertel des Jahres winterliche Verhältnisse vorherrschen, sollte genügen, die Notwendigkeit einzusehen. Daß ein evtl. Gegner uns in dieser Ausbildung um einiges voraus ist,



Winterkampfausbildung — Panzer im Hochgebirge. (Foto: Freytag)

sei noch erwähnt. Schnee, Eis, tiefe Temperaturen, verwehte und vereiste Straßen, Schlamm und Nebel setzen einer Einheit oft mehr zu als die Wirkung feindlicher Waffen. Es führt nicht selten zur Lähmung aller Bewegungen. Dieser Umstand wird zwar nie ganz ausgeschaltet werden können, doch läßt sich durch sinnvolle Ausbildung manches vermeiden.

Die Tatsachen sind bekannt und erkannt. Beweisen möchte ich es durch einen Erlaß des Ministeriums, in welchem es u. a. heißt: „Die Soldaten sollen ihren Auftrag unter jeden denkbaren Bedingungen des Geländes, des Wetters und der Jahreszeit ausführen können." Und weiter im gleichen Erlaß: „Den Schwerpunkt bildet zunächst die Ausbildung der Führer und Unterführer."

Diese gestellten Forderungen werden an der KpfTrS IV erfüllt. In drei verschiedenen Lehrgängen werden Offz und Uffz im Winterkampf ausgebildet. Der Lehrgang „Winterkampf aller Truppen" hat zum Ziel, Ausbilder für den Winterkampf vorzubereiten, die dann wiederum bei ihren Einheiten die Ausbildung fortsetzen sollen. Verständlicherweise liegt der Schwerpunkt in der Infanteriegefechtsausbildung, die auf Besonderheiten der winterlichen Verhältnisse abgestimmt ist. Ergänzt wird die Ausbildung in all jenen Gebieten, die durch Einfluß winterlicher Verhältnisse ein Abweichen erfordern. Hier seien erwähnt:

— Sanitätsausbildung
— Pionierausbildung
— Fernmeldeausbildung
— Schießausbildung.



Bergung eines Kampf-Panzers M 47 durch Berge-Panzer.

Die InfGefAusb legt Schwerpunkt auf:

— Orientieren im winterlichen Gelände
— Bau von Winterbiwak (Schnee-Eis-Zweighütten)
— Bau von Feldstellungen
— Bewegungen auf dem Gefechtsfeld
— Tarnen im Winter.

Der Lehrgang „Winterkampf für skibewegliche Teileinheiten" hat zum Ziel, Offz und Uffz zu Spähtruppführern auszubilden. Krönung der Ausbildung ist der Jagdkommandoführer, der weit abgesetzt von seiner Truppe, selbständig führt.

Teileinheiten des Heeres sind mit Ski ausgerüstet und müssen für diese Aufgabe herangebildet werden. Eine wesentliche Behinderung dieser Ausbildung, das passende Schuhwerk für eine Skibindung, konnte durch eine Entwicklung der Schule beseitigt werden. Es wurde hier eine Skibindung entwickelt, die zu jedem Schuhwerk paßt.

Dem Lehrgangsziel entsprechend, ist der Lehrstoff. Neben Weiterbildung im skiläuferischen Können, das unbedingte Voraussetzung ist, wird InfGefAusb, SanAusb, PiAusb und SchießAusb unterrichtet.

„Skijagdkommando mit Pulk auf dem Marsch." (Foto: Freytag)



Die dritte Lehrgangsart „Fahren und Pflege von R/K-Kfz im Winter" trägt den Erfordernissen der Motorisierung Rechnung. Jedem Autobesitzer sind die Unbilden der Witterung ein Alptraum. Statistiken zeigen ein steiles Ansteigen der Unfallkurven bei Beginn des Schneefalls. Ursache ist sowohl menschliches Versagen als auch technischer Mangel. Darum ist es Ziel der Ausbildung, diese Ursachen aufzuzeigen, Fahrlehrer und Kraftfahrer so auszubilden, daß eine Beweglichkeit der Truppe auch bei extremen Ausnahmefällen erhalten bleibt.

Die Ausbildung erstreckt sich auf:

- Technischer Dienst im Winter
- Erweiterung der Fahrpraxis im winterlichen Gelände und auf ungeräumten Straßen
- Bergen von Fahrzeugen
- Pflege und Wartung von Kfz im Winter.

Schließen möchte ich mit den Worten des Obersten der Roten Armee, M. P. Dukatschew, der in seinem Buch „Infanterie im Gefecht" schreibt: „Die sowjetischen Truppen führen ihre Gefechtshandlungen auch bei Schlamm, Schnee und Eis durch. Dies sind Erschwernisse, die die Kampfkraft der Truppe herabsetzen können, wenn nicht die verschiedenen Maßnahmen getroffen werden."

Besucherliste der KpfTrS IV 1965

14. 1.	Indischer BrigGen Nc Rawlley und indischer Heeresattaché BrigGen Kaul
27. 1.	30 Journalisten aus der BRD und Wochenschau
28. 1.	Generalinspekteur General Trettner
26. 1.	Befehlshaber im WB VI GenMaj Heß
12. 1.	Generalstabslehrgang M 64 mit 13 Ausländern
18. 2.	6. Generalstabslehrgang
19. 3.	Inspekteur des ital. Heeres General Forlenze
4. 7.	Mil.Bischof Dr. Franz Hengsbach
19. 7.	9. Attaché Einweisungslehrgang
20. 7.	Kadetten West Point
16. 8.—29. 8.	Major Schadwar (Iran)
1. 9.	28 Journalisten (Besuch von Schulen am Alpenrand)
22. 9.	2 Abschlußklassen Menzelschule Berlin
23. 9.	Abschlußklasse Gymnasium Garmisch-Partenkirchen

Im Jahre 1965 wurden in 15 verschiedenen Lehrgangstypen 1733 Lehrgangsteilnehmer ausgebildet.

Auf den Spuren des Büffels

Auf originelle Art sorgt das zur 12. Panzerdivision gehörende Panzerbataillon 363 in Külsheim für gute Kontakte zur Zivilbevölkerung: All jene, mit denen die Soldaten ständig zu tun haben — Polizisten, Förster, Bürgermeister, Ärzte oder Postbeamte —, werden einmal im Jahr zu einem Geschicklichkeitsfahren eingeladen. Zur FRANKENSTREIFE. Noch enger wie auf dieser Fahrt können die Kontakte zwischen Zivilisten und Soldaten wohl kaum noch werden. Denn jede Mannschaft besteht aus vier Fahrzeugen: zwei Privatwagen und zwei Bundeswehr-0,25 to. Auf Sieg oder Nichtsieg ist jedes Quartett durch das Los miteinander verbunden. So gut wie sich die vier Fahrer und Beifahrer eines Teams einspielen, so gut sind ihre Chancen.

Und der Gastgeber, Oberstleutnant Weisbach, Kommandeur des Panzerbataillons 363, ist mit dem Echo dieser sportlichen Kontakte sehr zufrieden. 60 Fahrzeuge aus dem zivilen und militärischen Bereich waren bei der 2. Veranstaltung am Start erschienen. 100 Kilometer war die Strecke lang, die ins fränkische Land zwischen Külsheim, Walldürn und Hasloch am Main führte.

Der Büffel wies zu den entlegensten Waldwegen. Ruhigen Dörfern abseits großer Straßen verhalf er zu knatternden Motoren. In die friedlichste Bauernstube brachte das Wiederkäuertier aufgeregte Autofahrer. Wo der Büffel hinführte, da tat sich etwas. Das Wappentier des Panzerbataillons 363 zeigte den Weg der FRANKENSTREIFE 65.

Der Chef der Ausbildungskompanie 10/12, Oberleutnant Bletschacher, hatte wie im Jahr zuvor die abwechslungsreiche Route zusammengestellt und sich originelle Fragen und Aufgaben einfallen lassen. Es wurde den Teilnehmern nicht leicht gemacht. Nicht nur, daß sie ihr Fahrzeug beherrschen mußten (streckenweise ging es im wahrsten Sinne des Wortes über Stock und Stein), sie mußten auch ihren Geist anstrengen, Kombinationsvermögen beweisen und im Kartenlesen vertraut sein. „Der Zeitbedarf für die FRANKENSTREIFE 65 beträgt 240 Minuten", schrieb das Aufgabenheft vor. Wer gewinnen wollte, mußte genau 240 Minuten nach dem Start wieder durchs Ziel fahren. Keine Minute früher, keine später. Der Tip des Fahrleiters: „Geschwindigkeit ist daher Irrtum!"

So war die FRANKENSTREIFE auch kein Wettrennen, sondern vielmehr dazu angetan, die Augen aufzumachen. Das Aufgabenheft verhalf zu einigen hübschen Ausflügen in die Geschichte des jeweiligen Ortes. Viele Fragen bezogen sich auf die Vergangenheit. Wie gut die Fahrer mit ihren Autos vertraut waren, das mußten sie nicht nur auf verzwickten Waldwegen beweisen, das hatten sie auch auf dem Geschicklichkeitsparcours zu zeigen. Rückwärts an ein Hindernis fahren, Spur halten, einparken — das Metermaß war ein unbestechlicher Bewerter. Letzte Station, bei der jede Mannschaft noch einmal komplett sein mußte, bevor sie ins Ziel fahren durfte, war der Schafhof in der Nähe des Klosterdorfes Bronnbach an der Tauber. Hier wurde das Steuer mit dem Sattel vertauscht. Nicht bei jedem ging das Reiten ohne blaue Flecke ab. Vorsorglich tröstete das Programmheft: „Stürze können am Abend durch eine Flasche Sekt vergessen gemacht werden."

Aber auch wer sich wacker im Sattel gehalten hatte, nippte beim abendlichen Beisammensein der Teilnehmer und Veranstalter an jenem edlen Getränk. Und den Siegern gebührte es in doppeltem Maße. Hausherr Oberstleutnant Weisbach überreichte die begehrte Siegestrophäe, den Pokal für die beste Mannschaft, an: Erhard Häuslein, H. Wacker, Hauptmann von Lossberg und Leutnant Rössler.

Und all jene, die weniger gut über die Runden gekommen waren, trösteten sich mit dem olympischen Gedanken: teilnehmen ist alles.

Karl-Rüdiger Siebert

Leo Frhr. Geyr von Schweppenburg

Über den Neuaufbau der deutschen Bundeswehr

Wie wir bereits auf der Manschette mitteilten, werden wir in diesem Jahr die Entwicklung der einzelnen Waffengattungen der Kampftruppen in den ersten 10 Jahren bringen. Über den allgemeinen Aufbau der Bundeswehr bzw. des Heeres sind inzwischen in anderen Zeitschriften so viele Artikel erschienen, daß wir nachstehend nur eine auszugsweise Übersetzung eines in einer führenden englischen Zeitschrift erschienenen Beitrages bringen wollen. Der Verfasser — lange Zeit deutscher Militärattaché in London und Brüssel vor dem 2. Weltkrieg, zuletzt General der Panzertruppe — erfreut sich, besonders auch im Ausland, eines hohen Ansehens. Seine Artikel regen stets zum Nachdenken an. Red.

Verliert die Politik den Krieg,
gerät das Militär in Mißkredit.
Hans Kasper

Ein welterfahrener französischer Militärattaché in London, der damals dort Doyen war, teilte 1933 seinem in der britischen Hauptstadt neu eingetroffenen deutschen Kollegen einige Apercus über das dortige etwas einseitige Berufsklima und das Verhältnis der Politiker zu den führenden Soldaten mit. Eines davon lautete in gallischer Klarheit: „Nach hiesiger Ansicht versteht kein englischer General irgendetwas von militärischen Dingen. Das ist nur Zivilisten gegeben." —

Dieses innerpolitisch bestimmte klimatische Tief für Generale scheint sich später nach Deutschland verlagert zu haben.

Jede militärische Führungsfrage ist in erster und letzter Linie eine solche der *Persönlichkeit*. Das ist eine Kernfrage in allen Dienstgraden. Jeder militärische Bereich ist ferner seiner Natur und Struktur nach *hierarchisch*. An diesen psychologisch begründeten Erfahrungsgrundsätzen ändern weder Zeit noch die verschiedenen Spielarten demokratischer Staatsformen irgend etwas.

Das Verhältnis zwischen politischer und militärischer Führung bedarf — bei voller Anerkennung des Primats der Politik im demokratischen Staat — einer sehr ausgewogenen Regelung. Die Verwischung oder einseitige Verschiebung der Grenzen zwischen den beiden Gegenpolen muß die innere und äußere Schlagkraft der Armee gefährden. *Über*betonung ziviler Kontrollen kann die Schlagkraft der Armee herabsetzen oder sogar paralysieren. Ob und inwieweit dies bei der Bundeswehr der Fall ist, mag der Leser überdenken.

Läge eine solche Verschiebung des Gleichgewichts und damit eine Gefährdung der Leistungsfähigkeit der Armee tatsächlich vor, so dürfte eine fehlerhafte Grenzziehung kaum auf das Sollkonto der Bundeswehr zu buchen sein. Aufgrund seiner Erfahrungen bis zum Eintritt der überaus ernsten Lage von Dünkirchen schrieb der damalige Chef des Britischen Reichsgeneralstabes in verständlicher Bitterkeit:

„Die wirkliche Krankheit in der militärischen Stellung besteht in ihrer völligen Unterordnung unter zivile Führung. Es geht bis in Einzelheiten."

„Es war einmal" ein genialer württembergischer Stabsarzt des Namens Friedrich Schiller. Durch seinen Vater, einen alten Soldaten, war ihm manches vom damaligen Gedankengut von Jugend auf vertraut. Seinem schwäbischen Herkommen nach hatte „der Schiller" zudem in sich etwas vom „Rebellen im Blute". In seiner Jugend hatte er auf der Karlsschule zu allem noch unter einem übertriebenen Drill zu leiden gehabt. Trotzdem ist er es, von dem das Wort stammt: *„Der Soldat muß sich können fühlen."*

Wenn man darüber nachdenkt, ob die Überlegungen des Schöpfers der Wallensteintrilogie auf die derzeitige psychologische Situation der deutschen Bundeswehr zutreffen, so entsteht die Frage, ob dem deutschen Soldaten von seiner Staatsführung und von seiner Nation die Voraussetzungen in genügendem Ausmaße zugebilligt werden, *„sich zu fühlen"*. Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Uniformen und Fahnen genügen nicht.

Das Verhältnis zwischen Bundeswehr und Bevölkerung läßt zu wünschen übrig. Das deutsche Verteidigungsministerium will dies zwar nicht wahrhaben. Um darüber sachlich urteilen zu können, muß man aber die Stellung der alten Armee im Volke gekannt haben, des „Kleinen Gardeoffiziers" im Norden, wie des Schwalangschers (Cheveauleger) in Bayern im Süden. Bekannte Lieder wissen davon. Der Vergleich des Verteidigungsministeriums mit den Verhältnissen in anderen demokratischen Staaten ist abwegig. In der demokratischen Schweiz „liebt man doch wahrhaftig anders".

Wenn im übrigen im deutschen Raum ständig vom *„Staatsbürger in Uniform"* geredet wird, so muß die Gegenfrage erlaubt sein, wie es eigentlich um den *„deutschen Staatsbürger in Zivil"* steht. Landauf, landab streitet man unter Berufung auf die Demokratie für seine *Rechte*. Von den *Pflichten*, die in einer echten Demokratie eine beachtliche Rolle spielen, ist wenig die Rede. Da geht die Trommel mit gedämpftem Klang.

Eine jahrzehntelange Berufserfahrung im Frieden und im Kriege scheint einige Bemerkungen zu rechtfertigen:

Der Neuaufbau der Bundeswehr war der schwerste Aufbau einer Armee in der stürmischen und wechselvollen deutschen Heeresgeschichte.

Es handelt sich nicht darum, bestimmte Vorwürfe zu erheben. Es handelt sich um eine Diagnose der Ursachen von unzweifelhaften Schwächen. Admiral Heye hat mit überkommener Zivilcourage einen Teil der wirklichen Sachlage aufgewiesen. Er hat mit Recht auf die Gefahren gedeutet, die sich aus der psychologischen Situation der Bundeswehr für die Armee ergeben könnten. Es liegt aber keineswegs in erster Linie an den Offizieren und Unteroffizieren, die im wesentlichen allein in den Beurteilungsbereich des Admirals und seines Amtes fielen.

Die deutschen Archive und manche Zusammenhänge im innersten Kreis beim Aufbau der Bundeswehr sind bisher nicht geöffnet. Vielleicht wird auch manches, was sich zwischen Kanzleramt und US-Regierung in diesem Zusammenhang abgespielt hat, der Öffentlichkeit nie voll bekannt.

Es steht aber doch geschichtlich fest, daß die US-Regierung zuerst in nachdrücklicher Form und mit vollem Erfolg die Auflösung der deutschen Wehrmacht betrieben hatte. Nach dem Koreakrieg forderte sie in einer Kehrtwendung von 180 Grad die beschleunigte Aufstellung von 12 deutschen Divisionen. Der US-Beauftragte für diese Verhandlungen, einschließlich der sogenannten *„personellen Empfehlungen"*, war in den *geheimen* Konferenzen der General Hays. Es dürfte „nicht im öffentlichen Interesse" sein, die Einzelheiten dieser Verhandlungen, soweit sie bekanntgeworden sind, zu verbreiten.

Hitler hat es fertig gebracht, ganze deutsche Generationen verbluten zu lassen. Das unübersehbare Heer der Gefallenen würde heute die bestimmenden Männer stellen, die „die Geschichte machen". Ihr Fehlen wirkt sich in vielfacher Hinsicht bitter aus. Das Zerbrechen des deutschen Schwertes hat eine typische Reaktion ausgelöst.

Die öffentliche Meinung ist aus einer Überbewertung des Militärischen in das gegenteilige Extrem verfallen.

Die betonte Ablehnung nicht etwa nur berechtigt umstrittener Einzelerscheinungen, wie Ludendorff, sondern generell des preußischen Soldaten- und Führertums durch einen so klugen Mann wie Adenauer ist in hohem Maße unsachlich. Adenauer hat seine Auffassung, daß „das preußische Staatsraisondenken und der preußische Militarismus den *„Geist des Ostens* enthalte", seit dem Jahre 1919 nie geändert. Man kann bei einer derartigen Einstellung zum doch bewährten Soldatentum kein positives Echo von den Trägern und Erben dieses und des deutschen Schicksals erwarten. Auch die Nation hatte zwei opfervolle Großkriege und Leid im Übermaß erlebt.

Es gibt wohl kein europäisch demokratisches Parlament, bestimmt nicht die sogenannte „Mutter der Volksvertretung", das House of Commons, das so frei von *älteren*, erfahrenen militärischen Fachleuten ist, wie der deutsche Bundestag.

Im übrigen billigt dieses englische Parlament über den üblichen Titel der Volksvertretung „Ehrenwertes Mitglied" hinaus ehemaligen Berufssoldaten kennzeichnenderweise die Bezeichnung „Ehrenwertes und tapferes Mitglied" zu. Verdiente Soldaten sind selbstverständlich auch im Oberhaus vertreten.

Bei technischen Ausbildungs- und militärischen Erziehungsfragen ist Erfahrung vor allem in *Friedensausbildung* Voraussetzung. Außerdem schaffen Erlebnisse auf den Schlachtfeldern des 2. Weltkrieges — auch unter den völlig veränderten Kampfbedingungen des Atomzeitalters — einen unentbehrlichen Instinkt für die Zweckmäßigkeit von Entscheidungen, die die zukünftige Verstärkung der Wehrbereitschaft betreffen.

Die Kriegserfahrung eines Bataillons- oder Regimentskommandeurs reicht dafür nicht aus. Nicht umsonst lag früher mit Recht die hauptsächlichste Verantwortung für die Friedensausbildung im „verruchten alten System" bei den Kommandierenden Generalen. Man denke dabei an Persönlichkeiten wie Colmar von der Goltz, an den Grafen Haeseler, den alten groben Gottlieb, von französischer Seite als le vieux diable de Metz benannt.

„Und wenn die Bürger sich privat begegnen, sagen sie dann nicht zueinander: ‚Unsere Soldaten taugen nicht viel'."

Plato „Die Republik" 427—347 v. Chr. in „Der Staat".

Die deutsche Armee mußte bei dem politisch stürmischen Wechsel des letzten halben Jahrhunderts die Staatsformen von Kaisertum, Republik, Diktatur und nochmals Republik durchlaufen. Sie folgte dabei als Trabant der jeweiligen politischen Entwicklung. Dieser Wechsel vollzog sich im Rahmen eines *gleichzeitigen* Wandels der sozialen und der *psychologischen Struktur* der Nation.

Die naturgemäße Folge war, daß sich Gesicht und Gefüge des jeweiligen Führerkorps der bewaffneten Kräfte veränderten — nicht nur zu ihrem Vorteil. Das Offizierkorps verlor die einheitliche Prägung.

Einer der nachdenklichsten und gescheitesten Soldaten der 2. deutschen Republik hat vor 1 ½ Jahrzehnten auf eine nicht einfache Frage eine klassisch treffende Antwort gegeben. Er tat dies, ehe er zum zweitenmal den Offizierberuf, nunmehr in der Bundeswehr, wählte. Die Fragestellung zielte auf die Wertbeständigkeit des dem Wehrwesen psychologisch artverwandten Jesuitenordens und auf dessen vielfache Anfechtungen im Ablauf seiner gleichfalls stürmischen Geschichte.

Hier die damalige Antwort:

„Die jesuitische Erziehungsschule hat nie ihre lebendige Mitte — den Glauben — verloren, wohl aber die deutsche Armee. Nachdem es die Krone nicht mehr gab, *gelang es bis 1933 nicht, eine neue Mitte zu schaffen.* Hitler war keine Mitte, sondern die Fatamorgana einer solchen."

Diese Erwägungen führen unmittelbar zu einer weiteren Feststellung. Die Seele jedes Soldaten braucht eine *Idee*, an die er glaubt und möglichst ein *menschlich-persönliches*, truppennahes *Leitbild.*

Beides kann sich ihm später als Irrtum erweisen. An der mindestens zeitweisen psychologischen Wirkung ändert das nichts.

Wir verweisen dabei auf Namen wie Kutusow, Napoleon, Scharnhorst und Blücher; aus der neueren deutschen Heeresgeschichte auf Lettow-Vorbeck und Guderian. Ihnen folgte der Soldat, auch in den Tod. Sie kannten die Seele des *Front*soldaten aus eigenem Schlachtfelderleben. Wenn noch so kluge und vaterländisch gutwillige, aber nicht in allen Fällen ausreichend truppenerfahrene Generale eine Armee vom Nullpunkt aufbauen sollen, *noch dazu auf fremden Befehl*, fehlt der psychologische Gegenpol beim Empfänger, zumal *wenn von oben her die erhaltenswerten Teile einer großen Tradition* nicht ausreichend gefördert, sondern möglicherweise sogar geschmäht werden.

Als der Franzose Carnot in der französischen Revolution eine Armee neu formen sollte, hatte die Truppe das Fundament einer revolutionären Idee. Dasselbe traf 120 Jahre später für den Sowjetrussen Trotzki zu. Der Bundeswehr fehlt ein solcher Antrieb.

Den Ausschlag in allem Schwanken von politischen Köpfen, wie Lenin, Trotzki, Frunse, gab bei der Bildung des Fundaments der Roten Armee der *General*, der *Russe* Tuchatchewski.

Daß er und seine zaristischen Mithelfer, wie Kork und andere Generale, später ins Genick geschossen wurden, war eine russische Form des „Danks des Vaterlandes" an seine Soldaten.

Die Entwicklung einer neuen Idee ist in Deutschland notwendig. Sie muß vom Politischen kommen. Es ist Aufgabe des Soldaten, sie ins Militärische zu übersetzen.

Die Frage des persönlichen militärischen Leitbilds im Zuge des Aufbaus der Bundeswehr war praktisch kaum mehr lösbar. Anders war es mit der Forderung nach Auswertung von Erfahrungen in kriegsnaher Friedensausbildung. Die Verfügbarmachung von leitenden Soldaten mit solchen Erfahrungen auf höherer Ebene war beim Neubau der Bundeswehr aus Altersgründen kaum möglich. Ohne den allgemeinen Generalkomplex nach der Niederlage hätte man ihr Wissen aber im Bundestag bzw. in dessen Verteidigungsausschuß oder in einem nicht nur dem Namen nach bestehenden Beraterstab sicherstellen können.

Die Tatsache, daß die Bundeswehr ein *Parlamentsheer* ist, besteht. Dieser Sachlage ist selbstverständlich Rechnung zu tragen. Gerade dann ist aber das Übermaß der Eingatterung in eine doppeltgenähte politische Aufsichtsführung bis hinein in militärische Detailfragen ein schwerer psychologischer Fehler, ein bedauerliches „Fehlgreifen in der Wahl der Mittel". Friedrich Ebert hat das in seiner unvoreingenommenen Sachlichkeit weder getan noch veranlaßt.

Eine sachliche und unvoreingenommene *Auseinandersetzung* mit dem berechtigten und überlebensfähigen Erbe der Tradition hat nicht stattgefunden.

„Denn eben, wo Begriffe fehlen." —

Das Wort, das sich zur rechten Zeit einstellte, war das „innere Gefüge". Politiker haben sich darauf gestürzt und gestützt. Graf Baudissin hat die Bedeutung des Inneren Gefüges mit Recht und Verbissenheit betont. Er dürfte eine viel zu vornehme Persönlichkeit sein, als daß er den Begriff etwa als *seine Erfindung* in Anspruch nehmen wollte.

Gewissenhafte Fürsorge und Verantwortung für den Untergebenen war ein *wesentlicher Bestandteil* der Grundsätze der Menschenführung in der alten Armee. Auch in der Wehrmacht waren sie weiterhin wirksam, wenn auch durch die Entwicklung der personellen Verhältnisse in der Hitlerzeit eingeschränkt.

Die vor dem Beginn des 2. Weltkrieges zunächst noch führenden deutschen Soldaten, Fritsch und Beck, haben sich bis zu ihrer Entfernung gegen eine überhetzte Aufrüstung gewehrt. Sie haben als

erfahrene Soldaten um der Menschenführung willen die Gefahr der Verwässerung des Offiziers- und Unteroffizierskorps zu verhindern versucht. Nicht umsonst hat die amerikanische Forschung nach dem 2. Weltkrieg hartnäckig nach den Gründen gefragt, warum bei der Zerreißprobe des 2. Weltkrieges die deutsche Wehrmacht so lange widerstehen konnte. Der kampftreue deutsche Landser hat anständigen Offizieren bis zuletzt und bis zum bitteren Ende Gefolgschaft geleistet. Bewaffnete können aus dem Boden gestampft werden, *ausgebildete* Soldaten und ein Offizierkorps jedoch nicht. Zu der unter amerikanischem Druck gegebenen verbindlichen Zusage Adenauers, bis zum 1. 1. 1959 12 Divisionen aufzustellen, kann man nur den einen bedauernden Kommentar geben: Er verdient Verzeihung, weil er nicht wußte, was er versprach.

Einzelnen Auffassungen muß klar entgegengetreten werden. Auf einer Tagung der Akademie für politische Bildung unternahm es kürzlich ein Oberst der Bundeswehr, zu behaupten, daß während der Militärdienstzeit „die staatsbürgerliche Bildungsarbeit *ebenbürtig* neben die waffentechnische treten müsse.*) Beide zusammen bildeten die Grundelemente der geistigen Rüstung", Ferner: „Unbestritten wäre die Stellung des ‚Wehrbeauftragten' in der Bundeswehr." — Wenn das erste zutreffend wäre, dann könnte man sich über nichts mehr wundern, vor allem nicht über ein Abweichen vom alleinigen Schwerpunkt klar gesteuerter, militärischer Ausbildung, einer kriegsnahen Vorbereitung für den Kampf nur auf Kampfbahnen und im Gelände *bei Tag und bei Nacht.* — Es war übrigens in den ersten Jahren des Aufbaus der Bundeswehr vom zuständigen Ministerium klargestellt, daß die Bundeswehr nicht in der Lage wäre, auch noch staatsbürgerlichen Unterricht zu geben. Das dürfte ernste Aufgabe der Kultusministerien sein und bleiben.

Das Amt des Wehrbeauftragten mag von Politikern für notwendig gehalten werden. Seinem Wesen nach ist es jedoch kaum etwas anderes als ein Mißtrauensvotum der Politiker gegen die militärische Führung. Zu den Armeen, die uns näher bekannt sind, gehört die schwedische Armee nicht. Die Notwendigkeit für einen Wehrbeauftragten dort kann daher nicht beurteilt werden. Bei fürsorglicher höherer Führung benötigt der deutsche Soldat und die deutsche Armee dieses Amt nicht. Pflichtgetreue Generale müssen es als Gesetz im militärischen Gehorsam gegenüber dem Bundestag anerkennen. Kein Truppenführer mit Selbstbewußtsein kann es je lieben.

Die Ideologie, welche die kurzfristig geforderte Wiederbewaffnung beherrscht hat, ist *made in Germany.* Sie wurde in der Wehrgesetzgebung legislativ verankert.

Man wollte, um nur einen Punkt herauszugreifen, den Gehorsam, im allgemeinen Disziplin genannt, durch die „Einsicht des Soldaten" ersetzen. Man denkt dabei unwillkürlich an das Dichterwort: „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie." Die Praxis des Soldatenlebens und seine Erfahrungen wissen es anders.

Derartiges ist „in bürokratischer Abgeschiedenheit" festgelegt worden. In klarer Soldatensprache können solche Ideen nur als truppendienstfremd bezeichnet werden. In der rauhen Wirklichkeit müssen sich *Einsicht und Gehorsam* ergänzen, wenn der Soldat den Erfordernissen des Krieges gerecht werden soll.

Diese Strömungen wurden von interessierter Seite mit Recht dahingehend beurteilt, daß ihre Grundlagen von den Ideen der französischen Aufklärung stammen. Wer in der deutschen Militärgeschichte Bescheid weiß, erkennt ohne weiteres die Verwandtschaft mit dem zum Ende des 18. Jahrhunderts grassierenden Gedankentum. Diese Geistigkeit hat gegenüber selbst einwandfrei berechtigter militärischen Forderungen zivile Interessen, die des „braven" Bürgers überbetont. Ihre Wirkung war aufweichend. In Gemeinschaft mit einem Konservatismus in der Wehrentwicklung ergab sie damals eine geschichtlich völlig logische Bilanz, gekennzeichnet durch den Namen „Jena".

Es besteht nicht die Absicht, im Gesamtbild dieser Stellungnahme näher auf militärpolitische Einzelheiten einzugehen. Zu den Hintergründen des Aufbaus der Bundeswehr sind jedoch noch einige Feststellungen notwendig.

*) Süddeutsche Zeitung v. 25. 11. 1964.

Die deutsche politische Leitung hat als militärische Berater zum Aufbau der Bundeswehr einige kluge Soldaten gewählt. Ihre Bewährung auf dem schwierigen *politischen* Parkett ist unbestreitbar. Längere und tiefschürfende *praktische* Ausbildungserfahrung besaß keiner von ihnen. Gegenüber den Bourbonismen, die, beispielshalber, in der vom damaligen Bundeskanzler eingeführten Schrift „Vom künftigen deutschen Soldaten" im Juni 1955 über *Ausbildungsfragen* zu lesen standen und besonders über das, was *nicht* darin stand, gibt es nur eine Antwort: Christliches Schweigen.

Es wäre aber nicht sachlich, etwa den *Militärs* die Verantwortung für das überhetzte Tempo der Aufrüstung, für den Ankauf „politischer" Waffen und für anderes zur Last zu legen. Diese Verantwortung liegt vielmehr auf der *politischen* Seite.

Der preußisch-bürtige kategorische Imperativ eines Kant liegt, soweit er das deutsche Soldatentum betrifft, auf den Schlachtfeldern zwischen Kaspischem Meer und Atlantik und auf den Meeren in ewiger Ruhe. Die Kluft und der Gegensatz zwischen den frock-coat, dem Gehrock des Berufspolitikers, und dem Brass-hat, dem Stahlhelmträger, zwischen dem zivilen und militärischen Denken, liegt in der Natur der Sache begründet. Beide Standpunkte haben einen berechtigten Kern. Wenn man aus der Welt militärisch fachverständige Stimmen jenseits des Kanals und des Atlantiks hört, so klingt wiederholt — nicht ganz selbstlos — und mit einer gewissen Besorgtheit der Angelsachsen um den Bau der deutschen Wehrmacht die Frage auf: Wo ist eigentlich das alte deutsche Offiziers- und Unteroffizierskorps?

Es muß auch erwähnt werden, daß ein bekanntgewordener Berichtsteil aus der letzten Vorkriegszeit des französischen Militärattachés in Berlin einmal den Satz enthielt: „Welches *Unter*offizierskorps hat diese Armee?!"

Über die Reformbedürftigkeit der Bundeswehr auf einzelnen Gebieten kann kein Zweifel bestehen. Menschlich bedingte Pannen, wie Mißbrauch der Dienstgewalt, ereignen sich in allen Armeen und werden sich auch in Zukunft trotz noch so scharfer und berechtigter Bekämpfung nie ganz unterbinden lassen.

Militärische Führer, die diesen Namen rechtfertigen, müssen nun einmal aus Hartholz geschnitzt werden. Die für sie unabdingbaren Eigenschaften können im Ernstfall auf dem Schlachtfeld oder im Frieden in einer sehr strengen, charakterbildenden längeren Führungsschulung gefördert und erprobt werden. Es handelt sich bei wirklich führungsberechtigten Soldaten vor allem um ein „unverstellbares Scharnier im Kreuz" auch „nach oben" und um Härte gegenüber zu weit gehender Einflußnahme dilettierender Politiker und phantasierender Schwärmer in Uniform. Seiltänzerei der Vorgesetzten disqualifiziert diese bei der in diesen Dingen sehr feinfühligen Truppe.

Die Entwicklung zum erfolgreichen Politiker stellt andere Anforderungen, fordert andere Eigenschaften, beruht auf verschiedener Geistigkeit und geht andere Wege.

Politische Führer aller Länder haben sich nicht immer als Hüter der Wahrheit bewährt.

Es ist eine lange und schwierige Arbeit, das zerbrochene deutsche Schwert zu neuem haltbaren Stahl zu schmieden, besonders dann, wenn zu viele und obendrein manchmal wenig fachverständige Köche des In- und Auslandes glauben, mitwirken zu sollen. Mit dem selbstverständlichen Primat der Politik in entscheidenden Fragen der Nation hat dies überhaupt nichts, aber auch gar nichts, zu tun.

Der Zweck dieser Ausführungen war, auf das derzeitige Verhältnis des Politikers zum Soldaten im deutschen Vaterland hinzuweisen. Es ist zu Ungunsten des Letzteren kopflastig geworden.

Unser Führerkorps — Offiziere und Unteroffiziere — haben es unter den bei der Bundeswehr gegebenen Umständen schon an sich schwer genug. Man kann und muß trotzdem vertrauensvoll in die Zukunft sehen. Es gibt beim Aufbau auch *erfreuliche Aspekte.*

Zusätzlich ist viel vom „Ohne-mich-Standpunkt" der erfreulich ernüchterten deutschen Jugend unter den ständig und stark wehenden Sanddünen der Zeit schon verschwunden.

Oberst a. D. Hermann Zimmermann

PAPIERKRIEG

Alles schon mal dagewesen. Zur Mahnung an alle, die sich getroffen fühlen. Red.

Papierkrieg hat es auch schon in der alten königlich preußischen Armee gegeben, wie aus der Rgt. Geschichte des InfRegt. 26 (Magdeburg) zu entnehmen ist. So mußten um 1820 die Kommandeure vor jedem Btl. Exerzieren, das dreimal in der Woche stattzufinden hatte, dem Brig. Kommandeur schriftlich melden, welche Art von Übungen sie auszuführen gedächten. Ein Abweichen von dem eingereichten Programm erschien als durchweg unstatthaft. Ebenso mußten, falls Gefechtsexerzieren, sei es im Btl. — sei es im größeren Truppenverbande, stattfinden sollte, vollständige Dispositionen eingereicht werden, welche nicht nur den beabsichtigten Verlauf der Übung, sondern sämtliche abzugebende Kommandos, der Reihe nach aufgeführt, zu enthalten hatten.

Immerhin müssen es die KpChefs des königlich preußischen InfRgt. 20 (Wittenberg) um das Jahr 1840 herum doch wohl besser gehabt haben als die heutigen Chefs. So brauchten sie kaum Urlaubsscheine zu unterschreiben, da ihre Rekruten aus der Gegend Berlin und der Mark Brandenburg stammten und in 3 Jahren selten Gelegenheit hatten, in Urlaub, geschweige denn in Wochenend-Urlaub, zu reisen.

Um diese Zeit gab es noch keine Eisenbahn-Verbindung von Berlin nach Torgau, wo s. Zt. das Regiment bis 1877 in Garnison lag, ehe es nach Wittenberg übersiedelte. Demzufolge mußten die eingezogenen Rekruten in 8 Marsch- und 2 Ruhetagen nach Torgau marschieren. Da sie hierbei meist Kiepen trugen, wurden die Angehörigen dieses Regiments damals „Kiepenzwanziger" genannt.

Prinz Friedrich Karl — s. Zt. Kdr. General des brandenburgischen III. A. K. — schrieb selbst sehr viel und saß oft ganze Tage und Nächte an seinem Schreibtisch. Er hatte aber frühzeitig den Unfug und die Gefahren erkannt, die ein übertriebener Bürokratismus mit seinem „Papierkrieg" mit sich bringen mußte.

Schon im ersten Jahr seiner Korpsführung befahl er in einem sehr eingehenden Erlasse vom 12. 4. 1861, daß über nichts geschrieben werden dürfe, was **mündlich** abgemacht werden könne. Weiter wurden die Termine beschränkt und das Schreibpersonal verringert. Die Kommandeure wurden zur peinlichsten Beachtung dieser Bestimmungen angehalten.

Das muß eine ganze Weile gut gegangen sein; denn ich kann mich erinnern, daß ein alter General in Potsdam uns einmal folgendes erzählte. Als er s. Zt. noch Hauptmann und KpChef gewesen sei beim InfRgt. 64, das den Namen „Prinz Friedrich Karl" führte (Prenzlau und Angermünde), durfte ihm sein etatsm. Feldwebel täglich mittags nicht mehr als 3 Unterschriften vorlegen, wenn er sich nicht seinen Zorn zuziehen wollte. Das mag übertrieben sein; aber immerhin!

Im 1. Weltkrieg blühte der „Papierkrieg" wieder auf. Hier einige Beispiele: Am 6. 10. 1914 befahl der Kommandeur der 42. InfDiv. (v. Estorff) dem InfRegt. 17 (Mörchingen), das während der Schlacht an der Somme Ende September 1914 in Gegend Chilly (südlich Chaulnes) kämpfte, schriftlich wie folgt:

„Das Regiment hat nach eintretender Dunkelheit die sich in den Waldstücken nordostwärts Chilly aufhaltende Hammelherde nach Punchy abzutreiben!"

Darauf konnte das Regiment nur melden, ebenfalls schriftlich: „U. zurück mit der Meldung, daß die Hammelherde nicht mehr abgetrieben werden konnte, da sie nach Aussage des Hptm. G. durch die vorderste Linie des I./17 durchgegangen ist und sich jetzt 400 m vor dieser befindet."

Um diese Zeit begann nach Beendigung des Vormarsches der Stellungskrieg und damit der „Papierkrieg", der bisher ungeahnte Ausmaße annehmen sollte. Es mutet eigenartig an, wenn in einem Korpsbefehl dieser Tage auf die richtige Löhnung hingewiesen wurde und die Sätze für Bürogelder und Unkosten bekanntgegeben wurden.

In einem Ablösungsbefehl hatte das ResInfRgt. 84 (18. ResDiv.) am 29. 10. 1914 ausdrücklich befohlen, daß die Ablösung nicht über La Potière erfolgen dürfe, „weil am Südausgang von La Potière auf der Straße ein Blindgänger liegt." Auf den Gedanken, den Blindgänger vorher zu beseitigen, scheint damals niemand gekommen zu sein. Wozu solche Umstände? Man kann daraus aber ersehen, daß es 1914 noch herrliche Zeiten waren, da jeder Blindgänger eingezäunt werden mußte, bis er von einem Feuerwerker gesprengt werden konnte.

Beim InfRgt. 24 (Neuruppin) begann der „Papierkrieg" etwa im Januar 1915 nach der Schlacht bei Soissons, der von da an immer mehr um sich griff. Der Frontsoldat wehrte sich instinktiv dagegen, verlor aber schließlich diesen Kampf. Ein KpFührer, der mit seiner Kompanie in Stellung lag, mußte mehrmals im Laufe des Tages bestimmte Meldungen machen. Die höheren Stäbe wollten z. B. genau über den Ausbau der Stellungen unterrichtet sein. So war es kein Wunder, daß einmal dem Führer der 3. Kp. der „Kragen platzte" und er seinem Feldwebel zuschrie:

„Schreiben Sie auf wie gestern."
„Auch die geleisteten Arbeiten?"
„Jawohl, Graben um einen Spatenstich vertieft."

Nach Wochen kam von der Brigade der schriftliche Befehl: „Der Schützengraben der 3./InfRgt. 24 ist nach den erstatteten Meldungen jetzt um 20 Spatenstiche vertieft, mithin gut 9,35 m tief. Derselbe ist nicht mehr zu vertiefen."

Zum Glück für den KpFührer verstand die Brigade noch Spaß.

Und wie sah der „Papierkrieg" in einer sogenannten ruhigen Stellung aus? In der Geschichte des InfRgt. 128 (Danzig) findet man folgende Aufstellung:

03.30 Uhr	=	Morgen-Meldung
08.00 Uhr	=	Schanz-Meldung
09.00 Uhr	=	Vormittags-Meldung
15.00 Uhr	=	Nachmittags-Meldung
19.00 Uhr	=	Flieger-Meldung
21.30 Uhr	=	Abend-Meldung

Hinzu kamen die besonderen Meldungen über den Zustand von Fleischportionen, Gemüsekonserven, Wasserballons, Streichhölzer, Seltersflaschen, Zigarren und Zigaretten. Für alle diese Meldungen war der KpFührer verantwortlich.

Das bayerische InfRgt. 16 (Passau und Landshut) beklagte sich über den „Papierkrieg" im November 1915. Das Regiment hatte 71 ständige und 49 Einzel-Termine, zusammen also 120 Vorlagen an höhere Dienststellen zu machen, deren Zahl aber wuchs, je weiter es nach unten ging.

Als das GrenRgt. 12 (Frankfurt a. O.) vom 10. 8.—11. 10. 16 in einer sogenannten ruhigen Stellung in der Champagne südostwärts des Fichtelberges lag, sollte auch hier der „Papierkrieg" erheblich anwachsen. Die Stäbe hatten Tag und Nacht zu tun, um Anordnungen für den weiteren Ausbau der Stellungen zu treffen. Dabei waren stündlich Meldungen zusammen zu stellen und weiter zu geben, die ihren Weg bis zu den höchsten Kommandobehörden fanden. Es wurde verschlüsselt und aufgeschlüsselt. Die Leute in den Kompanien hatten soviel Arbeitsdienst, wie nur denkbar war — nur nicht die erhoffte Ruhe.

Auch das InfRgt. 26 (Magdeburg) beklagte sich noch im Frühjahr 1917, daß der „Papierkrieg" lawinenartig anschwoll. In den ruhigen Morgenstunden kamen die Vorgesetzten der in der Stellung eingesetzten Hilfswaffen, sowie der eigenen vorgesetzten Dienststellen. In dieser sogenannten „Heldenzeit" wurde bis ins kleinste befohlen. Das Verhalten jeder Kompanie, selbst jeder einzelnen Gruppe für alle nur denkbar möglichen Gefechtslagen wurden genau schriftlich festgelegt. Für jeden Abschnitt wurden umfang-

reiche Denkschriften angefertigt. Das war „Papierkrieg" in Reinkultur; aber schließlich sorgte der Feind ab und zu für die Richtigstellung mancher allzu blütenreicher Theorie.

Der „Papierkrieg" hat jedenfalls im 1. Weltkrieg Orgien gefeiert. Schuld waren hieran in erster Linie die höheren und höchsten Dienststellen und Vorgesetzten. Man kann sich herrlich damit beschäftigen und braucht eine Menge Hilfskräfte und Schreibmaschinen, kann alles vom Schreibtisch wunderbar anordnen, leiten und prüfen und ahnt nicht einmal, welche Lawine damit ihren Anfang nimmt, die schließlich auf den armen KpFührer zurollt, der vorn im Graben liegt und u. U. um sein Leben kämpfen muß. Daher sollten sich alle Vorgesetzten prüfen und auf unnötige Meldungen verzichten. Sie sind vom Übel. Viele Dinge lassen sich nach mündlicher Rücksprache viel besser erledigen. Außerdem kann man telefonieren. Damit kann man seinen Untergebenen viel Arbeit ersparen.

Im 2. Weltkrieg hat es — jedenfalls bei uns — einen derartigen Papierkrieg über Stellungsbau nicht gegeben. Als wir im Herbst 1942 im Brückenkopf am Terek südlich Mosdok lagen, hat mein PzGrenRgt. 3 wohl über 17 km Gräben und mehrere 100 Bunker gebaut, ohne daß darüber außerdem noch ein „Papierkrieg" entstanden wäre. Wenn man als RgtKommandeur täglich unterwegs ist, sieht man ja selbst, was in der Stellung los ist und kann sich mit seinen Untergebenen über den Stellungsbau unterhalten. Das genügt vollkommen. Zum Glück haben unsere höheren Vorgesetzten damals genau so gedacht.

Aus meinen weiteren eigenen Erfahrungen kann ich folgendes berichten: Als die 3. PzDiv. im Frankreich-Feldzug 1940 auf dem Vormarsch zur Marne war, erhielt ich als BtlKommandeur einen Tatbericht in mehrfacher Ausfertigung. Darin wurde ein Schütze wegen „Plünderung" gemeldet. Da der Übeltäter, wie ich feststellen mußte, lediglich einen billigen Briefbeschwerer im Werte von vielleicht 0,50 M „gefunden" hatte, habe ich die Tatberichte gleich zerrissen und das bewußte Objekt im hohen Bogen ins Dickicht gefeuert. Was sollte dieser Unsinn? Hier genügte doch eine Verwarnung und Extra-Beschäftigung für den Sünder. Man muß den „Papierkrieg" von Anfang an bekämpfen, ehe eine Lawine zustande kommt.

Als ich nach dem Polen-Feldzuge zunächst Kommandeur des Ersatz-Btl. wurde, war ich täglich im Gelände. Während der ersten Zeit vermißte ich draußen einen KpChef und stellte dann fest, daß er in der Kaserne an seinem Schreibtisch saß und Befehle und Bekanntmachungen für das „Schwarze Brett" schmiedete.

Ich nahm ihn sofort mit ins Gelände und zeigte ihm, wie man in kurzer Zeit seine Unterführer bzw. seine Kompanie zusammentrommeln und belehren konnte, um sich den eigenen „Papierkrieg" zu ersparen. Dieser KpChef war allerdings im Frieden jahrelang BtlAdjutant gewesen und kannte es nicht besser. Die Männer wollen aber alle Tage ihren KpChef sehen und nicht erst am „Schwarzen Brett" feststellen, was er ihnen zu sagen hat.

Was soll man dazu sagen, wenn kurz vor Beginn eines Angriffs ein seitenlanger Div.Befehl ankommt und man gar nicht mehr in der Lage ist, diesen gründlich zu studieren. Ein Beispiel hierzu:

Das InfRgt. 20 erhielt am 24. 5. 18 einen Div.-Befehl von 14 Seiten mit entsprechenden Anlagen. Diese Papierstöße gelangten am Abend in die Hand des Regiments, als es gerade zum Nachtmarsch antrat, um sich zum Angriff (von Corbenay zur Marne) bereitzustellen.

Am 25. 5. 18 wurde der Angriffsbefehl des Regiments mit je 21 Anlagen an die Bataillone weiter gegeben. Man kann sich ungefähr vorstellen, wann die Kompanien den Befehl zum Angriff erhalten haben und wie erfreut die KpFührer darüber gewesen sein müssen, als sie diesen Wust von Papierstößen durcharbeiten mußten, wobei es fraglich bleibt, ob sie überhaupt dazu gekommen sind.

Wenn Eile geboten ist, haben die KpFührer keine Zeit mehr, derartige „Romane" zu lesen. Es genügt in diesem Falle ein kurzer „Sattelbefehl", der nur das Notwendigste über den Feind, die Angriffszeit und das Angriffsziel erhalten soll. Man darf die KpFührer nicht mit derartig langen Befehlen ärgern, die wohl für das Kriegstagebuch interessant sind, die Truppe aber nicht interessieren. Und außerdem sollte man bedenken, daß gerade die KpFührer um diese Zeit andere Sorgen haben.

Ein weiteres Beispiel, das ich persönlich erlebte. Das II./S. R. 3. — dessen Kommandeur ich s. Zt. war — lag am Abend des 14. 5. 40 eingegraben dicht vor der Deylestellung allein auf weiter Flur, etwa 5 km vor der Division. Das war schon die erste Panne. Ich wußte, daß die 3. PzDiv. am nächsten Vormittag nach dem Einsatz von Stuka-Verbänden und entsprechender Artl. Vorbereitung angreifen würde. Den schriftlichen Befehl sollte ich noch bekommen.

Am 15. 5. 40 kamen am Vormittag wohl einige Stukas angeflogen, auch setzte ein eigenes, sehr dürftiges Artl. Vorbereitungs-Feuer ein, allein, was nicht ankam, war der schriftliche Befehl zum Angriff. Und wie es dann immer so ist — im entscheidenden Augenblick war die Strippe zum Regiment zerschossen.

So stand ich vor einer schweren Gewissensfrage, als der Stuka-Verband wieder abdrehte, der außerdem seine Bomben weit ins Hintergelände abgeladen und dabei nur Flurschaden angerichtet hatte. Der rechte Nachbar war anscheinend eingetroffen — wie sich erst viel später herausstellen sollte, nur eine Kompanie — also mußte es wohl losgehen. Was tun? Angreifen oder auf den Befehl dazu warten?

Da ich meine KpChefs im Morgengrauen eingewiesen und ihnen als vorläufiges Angriffsziel eine 700 m entfernte Eisenbahnlinie angegeben hatte, hinter der der Feind liegen mußte, gab ich um 9.00 Uhr den Befehl zum Angriff.

Der Angriff rollte. Um 9.15 Uhr kam ein atemloser Ordz. Offizier vom Regiment und brachte endlich den so lang ersehnten Div. Befehl zum Angriff mit den üblichen Zusätzen von der Brigade und dem Regiment. Er war 7 Seiten lang und hatte nur noch historischen Wert. Ein flüchtiger Blick ergab, daß wir um 9.00 Uhr angreifen sollten. Das hatte bei uns genau „hingehauen".

Und die Lehre? Was nutzt der beste, seitenlange Div. Befehl, was nutzt der ganze „Papierkrieg", wenn ein wichtiger Befehl zu spät kommt? Was interessierte uns jetzt noch, wo andere Einheiten und Verbände standen, was die eigene Artillerie alles beschießen sollte? Für uns kam es lediglich darauf an, daß die Artillerie den Feind am Bahndamm unter Feuer nahm, was in Wirklichkeit kümmerlich genug aussah und wofür die Artillerie wahrscheinlich nichts konnte; denn schließlich kann auch sie nicht zaubern. Daß damals ausgerechnet die schwere Artillerie etwa 500 m zu kurz schoß war zwar ein unfreundlicher Akt, hatte aber für uns weiter keine Folgen, da wir bereits dicht vor der Eisenbahn lagen. Hier zeigte sich erneut, wohin es führt, wenn wichtige Befehle zu spät kommen und dann die berüchtigte Angriffshetze losgeht.

Doch zurück zum eigentlichen „Papierkrieg". Im Frühjahr 1942 konnten beim SchützenRgt. 3 erstmalig Vorschläge für das „Deutsche Kreuz in Gold" eingereicht werden. Darauf fertigte das Regiment für 6 seiner Tapfersten die entsprechenden Vorschläge an, wenn ich nicht irre, in 5facher Ausfertigung. Der DivKdr. gab die Vorschläge wieder zurück mit dem Bemerken, daß die Begründungen hierfür nach seinen Erfahrungen nicht genügen dürften.

Das Regiment reichte darauf wieder 6 Vorschläge mit neuen und erweiterten Begründungen ein. Diesmal dauerte es etwas länger; aber alle kamen wieder vom Korps oder einer höheren Dienststelle mit dem Bemerken zurück, daß die Begründungen hierfür nicht ausreichend wären. Ich war machtlos, trotzdem ich als RgtKdr. meine tapfersten Männer persönlich kannte. Was nun?

Der Adjutant verstand es diesmal, die Begründungen hierfür so umzufrisieren, daß das Regiment schließlich die 6 Auszeichnungen erhielt. Dieser „Papierkrieg" hat uns 6 x 5 Seiten = 30 Seiten Begründung, im ganzen also 3 x 30 Seiten und 90 Unterschriften für 6 Mann gekostet. Was soll man dazu sagen? Schuld daran sind die allerhöchsten Dienststellen, die so etwas verlangen bzw. zulassen.

Die Unterschrift eines RgtKdrs. unter einer kurzen Begründung bzw. Aufzählung der einzelnen Tapferkeitstaten ohne Phantasie und Übertreibung sollte eigentlich genügen.

Als das SchützenRgt. 3 im Frühjahr 1942 während der Schlammperiode am Donez lag, mußten Munition und Lebensmittel z. T. auf Schlammrutschen nach vorn gebracht werden. Hier erhielt ich auf meinem Gefechtsstand eines Tages ein dickes Aktenstück. Ich glaubte, nicht richtig zu sehen, als ich es flüchtig durchblätterte. Was war geschehen?

Da hatte doch beim Vormarsch im Juli 1941, als ich selbst verwundet im Lazarett lag, eine Kompanie meines damaligen II. Btl.

sich auf einer Kolchose — nennen wir sie Bullekowskaja — eine Kuh „besorgen" wollen, weil Verpflegungsmangel herrschte. Wahrscheinlich war kein Fachmann dabei gewesen, oder die Nacht war zu dunkel, denn die Männer, die mit dieser Aufgabe betraut worden waren, hatten aus Versehen dort den einzigen Bullen der ganzen Umgebung gegriffen, ihn abtransportiert und dann geschlachtet. Die Verpflegungsfrage war jedenfalls für einige Zeit gelöst.

Aber dieser „Bulle von Bullekowskaja" hatte ein zähes Leben. Als später ein Wirtschafts-Offizier — ein sogenannter Schmalspur-Offizier — die Bewirtschaftung dieser Kolchose übernahm, vermißte er sofort den für seine große Kuhherde zuständigen Bullen. Da ein Ersatz-Bulle wohl nicht gleich aufzutreiben war, begann der „Papierkrieg" und sollte ungeahnte Ausmaße annehmen.

Nachforschungen wurden angestellt, die Division, das Regiment und das Bataillon usw. festgestellt. Die Vernehmungen und Meldungen begannen — die Lawine rollte. Da der KpChef inzwischen ins ErsatzBtl. versetzt worden war, die beteiligten Schützen ebenfalls z. T. verwundet oder sogar gefallen waren, sich irgendwo im Lazarett oder in der Heimat befanden, schwoll das Aktenstück mit seinen vielen Vernehmungen, Meldungen und Nachforschungen immer mehr an. Die Lawine war nicht mehr aufzuhalten.

Als ich nun das Paket erhielt, packte mich der gelinde Zorn. Man sollte sich mal in die Seele eines RgtKdrs. versetzen, der Sorgen hatte, daß im Schlamm genügend Munition und Verpflegung herankam. Ich warf das dicke Bündel im hohen Bogen in den Panjeofen, um die elende Panjebude damit wenigstens anzuheizen. Zwar war mein Adjutant darüber entsetzt; denn er hatte, wie er mir sagte, Vernehmungen und Meldungen zu machen. Ich konnte ihm daher nur raten, in dieser „bulligen" Angelegenheit nicht mehr herumzurühren, wahrscheinlich würde dann kein Mensch mehr danach fragen, anderenfalls müsse er angeben, daß ein Volltreffer das Aktenpaket in Flammen habe aufgehen lassen, was ja beinahe zutreffend war. Nun, wie dem auch sei — keine Dienststelle fragte mehr danach, und der „Bulle von Bullekowskaja" war damit endgültig gestorben.

Zum Schluß noch ein weiteres krasses Beispiel über den „Papierkrieg". Als KpChefs mußten wir früher Wochen-Dienstpläne aufstellen. Das war eine Doktor-Arbeit; denn man mußte vom Bataillon bzw. Regiment oder sogar der Brigade zuerst genau wissen, wann man den Schießstand, die Exerzierhalle, den Kleinkaliber-Stand, den Sportplatz, die Badeanstalt, den Übungsplatz usw. zugeteilt bekam. Weiter mußte man berücksichtigen, daß auch die Essenszeiten in jeder Woche anders lagen, kurzum, es war gar nicht so einfach, das alles richtig hinzubekommen und kostete eine Unmenge Zeit. Es läßt sich leicht denken, daß dieser Wochen-Dienstplan nie eingehalten werden konnte. Es brauchte nur eine Änderung stattfinden, und so mußte man häufig für den nächsten Tag einen abgeänderten Tagesplan herausgeben, hatte also doppelte Arbeit.

Als mir das einmal zu bunt wurde, ging ich zum BtlKdr., um ihn zu bitten, auf den Wochen-Dienstplan zu verzichten. Leider konnte er das nicht; denn nicht nur das Bataillon, auch das Regiment, die Brigade und selbst die Division verlangten je ein Exemplar dieses umfangreichen Planes. Der „Papierkrieg" ging also munter weiter; denn jede Kompanie mußte 5 Exemplare dieses Machwerkes anfertigen. Wozu das alles? Nur damit die höheren Vorgesetzten genau wissen wollten, wann und wo die einzelnen Kompanien anzutreffen waren? Lohnt sich aber deswegen dieser Aufwand?

Dann kam der Krieg — und niemand dachte mehr an einen Wochen-Dienstplan. Als Kommandeur des ErsatzBtl. nach dem Polen-Feldzug habe ich keine mehr erlebt; es ging auch so. Es war Ende November 1944, als ich aus dem Lazarett kam und Kommandeur der PzTruppen im W. K. III (Küstrin) wurde, weil ich noch nicht kv war. Als ich das erste Mal mein Arbeitszimmer betrat — der Vorgänger war bereits versetzt — sah ich auf meinem Schreibtisch einen hohen Stoß Papiere liegen.

Ich glaubte, meinen Augen nicht zu trauen, als ich entdeckte, daß es alles Wochen-Dienstpläne waren. Es lebe der „Papierkrieg"! Man stelle sich das einmal vor. Da mir im ganzen 12 Bataillone bzw. Abteilungen unterstanden, die etwa je 5 Kompanien hatten, die alle einen Wochen-Dienstplan einreichen mußten, waren es rund 60 Stück, die allein für meine Dienststelle angefertigt werden mußten. Und da außer dem Bataillon das Regiment (bei nicht selbständigen Einheiten) und der Inspekteur der PzTruppe je ein Exemplar bekamen, so war es wöchentlich eine Wagenladung Papier, die ausgefüllt werden mußte und wahrscheinlich kein Mensch durchlesen würde.

Immerhin — mein Vorgänger hat es getan — er stammte aus dem Ministerium — und brauchte dazu viele Stunden, die er an seinem Schreibtisch verbrachte. Ich hatte jedenfalls nicht die Absicht, am Schreibtisch zu hocken, sondern wollte täglich die Truppe besuchen. Nun ist es einem Truppenführer in der Stellung eines DivKommandeurs nicht mehr möglich, täglich jeden Verband, geschweige denn jede Einheit, zu besuchen. Der BtlKommandeur kann es aber, und wenn er dabei mit seinen KpChefs zusammenkommt, kann er jeden unnötigen „Papierkrieg" vermeiden. Selbst der RgtKommandeur kann sich oft bei seinen Einheiten sehen lassen. Wenn er dann ab und zu eine kurze Offz. Besprechung ansetzt, erspart er sich und seinen Untergebenen viel Schreiberei und Ärger.

Mit diesem Unfug räumte ich daher, wie man sich denken kann, sofort auf. So hatte ich endlich die stille Genugtuung, daß ich mich endlich betr. Wochen-Dienstpläne durchsetzen konnte. Es war die verspätete Rache eines langjährigen KpChefs aus der Friedenszeit.

Die höheren Dienststellen mit ihren vielen Unter-Abteilungen, von denen jede ihre Daseinsberechtigung nachweisen möchte, sind meist dafür verantwortlich, wenn der „Papierkrieg" zu einer Lawine anschwillt. Jeder höhere Vorgesetzte sollte sich daher einmal persönlich überzeugen, was alles auf den vielgeplagten KpChef zurollt und ihm in dieser Beziehung wenigstens das Leben erleichtern. Er hat auch so noch genug Schreibkram zu erledigen. Man sollte sich daher die Worte des Prinzen Friedrich Karl zu Herzen nehmen, **„daß über nichts geschrieben werden dürfe, was mündlich abgemacht werden könne".**

Ich habe leider den Eindruck, daß auch heute die höchsten Stellen der Bundeswehr nicht viel dazu gelernt haben, und daß der „Papierkrieg" weiterhin Orgien feiert. Muß das sein?

Neue »Sprachdenkmäler«

Der Abkürzungsfimmel und seine Betriebsamkeit fördert die Sprache als verlästertes Heiligtum.

Uffze, Stuffze, Staber und Oberstaber

Nichts gegen den korrekten Gebrauch von Abkürzungen in der militärischen Schriftsprache; ihr Sinn leuchtet jedermann ein. Dagegen können allzu häufige Wortbeschneidungen im direkten zwischenmenschlichen Verkehr eine Sprache zur Vereisung bringen. Natürlich führen Abkürzungen im Mündlichen ebenfalls zu einem Bedeutungszusammenhang. Dürfen wir uns aber damit auch schon vollkommen zufrieden geben? Soll oder muß nicht vielmehr dem Zerschandeln des gesprochenen Wortes durch Verstümmel- und Verkrüppelungen ganz entschieden entgegengetreten werden? Leute mit einem derartigen Kahlschlagstil, die über die Sprache wandern wie über Geröllhalden, rufen Geister auf den Plan, deren Brut sie so schnell nicht wieder loswerden. Unteroffiziere sind Unteroffiziere und keine „Uffze", Stabsunteroffiziere keine „Stuffze" und Hilfsausbilder keine „Hibis". Sprachverdichtungen solcher Art stehen jenseits einer Durchbildung knapper sprachlicher Formkraft und bevölkern den Bereich des Banalen, Infantilen. Sprache ist nicht allein nur dazu da, dem anderen seine Meinung narrensicher kundzutun. Der Wert einer Sprache liegt ebensosehr in anderen Dimensionen begründet. Das Wort, wo und wann immer möglich, es sollte auch Ausdruck des Geistes und der Würde des Menschen sein. Hört man jedoch von „Stabern" und „Oberstabern", von „KpChefs" und der „Stoff" (Standortverwaltung), so gerät man in Versuchung, an rohe Hanswurstiaden, Prügelszenen oder pöbelhafte Belustigungen zu denken. „Schnäpser", „Oberschnäpser", „Ober- und Hauptfelds" sind keine guten Sprachentdeckungen. Mit ihnen wird keine echte moderne Sprachgestaltung betrieben. Viel eher tragen Gewöhnung, Nachlässig- und Gleichgültigkeit dazu bei, unsere schöne und kostbare deutsche Muttersprache zu verhunzen. Eine poetische Triebfeder oder einen klassischen Stil muß und kann die Umgangssprache zweifellos nicht zur Norm erheben, aber auch ihr pfleglicher Sinn gehört zur Tradition besten deutschen Soldatentums.

Kremser, Hauptmann

Oberleutnant Böhm

Die Mörser im Wandel der Jahrhunderte

Ein altes Geschütz in einem Museum, auf dem Hof einer alten Festung oder als ein in einem Park stehengebliebener Zeuge der Vergangenheit wird immer eine Anziehungskraft zumindest auf Männer jeden Alters ausüben. Zunächst einmal ist es das rein Technische, das die „Kanone" so anziehend macht, dann natürlich die Phantasie, die den Betrachter zum Handelnden werden läßt, d. h. zum Verteidiger einer Festung, zum Stückmeister in einem Landsknechtheer oder zum Belagerer einer Burg. Damit kommen dann die Erinnerungen an den Geschichtsunterricht: an die Sage vom alten Berthold Schwarz, der das Schießpulver erfunden haben soll, an die ersten Donnerbüchsen, mit denen die Raubritterburgen zusammengeschossen wurden, an Kaiser Maximilian, der das erste einheitliche Geschützsystem schuf, an den 30-jährigen Krieg mit König Gustav Adolfs Lederkanonen, an den Alten Fritz, dessen Artillerie und Mörser nicht wenig zu seinen Siegen beitrugen und an Napoleon und sein vortreffliches Geschützwesen.

Schon früh unterschied man die Hauptarten der Geschütze nach ihrem Verwendungszweck. Für den Aufbau von Rohr, Lafette und Munition eines Geschützes ist in erster Linie die Art der Ziele maßgebend, gegen die es wirken soll. Man kannte deshalb schon frühzeitig den Unterschied zwischen Kanonen, Haubitzen und Mörsern.

I. Die Entwicklungsgeschichte der Mörserwaffe

Woher hat der Mörser seinen Namen?

Der Name des zum Zerstoßen fester Massen dienenden Gefäßes wurde bereits im 15. Jahrhundert wegen der Ähnlichkeit auf eine Art schweren Geschützes mit kurzem Rohr übertragen (lateinisch: mortarium; frz.: mortier; engl.: mortar). — Die Mörser der maximilianischen Artillerie um 1500 bedeuten einen großen Fortschritt auf dem Gebiete des Geschützwesens. Von diesen Geschützen gab es verschiedenartige Konstruktionen und Kaliber, vom großen „Hauptmörser", der mehrere hundert Pfund Stein warf, bis zu den kleinen „Lerchen", die zum Werfen von Brandkugeln dienten. Eigentümlich ist die sternförmige Bohrung der Seele, die den stachelartigen Ansätzen der Geschosse entsprach. Diese sollten an getroffenem Holzwerk festhaften, damit das Brandgeschoß zünden konnte. Die Mörserrohre hatten eine gebogene Prellplatte am Stoßboden; zwischen diese und die Lafette wurden beim Richten hölzerne Keile eingezwängt, um die Erhöhung festzuhalten und um beim Schuß als Widerlager zu dienen. Die Mörser feuerten mit wechselnder, aber stets großer Erhöhung.

Im 16. Jahrhundert hatte das Rohr eine Länge, die dem Zwei- bis Vierfachen des Kalibers entsprach. Aus dem Mörser schoß man unter einem Winkel von 60 Grad mit Steinkugeln und später mit Brandgranaten. Er wurde von der Mündung aus geladen. Trotz Erfindung des Kartuschbeutels im 16. Jahrhundert wurden die Mörser auch weiterhin mit losem Pulver geladen, da ihre Wurfweite durch das Gewicht der Pulvermenge variiert wurde. Das Pulver wurde für jeden Schuß gesondert abgewogen und mit einem Blechtrichter in das Rohr geschüttet.

Ein horizontales Ziel, z. B. die zu durchschlagende Decke eines Unterstandes, einer Festungskasematte, das also von oben getroffen werden mußte, erfordert eine stark gekrümmte Flugbahn, den sog. Bogenwurf, auch Steilfeuer genannt. Hierzu wird nur eine verhältnismäßig geringe Kraft benötigt. Daher ist auch nur eine relativ kleine Pulverladung erforderlich, zu der ein kurzes Rohr gehört. Wäre das Rohr zu lang, wäre die kleine Ladung verbrannt, ehe das Geschoß das Rohr verlassen hätte. Daher haben Steilfeuergeschütze, die Mörser, immer ein kurzes Rohr. Ihre Munition war nach den Steinkugeln die Bombe, eine großkalibrige, eiserne Stahlkugel, die mit Pulver oder einem Brandsatz gefüllt war. Mörser wurden früher nur bei Belagerungen verwandt, da sie nur gegen feste Ziele eingesetzt werden konnten und schwer zu transportieren waren.

Die Kriege des 16. und 17. Jahrhunderts, vor allem der Dreißigjährige Krieg in Deutschland und die Türkenkriege, brachten keine wesentlichen Neuentwicklungen des Geschützwesens, wohl aber zahllose Detailverbesserungen; so auch bei den Mörsern im Hinblick auf größere Haltbarkeit, geringeres Gewicht und stärkere Wirkung.

Alle Geschütze des 17./18. Jahrhunderts wurden ursprünglich nach dem Gewicht einer zu ihrem Kaliber passenden Steinkugel bezeichnet. Ein 6-Pfünder z. B. war also ein Geschütz, dessen Kugel aus Stein sechs Pfund gewogen haben würde. Die tatsächlich verwendete Eisenkugel war natürlich schwerer. Nur bei den Mörsern und den Haubitzen wurde das tatsächliche Gewicht der mit Pulver gefüllten eisernen Hohlkugel angegeben. Erst nach der Einführung der gezogenen Geschützrohre ging man zu der heutigen gebräuchlichen Kaliberbezeichnung nach dem Durchmesser des Rohres über. Zum besseren Verständnis ein paar Vergleichszahlen: der 25-pfündige Mörser hatte 23 cm, der 50-pfündige 28 cm und der 60-pfündige Mörser 30 cm Kaliber.

Das Gerüst, auf dem das Geschützrohr ruht, nennt man Lafette. Man unterschied zwischen Feld-, Festungs- und Belagerungslafetten. Die Lafette ist nämlich nicht nur Schießgerüst, sondern auch das Fahrzeug des Geschützes. Auch die Belagerungslafetten mußten später Stabilität mit ausreichender Beweglichkeit vereinen, da sie zunächst einmal auf ihren eigenen Rädern vor die zu belagernde Festung gebracht werden mußten. Sie hatten daher meist recht große Räder. Nur die Mörserlafetten hatten keine Räder, da der beim Steilfeuer nach unten gerichtete Rückstoß die Achse zertrümmert hätte. Man unterschied drei Arten von Mörsern nach ihrer Lafettierung: hängende, stehende und Fußmörser. Hängende Mörser hatten Schildzapfen, mit denen das Geschütz in der Lafette ruhte, wie Kanonen und Haubitzen in der Mitte des Rohres. Stehende Mörser hatten die Schildzapfen am Boden des Rohres angegossen.

Bei den Fußmörsern waren das Rohr und die Lafette in Gestalt einer starken Bodenplatte aus einem Stück gegossen. Das Material der Lafette bestand ganz allgemein aus Holz, erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden nach und nach eiserne Lafetten eingeführt.

Die Schußleistungen der alten Geschütze waren noch recht bescheiden. Die höchste Kampfentfernung ging nicht über 1000 m hinaus. Bis etwa 1850 galt als wirksamste Kampfweite zur Zerstörung feindlicher Festungsgeschütze 300 m. Die Höchstschußweiten betrugen bis 1500 m, die des 50-pfündigen Mörsers 2075 m. Auch die Wirkung der großen Geschütze gegen feste Ziele war relativ gering. Es bedurfte tage-, ja wochenlangen Beschießens, bis eine Festungsanlage annähernd sturmreif war.

Als man in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zum gezogenen Rohr überging, wurden auch die Mörser mit einem gezogenen Rohr versehen und bekamen eine Rohrlänge, die das Sechs- bis Zwölffache des Kalibers betrug. Diese Mörser waren nun Hinterlader. Damals begann man auch, die Mörser auf Räderlafetten zu montieren. In den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71 war die preußische Armee bereits überwiegend mit den neuen Geschützen ausgerüstet, die wesentlich zu ihren militärischen Erfolgen beitrugen. Unter ihnen der gezogene 21 cm Mörser, der auf Entfernungen von über 2000 m mit großem Erfolg gegen Festungswerke eingesetzt wurde.

Im Jahre 1895 führte Rußland Feldmörser mit einem Kaliber von 6 Zoll (152 mm) in die Bewaffnung der Armee ein. Das Kaliber der Feldmörser erreichte in der Zeit des 1. Weltkrieges 230 mm. Mörser für die Belagerung und für die Küstenverteidigung hatten ein Kaliber bis zu 280 mm mit einer Reichweite von 8,7 km und einer maximalen Feuergeschwindigkeit von einem Schuß in 3 Minuten. In der Zeit des 2. Weltkrieges verwendeten nur nichtsowjetische Armeen Feldmörser.

Die Sowjets unterscheiden genau wie die deutsche Wehrmacht im 1. und 2. Weltkrieg Mörser und Granatwerfer. Da die Bundeswehr die bisherigen Granatwerfer ebenfalls als Mörser bezeichnet, müssen wir uns noch kurz mit den Granatwerfern befassen. Der Granatwerfer ist ein glattrohriges Geschütz, aus dem man Steilfeuer mit Geschossen ohne Drall (Minen) abgibt. Sie sind hauptsächlich für die Vernichtung des Gegners bestimmt, der sich in offenen Stellungen, Gräben, Hinterhängen und Geländewellen befindet. In Rußland kannte man erstmalig Granatwerfer während des Russisch-Japanischen Krieges und setzte sie zur Verteidigung Port Arthurs ein. In der Zeit des 1. Weltkrieges stieg mit dem Übergang zum Stellungskrieg der Bedarf an Granatwerfern rasch an, und alle kriegführenden Staaten begannen, diese Waffenart verstärkt zu entwickeln. Sie besaßen ein Kaliber von 47 und 57 mm. Die Schußweite betrug 400—500 m, wobei die Sprengladung der Granaten 9 kg schwer war. In dieser Zeit schuf man in den verschiedenen Armeen mächtigere Granatwerfer, die ein Kaliber von 89 mm hatten und eine Schußweite von 1000 m mit einer Granate, die eine 17 kg schwere Sprengladung besaß, erreichten. Außerdem gab es Rohre mit einem Kaliber von 240 und 360 mm. Die Sprengladung der Granaten betrug 50 und 100 kg und konnte bis zu 2 km weit geschossen werden.

Im 2. Weltkrieg war der Granatwerfer sehr verbreitet und so zahlreich vertreten wie alle anderen Artilleriewaffen zusammen. Es wurden folgende Arten von Granatwerfern verwendet:

	Kaliber	**Reichweite**
Kp Granatwerfer	50— 60 mm	430—1800
Btl Granatwerfer	81— 90 mm	1500—1800
Regt Granatwerfer	105—120 mm	2200—6200

Zu Beginn des Krieges mit der Sowjetunion verfügte diese über Granatwerfer mit einem Kaliber von 50, 82, 107 und 120 mm. Charakteristisch für alle wichtigen Operationen der UDSSR in der Zeit von 1941—1945 ist der massenhafte Einsatz der Granatwerfer. Er ist die verbreiteste Waffe, die die Infanterie in den Kampf begleitete. In Deutschland wurden von 1941—1944 ca. 60 000 mittlere und 1943—1944 ca. 8 000 120 mm Granatwerfer hergestellt. Dagegen produzierte die Sowjetunion ab 1942 **jährlich** durchschnittlich bis 100 000 Granatwerfer verschiedener Kaliber.

1943 wurde in Frankreich der 80 mm Brandt-Granatwerfer für die deutsche Wehrmacht gebaut, der mit dem Kaliber 81 mm vorübergehend auch Eingang in die Bundeswehr gefunden hatte. Bekannt ist auch der deutsche 5 cm Granatwerfer, der sog. „Taschenmörser", der aber wenig Wirkung besaß.

Die Kruppsche „Dicke Berta", die ein Kaliber von 42 cm hatte und im 1. Weltkrieg zur Zertrümmerung der Panzerkuppeln von Landfestungen benutzt wurde, verkörperte die Geschützart der Mörser. Damals wurden insgesamt 10 Geschütze mit 18 Rohren hergestellt. Ein Transport war nur auf Eisenbahn mit 10 Flachwagen möglich. Auch die Österreicher hatten eine sehr wirksame 30,5 cm Mörserwaffe.

Im 2. Weltkrieg gab es den von Krupp entwickelten und 1939 eingeführten 21 cm Mörser 18, eine Verbesserung aus dem 1. Weltkrieg. Es war ein bewegliches 21 cm Geschütz, das in der Heeresartillerie mit je 2 bis 3 Batterien zu je 2 bis 3 Mörsern eingesetzt wurde.

Das OKH forderte 1937 ein überschweres Geschütz zur Bekämpfung von starken Panzerwerken. So entstand der 60 cm Mörser „Karl" auf Selbstfahrlafette mit geringer Marschfähigkeit, was durch Straßentransport auf Spezialtiefladern und Eisenbahntransport mittels besonderer Drehgestelle ausgeglichen wurde. Außer Versuchszwecken war das Geschütz nur in wenigen Fällen im Fronteinsatz, z. B. beim Angriff auf schwere Festungswerke, besonders vor Brest-Litowsk und Sewastopol. Sowohl die moralische, als auch die materielle Wirkung der überschweren Geschosse war ungewöhnlich groß. Die Streuung hielt sich in günstigen Grenzen. An eine Fertigung des Geschützes in größerer Stückzahl war wegen des außerordentlichen Aufwandes an Material und Arbeit nicht zu denken. So bleibt das „Karl"-Geschütz mehr eine waffentechnische Denkwürdigkeit als ein großer praktischer Erfolg.

Mit diesen überschweren Mörsern des 1. und 2. Weltkrieges kann man die Waffen, die wir heute als Mörser bezeichnen, nicht vergleichen. Die Bedeutung des heutigen Mörsers entspricht dem ehemaligen Granatwerfer. Wir kennen heute in der Bundeswehr den 81 mm Tampella (150—4650 m) und den 120 mm Brandt-Mörser (425—6000 m). Die Entwicklung zielt daraufhin ab, daß aufgrund der beweglichen Kampfführung nur noch Mörserträger verwendet werden sollen, der 81 mm Mörser auf SPz kurz (Hotchkiss) und der sog. PzMrs (120 mm) vorläufig noch auf SPz lang (HS 30) (ausgenommen Gebirgs- und Luftlandeverbände).

Aus unseren Mörsern können wir Spreng- (o. V. oder m. V.), Leucht- (noch Ausnahme beim 120 mm Mrs), Nebel- und selbstverständlich Üb-Patronen verschießen. Wir müssen aber auch mit der Entwicklung rechnen, daß aus Mörsern nicht nur herkömmliche Munition verschossen werden wird. In den USA gibt es bereits Mörserpatronen mit 0,2 KT. Die Sowjets, die Mörsermodelle von 82, 120, 160 und 240 mm verwenden, haben sicherlich schon die gleiche Entwicklungsphase begonnen.

II. Die Bedeutung der heutigen Mörser als Unterstützungswaffe

Zur Zeit kenen wir folgende Gliederung und Stärke der Mörser:

In der 5. Kompanie eines PzGrenBtl (mot) existieren 2 Mörserzüge, der m Mrs Zg (81 mm) mit 6 Rohren auf SPz (kurz) und der s Mrs Zg (120 mm) mit 4 Rohren auf Räderlafette. Letztere können im Mannschaftszug oder am LKW 1,5 to angehängt transportiert werden.

In der 5. Kompanie eines PzGrenBtl (SPz) gibt es nur noch **einen** Mrs Zg, den PzMrsZg, der aus 8 Rohren (im Frieden 7) 120 mm besteht und als Selbstfahrlafette vorerst den HS 30 besitzt.

Weitere Mörserzüge bzw. -gruppen finden wir ebenfalls noch in der 4. Kp der PzAufklBtl, in den schweren Kpn der GebJgBtl und FschJgBtl und in der schweren Kp des PzBtl der PzBrig in der GebDiv.

Die Mörser sind die nach Kaliber und Reichweite wirksamsten schweren Waffen der PzGren. Sie wirken jedoch nur gegen lebende Ziele und leichtes Gerät.

Aufgrund der steilen Flugbahn können sie aus verdeckten Feuerstellungen nicht nur offene, sondern auch Ziele in Feldstellungen und hinter Deckungen bekämpfen.

Ihr Feuer kann näher als das der Artillerie an die eigene Truppe herangezogen werden. Die Mörser sind sehr beweglich und können dicht hinter der zu unterstützenden Truppe eingesetzt werden. Sie sind in allen Lagen schnell feuerbereit; ihr Feuer kann rasch und wendig von einem Ziel auf ein anderes verlegt werden.

Treffgenauigkeit, Wendigkeit und Wirkung ihres Feuers sowie die hohe Feuergeschwindigkeit und große Splitterwirkung machen die Mörser zur Bekämpfung von Zielen geringer Ausdehnung wie auch von Flächenzielen geeignet.

Die Mörser haben die Aufgabe, die Kampftruppen besonders während des Kampfes auf nahe Entfernungen, beim Sturm und in der Sturmabwehr zu unterstützen. In Ausnahmefällen können sie bereits zum Kampf auf größere Entfernungen herangezogen werden.

Die Mörser bekämpfen vor allem diejenigen Ziele, welche

1. die PzGren oder die im gleichen Gefechtsstreifen eingesetzten Pz an der Erfüllung ihres Auftrages am meisten behindern,
2. von Flachfeuerwaffen nicht gefaßt und
3. von der Artillerie nicht oder nicht schnell genug bekämpft werden können.

Die größte Wirkung ergibt die Koppelung ihres Feuers mit dem der Flachfeuerwaffen.

Aus all diesen Wesen- und Aufgabenmerkmalen ergibt sich die große Bedeutung der Mörser als unmittelbare Unterstützungswaffe.

(Ich möchten an dieser Stelle in einigen die Mörser betreffenden Punkten auf den Beitrag von Hauptmann Richter „Ist die s PzGren-Kp noch zeitgemäß" in Nr. 5/1965 eingehen.)

Sicherlich muß die PzAbwehr in den PzGrenBtl noch wesentlich verstärkt werden, z. B. in Form von mindestens 2 PzJgKanZg, damit die Hauptaufgabe der sPzGrenKp — der Kampf gegen Feindpanzer (auch schon auf weite Entfernung) — erfüllt werden kann.

Doch darf diese Verstärkung der PzAbwehrwaffen **nicht auf Kosten der Steilfeuerwaffen** geschehen. Denn wie vielfältige Aufgaben haben die Mörser in den einzelnen Kampfarten zu erfüllen! Wer trennt auf weitere Entfernungen bereits PzGren von Pz, wenn die Artillerie nicht zur Verfügung steht? Wer wirkt ganz unmittelbar vor die eigene Truppe (z. B. Sperrfeuer), hinter Deckungen und Geländewellen? Wer kann schnell Schwerpunkte bilden und verlagern? Besondere Bedeutung kommt dem Einsatz von Mörsern zu

1. bei großer Breite des Gefechtsstreifens des Bataillons,
2. in unübersichtlichem Gelände,
3. im Kampf unter besonderen Verhältnissen,
4. bei erforderlichen schnellen Feuerzusammenfassungen und
5. wenn eine PzGrenKp selbständig mit einem besonderen Auftrag eingesetzt wird (Spitzenzug, Flankensicherung), wo eine unmittelbare Unterstützung notwendig ist.

Aus diesen Gründen heraus gibt es bei Vermehrung der PzAbwehrrohrwaffen nur **eine** Möglichkeit: Aufstellung einer 2. schweren Kp (6./—) als PzJgKp, wo auch der 20 mm Zug eingegliedert werden kann.

Die bisherige sPzGrenKp (5./—) wird eine reinrassige MrsKp (Bttr) mit 3 Mörserzügen (evtl. einheitliches Kaliber), so daß hier gleichzeitig für jede der drei GrenKpn bei Unterstellung oder Anweisung auf Zusammenarbeit eines Mörserzuges eine gute Unterstützung in jeder Kampfart geschaffen wäre. Die MrsKp würde darüber hinaus bei geschlossenem Einsatz und Feuerzusammenfassungen eine wesentliche Verstärkung der Feuerkraft des Bataillons darstellen.

Diese Lösung hätte noch einen weiteren Vorteil: die friedensmäßige Ausbildung und die Führung im Kampf dieser beiden neugegliederten sPzGrenKpn durch den jeweiligen KpChef würden diesem wesentlich erleichtert. Zur Zeit sind in einer sPzGrenKp (mot) 5 verschiedene Züge, die ausgebildet und im Kampf nach ihren eigenen Einsatzgrundsätzen geführt sein wollen!

Einige Nachteile sind bei dieser Lösung natürlich sichtbar: Personalbedarf für eine weitere Kompanie, materielle Aufstellung dieser Kp und Erschwernis der Führung und Versorgung durch das Bataillon.

Eine andere scheinbare Möglichkeit, die Mörserzüge der heutigen 5./— wieder der 1. Kp zu unterstellen, so daß ohne Aufstellung der 6./— die sPzGrenKp eine PzJgKp werden könnte, ist nicht durchführbar. Für was alles sollte der Chef 1./— noch verantwortlich zeichnen?

Eine Vermehrung der Mörserwaffe zu MrsBtl z. B. in Brig und Div wäre aufgrund der geringen Reichweite weitgehend wirkungslos. Eine Verminderung oder Abschaffung der Mörser andererseits bei Aufstellung der 3. schießenden Bttr, der Mehrfachwerfer, des BrigArtBtl muß aus den o. a. Vorzügen der Mörser als unmittelbare Unterstützungswaffe für die PzGren abgelehnt werden. Auch drei schießende Bttrn können den gesamten Gefechtsstreifen einer Brigade nicht überwachen.

Den Mörsern kommen als **schnell reagierende, unmittelbar mit den PzGren zusammenwirkende Unterstützungswaffe** weiterhin bedeutende Aufgaben zu. Wenn die Anzahl der Mörser aus verschiedenen Gründen nicht verstärkt werden kann, dann muß zumindest die bisherige Stärke und Gliederung der Mörserzüge beibehalten und darf um keinen Preis auch nicht zu Gunsten der PzAbwehr verringert werden.

Quellen:

„Die Artillerie", Gr. Sowjetische Enzyklopädie
„Die deutschen Geschütze 1939—1945", v. Senger und Etterlin
„Geschütze der Vergangenheit", Roskopf

Winterübung »SILVER TALON«

Eine Härteprobe für Mann und Fahrzeug

Die deutsch-amerikanische Winterübung „Silver Talon" (Silberkralle), die vom 11. bis 17. Januar im Raum Würzburg, Wertheim, Bad Mergentheim, Ansbach und Crailsheim ablief, bildete infolge der anhaltenden Kälte, der vereisten und verschneiten Straßen und schwierigen Bodenverhältnisse für die 22 000 US-Soldaten und ihre 6 870 Ketten- und Räderfahrzeuge sowie für die beteiligte Koblenzer Panzerbrigade 15 (Rund 3 000 Mann und 250 Kettenfahrzeuge) eine harte Zerreißprobe. Die Soldaten der Koblenzer Bataillone zeigten unter der umsichtigen Führung des Brigadestabes was in ihnen steckte. Sie wetteiferten erfolgreich mit den Leistungen ihrer NATO-Kameraden. Zweck der Übung war es, kriegsmäßige Bedingungen gegen eine angreifende Streitmacht vergleichbarer Größe auszuprobieren. Außerdem sollte die Kommandotätigkeit, Befehlsübermittlung und die Nachrichtenverbindungen geprüft werden. Im Verlauf der Übung flogen 89 Düsenmaschinen, die von deutschen und amerikanischen Piloten gelenkt wurden, rund 250 Einsätze.



„Orange-Panzer" auf dem Marsch nach vorn

Panzerbrigade 15 als „Orange-Truppe"

Die Koblenzer Brigade unter der Führung von Oberst Büschleb kämpfte für die Dauer der Übung auf Seiten „Orange", war also Aggressor. Der Brigade waren ferner das Panzeraufklärungsbataillon 5 aus Sontra, Pionier-ABC-Abwehr- und Feldjäger-Einheiten unterstellt. Auf „Roter Seite" befand sich auch das 3. US-Kavallerieregiment aus Baumholder. Die „Blauen Streitkräfte" wurden durch die Truppenteile der 3. US-Panzerdivision (Frankfurt) unter der Führung von Generalmajor Kervin dargestellt.

Hin- und herwogende Kämpfe

Um es vorweg zu nehmen: die Truppenteile der 5. Panzerdivision, zu der die Panzerbrigade gehört, schlugen sich wacker. So wacker, daß manchmal das Übungsdrehbuch der Leitung, in dem die Niederlage von „Orange" unabänderlich festgelegt worden war, durcheinander geriet. Es zeigte sich in manchen Phasen des hin- und herwogenden Kampfes die unterschiedliche Auffassung vom Führen nach Befehls- und Auftragstaktik. Die Übung ließ, so faßte Brigadekommandeur Hermann Büschleb nach Übungsende die Erfahrungen zusammen, der deutschen Führung erfreulich viel Bewegungsfreiheit, so daß die eigenen taktischen Vorstellungen vom Kampf moderner Panzerverbände in die Tat umgesetzt werden konnten.

Die Übung nahm mit dem Einnehmen der Ausgangsstellungen mit Beginn des 10. Januar ihren Anfang. Die „Blauen" griffen mit Tagesanbruch die Orangestellungen an und gewannen bis zum Abend eine Linie im Raum Bad Mergentheim. Die „Blauen" führten ein Verzögerungsgefecht. Am 11. setzten die Blauen Streitkräfte ihren Angriff in Richtung Taubergrund fort. Orange gab in der Nacht den Raum frei, löste sich vom „Feind" und wich in Verfügungsräume aus, wo Angriffsvorbereitungen getroffen wurden. Am 12. baute „Blau" eine Sicherung auf und Orange führte vereinzelt Angriffe mit begrenztem Ziel durch. Diese dauerten bis in den 13. hinein an. Luftbewegliche Orange-Kräfte wurden hinter den feindlichen Linien abgesetzt. Am 14. setzte Blau die beweglich geführten Abwehrgefechte fort und setzte erstmalig Reserven ein. Blau gewann an Boden. Am 15. schließlich brach Blau in die Orange-Stellungen ein und gewann den Taubergrund. Mit Verzögerungsgefechten in diesem Raum endete die Übung.

„General Winter" kämpfte mit

„It is very very cold" versichert ein amerikanischer Soldat, der bei Tauberbischofsheim eine Brücke bewachte. Seine Heimat ist Kalifornien, wo es nur Sonnenschein geben soll. Sein blau-rot gefrorenes Gesicht zeigte soviel Weltschmerz, daß man sein Heimweh verstehen konnte. Einem kleinen Jungen aus dem Ort Heckfeld tat der Gefreite Seibert aus Koblenz so leid, daß er seiner Mutter eine Decke abluchste. „Hier, Onkel Soldat, habe ich eine Decke für Dich, damit Du nicht so frierst!"

Mit schmissiger Marschmusik und einer Begrüßung des Bürgermeisters — über Lautsprecher — bereitete die Gemeinde Gissigheim den Koblenzern einen schönen Empfang. Eine Rundsprechanlage, die in vielen Dörfern angebracht war, ersparte es manchem Spieß, seine Soldaten morgens einzeln aus den Federn zu holen. In Engelhardshausen brachten Dorfbewohner einer Panzerbesatzung warmes Wasser zum Waschen.

Häuserkampf

Durch ihre Entschlossenheit und richtige taktische Einstellung machten der Brigadestab und die Bataillonsstäbe ihrem „Gegner" das Leben so sauer als möglich. Bei Zeisenhausen sprengten die Koblenzer die Brücken über Jagst und Ette — durch Signalmunition simuliert. Als dann die deutschen Panzergrenadiere unprogrammäßig absaßen, entwickelte sich ein Häuserkampf, bei dem die amerikanischen Soldaten in arge Bedrängnis gerieten.



Ein Bild wie in Rußland

Mit dem Ausbildungsstand zufrieden

Einige amerikanische Generäle sowie der Kommandierende General des III. Korps, Generalleutnant Schnez, überzeugten sich vom Ausbildungsstand der Truppe.

Der Kommandeur der 5. Panzerdivision, Generalmajor Hükelheim, der der Übung beiwohnte, zeigte sich über die guten Leistungen seiner Brigade sehr zufrieden.

Klein

Sportlehrer Liske, Munster

SPORT FÜR ALLE

Eine neue Folge von Artikeln beginnt hiermit, die hoffentlich dazu beiträgt, jeden Leser unserer Zeitschrift auch körperlich „fit" zu machen. Red.

Motto: „. . . daß es nicht komme erst zum Knaxe, erfand der Arzt die Prophylaxe . . ."
(Eugen Roth)

Gäbe es keinen Sport, so müßte er von den Ärzten dringend erfunden werden, weil nach einem Naturgesetz jeder Muskel und jedes Organ ein bestimmtes Quantum Tätigkeit benötigen, um leistungsfähig zu bleiben und nicht zu verkümmern.

Übung (= sportliche Betätigung) steigert den Stoffwechsel, fördert die körperliche und geistige Leistung und erzeugt ein Gefühl der Zufriedenheit. Schlechthin: Richtig betriebener Sport regt an, entspannt und erholt; Anliegen jedes Einzelnen sollte daher sein, um Gesundheit und Schaffenskraft zu erhalten, planvoll und maßvoll ein Verhältnis zum Sport einzugehen!

Wir alle wissen: Je näher das Wochenende rückt, desto mehr steigt die Kurve der Sportgespräche — ob beim Friseur, ob in der Kantine —. Spätestens ab Donnerstag drehen sich 50 % aller Meinungsgespräche um Fußball und Boxen. Und erst am Samstagnachmittag entladen sich die Gemüter restlos und leidenschaftlich beim Verfolgen des Balltreibens „ihrer" Mannschaft! — im Sitzen auf der Tribüne oder vor dem Fernsehschirm, und mit 20 Zigaretten . . . Wir sind ein ungemein sportliches Volk (als Zuschauer!) . . .

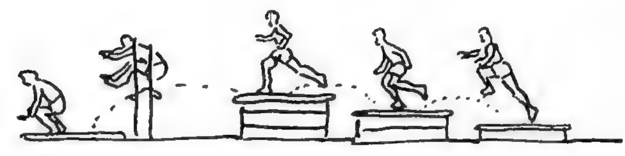
Um der sattsam bekannten Bewegungsarmut abzuhelfen und weil wir fast alle durch tägliche Sitz- und Steharbeit einseitig angespannt sind, wollen wir in jede der kommenden Ausgaben von „Kampftruppen" einen kleinen sportlichen Beitrag bringen mit Übungen, die den ganzen Körper erfassen. Es sollen ausgewählte Übungen sein, die keine abstrakte Bewegungsgymnastik à la 08/15 bieten, sondern spielerisch den Körper jedes einzelnen spannen und entspannen, wobei das Gefühl der Freude und der Kraft der Gradmesser für das „Wieviel" sein soll. Aus spielerisch-geselliger Betätigung soll die Kraft wachsen zur erneuten Betätigung und Gesundung.

Diese Übungen sind geeignet, für den Sport in der Ausbildung der Kompanie, wie für den Ausgleichssport in Stäben und Werkstätten; für die, denen Gerät und Halle zur Verfügung stehen, wie für die, die nichts haben. Die Übungen können praktiziert werden vom ausgebildeten Sportleiter und vom ganz Ungeschulten, dem nichts einfällt. Das Besondere an den Übungen soll sein, daß sie ausführbar sind; für ihre Zusammenstellung zu einer Sportstunde oder auch einem kleineren Zeitraum werden Ratschläge gegeben werden. Die Seiten mit den Übungen sind perforiert, man kann sie also heraustrennen und mitnehmen.

Wir beginnen mit leichten Übungen, um aufbauend zu schwierigen zu kommen. Und fangen an, weil es das A und O der körperlichen Betätigung ist, mit dem *Laufen.*



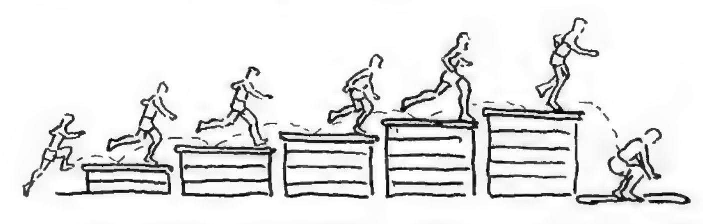
. . . Wir laufen und springen über gleichhohe Kästen . . .
. . . und hüpfen mit beiden Beinen, oder auf einem Bein, oder gar auf allen Vieren über die Hindernisse.



. . . Wir laufen über ungleichhohe Kästen und springen über eine gespannte Schnur . . .



. . . Rauf und runter, rauf und runter . . .
. . . und immer höher geht es . . .



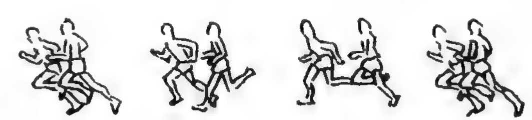
. . . laufen, hinken, im Schlußhupf, selbst auf allen Vieren, im Froschhupf, aus dem Liegestütz rücklings oder gar mit der Belastung durch 2 Medizinbälle . . .



. . . Wir laufen . . . und springen von Matte zu Matte oder im Slalomlauf um Medizinbälle . . .



. . . und im Tempolauf mit viel Vorlage zurück.



. . . Wir sortieren uns zu Zweien und nur einer läuft, der andere ruht aus.
. . . Traben, Hinsetzen und wieder Traben, Hinsetzen . . .



. . . aus der Rolle vorwärts, aus dem Knien oder aus dem Liegen sprinten.



. . . Wir laufen um Kastenteile oder hüpfen über umgekippte Hürden . . .

Oberstabsarzt Dr. med. Günther Schönfeld

Was hättest Du getan?

Sanitäts-Quiz Nr. 6

Lage:

Während einer Winterübung wird ein Unteroffizier als Melder auf Skiern eingesetzt. Er erreicht seinen Bestimmungsort nicht. Die eingeleitete Suchaktion wird durch Schneetreiben und Nebel verzögert. Nach ca 3 Stunden wird er gefunden. Bei einem Sturz in ein Erdloch hatten sich die Skier so unglücklich verklemmt, daß er nicht imstande war, sie zu lösen.

Die Außentemperatur liegt bei minus 18 Grad C. Der Verletzte ist bei Bewußtsein, aber benommen; Atmung und Puls sind normal. Nach behelfsmäßigem Abtransport zur Skihütte stellt man fest: Körpertemperatur 35,5 rectal. Beide Füße sind bis zur Knöchelgegend kalt, steif, aber nicht vereist, bläulich verfärbt bei herabgesetzter Beweglichkeit und gefühllos. Außer Hautabschürfungen keine Verletzungen.

1. Was liegt vor?

a) eine Erfrierung,
b) eine Unterkühlung,
c) eine Verrenkung mit Durchblutungsstörungen.

2. Was ist zu tun?

a) Beine und Füße mit Schnee einreiben; Körper in Decken wickeln,
b) Schnaps und Zigarette geben; in Decken an den Ofen setzen,
c) Laufen und bewegen lassen zur Förderung der Durchblutung,
d) heißes Vollbad,
e) beide Füße in Schnee oder kalte Umschläge packen, mit dem restlichen Körper heißes Vollbad.

Richtige Antworten:

1 a), b), 2 e).

Bemerkungen:

Zu 1 a):

Erfrierungen sind örtlich begrenzte Gewebeschäden durch Kälteeinwirkung. Besonders gefährdet sind Endglieder (Zehen, Finger, Nase, Ohren). Beim Erfrieren eines Gliedes verspürt man zunächst ein Prickeln der Haut, welches in Schmerzen übergeht, die Haut wird weiß und später völlig gefühllos. An Gelenken tritt eine Bewegungseinschränkung ein. Auch bei schwersten Erfrierungen braucht das Glied nicht hart gefroren zu sein. Das Verschwinden des Kälteschmerzes, das Eintreten der Gefühllosigkeit ist stets ein Alarmsignal.

Man teilt die Erfrierungen in vier Schweregrade ein:

1. Rötung und Schwellung der Haut mit starkem Schmerz.
2. Schwellung mit Blasenbildung und blauroter schmerzhafter Hautverfärbung. Die Heilung erfolgt narbenlos, das Gewebe bleibt jedoch gegen Kälte besonders empfindlich.
3. Nach Tagen oder Wochen stirbt das Gewebe ganz oder teilweise ab unter Blauschwarzfärbung („Brand").
4) Nach langsamer Totalvereisung totaler Gewebetod.

Bei frischen Erfrierungen ist oft nicht zu unterscheiden, welcher Schweregrad vorliegt. Als Anhalt kann dienen:

Treten nach der Erwärmung sofort starke Schmerzen auf, so liegt wahrscheinlich eine leichte Erfrierung vor.

Bleibt das Gewebe nach der Erwärmung noch taub, so muß mit einer schweren Erfrierung gerechnet werden. Im Zweifelsfall nimmt man eine ernste Erfrierung an.

Zu 1 b):

Unter Unterkühlung versteht man das Absinken der Körpertemperatur unter den normalen Wert. Sie kommt zustande, wenn die Wärmeabgabe des Körpers an die Umwelt größer ist als die Wärmeproduktion im Körper (z. B. Schiffbrüchige, die im kalten Wasser treiben; Lawinenverschüttete usw.). Lebensgefahr besteht bei Körpertemperaturen unter 30 Grad C. Bei Unterkühlung beobachtet man zunächst Frieren, Gänsehaut, Zittern, Schmerzen und graublasse Verfärbung der Haut. Kniegelenke und Waden werden zunächst schmerzhaft und später völlig empfindungslos. Die Muskulatur wird steif, es tritt Teilnahmslosigkeit, Müdigkeit ein und schließlich unbezwingbare Schlafneigung. Der Schlaf geht bei Temperaturen unter 30 Grad C in Bewußtlosigkeit über. (Das Gegenteil der Unterkühlung wäre der Hitzschlag, bei dem die Wärmeabgabe des Körpers eingeschränkt ist und die Wärme sich im Körper staut und zum Ansteigen der Körpertemperatur führt.)

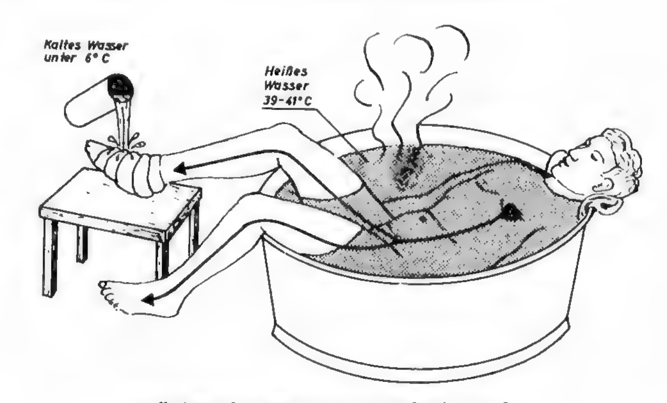
Zu 1 c):

Durchblutungsstörungen etwa auf Grund von Abschnüren eines Gliedes (wie es in unserer Lage durchaus denkbar wäre) können ebenfalls zur Empfindungslosigkeit führen. Die Haut ist in diesen Fällen jedoch meist blaurot verfärbt.

Aus der in der Lage geschilderten Situation ergibt sich mit Sicherheit eine leichte Unterkühlung und der Verdacht einer Erfrierung zweiten bis dritten Grades beider Füße.

Zu 2 a):

Erfrorene Glieder mit Schnee einzureiben ist stets falsch! Schnee besteht aus Kristallen, welche in der Haut winzige Wunden verursachen, die später zu schlechtheilenden, eitrigen Entzündungen führen können. Geeignet zum vorsichtigen Warmmassieren sind bestenfalls vorgewärmte Wolltücher. Den gesamten Körper in warme Decken zu wickeln, ist kein Fehler, wenn sonst keine bessere Möglichkeit zum Aufheizen des Gesamtkörpers gegeben ist.



Aufheizen des Körpers im Waschzuber und Kalthalten der Fußerfrierung mit kaltem Wasser

Zu 2 b): Alkohol wirkt auf die Blutgefäße erweiternd. Die Wärmeabgabe des Körpers an die Umwelt wird damit erhöht und die Unterkühlungsgefahr vergrößert. Nikotin wirkt auf die Blutgefäße verengend, begünstigt also örtliche Erfrierungen. Es gilt also bei bestehender oder beginnender Erfrierung oder Unterkühlung der Grundsatz: Hände weg von Alkohol und Nikotin!

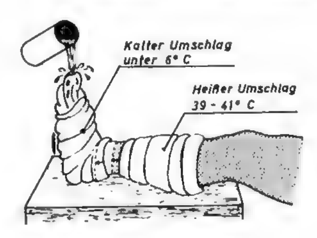
Erlaubt ist, heißen Getränken Alkohol zuzusetzen, sofern der Unterkühlte sich in einer warmen Unterkunft befindet, bei Bewußtsein ist, und in der Unterkunft bleiben kann.

In Decken gewickelt an eine Wärmequelle zu setzen, käme in Frage, wenn die ideale Möglichkeit der Wiedererwärmung durch ein Vollbad nicht möglich ist.

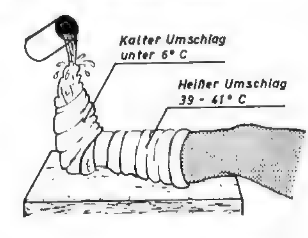
Zu 2 c):

Das Laufen mit erfrorenen Füßen ist ein schwerer Fehler und verschlimmert die bleibenden Gewebeschäden. Erlaubt sind vorsichtige Bewegungsübungen während und nach der Wiedererwärmung.

Beispiel für das Wiedererwärmen eines erfrorenen Fußes



Rötung zwischen heißem und kaltem Umschlag.



Weitergeschobener heißer und kalter Umschlag.

Zu 2 d):

Ein Vollbad ist die ideale Lösung bei Unterkühlungen. Die notwendige Temperatur liegt bei ca. 40 bis 42 Grad C. Die Maßnahme ist jedoch auf keinen Fall durchzuführen, wenn neben der Unterkühlung Erfrierungen von Gliedmaßen vorliegen. (Siehe unten!)

Zu 2 e):

In der geschilderten Lage handelt es sich um Erfrierungen der Füße mit einer Unterkühlung des gesamten Körpers.

Die Durchführung eines heißen Vollbades in dieser Situation wäre für die Unterkühlung die beste Maßnahme. Bezüglich der Erfrierungen der Füße könnte sie jedoch schwerwiegende Folgen haben.

Wenn die Temperatur unter 6 Grad C in erfrorenem Gewebe absinkt, hören die Stoffwechselvorgänge in den Zellen auf. Eine Schädigung der Zellen tritt dabei nicht ein. Beim Wiedererwärmen durch ein Vollbad würden die „Verbrennungen", die Stoffwechselvorgänge in den Zehen, zuerst wieder einsetzen, während die Durchblutung des restlichen Fußes noch nicht normalisiert ist. Die Folge wäre, daß Stoffwechselprodukte, welche Giftwirkung besitzen und normalerweise durch das Blut sofort abtransportiert würden, in diesem Falle liegen blieben. Erreicht nun die Konzentration der giftigen Stoffwechselprodukte eine gewisse Höhe, so kommt es zur Vergiftung der Zelle. Diese Schäden könnten unter Umständen eine Zehenamputation notwendig machen. Die Ursache wäre dann nicht die Erfrierung, sondern die falsche Form der Wiedererwärmung.

Bei den in der Lage geschilderten kombinierten Kälteschäden wäre also folgendermaßen vorzugehen:

Die erfrorenen Glieder (Füße) werden in kalte Umschläge unter 6 Grad C oder Schnee locker verpackt und kalt gehalten. Der restliche Körper kommt in ein heißes Bad. Das erwärmte Blut fließt jetzt vom Stamm zu den erfrorenen Gliedmaßen und die Erwärmung tritt in der gewünschten Reihenfolge vom Knöchel an in Richtung Zehen ein. Ein Schaden an den Endgliedern kann auf diese Weise nicht eintreten (Abb. 1). Die Grenze der Wiedererwärmung ist meist leicht zu erkennen an der Rötung der wiedererwärmten Haut, die sich scharf gegen die weiße, noch erfrorene Haut absetzt. Man kann diese Maßnahmen noch verstärken, indem man am Unterschenkel einen heißen Umschlag anlegt, den man millimeterweise mit der eintretenden Rötung der Haut nach peripher, also in diesem Fall zum Fuße hin, verschiebt (Abb. 2). Der ganze Vorgang kann Stunden in Anspruch nehmen.

Stabsunteroffizier Jürgen Beierle

Drei Soldatengenerationen beim PzGrenBtl 152

Als das PzGrenBtl 152 im Jahre 1961 von der 5. Panzerdivision das Wappen der alten deutschen Garnisonstadt Stettin als Symbol zugewiesen bekam, hat es darin die Verpflichtung gesehen, an die Überlieferungen alter Stettiner Regimenter anzuknüpfen.

Unter diesen Regimentern sind es vor allem das

ehem. Grenadier-Regiment König Friedrich Wilhelm IV.
(1. Pomm.) Nr. 2

und das

5. (preuß.) Infanterie-Regiment der Reichswehr,
das spätere Panzer-Grenadier-Regiment 5 der Wehrmacht,

die uns interessierten.

Mit der Herstellung dieser Verbindung beauftragte der damalige Btl.-Kommandeur, Oberstleutnant i. G. von Westerman, seinen S 1-Stabsfeldwebel, dem es nach vielen Bemühungen gelang, die Traditionsgemeinschaft des ehem. Infanterie-Regiments 5 und eine Kameradschaft der alten 2. Grenadiere in Berlin ausfindig zu machen.

Da der Traditionserlaß für die Bundeswehr sehr lange auf sich warten ließ und der nunmehr herausgegebene Erlaß auch keine offizielle Übergabe von Traditionen früherer Truppenteile an Truppenteile der Bundeswehr vorsieht, kam man mit den beiden alten Regimentern überein, ihnen beim PzGrenBtl 152 eine neue militärische Heimat zu geben, da ihre Garnisonstadt Stettin, nun unter polnischer Verwaltung, für die alten Soldaten nicht mehr zugänglich ist.

So trafen sich dann am 2. Oktober 1965 ca. 50 Angehörige des ehem. 2. Grenadier-Regiments und des Infanterie-Regiments 5 bei ihrem neuen Patentruppenteil, dem PzGrenBtl 152, in Koblenz.

Unter den Gästen waren unter anderen der letzte Standortkommandant von Koblenz während des letzten Krieges, Generalmajor a. D. Fischer und der frühere Kommandeur des Grenadier-Regiments König Friedrich Wilhelm IV. (1. Pomm.) Nr. 2, Oberst a. D. von Kraewel. Sogar der Vorsitzende der Berliner Kameradschaft dieses Regiments, Herr Kriesel, hat mit seiner Gattin die beschwerliche Reise von Berlin nach Koblenz trotz seiner 73 Jahre nicht gescheut. Oberstleutnant i. G. von Westerman, z. Zt. Taktiklehrer an der Führungsakademie der Bundeswehr in Hamburg, der die Anregung gab, sich mit diesen beiden Regimentern in Verbindung zu setzen, hatte zufällig dienstlich in Koblenz zu tun und war allen ein willkommener Gast.

Zum gemeinsamen Mittagessen — es gab nach alter Väter Sitte Erbsen mit Speck — versammelte man sich mit der gleichen Anzahl aktiver Soldaten im Offizier-Heim, wo der jetzige Btl.-Kommandeur, Oberstleutnant Baumelt, die alten Soldaten begrüßte. Er sagte: „Hier lebt heute die Vergangenheit mit, der wir bei einer Begegnung, wie wir sie heute erleben, auch nicht ausweichen können. Wir wollen ihr auch gar nicht ausweichen, denn in der Gegenwart lebt immer die Vergangenheit."

Auf die Tradition in der Bundeswehr eingehend, sagte der Btl.-Kommandeur, für uns sei Tradition nicht Versteinerung, nicht Äußerlichkeit und auch nicht Rechtfertigung der ganzen Vergangenheit. Für uns sei Tradition die Verehrung des Verehrungswürdigen aus der Vergangenheit. Er schloß seine kurze Ansprache mit den Worten: „Sie, unsere alten Soldaten, helfen mit, Tugenden zu halten und zu pflegen, ohne die weder ein Soldat noch ein Volk bestehen kann. Das ist ein Auftrag an alle, die etwas weiterzugeben haben. Mit Ihrem Besuch helfen Sie mit, unseren Auftrag zu erfüllen, den Frieden und die Freiheit zu schützen, denn nur diese Aufgabe ist uns gestellt."

Dann dankte er seinem StFw Knust, durch dessen Tatkraft und Initiative es nur zu diesem Treffen gekommen ist.

Nach dem Mittagessen trennten sich die Herren von ihren Damen, die unter Führung eines Kp.-Chefs des Bataillons eine Kompanieunterkunft, die Küche sowie den Sanitätsbereich besichtigten und anschließend gemütlich bei einem Täßchen Kaffee zusammensaßen, während sich die Herren bei einer Waffenschau über die Ausrüstung und Bewaffnung eines PzGrenBtl (SPz) informierten und anschließend zum Schießstand Pfaffendorf fuhren, um sich mit den aktiven Kameraden im Schießen zu messen. Wertvolle Preise, die von den ehemaligen und aktiven Soldaten gestiftet wurden, dienten als Anreiz für gute Schießergebnisse, zu denen auch das auf dem Schießstand ausgegebene „Zielwasser" erheblich beitrug.

Zum gemeinsamen Abendessen, das wieder im Offizier-Heim eingenommen wurde, trafen sich dann alle Teilnehmer wieder.

Danach wurde in das Unteroffizier-Heim hinübergewechselt, wo ein Kameradschaftsabend mit den alten und jungen Soldaten seinen krönenden Abschluß dieses ersten Treffens fand.

Oberleutnant Hartl

Als Schiedsrichter in der Türkei

Die amerikanische Transportmaschine, Lockheed C 130 „Hercules" macht ihrem Namen wirklich Ehre. In ihren Ausmaßen und dank ihrer Motorenkraft ein Luftriese, trägt sie mühelos 70 vollausgerüstete Fallschirmjäger mit Gepäck in einem 8½ Stunden dauernden Non-Stop-Flug von Sembach/Deutschland nach Diyarbakir/Türkei. Die „Hercules" ist für militärische Verhältnisse fast komfortabel und liegt auch bei hoher Geschwindigkeit so sicher und ruhig in der Luft, daß die Soldaten bald einnicken.





NATO-Kameraden beim Fußballspiel: Deutschland — Türkei

Das große Abenteuer beginnt für viele Fallschirmjäger des Bergzabener Bataillons 262 mit einem Nachtflug von Mitteleuropa nach Vorderasien. Der Auftrag: Einsatz beim Manöver „Eastern Express". Die jungen Soldaten gehören zur NATO, diese Fallschirmjäger aber gehören einem ganz besonderen Kommando an: „Allied Command Europa Mobile Force" (Land component), abgekürzt: AMF (L), in der treffenden Sprache der Soldaten „NATO-Feuerwehr" genannt. Diese mehrere tausend Mann starke „Feuerwehr" führt als Kommandant der englische Generalmajor Michael Fitzalan Howard mit dem Auftrag: Jederzeit, nach Beschluß des NATO-Rates, seine aus sechs Nationen zusammengesetzten Bataillonsverbände als erste militärische Hilfe einem angegriffenen NATO-Staat zuzuführen. Beim Manöver „Eastern Express" handelte es sich nun um die Erprobung einer Abwehr gegen einen Angriff im osttürkischen Raum über den Mardinpaß.

Die Übung gliedert sich in 3 Phasen: Einflug, Manöver, Rückflug. Im Augenblick beobachten die deutschen Fallschirmjäger zu Beginn der ersten Phase einen malerischen Sonnenaufgang. Der Euphrat und später der Tigris werden im ersten Dämmerlicht erkannt. Das Flugzeug kreist über traditionsreicher, sagenumwobener anatolischer Erde. Diyarbakir, die Zielstadt, wird überflogen, die Soldaten schnallen sich zufrieden an. Nun kann nichts mehr schiefgehen. (Im letzten Jahr wurde das Manöver nach den letzten Belehrungen wegen der Zypernkrise verschoben.) Diesmal jedoch haben sich alle Vorbereitungen, Opfer und Mühen gelohnt. Die C 130 rollt auf dem Flugfeld in Diyarbakir aus. Deutsche Soldaten springen auf türkischen Boden, um in der Gemeinschaft anderer Verbündeter einen NATO-Staat bei der Abwehr eines gegnerischen Angriffes zu unterstützen.

„Du Alleman? gut Freund!"

Die türkischen Soldaten, die uns Deutsche neugierig erwarten, um uns zum Camp zu fahren, machen einen guten, wenn auch verschüchterten Eindruck. Die Fahrzeuge dagegen, alte amerikanische Trucks, sehen weniger vertrauenserweckend aus. Doch täuscht, wie sich später herausstellt, der erste Eindruck. Die „alten Schlitten", von ihren Fahrern virtuos beherrscht, wenn auch etwas fatalistisch gesteuert, überstehen das Manöver ohne Ausfall. Auf dem Weg zum Camp spüren unsere jungen Soldaten zum ersten Mal die Anzeichen einer tiefen Freundschaft, die uns dieses Volk über ein Jahrhundert hinweg bewahrt hat. Dem Geschichtskundigen dürften Ursachen und Gründe nicht unbekannt sein. Die deutschen Soldaten werden überall, in der Stadt und auf dem flachen Land, erkannt und mit einem uns zuerst unverständlichem Zeichen begrüßt. Die Türken reiben beide Zeigefinger aneinander und meinen dazu: Alleman. Türkisch. Später stellt sich heraus, daß dies das Zeichen ist, das zwei alte gute Freunde zur Begrüßung wechseln.



Die Stadtmauer von Diyarbakir



Die Wärme der anatolischen Sonne vertreibt den letzten Schl Blitzschnell sind die Zelte aufgeschlagen, die Ausrüstungsgegenstände geborgen und die Kompanie zum Stadtausgang bereit.

Diyarbakir wird NATO-Etappe.

Diyarbakir, die Hauptstadt des Manöverraumes steht auf historischem Boden. Die achtzigtausend Einwohner wohnen noch immer größtenteils innerhalb der zur Zeit Konstantins des Großen erbauten gewaltigen Ringmauer mit Wachbastionen. Die Zeit scheint sich in dieser, auf einer Hochebene gelegenen Stadt nicht allzuschnell zu ändern. Für die meisten Soldaten, gleichgültig welcher Nation, muß dieser Treffpunkt Okzident-Orient ein unvergeßlicher Eindruck bleiben. Das ganze bunte, laute Leben und Treiben spielt sich in den mit Händlern, Müßiggängern, Trägern, Fahrzeugen aller Art und . . . Eseln überfüllten Straßen ab. Über dem Ganzen lagern in der Hitze eines milden Herbsttages alle „Wohlgerüche des Orients", nur übertönt von den Angeboten der Händler und einem für europäische Ohren recht unangenehmen Hupkonzert sämtlicher auf Gummi rollender Vehikel. Hinweisschilder findet man zwar hie und dort, und sicher existiert auch eine Verkehrsordnung, denn an jeder Ecke regelt ein Polizist eifrig den Verkehr, aber niemand scheint sich arg darum zu kümmern. Das wichtigste Argument, um sich im Verkehr Gehör und Platz zu schaffen, scheint die dauernde Benutzung einer kräftigen Autohupe zu sein. Dem Europäer schmerzen nur in den ersten Tagen die Ohren. Später gewöhnt er sich daran.

Eine der reizvollsten Beschäftigungen, den Souvenierhandel, haben unsere Soldaten bald entdeckt. Alte Waffen, Teppiche, Gold- und Silberschmuck wechseln dauernd ihre Besitzer, dabei entstehen merkwürdigerweise keinerlei Verständigungsschwierigkeiten. Mit den Händen werden die jeweils gebotenen und verlangten Preise gestikulierend notiert. Das Gesicht, mit seinem bei solchen Gelegenheiten recht ausdrucksvollem Mienenspiel, heuchelt entweder Erstaunen über den unwahrscheinlich hohen Preis oder drückt Zustimmung zum Handel aus. Das Spiel geht so einige Male hin und her, bis man sich — für einen deutschen Verkäufer und Kunden unmöglich — auf einen vernünftigen Mittelpreis geeinigt hat. Das Ganze wird dann mit Chey (Tee) begossen.

Von Diyarbakir aus unternehmen die Soldaten in etwas verbeulten Omnibussen Ausflüge nach dem sehr orientalischen Mardin und dem handelstüchtigen Urfa, beide Städte 100 km und 170 km vom Camp entfernt. Die Besuche sind für uns unvergeßliche Erlebnisse. Während der Fahrt prägt sich uns weiter die sehr sorglose Fahrweise der Kraftfahrer ein. Der kath. Militärgeistliche soll hierfür den Ausdruck geprägt haben: „Sie fahren im Himmelfahrtsgang!" Zeit und Entfernung spielen keine große Rolle. Unser Fahrer tankt seinen Omnibus erst auf, als wir knapp fünf Kilometer gefahren sind. Da anscheinend die Handbremse nicht funktioniert, legt er einen großen Stein unter. Dann geht's endlich los . . . auch die Huperei. Jedes Fahrzeug, das überholt wird, jedes, das entgegenkommt und auch jede 50 m neben der Straße gemächlich einhertrottende Eselkarawane wird gewarnt. Die Straße ist rauh, dafür fehlen unseren Reifen die Profile. Plötzlich scheint unser Fahrer einen alten Freund getroffen zu haben, der in die gleiche Richtung einen schweren Tankzug steuert. Minutenlang fahren beide nebeneinander her und unterhalten sich laut. Dann scheint unser Fahrer vom Ehrgeiz gepackt worden zu sein. Er will alle fünf vor ihm gestarteten Omnibusse überholen und schafft es auch. Den ersten überholt er, indem er einfach im Kreisverkehr, anstatt rechts zu fahren, seinen Konkurrenten links um ein Denkmal herum abschneidet. Er erntet dafür rauschenden Beifall seiner deutschen Wagenbesatzung.

Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit

Getreu dem Wahlspruch der NATO beginnen einige Tage nach dem Einflug des Kontingents die eigentlichen Manöver. Der „potentielle angenommene Agressor", ein Satellitenstaat des Ostblocks, steht mit starken konventionellen Kräften in der Südflanke der NATO zum Angriff bereit. Um der Welt zu dokumentieren, daß die NATO ihre Beistandspflicht jederzeit schnell erfüllt, um der stark bedrängten türkischen Armee Hilfe zu bringen und um den Krieg konventionell zu lokalisieren, beschließt der NATO-Rat den Einsatz der AMF (L).

Nach anfänglichen Erfolgen des Angreifers gelingt es den Allied Mobile Forces, den gegnerischen Angriff zu stoppen, wobei sich die deutschen Fallschirmjäger bei der Vernichtung eines gegnerischen Luftlandeunternehmens hervortun. In einem kombinierten Nachtangriff wird dann der Agressor endgültig zurückgeschlagen. Die schon in der Phase des Einfluges genossenen Vorschußlorbeeren haben die Bereitschaft, Einsatzfreude und Kampfkraft keineswegs geschwächt. Im Gegenteil; das deutsche Kontingent zeigt sich stets diszipliniert und den gestellten Aufgaben in jeder Beziehung gewachsen.

Die Tage bis zum Abflug vergehen schnell wie alle schönen Stunden. Letzte Souveniers werden erhandelt, Freundschaften vertieft, Briefe geschrieben, Waffen und Ausrüstung gereinigt. Bis nach dem Manöver bleibt das Wetter schön und freundlich, wenn auch die ungewöhnlichen Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht vielen zu schaffen machen. Doch dann, wie um uns noch einen letzten, etwas zweifelhaften Eindruck zu vermitteln, verwandelt ein Regentag die Steppe und das Camp in ein Schlammbad, und unsere Soldaten verstehen sehr schnell, was es bedeuten würde, in diesem Gelände einen Auftrag zu erfüllen. Aber in der Nacht härtet der erste Frost die aufgeweichte Erde und die über Nacht weißgefärbten Spitzen des nahen Taurus-Gebirges mahnen an den nahenden Heimflug.



In der Straße der Goldschmiede

Man wird in der „Hercules" hoch über dem Mittelmeer ein seltsames Glücksgefühl nicht los. Während die Türkei im blassen, dunstigen Horizont versinkt, ist man — ohne überheblich zu wirken — stolz auf die gezeigten Leistungen und Erlebnisse. Doch dann folgen andere Gedanken. Irgendwo da unten liegt Zypern. Griechenlands Küste kommt in Sicht. Wird der Konflikt, der dort schwelt, der Verbundenheit der NATO, deren Lebendigkeit man noch eben deutlich erlebt hat, tödlich schaden?

Belgische, amerikanische, deutsche Soldaten fliegen in den gleichen Flugzeugen. Die Maschinen geraten über Sizilien in eine Schlechtwetterfront und nun beginnt die Hercules doch zu zittern. Die Westküste Italiens taucht aus einem kalten, dämmerigen Winterabend. Wir haben vier Stunden Verspätung. Die Stimmung an Bord ist hervorragend. Als wir in Chateaurosse zwischenlanden, regnet es. Im Zielhafen Rhein-Main liegt Eis auf dem Flugfeld, die C 130 setzt jedoch sicher und ruhig auf.

Das für manchen Soldaten wohl größte und interessanteste Abenteuer ist zu Ende. Die Erinnerungen nehmen sie jedoch mit in die Standorte, Städte und Dörfer, die Erinnerung an ein paar aufregende Tage, eine tiefe Freundschaft und den Willen zum Einstehen füreinander; vor allem aber Gewißheit über die Bedeutung des Satzes: Wachsamkeit ist der Preis der Freiheit!

AUS ALTER ZEIT Aus der Geschichte des Kgl. Pr. Kadettenhauses Bensberg bei Köln

Der Traditionserlaß spricht von Leitbildern, die auch aus der geschichtlichen Vergangenheit zu suchen wären. Wir werden in der Folge einige Beispiele hierfür aus dem Alltag der Truppe bringen, die zeigen, welche Reibungen es auch früher — wie in allen Zeiten — gegeben hat und wie sie beispielhaft überwunden wurden. Sie wurden uns liebenswürdiger Weise von Oberst a. D. Müller zur Verfügung gestellt.

Nachstehend ein Auszug aus den handschriftlichen Notizen eines Obersten Schwarz, derzeit Kdr. des Kadetten-Korps Bensberg, aus den Jahren 1892/93. Sie zeigen, wie auch damals Schwierigkeiten zwischen Civillehrern und mil. Kommandeuren entstehen konnten und wie ein Kdr. die grundsätzlichen Richtlinien gegenüber Lehrern und Offizieren durchsetzte. Red.

Wortlaut der Belehrung des Lehrers Johannesson

Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, daß der Unterricht pünktlich zu beginnen und zu schließen habe.

Wenn auch der Schluß des Unterrichts dadurch eine kleine Verzögerung erleiden kann, daß der Lehrer das Thema nicht sofort abbrechen kann, so ist es doch unstatthaft einem großen Teil der Cadetten, wie es heute von Ihnen, Herr Johannesson, geschehen ist, die Erholungspause dadurch zu verkürzen, daß Sie dieselbe zu Unterrichtszwecken benutzen. Sie verzichten ja dadurch persönlich auch auf Ihre freie Zeit, und ich will es gern anerkennen, zu Gunsten des Unterrichts, aber ich muß doch ersuchen, daß in den Pausen so gewidmetes Interesse auf eine andere gelegene Zeit zu verschieben.

Hauptmann v. W. hat Sie, Herr Johannesson, bereits im vorigen Jahr durch Prof. Dr. Streil zu größerer Pünktlichkeit ermahnen müssen und ich fühle mich veranlaßt heute dasselbe zu thun, denn wenn ich auch besonders hervorgehoben habe, daß ich die Veranlassung zur Unpünktlichkeit heute wie im vorigen Jahre in dem regen Interesse am Unterricht sehe, so liegt doch ein Außerachtlassen gegebener Befehle darin, zu dem ich Stellung nehmen muß.

Wortlaut Belehrungen 2 Tage später

Joh. läßt anfragen, ob meine Vorhaltung vom 15. Sept. ein Verweis sei und Aufnahme in seine Papiere finden würde. Ich habe dies verneint, da ein Verweis als solcher hätte genannt werden müssen.

Oberl. Reichert hat Hofdienst, meldet mir nicht.

Ich frage ihn:

„Sie wissen wohl nicht, H. O. R., daß die hofdiensttuenden Herren sich bei mir zu melden haben?"

Antw.: „Nein."

„Nun, dann bitte ich in Zukunft diese Meldung nicht zu unterlassen."

Wortlaut der Belehrung eines Civillehrers

Sie haben gewiß bemerkt, daß ich heute morgen durch Ihr Verhalten in der Klasse peinlich berührt gewesen bin.

Ich ließ 2 Cadetten eine Winkelberechnung an der Tafel machen. Sie halfen dem Mehl u. ich bat Sie, dies nicht zu thun, da ich sehen wolle, was er könne.

Sie beschäftigten sich darauf mit einem anderen Cadetten, der zufällig noch vorn stand und sprachen laut mit ihm, wo die Aufmerksamkeit der Klasse durch mich auf die Tafel gelenkt war. Wenn ich in der Klasse bin, so nehme ich als höchster Vorgesetzter das Recht für mich in Anspruch einzugreifen, wo ich es für richtig halte, und die Aufmerksamkeit der Klasse darf von dem Gegenstand nicht weiter abgezogen werden.

Ich würde es außerordentlich bedauern, wenn Sie mir durch Ihr Verhalten hätten markieren wollen, daß mein Eingreifen Sie störe. Ich habe das Recht und die Pflicht mich nicht nur von Ihrer Lehrbefähigung und der Art wie Sie diese zeigen zu überzeugen, sondern auch ein Urteil von dem Fortschreiten der Schüler durch Ihre Lehrthätigkeit zu bilden.

Ich werde wiederholt Ihrem Unterricht beiwohnen u. hoffe einem ähnlichen Verhalten Ihrerseits nicht mehr zu begegnen.

Offizierbesprechung

1. Meine Herren! Ich habe mich veranlaßt gesehen, einen Passus der Erzieher Instruktion dahin zu ändern, daß bis auf Weiteres beide Erzieher v. Komp. Dienst beim 1. Frühstück u. Abendbrot d. Cadetten zugegen sind.

Der Offizier wird u. kann durch seine persönliche Stellung und die Achtung der Cadetten vor dieser und seiner Persönlichkeit nicht immer an die Strafgewalt des Comp. Chefs appellieren brauchen.

Er wird selber im Stande sein, erziehend, belehrend u. auch rügend einzugreifen u. nicht bei jedem kleinen übermütigen Vorkommnis gleich voraussetzen dürfen, daß der Cadett ihn absichtlich in berechnender Weise hat ärgern wollen. Kommen aber solche Dinge vor, wie am letzten Donnerstag vor den Ferien, so liegt darin mehr. Das ist kein Übermut, der aus der Eingebung des Augenblicks hervorgeht.

Da sehe ich eine grobe Indisziplin, die sich tief eingefressen hat und die mit strengsten Mitteln bekämpft werden muß. Es ist namentlich auf der 2ten Companie durch den notwendig gewordenen Wechsel mehrerer Erzieher größte Aufmerksamkeit nötig und erwarte ich von allen Beteiligten strenge Überwachung des Geistes in der Companie.

2. Aus den Strafbüchern habe ich ersehen, daß ein Cadett . . . einen anderen Cadetten auf seine Stube bestellte. Dazu hatte B. kein Recht. Auch stand er in dem Augenblick in dem er diesen Befehl gab, in keinem dienstlichen Verhältnis zu diesem.

Ich ersuche, Übergriffen dieser Art auf das Strengste entgegenzutreten und strenge die Bestimmungen über die Strafverfahren zu befolgen u. von allen „sogenannten Maßregeln" abzusehen.

Gleichmäßig, freundlich, wo nötig auch streng trete der Erzieher den Cadetten gegenüber.

Offizierbesprechung

Offiziere (exkl. Milit. Lehrer)

Pr. Lt. Loehser meldete mir gestern, daß Sec. Lt. Frhr. v. Houwald am Sonntage bei Gelegenheit eines öffentlichen Conzertes unliebsam in den Vordergrund getreten sei und auch gewissermaßen ein Klatschen d. Publikums durch ihn veranlaßt sei.

Nach einer längeren Schilderung des Vorgangs schließt der Kdr. mit folgenden beherzigenswerten pädagogisch richtigen Worten:

Vor allem warne ich, sich gehen zu lassen. Der Offizier hat eine so ausgesetzte Stellung, daß er dieselbe nur wahren kann, wenn er sich den Gefahren eines sich gehen lassens in jedem Augenblick bewußt ist.

Vergessen wir auch nicht m. H., daß das Blut am Rhein leichter durch die Adern rollt u. auch das weibliche Geschlecht leichtblutiger ist, und uns aus den alten Provinzen des Ostens leichtlebiger erscheint, wie wir es gewohnt sind.

Auch hier, meine Herren, ist Vorsicht geboten.

Der Offizier muß stets die Situation beherrschen u. nicht von ihr beherrscht werden.

Ich erachte die Sache hiermit für abgethan, hoffe und wünsche, daß das kameradschaftliche Verhältnis durch diese Besprechung gestärkt wird. Es ist mir lieb, von diesen an sich harmlosen Fällen Mitteilung erhalten zu haben, weil sie mir die Veranlassung geboten hat, den Herren, wie geschehen, meine Auffassung klar zu legen.

Ein Fall von Civilkourage!

Wortlaut

12. Aug. 93

Meine Herren: Ich habe Ihnen eine Corps-Verfügung mitzuteilen: Strafe des Lt. v. H.

Nach § 3 der Disziplinar Strafordnung für das Heer ist ein strenger Verweis durch Parolebefehl, mit Eintragung der Veranlassung in das Parolebuch bekannt zu geben.

Da die Parolebücher jedoch auch dem Civilpersonal der Anstalt zugänglich ist, so sehe ich davon ab.

Bemerkungen hierzu:

Oberstleutnant Schwarz ändert also einen ausdrücklich gegebenen Befehl selbständig ab, um das Ansehen des Offizierkorps nicht zu gefährden.

Er gibt diese vorsätzliche Änderung des Befehls außerdem allen seinen Offizieren bekannt. Auch dieses Beispiel widerlegt die Legende, daß das Ziel des Kadettenkorps **Kadavergehorsam gewesen sei.**

Düsseldorf

und die 39er



Es ist keine Seltenheit, daß man heute das 100- oder 150-jährige Bestehen eines alten Regiments feiert. Seltener dürfte es jedoch sein, daß sich die Nummer eines Regiments über 100 Jahre in einer Stadt gehalten hat, und zwar so, daß man heute noch von **„ihr"** spricht. Diese Stadt ist Düsseldorf, die Landeshauptstadt von Nordrhein-Westfalen, und die Nummer ist 39, die dem Niederrheinischen Füsilier-Regiment 39 gehörte. Es war das sogenannte **„Hausregiment"** der Stadt Düsseldorf, dessen Soldaten im Volksmund **„die Knüfkes"** genannt wurden.

Dieses Regiment wird heute in Düsseldorf vertreten durch die Kameradschaft ehem. 39er, die ebenfalls in diesem Jahre auf ihr 80jähriges Bestehen zurückblicken kann. In dieser Kameradschaft sind die „Ehemaligen" aus 2 Generationen vertreten, mehr als 1000 Mann, und es dürfte in Deutschland kaum noch eine soldatische Vereinigung auf Regimentsebene geben, die auf eine solche Stärke zurückblicken kann. Die Verbindung unter ihnen hält ein eigenes Nachrichtenblatt, das bereits im 27. Jahrgang erscheint.

Hundert Jahre sind vergangen, seitdem zum ersten Male Soldaten mit der Nr. 39 auf den Schulterklappen die Stadt betraten. Der Weg dorthin war lang gewesen und führte seit der Gründung im Jahre 1818 über die Festung Luxemburg 1851 zur Garnison Mainz, 1862 zur Garnison Koblenz, 1866 zur ersten Bewährung in den Krieg. Bei Hammelburg steht noch heute ein Denkmal für die Gefallenen dieses Krieges. Nach Beendigung dieses Krieges ging es dann zur Freude der Rheinländer und Westfalen, denn daraus bestand zum größten Teil das Regiment, in die aufstrebende rheinische Künstlerstadt Düsseldorf, die damals schon eine große Bedeutung als Fabrik- und Handelsstadt hatte. Man kam so der heimatlichen „Futterkrippe" bedeutend näher.

Sie gehörten bald zum Stadtbild, diese neuen Soldaten, denn ihre Ausbildung vollzog sich inmitten der Stadt, auf dem großen Kasernengelände an der heutigen Königsallee, der berühmten „Kö". Die Kasernen lagen an der Kasernenstraße, es waren langgezogene schmucklose Gebäude. Heute stehen dort Verwaltungspaläste, moderne Geschäfte, Hochhäuser und andere Gebäude. Und in der Freizeit bevölkerten sie die Lokale in der Altstadt, wo es häufig auch zu Rivalitäten zwischen Ulanen und Husaren kam, denn alle achteten streng darauf, daß „ihre Lokale" gewahrt blieben. Der Zoo, die Tonhalle mit ihrem herrlichen Garten, der Hofgarten mit dem Ananasberg zogen die Soldaten an. Damals ahnte noch niemand, daß sie sich Jahrzehnte später mit den Düsseldorfer Heimatvereinen für die Erhaltung des Hofgartens einsetzen mußten, als er im Zuge der Stadtplanung erheblich beschnitten werden sollte.

Bereits 4 Jahre später, 1870, zogen sie wieder in den Krieg nach Frankreich hinein. Hier bewährte das Regiment sich hervorragend. Der Kampf um die Spicherer Höhen am „Roten Berge" brachte ihm einen Sieg, so daß dieser Tag ein Erinnerungstag blieb. Auf den Spicherer Höhen berichtet noch heute ein Denkmal vom Tod der 39er.

Nun folgte eine lange Friedenszeit. Es begann die Zeit der „Freiwilligen", die sich zu diesem Regiment meldeten. Man brauchte schon Referenzen, um bei den 39ern dienen zu können, um in dieses „Familienunternehmen" einzusteigen. Es war keine Seltenheit, daß Großvater, Vater und Sohn in diesem Regiment dienten, und zwar in einer Kompanie. Eine solche Referenz genügte, oder aber man mußte ein ganzer Kerl sein, um vor den Augen des jeweiligen Regimentskommandeurs bestehen zu können, der die Auslese dieser Freiwilligen selbst vornahm. Es gab im Laufe der Jahrzehnte in Düsseldorf kaum noch ein Haus, das nicht einen 39er hervorgebracht hatte. Sie lagen natürlich im edlen Wettstreit, besonders mit den 5. Ulanen, die ja ebenfalls „Hausregiment" in Düsseldorf waren und mit den Husaren, die später als „Tanzhusaren" nach Krefeld verlegt wurden.

Bald wurden die Kasernen an der Kasernenstraße zu klein und das Regiment bezog neue Kasernen an der Tannenstraße. Berühmte Männer waren in dieser Zeit seine Chefs: General der Infanterie von Beyer, Gouverneur von Koblenz und Ehrenbreitstein, der Erzherzog Rainer von Österreich und schließlich 1918 General Ludendorff, der 1913 Kommandeur des Regiments gewesen war. 1902 war Hans Friedrich Leopold von Seeckt Chef der 1. Kompanie dieses Regiments.

War es verwunderlich, daß dieses Regiment Rang und Namen im Laufe dieser Friedenszeit bekam?! Es bewährte sich auch im 1. Weltkrieg hervorragend auf allen Schlachtfeldern mit dem bei Beginn des Krieges aufgestellten Reserve- und Landwehr-Regiment 39, das ebenfalls überwiegend aus Rheinländern und Westfalen bestand. Die Füsiliere bezwangen 1916, vor 50 Jahren, die starke Festung Fort Vaux bei Verdun unter Hauptmann Gillhausen, der erst kürzlich verstorben ist.

Das Ende dieses Krieges brachte die Demobilisierung des Regiments. Tapfere Männer kämpften weiter im Freikorps Niederrhein und Düsseldorf gegen die rote Flut, bis auch diese Freikorps aufgelöst wurden.

War damit das Ende der Nummer 39 gekommen?

Nein! Es entstand sofort nach dem Kriege die „Sängervereinigung Niederrhein (Höher geht's nimmer)"; denn diese Vereinigungen waren nicht verboten in der besetzten Zone, wohl aber alle soldatischen Vereinigungen. Man feierte fröhliche Sängerfeste im Soldatenkreise, traf sich zum großen Wiedersehen außerhalb der besetzten Zone im benachbarten Hagen, das als „rot" galt. Unbeschreiblich war der Jubel der Bevölkerung beim ersten großen Wiedersehen hier in Hagen. Bereits 1926 feierten sie das 40. Stiftungsfest ihrer Kameradschaft in der Tonhalle, vor ausverkauftem Hause; es dirigierte der alte Musikmeister Kohn.

1928 gab es das größte Wiedersehen aller Zeiten mit der Einweihung des Denkmals, das auf dem Platz vor dem Planetarium stand, der heutigen Rheinhalle. Mehrere tausend ehem. 39er waren angetreten.

1935 entstand ein neues Regiment, dessen Kommandeur Oberst Auleb wurde. Es übernahm eine stolze Tradition, die vorher bei der Reichswehr die 5. Komp. des IR 18 übernommen hatte und auch pflegte. Das Regiment bezog die alten Kasernen an der Tannenstraße, die nun Ludendorffstraße hieß, das II. Batl. lag in Mülheim, das III. in Wesel. Dieses wurde jedoch 1938 nach Düsseldorf in die neue Kaserne am Mörsenbroicher Weg verlegt, die „Fort Vaux-Kaserne" genannt wurde.

Durch den Opfermut der Ehemaligen erstand ein neues Denkmal, das 1939 feierlich eingeweiht wurde und noch heute von den 39ern berichtet.

Aber auch dieses junge IR 39 mußte noch einmal in den 2. Weltkrieg ziehen. Es gehörte zur 26. ID, der Dom-Division, dessen Zeichen der Kölner Dom war. Auch dieses Regiment bewährte sich hervorragend in West und Ost, erlitt hohe Verluste, und schlug sich zum letzten Male in der Ardennenoffensive vor Bastogne bis zum bitteren Ende, irgendwo am Rhein bei Neuwied, wo der letzte Kommandeur, Oberstleutnant Kaufmann, am 20. 3. 1945 noch fiel.

Und immer noch lebt diese alte Nummer 39 in Düsseldorf. Schon bald nach dem 2. Weltkrieg traf sich ein kleiner Kreis der Uralten, sie zogen die „Jungen" heran, und sie wurden von Monat zu Monat stärker. Sie treffen sich monatlich mitten in der Altstadt am Schloßturm, dem Turm des alten Schlosses, bei dessen Brand 1872 sie hervorragende Hilfe leisteten. Alle 3 Jahre ist großes Wiedersehen in Düsseldorf, in diesem Jahre zum 5. Male nach dem 2. Weltkriege. Gedenken der Gefallenen ist Hauptpunkt ihres kameradschaftlichen Lebens. Man fährt jährlich zu den Friedhöfen nach Frankreich, wo man unter dem Wahlspruch „Versöhnung über den Gräbern" wirkliche Freunde gewann längst vor der Zeit der Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich, man leistet Hilfe untereinander, wo diese notwendig wird, und pflegt vor allem auch die Kameradschaft.

So lebt die „Nummer 39" weiter in der Landeshauptstadt Düsseldorf. Und die Erinnerungen in dieser Stadt klingen auch aus den alten Kasernen an der Tannenstraße und am Mörsenbroicher Weg, aus der Kasernenstraße, aus der Spichernstraße und der Füsilierstraße und vom Spichernplatz, Straßennamen, die den tapferen 39ern noch heute gewidmet sind.

Jakob Moll

Begegnung der Federfechter

Leserstimmen zum Thema:

Vor- und Leitbilder der Jugend
6/65, Seite 180

Der günstigen Prognose von Hauptmann Kremser in seinem obigen Aufsatz kann aus nachstehenden Gründen nicht gefolgt werden:

1. Aus einer einmaligen Befragung von 140 Rekruten können keine wissenschaftlich exakten Schlüsse auf die Geisteshaltung unserer gesamten Jugend gezogen werden.
2. Wenn nur 60 % der Befragten sich für eine bestimmte Persönlichkeit entschieden, 40 % aber Idealbilder konstruierten, so beweist diese Tatsache im Gegensatz zu Kremsers Auffassung, daß fast der Hälfte der Jugend echte Vor- und Leitbilder fehlen. Fabulierte Idealbilder sind eher schädlich als nützlich.
3. Die Wahl von Sportlern als Vorbilder durch 40 % läßt ebenfalls erhebliche Zweifel aufkommen, ob unsere Jugend wirklich echte Vor- und Leitbilder hat.
4. Es stimmt außerdem bedenklich, daß keiner der Befragten als Vorbild einen Reformer (Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz) oder einen Mann des Widerstandes (Rommel, Beck, Stauffenberg, Goerdeler) genannt hat, was darauf hindeuten könnte, daß der Jugend ein lebendiges Geschichtsbewußtsein, d. h. Vor- und Leitbilder fehlen.
5. Bei der Behandlung eines solchen Themas wäre es zweckmäßig gewesen, die Befragung gemäß Nr. 1 des Erlasses: „Bundeswehr und Tradition" - BMVtdg Fü B I 4 - Az: 35-08-07 - vom 1. Juli 1965 auszuwerten.
6. Wenn man eine Abhandlung über Vor- und Leitbilder der Jugend schreibt, ist es m. E. erforderlich, daß hierzu die einschlägige Literatur (vgl. Prof. Dr. Huth in Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. II, Seite 227—255 und Handbuch Innere Führung, Seite 25—31) herangezogen wird, ohne deren Studium eine sichere Prognose nicht möglich ist.

Major Karl-August Lenz

1.) Gedanken über Panzeraufklärung
5/65, Seite 148

Die von den Schülern des Rechlin-Gymnasiums Ingolstadt gestellte Frage b) auf Seite 148 ist unbedingt richtig. Die heutigen Panzeraufklärungsfahrzeuge erfüllen die Forderung „viel sehen, ohne gesehen zu werden", auf keine Weise, denn wenn sie nicht gesehen werden, werden sie zumindest meilenweit gehört. Als Parallele kann ich Ihnen sagen, daß wir 1943 nach unserer Verlegung von Rußland nach Italien als Panzeraufklärungsabteilung mit dem Panzer „Lux", Kettenfahrzeug, ausgerüstet wurden. Unsere damaligen englischen und amerikanischen Gegner hörten uns in dem bergigen und schluchtenreichen Gebiet bereits stundenlang vorher und die „Erfolge" — sprich Mißerfolge — waren entsprechend, von Aufklärung praktisch keine Spur. Man sollte eine Anleihe bei den Franzosen machen, die mit ihrem EBR-Panzerspähwagen vormachen, wie man Aufklärung mit gepanzerten Fahrzeugen betreiben kann, dabei schnell und leise ist und doch über eine erhebliche Kampfkraft verfügt (siehe auch Seite 161). Wenn in der Antwort auf den Gummi verwiesen wird, der die Hitzewelle eines Atomgeschosses aushält, so zieht dieses Argument nicht, denn dann ist praktisch die gesamte Bundeswehr lahmgelegt, weil es keinen motorisierten Verband ohne Gummi gibt. Dafür gibt es aber moderne Panzer (Rußland), bei denen die Gummistollen durch entsprechende modernisierte Ketten ersetzt sind.

Gummistollen sollen die Straßen schonen. Für den Ernstfall werden die Ketten ausgetauscht. Red.

2.) Notstandsgesetzgebung und Bundeswehr
5/65, Seite 141

Die Formulierung der Zeile 3 dieses Artikels: „Ich halte das für ein bedenkliches Zeichen an mangelndem Realitätssinn für einen Staat . . usw.", ist sicherlich falsch, wenn damit die Bürger dieses Staates gemeint sind, sie ist richtig, wenn damit die Ministerialbürokratie gemeint ist, die es bis heute hinzu nicht verstanden hat, das Volk als Ganzes über die Notwendigkeit der Notstandsgesetzgebung so zu informieren, daß es auch von den Bürgern aufgefaßt und kapiert wird Ich glaube, akuten Anlaß zu dieser Behauptung zu haben, denn vor 2 Tagen haben wir in der Gesellschaft für Wehrkunde — Sektion Duisburg — nach einem Vortrag von Oberstleutnant d. R. Dr. Binapfl über „Die Notstandsgesetze im Widerstreit der öffentlichen Meinung" bei der anschließenden Diskussion gesehen, daß selbst in dem Kreis der interessierten und teils fachkundigen Teilnehmer das Wissen über die Notstandsgesetzgebung nur recht verschwommen und zum Teil minimal war. Hier fehlt die wirklich volksnahe unakademische Aufklärung, die allerdings auch nicht mit „Aktentaschen-Schriftchen" und ähnlichem Blödsinn erreicht werden kann. Hier fühlt sich der Bürger — besonders auch der jüngere, der letztlich den Stamm der Bundeswehr bildet — nicht für voll genommen und „veräppelt". Es genügt nicht, daß der Soldat der Bundeswehr aufgeklärt wird, sondern die Bevölkerung als Ganzes muß informiert werden, denn sie hat letzten Endes die Belastungen, die sich durch die Notstandsgesetzgebung ergeben, zu tragen, und zwar in vollem Umfang, der Arbeiter, der sein Auto hergeben muß genau so wie der Hausbesitzer, der zum Bau von Bunkern oder Schutzräumen gezwungen wird, von denen bisher nicht ein einziger auf seine wirkliche Zweckmäßigkeit im Ernstfalle geprüft worden ist. Selbst die Amerikaner sind nach ihren vielfältigen Versuchen auf diesem Gebiet zu einer gültigen Aussage nicht in der Lage.

Dr. med. H.-H. Daniels

In memoriam

General der Inf. a. D. Boege †

Am letzten Tag des Jahres 1965 starb der letzte Oberbefehlshaber der Kurlandarmee, General der Inf., Boege, an einem während seiner 10jährigen Gefangenschaft zugezogenen Leiden.

Geboren am 11. 11. 1889 in der Provinz Posen studierte er zunächst 4 Jahre Rechtswissenschaften und neuere Geschichte an mehreren Universitäten, um dann aus Passion den Offizierberuf zu ergreifen und in das InfRgt. 62, Cosel, einzutreten, wo er am 6. August 1914 zum Leutnant befördert wurde. Aus dem 1. Weltkriege kehrte er als kriegsbewährter Offizier (Oberleutnant) zurück, um sogleich an der Grenze Schlesiens sein Vaterland zu schützen. Anschließend wurde er in das 100 000-Mann-Heer — InfRgt. 7 — übernommen. Ausbildung als Führergehilfe, 4 Jahre Taktiklehrer an der Kriegsschule in Dresden, BtlsKdr. in Gleiwitz und Lehrgruppen-Kdr. an der Kriegsschule in Potsdam waren die wichtigsten Marksteine seiner Laufbahn in der Reichswehr. Am 1. 12. 1939 wurde er zunächst Kdr. des InfRgts. 161. Als Kdr. seines alten früheren Rgts. 7 zog er dann in den Rußlandfeldzug, wo er bereits im Dezember 1941 mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet wurde. Ab Februar 1942 bis November 1943 führte er die 197. Inf.-Division und erhielt Anfang 1944 als Komm. General das XXXXIII. AK sowie das Eichenlaub zum Ritterkreuz. Im September 1944 übernahm er das Armeeoberkommando 18 in Kurland und wurde nach der Versetzung des Feldmarschalls Schörner dort sein Nachfolger. Mit den letzten bis zuletzt tapfer kämpfenden Teilen ging er dann auch in die so lange und schwere russische Gefangenschaft (Moskau, Workuta, Waikowo).

Der verdiente General hinterläßt außer seiner Ehefrau 2 verheiratete Söhne und eine Tochter. Sein ältester Sohn ist bereits seit 1944 vermißt. Er lebte nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft sehr zurückgezogen zunächst in Bonn, dann in Füssen Allgäu und zuletzt in Hildesheim. Seine Beisetzung erfolgte mit allen militärischen Ehren in Rosenthal Kreis Peine.

Zum Sammeln geblasen

Traditionstreffen:

2. Waffentag „Kavallerie — Schnelle Truppen" in Verbindung mit dem PzAufklBtl. 1, Braunschweig. Am **Sonnabend** ist ein Tag der offenen Tür mit einem reichhaltigen Programm von reiterlichen und Kraftfahr-Vorführungen, einer heereskundlichen Ausstellung, Kranzniederlegung an allen Braunschweiger Denkmälern und abendlicher Feier mit Rekrutenvereidigung, Ansprachen u. a. Generaloberst a. D. v. Mackensen und abschließender Serenade im Burghof des Schlosses. Am **Sonntag** sind nochmals Besichtigungsmöglichkeiten der Ausstellungen, Gottesdienste und feierliche Schlußkundgebung mit Ansprache des 1. Vorsitzenden des Waffenringes, Generals der Kav. a. D. Harteneck, sowie ein Festvortrag: Die Verwendung der Kav. im 1. Weltkrieg.

Wir machen auf diesen Waffentag besonders aufmerksam.

Familiennachrichten

Geburten:

Sohn Hauke, Leutnant Heiko Möhring und Frau Ulrike, geb. Fröhlich.

Berichtigung

Generalleutnant a. D. Frhr. v. Lüttwitz teilt uns mit: Im Absatz unter meinem Bilde 6/65, Seite 200, steht als letzter Satz: „Er gehörte auch zu den Verhafteten im Zuge der Aktion des 20. Juli." Dieser bringt mich, gänzlich unverdient, unter die Mitkämpfer des Widerstandes. Ich erkläre dazu:

Ich war an der Aktion des 20. Juli nicht beteiligt. Die Mitteilung auf S. 200 beruht wohl auf einer Verwechslung mit meinen tagelangen Verhören (Januar—März 1945) beim Reichskriegsgericht Torgau, wo ich nach einer schweren Kontroverse mit dem OB der Heeresgruppe A meine Maßnahmen als OB der 9. Armee verantworten mußte, wurde aber nicht verhaftet.

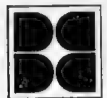
Kampftruppen



MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 2 April 1966

1 D 8153 F Einzelheft DM 2,75



LITERATURSPIEGEL

für Bücherfreunde, Buchhändler und Verleger

Jahresabonnementspreis 10,— DM

bringt im Jahr folgende vier Ausgaben:

OSTERN:

Literaturspiegel mit den Beilagen
Das wissenschaftliche Buch
100 Bücher Steuern und Finanzen
100 Bücher Haus, Heim und Garten

BUCHMESSE:

Literaturspiegel mit den Beilagen
Das wissenschaftliche Buch
100 Bücher für das philosophische Studium
100 Bücher Naturwissenschaften und Technik

OKTOBER:

Literaturspiegel mit den Beilagen
Das wissenschaftliche Buch
100 Bücher Aus der Welt der Wissenschaft
100 Bücher Erziehung, Unterricht, Jugendpflege

NOVEMBER:

Literaturspiegel mit den Beilagen
Das wissenschaftliche Buch
100 Bücher Musik, Theater, Film, Funk, Fernsehen
100 Schallplatten, Klassik, Unterhaltung, Jazz, Das gesprochene Wort

Jeder Literaturspiegel bringt also Besprechungen aus vier Sachgebieten.

Wenn Sie ein Bücherfreund sind . . .

An den
Verlag Lechte KG, Abt. 54
4407 Emsdetten, Schulstraße 16-18

☐ Ich erbitte Probeexemplar
☐ Ich abonniere ab sofort den **LITERATURSPIEGEL** für Bücherfreunde, Buchhändler und Verleger mit seinen vier Ausgaben und 12 Beilagen aus verschiedenen Sachgebieten zum Preise von 10,— DM einschließlich Zustellgebühr durch die Post.

Name: ....

Beruf: ....

Ort mit Postleitzahl:

Straße und Nr.: ....



Der Kampf um Kreta

von Franz Kurowski

eingeleitet von General a. D. W. Gericke

244 Seiten, zahlreiche Fotos, Ganzleinen DM 19,80, öS 146,50

„Von allen Operationen des Krieges steht der Angriff aus der Luft auf Kreta, was Kühnheit anbetrifft, an der Spitze. Weder zuvor, noch jemals danach wurde ähnliches versucht." (Major-General J. F. C. Fuller)

Aus dem Inhalt: Vorbereitungen / Abwehrmaßnahmen des Gegners / Bombenangriff auf Kreta / Der erste Tag / Hölle von Malemes / Verluste, Verluste / Auf des Messers Schneide / Der Einsatz des Luftlande-Sturmregimentes / Einsatzraum Mitte / Verluste bei Galatas / Ein Bataillon stirbt / Ein König auf der Flucht / Tod eines Divisionskommandeurs / Stukas greifen ein / Start nach Rethymnon / Kampf um Heraklion / Die lange, ungewisse Nacht / Die Funkverbindungen / Die Entscheidung bei Malemes suchen / Hauptmann Kleye landet auf Kreta / Kampfgruppe Genz stößt zum Bataillon von der Heydte durch / Gebirgsjäger greifen ein / Durch das Fegefeuer von Malemes / Oberarzt Hartmann / 2. Tag bei Galatas / In Heraklion / Die Tragödie der Leichten Schiffsstaffeln / Der dritte Tag / Beim Fallschirmjäger-Sturmregiment / Im Raum um Chania / Im Kampfraum Rethymnon / Schwierige Lage bei Heraklion / Der vierte Tag / Alliierte Stimmen zur Schlacht / Einsatzraum Malemes / Gebirgsjäger im Einsatz / Sturm auf Kastelli / Truppen-Nachlandungen / Einsatz der Gebirgstruppe / Tag der Entscheidung / Das Fallschirmjäger-Sturmregiment greift an / Vereinigung der Gruppen West und Mitte / Der erste deutsche Wehrmachtsbericht / Schlacht um Galatas / Der Tag der Gebirgsjäger bei Galatas / Mit letztem Einsatz vorwärts / Kampf um die Kastellhöhe / Feindlicher Panzerangriff wird abgewiesen / Nun auf Chania / Bei Rethymnon bis zur Befreiung / Heraklion: Lage gebessert / Allgemeine Übersicht / Mit dem Fallschirmjäger-Sturmregiment nach Chania hinein / Befreite deutsche Fallschirmjäger / Gruppe Heidrich stürmt vor / Kampf der 5. Gebirgsjäger-Division um Chania und die Suda-Bucht / Verfolgungskämpfe / Die Wehrmachtsberichte / Bei Rethymnon / Der Feind ist geschlagen / Das Fazit der Schlacht um Kreta / Anlagen



Von den Ardennen zum Ruhrkessel

Das Ende an der Westfront

von Franz Kurowski

eingeleitet von General a. D. Hasso von Manteuffel

160 Seiten, zahlreiche Fotos, Ganzleinen DM 17,80, öS 131,70

Die dramatischen Ereignisse der letzten Tage des 2. Weltkrieges (Chester Wilmot: „Die Tapferkeit der deutschen Soldaten ließ uns jeden Yard teuer bezahlen") schildert der Autor in seinem neuen erregenden Buch.

„Das Buch ist gerade im Hinblick auf Form und Inhalt möglicher atomarer Kampfhandlungen von erregender Aktualität." (Truppendienst)

Aus dem Inhalt: Planung der „Wacht am Rhein" / Die Wochen vorher / Die Schlacht in den Ardennen / Bastogne, Pfahl im Fleische / Das „Unternehmen Greif" / Panzer-Lehr-Division marschiert / Der Vorstoß der Kampfgruppe Peiper / Der Kampf um die Bastogne / Verstärkungen rollen vor / Panzer-Lehr-Division auf dem Weg nach Westen / 2. Panzer-Division in der Klemme / Weihnachten in den Ardennen / Die Offensive platzt / Operationen der Gegenseite / Verteidigung von Bastogne / „Nuts" / Das Ende der Offensive / Rückzug / Deutscher Angriff im Süden / Zurück zum Westwall / Zwischen den Offensiven / Fazit der Ardennenschlacht / Agonie im Westen / Stille vor dem Sturm / Koordinierung der Alliierten / Vorstoß bis zum Rhein / Der Brückenkopf Remagen / Vorbereitungen zum Sprung über den Rhein / Führungswechsel im Westen / Operation Plunder / Varsity, die größte Luftlandung aller Zeiten / Umfassung des Ruhrgebietes / Kampf im Ruhrkessel / Panzer-Lehr-Division im Siegkreis / Das Ende im Westen / Anlagen

MAXIMILIAN-VERLAG · 49 HERFORD

Oberstleutnant Berthold Schirmer

Die Ehre des Soldaten

Nachdem wir im vergangenen Jahr eine kurze Betrachtung über „Die Würde des Soldaten"[1]), von Schmidt-Lambert, gebracht haben, erscheint es uns im Hinblick auf die Angriffe gegen das Soldatentum, die in letzter Zeit wieder zugenommen haben, notwendig, nachstehenden Aufsatz über eine Frage zu bringen, deren richtige Beantwortung und praktische Berücksichtigung für die abschreckende Schlagkraft im Krieg und Frieden von besonderer Bedeutung ist. Red.

Prüft man einmal die geltenden Wehrgesetze und Erlasse des Bundesministers der Verteidigung, so muß man feststellen, daß die Ehre des Soldaten als Begriffsbestimmung nirgends verankert ist.

Bei Rittau[3]) findet man lediglich Hinweise auf die Verletzung oder Unantastbarkeit der persönlichen Ehre unter Hinweis auf Art. 5 GG. Scherer[4]) verweist auf den nachstehenden Auszug aus der Entscheidung des Reichskriegsgerichts in Bd. I, S. 177:

„Die Pflicht zum Gehorsam entfällt für den Untergebenen dann, wenn ein Befehl ohne einen sich aus dem Dienstverhältnis ergebenden Grund so tief in das Rechtsgebiet des Untergebenen, in seine Ehre, sein Ansehen, sein wirtschaftliches Dasein usw. eingreift, daß dem Untergebenen bei Abwägung aller Gesichtspunkte nicht zugemutet werden kann, den Befehl zu befolgen."

Auch Frahm[5]) bringt nur Verletzungen des Beschwerdeführers in seiner Ehre. Ferner spricht auch die ZDv 11/1 „Leitsätze für die Erziehung des Soldaten" in B 3 nur von der Ehre und Würde des Menschen. In dem Erlaß des Bundesministers der Verteidigung „Bundeswehr und Tradition" Fü B I 4 — Az: 35-08-07 — vom 1. Juli 1965 ist der Begriff der Ehre des Soldaten nicht enthalten.

Aus den vorstehenden Hinweisen folgt, daß in allen Kommentaren und Vorschriften die Betonung der persönlichen Ehre rein juristisch angesehen wird, ohne daß der Begriff — was ist die Ehre des Soldaten? — eine Erläuterung enthält.

Schließlich gibt auch das Handbuch Innere Führung keine verbindlichen Hinweise, was die Ehre des Soldaten ist und worin diese besteht. Auf Seite 72 des Handbuches Innere Führung heißt es:

„Ehre hat wenig zu tun mit ‚Ansehen'.
Ehre heißt jedenfalls nicht:
auf andere schielen,
über sich und andere mit verschiedenen Maßstäben richten,
die eigene Meinung angleichen an das, was andere tun und reden,
seine eigenen Fehler mit den Fehlern anderer zu entschuldigen."

Es muß an dieser Stelle mit aller Deutlichkeit festgestellt werden, daß mit negativen Merkmalen nicht die Frage beantwortet werden kann, was nun die Ehre des Soldaten ist und worin diese besteht.

Wenn ferner in dem Handbuch Innere Führung auf S. 34 und 36 ausgeführt wird:

„Angesichts unserer Wirklichkeit besteht auch der Grundsatz Friedrichs II. nicht mehr zu Recht: ‚Es sei billig, daß derjenige Stand, der in Gefahr allen übrigen Ständen vorgehe, auch in der Ehre den Vorzug habe'."

Und

„Aber gerade das Nebeneinander von Bundeswehr und sowjetzonaler ‚Volksarmee' zeigt, wie wenig heute mit allgemeinen Loyalitätsgefühlen zu Deutschland, wie wenig mit hergebrachten Ehrbegriffen oder dem Willen zum ‚Dienst um des Dienstes willen' auszurichten ist",

so gewinnt man durch die vorstehenden Sätze keine Klarheit, weil auch hier die Frage offen gelassen worden ist, was die Ehre des Soldaten ist und worin diese besteht. Abgesehen hiervon erscheinen diese Formulierungen bedenklich, weil der Ausspruch Friedrichs des Großen für seine Zeit sicher Gültigkeit hatte und aus dem Nebeneinander von Bundeswehr und sowjetzonaler „Volksarmee" keine Schlüsse auf das Bestehen des ethischen Begriffes der Ehre des Soldaten gezogen werden können. Wenn dann als am Rande hervorgehobene Folgerungen auf S. 37 und 38 des Handbuches Innere Führung steht:

„Statt Befehl und Gehorsam . . . . Auftrag und Verantwortung", muß man die sicher nicht unberechtigte Frage stellen, wie die Streitkräfte in einem Verteidigungsfall ohne die Grundpfeiler der militärischen Ordnung: „Befehl und Gehorsam" geführt werden sollen.[6]) Daß zum Befehl die Verantwortung und zum Gehorsam das Vertrauen gehören, braucht an dieser Stelle nicht weiter erörtert zu werden. Es hat den Anschein, daß der nachstehende Satz aus dem Erlaß des Generalobersten von Seeckt an alle Kommandeure vom 4. 11. 1923 in Vergessenheit geraten ist:[7])

„Die Ehre des Soldaten liegt nicht im Besserwissen und Besserwollen, sondern im Gehorsam!"

Ebensowenig kann der im Handbuch Innere Führung auf S. 58 zitierte Ausspruch August Bebels aus dem Jahre 1898:

„Es ist ein starker Anachronismus, einem auf der allgemeinen Wehrpflicht errichteten Heere, dessen Angehörige in ihrer Mehrheit nach zwei oder drei Jahren wieder in das bürgerliche Leben zurückkehren, froh darüber, das Soldatenspielen hinter sich zu haben, einreden zu wollen, daß die Uniform zu tragen, die das Volk durch seine Steuern bezahlt, eine besondere Ehre wäre und die Armee etwas über alle bürgerlichen Einrichtungen Erhabenes sei",

einer Klärung der gestellten Fragen dienen, weil die Tendenz des vorstehenden Ausspruchs zu offensichtlich ist und der Ehrbegriff nur äußerlich in Beziehung auf die Uniform verwendet wird. Abgesehen davon offenbaren sich auch hier die Mängel in dem Handbuch Innere Führung, weil eine zusammenfassende, richtungweisende und verbindliche Stellungnahme zur Ehre des Soldaten fehlt und fast ausschließlich nur Zitate bekannter Männer verwendet werden, wie z. B. von Ernst Moritz Arndt (S. 65), der ausgeführt hat:

„Das ist die wahre Soldatenehre, daß der Soldat ein edler Mensch und treuer Bürger seines Vaterlandes ist und alles tut, was diesem Vaterland und seinem geliebten Volke Ehre, Freiheit, Preis und Lob bringt . . . Das ist die wahre Soldatenehre, daß kein König und Fürst, keine Gewalt noch Herrschaft den edlen und freien Mann zwingen kann, das Schändliche oder Unrecht zu tun oder tun zu helfen."

Eine richtungweisende und verbindliche Stellungnahme erscheint aber deshalb dringend erforderlich, weil in der heutigen Massen-

1) Kampftruppen 1965, S. 101
2) Kampftruppen 1966, S. 4
3) Rittau, Kommentar zum Soldatengesetz, § 6, Anm. II u. II, S. 79, 81
4) Scherer, Kommentar zum Soldatengesetz, 2. Aufl., § 11, Anm. II, 2, S. 64
5) Frahm, Kommentar zur Wehrbeschwerdeordnung, § 4, Anm. II, 1, S. 49
6) Kampftruppen 1966, S. 19
7) Demeter: Das deutsche Offizierkorps in Gesellschaft und Staat, S. 148

gesellschaft, in der wir leben, Wertvorstellungen, also Tugenden wie Sauberkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, Höflichkeit, Gehorsam, Autorität, Anstand, Sitte, Frömmigkeit, Treue, Dankbarkeit, Zuverlässigkeit, Tapferkeit und Ehre weitgehend verlorengegangen und vielfach nur materielle Vorstellungen — wieviel verdiene ich? — für die Menschen unserer Zeit ausschlaggebend sind. Das rein materielle Denken in unserer Zeit unter Ausnutzung einer schrankenlosen Freiheit ohne sittliche Bindungen kann aber zum Untergang der Nation führen, wenn keine Pflichten gegenüber der Gemeinschaft anerkannt werden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß mit dem Begriff der Ehre während der nationalsozialistischen Herrschaft ein arger Mißbrauch getrieben worden ist. In dieser Zeit wurde die Ehre zum Schlagwort, wenn man an die Ausdrücke wie z. B. „Meine Ehre heißt Treue" denkt. Der Ehre wurde in jener Zeit die ethische Grundlage entzogen. Deutschland verlor, wie Ritter zutreffend ausgeführt hat[8]), nicht nur seinen Charakter als Rechtsstaat, sondern geradezu seine Ehre. Der Mißbrauch des Ehrbegriffes durch den Nationalsozialismus kann aber nicht dazu führen, daß es für den Soldaten der Bundeswehr keinen Ehrbegriff mehr gibt.

Sicher ist richtig, wie Ritter festgestellt hat,[9]) daß die Erschießung der Generale von Schleicher und von Bredow am 30. Juni 1934 ohne ein gerichtliches Verfahren zu den trübsten Erinnerungen der deutschen Heeresgeschichte gehört und es ein Flecken auf der Ehre der preußisch-deutschen Armee bleibt, daß sie schließlich ohne ernsthaften Widerstand diese Untat Hitlers und seines Anhanges hingenommen hat.

Auch Krausnick ist zuzustimmen, wenn er im Zusammenhang mit den schändlichen Intrigen gegen den Generaloberst Freiherrn von Fritsch im Jahre 1937/38 feststellt:[10])

„Und was bedeutete die Ablehnung des Ehrenworts eines Oberbefehlshabers des Heeres für das Offizierkorps! Sie verletzte dessen Ehre nicht nur im Sinne einer umstrittenen Standesauffassung, sondern als unabdingbare sittliche Grundlage seines Lebens und Wirkens für das größere Ganze — in einem Maße, daß die Frage der Erfolgschancen einer Widerstandshandlung dahinter geradezu an Bedeutung zurücktrat."

Der nachstehenden Beurteilung der damaligen militärischen Führerschicht durch Feldmarschall von Manstein ist nichts hinzuzufügen:[11])

„Die Erkenntnis, daß es in Wahrheit der Anfang des Unrecht-Staates (30. 6. 1934 — Röhm-Affäre) sein würde, ist uns, wie der Masse der Zeitgenossen, versagt geblieben. Lernen wir alle daraus!"

„Wir alle haben die Bedeutung des Schlages aus dem Dunkel (gegen Generaloberst Freiherrn von Fritsch) nicht erkannt, weil wir nach Herkommen und Erziehung einem System der Skrupellosigkeit im Bereich der Staatsführung nicht gewachsen waren. Mit dem deutschen Volk teilten wir Soldaten das Unvermögen, den wahren Charakter des Regimes zu durchschauen."

Nachstehende Beispiele aus der Kriegsgeschichte beweisen aber, was der Ehrbegriff für den Offizier galt:[12])

a) Als Friedrich der Große dem Oberstleutnant von der Marwitz den Befehl gab, ein sächsisches Schloß zu plündern, lehnte dieser die Ausführung des Befehls ab, weil Plündern gegen die Ehre des Offiziers ging. Marwitz konnte sich aber gegen den König nicht durchsetzen, steckte den Degen in die Scheide, ritt ab auf sein Gut in Fredersdorf, quittierte den Dienst und ließ auf seinen Grabstein schreiben:

„Wählte Ungnade, wo Gehorsam Unehre gebracht hätte."

b) Der spätere Feldmarschall Graf York von Wartenburg war von Friedrich dem Großen wegen Insubordination aus dem Heer geworfen worden, weil er sich geweigert hatte, einen Vorgesetzten anzuerkennen, der nachweislich geplündert hatte und dann vom König begnadigt worden war. Unter so einem Mann dient ein Ehrenmann nicht. Seine Unabhängigkeit hat er auch später im entscheidenden kriegs- und weltgeschichtlichen Augenblick gewahrt, als er selbständig die Konvention von Tauroggen am 30. Dezember 1812 abschloß.

c) In diese Reihe gehören auch die Offiziere des Widerstandes gegen Hitler, die sich letztlich nur noch ihrem Gewissen verantwortlich fühlten. Wie Ritter zutreffend festgestellt hat,[13]) kam es nur darauf an, daß sich Männer fanden, die bereit waren, nicht nur ihr Leben, sondern auch ihre Ehre dafür aufs Spiel zu setzen, daß das Urteil der Geschichte vollstreckt und damit Millionen unschuldiger Menschen gerettet wurden. Alles kam darauf an, daß endlich einer aufstand, der eisern entschlossen war, dem längst wahnsinnig gewordenen Spuk dieses Krieges ein Ende zu machen. Wer das tat, rettete durch seinen Entschluß die Ehre, die durch Mißbrauch so vielfach geschändete Ehre der deutschen Armee und des deutschen Namens.

Gablenz hat, was für die Formung des Offizierkorps von ausschlaggebender Bedeutung ist, zur Widerstandsbewegung gegen Hitler ausgeführt:[14])

„Hier ist im Offizierkorps und in den mit ihm der Überlieferung nach zusammenhängenden Menschen der Ritter wieder da, der Ritter der absoluten Unabhängigkeit, der als Person handelt und nicht mehr als Typ. Und hier verbindet er sich mit dem gebildeten Offizier und mit dem Gläubigen, der hinter dem gebildeten Offizier auch einmal gestanden hatte, der die ‚Order von seinem Herzen empfängt', wie der Oberst von Kottwitz im ‚Prinzen von Homburg', dort, wo der Vorgesetzte nicht zu entscheiden wagt oder entgegengesetzt entscheidet."

Nach diesen allgemeinen und kriegsgeschichtlichen Betrachtungen ist der Begriff der Ehre näher zu erläutern, ehe eine Begriffsbestimmung der Ehre für den Berufsstand der Soldaten vorgenommen wird.

Ehre ist die auf Selbstachtung beruhende, daher als unverzichtbar erlebte Achtung, die der Mensch von seinen Mitmenschen beansprucht. Als innere, auf dem Bewußtsein der eigenen Unbescholtenheit begründete Haltung, die sich auch durch äußere Mißachtung und Verunglimpfung nicht angefochten fühlt, kann Ehre zu einem sittlichen Begriff werden. Meist überwiegt jedoch die äußerliche Seite. Die Ehre haftet dann nicht so sehr am persönlichen Wert des Menschen als an seiner Stellung in der Gesellschaft (Alter, Abstammung, Rang, Geltung und Beruf). Je nach Zeitalter und Sitte können bestimmte Rechte damit verbunden sein. Auch die Ansichten darüber, was mit der Ehre verträglich oder durch sie gefordert, was ehrenrührig oder schändlich ist, wechseln innerhalb bestimmter Gruppen nach Völkern und Zeitaltern. Immer aber gilt die Ehre als hohes Rechtsgut, dessen Schutz anfangs der Selbst- oder Sippenhilfe überlassen, dann aber vom Recht übernommen wurde (vgl. §§ 185 ff. StGB, § 823 BGB). Aus diesen Wurzeln erwächst das Ehrbewußtsein als Vorstellung über den eigenen Wert und das Ehrgefühl als Wille zur Wertgeltung.

Wie Kämpf zutreffend ausgeführt hat,[15]) denken wir, wenn wir „Ehre" sagen, meist nur an jenes Gefühl einer letzten persönlichen, unantastbaren Würde und Unverletzlichkeit. Ehre aber bedeutet in den fast 3000 Jahren zwischen Homer und der französischen Revolution, da ganz Europa unter dem Zeichen adliger Herrschaft stand, mehr.

Das lateinische Wort honor mag dieses Mehr verdeutlichen. Honor heißt nicht nur Ehre in jenem eingeschränkten Sinne, vielmehr zunächst Hoheit, so wie wir heute noch von Gebietshoheit, Lufthoheit o. ä. sprechen, also ein Herrschaftsrecht. In ihm gründet auch die Würde und Ehre einer Person, vorab einer Herrschaft übenden Person. Dieser Herrschaft sind in der heutigen Zeit, abgesehen von den Diktaturen, Grenzen gesetzt durch die geltenden Gesetze.

Wenn man eine Abhandlung über die Ehre des Soldaten schreibt, müssen zweifellos auch die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit berücksichtigt werden. Die Verletzung seiner Ehre im Zweikampf wiederherzustellen, was in früheren Zeiten eine erhebliche Rolle gespielt hat, ist in der heutigen Zeit undenkbar. Legalisiert wurde die Herausforderung zum Zweikampf erst

---

8) Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. I, S. 363
9) Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. I, S. 361
10) Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. II, S. 314
11) von Manstein, Aus einem Soldatenleben, S. 199, 316
12) Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. III, S. 51—53
13) Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. I, S. 377
14) Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. III, S. 70
15) Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. IV, S. 211—212

in der Zeit des Nationalsozialismus durch die Verfügung des Oberkommandos des Heeres vom 22. 2. 1937, in der es u. a. hieß:[16])

„Die Herausforderung zum Zweikampf ist das äußerste Mittel zur Wahrung der Ehre. Es darf nur dann angewendet werden, wenn die schwer verletzte persönliche Ehre durch keine Entscheidung des Vorgesetzten wiederhergestellt werden kann . . .".

Der Zweikampf zur Wiederherstellung der verletzten Ehre paßt nicht mehr in unsere Zeit. Abgesehen hiervon ist der Zweikampf nach Maßgabe der §§ 201, 202, 205—208, 210 StGB strafbar. Ebenso wäre eine Forderung nach Einführung von Ehrengerichten überholt, weil sie rechtsstaatlichen Grundsätzen widerspräche, wobei allerdings nicht unerwähnt bleiben kann, daß im Hinblick auf einen Verteidigungsfall Wehrstrafgerichte unter Einbeziehung des disziplinargerichtlichen Verfahrens durch eine Änderung des Art. 96 a GG geschaffen werden sollten, wie in jüngster Zeit mehrfach gefordert worden ist.[17]) Es ist in diesem Zusammenhang besonders bemerkenswert, daß Senatspräsident a. D. Barth in seiner Abhandlung über das Thema: „Gedanken zur Rechtspflege in der Bundeswehr" in jüngster Zeit ausgeführt hat:[18])

„und schließlich möchte ich nur antönen die Frage, ob der Strafenkatalog unserer Laufbahnstrafen, die vom Beamtenrecht übernommen sind und überwiegend materiellen Charakter tragen, für die Soldaten paßt und ob nicht Strafen, die mehr Ehrencharakter haben, ergänzend hinzugefügt werden sollten."

Nach meiner Auffassung sollten die aus dem Beamtenrecht übernommenen Laufbahnstrafen — Gehaltskürzung, Versagung des Aufsteigens im Gehalt und Einstufung in eine niedrigere Dienstaltersstufe — ganz entfallen und durch eine neue Laufbahnstrafe der Beförderungssperre für einen bestimmten Zeitraum ersetzt werden.[19])

Diese durch die politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse bedingten Wandlungen in der Anschauung dürfen jedoch nicht dazu führen, daß man dem Berufsstand der Soldaten die Ehre abspricht oder diese einfach ignoriert. In dieser grundlegenden Frage wäre es ein entscheidender Fehler, von einem Extrem in das andere zu fallen, was leider manchmal eine Eigenschaft von uns Deutschen ist.

Wenn man nun eine Begriffsbestimmung für die Ehre des Berufsstandes des Soldaten sucht, dürfte nachstehender Auszug aus dem Erlaß des Chefs der Heeresleitung — Generaloberst von Seeckt — vom 15. Mai 1926 — Nr. 500. 5. 26 PA (2) — richtungweisend sein:

„Die Ehre eines Mannes ist ein Teil seiner Persönlichkeit. Der innere Wert eines Mannes wird nicht durch eine Sonderehre bestimmt oder gehoben. In diesem Sinne unterscheidet sich der Soldat nicht von jedem Ehrenmann. Wohl aber stellt der Soldatenberuf an seine Mitglieder besonders hohe Anforderungen, denen ein besonders hohes Ehrgefühl entsprechen muß. Dieses soldatische Ehrgefühl ist von jedem Soldaten in gleicher Weise zu fordern. Ein Vorbild in allen soldatischen Tugenden und damit auch ein besonders gesteigertes Gefühl für die eigene Ehre und die des Heeres soll der Offizier sein."

Es unterliegt hiernach keinem Zweifel mehr, daß es eine Ehre im Berufsstand des Soldaten gibt. Auch in anderen Berufen gibt es eine Standesehre. Man denke hierbei z. B. an die Ärzte und die Ärztekammern oder an die Rechtsanwälte und die Rechtsanwaltskammern. Diese Ehre des Soldaten ergibt sich auch aus den erhöhten Pflichten, die ihm der Dienstherr auferlegt hat. Diese besondere Dienstpflicht des Soldaten ist in § 7 des Soldatengesetzes verankert, der bestimmt:

„Der Soldat hat die Pflicht, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen."

Diese Grundpflicht des Soldaten bedeutet, daß er in einem Verteidigungsfall sein Leben einsetzen und unter Umständen sogar opfern muß. Keinem anderen Berufsstand ist eine solche Pflicht auferlegt, auch nicht den Beamten, für die § 58 Abs. 4 des Bundesbeamtengesetzes vom 14. Juli 1953 bestimmt:

„Ich schwöre, das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland und alle in der Bundesrepublik geltenden Gesetze zu wahren und meine Amtspflichten gewissenhaft zu erfüllen, so wahr mir Gott helfe."

Außerdem steht der Soldat der Bundeswehr unter einem Wehrstrafgesetz und ist wegen seiner speziellen militärischen Pflichten in seinen Grundrechten nach Maßgabe des Art. 17 a GG eingeschränkt.

Die Ehre des Soldaten umfaßt nachstehende soldatischen Grundhaltungen:

Tapferkeit; Gehorsam; Verschwiegenheit; Treue; Kameradschaft; Achtung vor der Würde des Menschen; Wahrhaftigkeit; Gerechtigkeit; Ritterlichkeit; Gelassenheit und Würde; Gewissenstreue; Toleranz; Zurückhaltung in Auftreten und Lebensstil; Zucht des Geistes, der Sprache und des Leibes und Gottesfurcht.

Die Ehre des einzelnen Soldaten bei Übergriffen von Vorgesetzten wird geschützt durch die §§ 10 Nr. 4, 11 Abs. 1 S. 2 SG und § 31 WStG. Nach § 10 Nr. 4 SG darf der Vorgesetzte Befehle nur zu dienstlichen Zwecken und nur unter Beachtung der Regeln des Völkerrechts, der Gesetze und der Dienstvorschriften erteilen. Ungehorsam liegt nach § 11 Abs. 1 S. 2 SG nicht vor, wenn ein Befehl nicht befolgt wird, der die Menschenwürde — hierunter fällt auch die Ehre — verletzt. Schließlich ist in § 31 WStG die entwürdigende Behandlung eines Untergebenen durch einen Vorgesetzten — hierunter fällt auch die Verletzung der Ehre — unter Strafe gestellt.

Wie die Ehre des Berufsstandes der Soldaten verletzt werden kann, ergibt sich aus der nachstehenden Feststellung des Bundesministers der Verteidigung in seinem Bericht vom 31. 1. 1964 betr. die Vorfälle in der Ausbildungskompanie 6/9 in Nagold:

„Die Vorgesetzten, die ihre Soldaten schikanierten, entehrten ihren Beruf. Denn sie verletzten mit der Ehre des Soldaten zugleich ihre beschworenen Dienstpflichten und gefährdeten das Vertrauen in die Geltung von Freiheit und Recht in der Truppe."

In diesem Zusammenhang muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß z. B. ein Offizier seine Ehre verletzt und die Ehre des Berufsstandes der Soldaten in Frage stellt, wenn er seine eigene Ehe bricht, eine fremde Ehe durch Ehebruch zerstört, das Geld in Spielkasinos verspielt und bei Kameraden und Untergebenen Schulden macht, Befehle von Vorgesetzten öffentlich kritisiert, Kameraden bei Vorgesetzten verdächtigt, dem übermäßigen Alkoholgenuß verfällt, ihm unterstellte Soldaten entwürdigend behandelt oder sogar körperlich mißhandelt oder sogar kriminelle Straftaten wie z. B. Diebstahl, Betrug, Unterschlagung, Unzucht mit Männern usw. begeht, wobei die disziplinaren und strafrechtlichen Folgerungen dahingestellt bleiben können. Ein solcher Offizier handelt ehrlos, gefährdet die Ehre des Berufsstandes der Soldaten und verletzt obendrein die ihm obliegenden soldatischen Grundhaltungen.

In der außerordentlichen Kabinettsorder des Kaisers Wilhelm I. vom 2. Mai 1874 zur Verordnung über die Ehrengerichte standen u. a. nachstehende, auch für unsere Zeit noch gültige Sätze:

„Der Offizier soll bestrebt sein, nur diejenigen Kreise für seinen Umgang zu wählen, in denen gute Sitte herrschend ist und darf am wenigsten an öffentlichen Orten aus dem Auge lassen, daß er nicht bloß als gebildeter Mann, sondern auch als Träger der Ehre und der gesteigerten Pflichten seines Standes auftritt. Von allen Handlungen, welche den Ruf des Einzelnen oder der Genossenschaft nachtheilig werden können, besonders von allen Ausschweifungen, Trunk und Hazardspiel, von der Übernahme solcher Verpflichtungen, mit denen auch nur der Schein unredlichen Benehmens verbunden sein könnte, vom hazardmäßigen Börsenspiel, von der Theilnahme an Erwerbsgesellschaften, deren Zweck nicht unantastbar und deren Ruf nicht tadellos ist, sowie überhaupt von jedem Streben nach Gewinn auf einem Wege, dessen Lauterkeit nicht klar erkennbar ist, muß der Offizier sich weit abhalten. Sein Ehrenwort darf er nie leichtsinnig verpfänden.

Je mehr anderwärts Luxus und Wohlleben um sich greifen, um so ernster tritt an den Offizierstand die Pflicht heran, nie zu vergessen, daß es nicht materielle Güter sind, welche ihm die hochgeehrte Stellung im Staate und in der Gesellschaft erworben haben und erhalten werden. Nicht nur, daß die kriegerische Tüchtigkeit des Offiziers durch eine verweichlichende Lebensweise beeinträchtigt

16) Demeter, a. a. O., S. 149, 305

17) Kampftruppen 1964, S. 147; 1965, S. 44—45; Wehrkunde 1964, S. 367—372, 405—406; Die Bundeswehr 1965, S. 99; Truppenpraxis 1965, S. 848; NZWehrr 1965, S. 106—118, 145—150

18) NZWehrr 1966, S. 1

19) NZWehrr 1965, S. 114; Kampftruppen 1965, S. 44—45

werden könnte, sondern völlige Erschütterung des Grundes und Bodens, worauf der Offizierstand steht, ist die Gefahr, welche das Streben nach Gewinn und Wohlleben mit sich bringen würde.

Je eifriger die Offizier-Corps treue Kameradschaft und richtigen Corpsgeist pflegen, um so leichter werden sie Ausschreitungen vorbeugen, auf Abwege gerathene Kameraden in die richtigen Bahnen zurückleiten, unnütze Händel und unwürdige Zänkereien vermeiden.

Niemals darf das berechtigte Selbstgefühl des Offiziers in Mangel an Achtung oder in Überhebung gegen andere Stände ausarten. Je mehr der Offizier seinen Beruf liebt und je höher er dessen Zwecke auffaßt, um so mehr wird er ermessen, in wie hohem Grade das volle Vertrauen aller Stände zum Offizierstande eine Bedingung für die erfolg- und ruhmreiche Lösung der letzten und höchsten Aufgabe des Heeres ist."

Es sollte von der politischen Führung unseres Volkes klargestellt werden, daß der Dienst als Soldat in der Bundeswehr kein notwendiges Übel, sondern ein Ehrendienst ist und daß die Ehre des Soldaten im Einsatz seiner Person für Volk und Vaterland bis zur Opferung seines Lebens in einem Verteidigungsfall liegt. Eine solche Maßnahme würde nicht nur den anscheinend verlorengegangenen Ehrbegriff wiedererwecken, sondern auch erheblich zu einer Erhöhung der Verteidigungsbereitschaft beitragen. Insbesondere sollte auch Angriffen gegen die Ehre des Soldaten schärfer als bisher entgegengetreten werden.[20])

Wie die Erfahrungen der vergangenen Jahre gezeigt haben, sollte ferner im Hinblick auf die Auswüchse in Artikeln bestimmter Illustrierten und in Fernsehübertragungen (Panorama), die keine Intimsphäre mehr unberührt lassen, nur das Negative strapazieren und die Ehre des Berufsstandes des Soldaten schmähen, von Regierung und Parlament ernstlich geprüft werden, ob nicht ein Ehrenschutzgesetz erforderlich ist.[21])

Das immer wieder zitierte Grundrecht der freien Meinungsäußerung sollte dort seine Grenze finden, wo ohne Verantwortung gegenüber dem Gemeinwesen Verunglimpfungen und unrichtige sowie unvollständige Sachdarstellungen mit zersetzender Tendenz nicht nur das Vertrauen in die Staatsführung, sondern auch die Verteidigungsbereitschaft unseres Volkes untergraben können. Die schrankenlose Meinungsfreiheit aber hebt sich selbst aus den Angeln, da sie schließlich zur Unterdrückung anderer Meinungen führen muß.[22])

Der nachstehende Wappenspruch der amerikanischen Kriegsschule West Point, der auf den ehemaligen friderizianischen Offizier und amerikanischen Heerführer, General Friedrich Wilhelm von Steuben zurückgeht,[23]) könnte auch für den Soldaten der Bundeswehr hinsichtlich der Ehre seines Berufsstandes richtungweisend sein:

„Pflicht, Ehre, Vaterland."

---

20) Kampftruppen 1966, S. 4
21) Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. V, S. 165
22) Rittau, a. a. O., § 6, Anm. V, S. 81
23) Demeter, a. a. O., S. 152

Oberstleutnant v. Bonin - v. Ostau

DER ISOLIERTE SOLDAT

Selten mußte der Soldat in der deutschen Geschichte so viel allgemeine Kritik hinnehmen wie heute. Zweifellos ist er in dieser Hinsicht etwas empfindlich, denn das Kaiserliche Heer und die Wehrmacht waren von einem Schutzwall geschriebener und ungeschriebener Gesetze umgeben. Lediglich die Reichswehr geriet in ihrer Anfangszeit in das damalige bewegte politische Spannungsfeld, dem sie sich auf Betreiben des Chefs der Heeresleitung, Generaloberst v. Seeckt, durch selbstgewählte Isolation wieder entzog.

Der Soldat der Bundeswehr muß sich der öffentlichen Kritik stellen, denn der Schutz der Grundrechte, welche das Recht der freien Meinungsäußerung einschließen, ist eine seiner vornehmsten Aufgaben.

Leider ist die Art, in welcher er publizistisch angeschossen wird, nicht immer vornehm. Hier sollen nicht die vielen verantwortungsbewußten Journalisten angesprochen werden, die auch in ihrer Kritik sachlich und korrekt bleiben und stets um beiderseitiges Verständnis bemüht sind. Ihnen gehört die Achtung und die Wertschätzung des Soldaten. Während sich aber Presse und Bundeswehr im Wesentlichen in einer sachlich vernünftigen Arbeitsweise arrangiert haben, produziert sich eine andere Gruppe sehr lebhaft teils im Fernsehprogramm einschließlich nach dort übernommener Kabarettprogramme, teils in einigen Filmen und Rundfunksendungen. Mit offensichtlich aufgestauter Abneigung versucht sie, den Soldaten stets abwertend zu treffen und eine gespannte Atmosphäre zu schaffen. Man nennt sie fälschlich „Intellektuelle", obwohl bei ihnen trotz geistiger Aktivität die Basis von Wissen und Erkenntnis knapp bemessen ist. Ihre Schüsse haben vorwiegend emotionelle Ladungen, die sie als eigenes Verantwortungsbewußtsein auslegen. Sie empfinden das zuchtvoll beschränkte Leben des Soldaten als persönlichen Zwang und lieben die Freiheit ohne Bindung. Für sie ist der Soldat ein notwendiges Übel und ein Repräsentant des „schmutzigen Krieges", der stets in seine Grenzen zu verweisen ist.

In diesen Grenzen entwickeln sie ein eigenes Bild des Berufs- und Zeitsoldaten, das wie folgt aussieht:

Er soll charakterlich, geistig und körperlich einwandfrei sein, sich jedoch keinesfalls zur Elite rechnen. Elite-Aspiranten seien zu schade für diesen Beruf; schon die Ableistung des Wehrdienstes hält sie unnötig auf. Ständiges Bildungsstreben wird vom Soldaten erwartet, aber ebenso das peinliche Bewußtsein, daß er kein Akademiker ist. Patriarchalische Güte zu Untergebenen soll ihn auszeichnen, aber ein Herr darf er nicht sein. Standesbewußtsein ist ein dünkelhafter Rückfall in vergangene Zeiten. Nur wenige soldatische Vorbilder werden ihm zugestanden. Ein Bekenntnis zur deutschen Armeegeschichte ist reaktionär. Die Erkenntnis, daß die Existenz der Soldaten schuld an politischen Fehlentwicklungen und verlorenen Kriegen sei, wird von ihm erwartet. Bescheidenheit leite ihn dazu, in der Öffentlichkeit möglichst nicht in Erscheinung zu treten. Titel gehören — leider unvermeidlich — in die Kaserne. Verbesserte Uniformen, Fahnen, Musik und Paraden sind ernste Warnzeichen für Rückfälligkeit. Sein Waffenhandwerk soll der führende Soldat perfekt beherrschen, sich aber stets klar darüber sein, daß es „schmutzig" ist. Einfluß auf die Bildung Untergebener in der freiheitlichen, demokratischen Grundordnung ist gerechtfertigt, der Anspruch, Erzieher zu sein, jedoch anmaßend. Empfindlichkeit möge ihm fernliegen. Er hat sich damit abzufinden, daß die Vorgänger seines Standes häufig als einfältige, schnarrende, näselnde, devote, arrogante, brutale oder bullige Typen dargestellt werden. Schließlich soll er sich immer freudig darauf einstellen, daß sein Beruf möglichst bald überflüssig werden möge und er abzutreten hat.

Nun erhebt sich nach vorstehender Aufzählung die Frage, welcher qualifizierte junge Mann sich noch zu diesem Beruf bereitfinden würde. Soviel Selbstverleugnung kann von niemandem erwartet werden. Wenn auch in beschränktem Umfang Nachwuchssorgen in der Bundeswehr, wie in fast allen Berufen, vorhanden sind, so ist das überlieferte Ansehen des Soldatenstandes in Deutschland

doch noch nicht so weit verdorben, daß eine stattliche Anzahl tüchtiger Offiziere und Unteroffiziere ihren verantwortungsvollen Dienst nicht gewissenhaft erfüllen.

Diese Zeit- und Berufssoldaten sind in der Mehrzahl pflichtbewußte Führer, Erzieher, Ausbilder und Sachbearbeiter, denen Menschen und wertvollstes Material anvertraut sind. Die Belastungen tragen sich schwer und für das allgemein angenommene frischfröhliche Soldatenleben bleibt nur wenig Raum. Im Truppendienst sind Dienstleistungen von 50—60 Stunden in der Woche nicht selten. 10—20 Wochenenden im Jahr sind mit Märschen, Übungen, Wach- und Kontrolldiensten sowie Bereitschaften besetzt. Dienstbefreiungen zu hohen Feiertagen bieten nur einen bescheidenen Ausgleich. Trennungen von der Familie durch Versetzungen und Kommandos müssen in Kauf genommen werden. Zeltbiwaks im Winter und erhebliche Anstrengungen auf längeren Übungen sind alljährliche Zugaben.

Daß der Soldat nun gegen eine Kritik, die ihn böswillig abwertet und verletzt, empfindlich ist, sollte verständlich sein. Da er sich gegen vorgenannte Publikationsmittel nicht wehren kann, kapselt er sich gegen diese angebliche öffentliche Meinung ab und sucht in selbstgewählter Isolation seinen Umgang bei Kameraden und in Kreisen, die seinem Stande wohlgesonnen sind. Diese Kreise sind besonders auf dem Lande, noch recht umfangreich, aber es ist zu prüfen, ob sich der Soldat nicht durch sein eigenes Verhalten einer anderen Gefahr aussetzt, und zwar der einer fortschreitenden Isolierung von außen.

Die wehrfreudigen Teile unseres Volkes sind eine starke Kraft unseres Verteidigungswillens. Die älteren und lebenserfahrenen Menschen haben dabei eine rückschauende Vorstellung vom Soldaten, die zweifellos von einer positiven Verklärung getragen ist. Diese Vorstellung ergibt etwa folgendes Bild:

Der Soldat zeichnet sich durch straffe Haltung und klares, diszipliniertes Auftreten aus. Er ist stolz auf seine Leistung, seine Waffe und sein Regiment, dessen Nummer er mit Freude auf seiner Uniform trägt. Der Unteroffizier ist ein selbstbewußter militärischer Führer, der seinen Stand überzeugt vertritt und sich in und außer Dienst für die soldatische Ordnung verantwortlich fühlt. Der Offizier verbindet in dieser Vorstellung überlegenes soldatisches Können mit gewandter und eleganter äußerer Erscheinung. Durch frisches Temperament und gute Umgangsformen ist er ein Gesellschafter, der allen Anforderungen entspricht. Seine soldatische Aufgabe, sowie Form und Stil seines Auftretens waren für viele junge gebildete Menschen ein großer Anreiz, sich trotz mäßiger Besoldung um Eintritt in diesen Berufsstand zu bewerben oder Reserveoffizier zu werden.

Soweit die abgeklärte Vorstellung aus vergangenen Zeiten. Wie tritt nun der Soldat vor diesen oben angesprochenen Kreisen heute in Erscheinung:

Er ist kaum wahrzunehmen, weil er in der Freizeit vorwiegend Zivil trägt. Die wenigen Uniformträger wirken gelegentlich linkisch und unsicher, vor allem, wenn sie allein auftreten. Hände in den Hosentaschen und brennende Zigaretten auf der Straße verderben manchmal seinen Eindruck. Der Unteroffizier ist auch ein seltenes Bild in der Öffentlichkeit. Zu besonderen Gelegenheiten gibt er dem schwarzen Anzug mit Silberschlips und Perle den Vorzug vor seiner Uniform. Er scheut sich davor, in der pluralistischen Gesellschaft als Angehöriger seines Standes aufzutreten. Das ist auch die Folge der vorgenannten Kritik, welcher er besonders hart und ungerechtfertigt ausgesetzt ist. Für die soldatische Ordnung außerhalb seines Dienstbereiches meidet er die Verantwortung, da er sich hierzu erst zum Vorgesetzten erklären muß und manchmal für gutgemeintes, aber sachlich unzweckmäßiges Einschreiten hart gerügt wird. Offiziere in einer vollmechanisierten Armee können im Dienst nicht mehr adrett auftreten. Verölte Arbeitsanzüge oder blaue Monteurkombis sind ein Kennzeichen dafür, daß er seine Aufgabe ernst nimmt. Darüber hinaus kommt seine Ausbildung in Form- und Stilfragen etwas zu kurz, da umfangreiche Dienstanliegen den Vorzug haben. Mangelhafte Beispiele von Vorgesetzten wirken erschwerend, denn Filzpantoffeln, Hemdsärmel und stillose Saufkumpaneien verderben die Sitten, Spießbürgerei schreckt ab.

Noch ist die Isolation des Soldaten nicht soweit vollzogen, daß die Überschrift dieses Artikels in vollem Umfang berechtigt ist. An erfreulichen Gegenbeispielen mangelt es nicht. Hier soll nur auf die Gefahr hingewiesen werden, die auch einen Teil unserer Nachwuchssorgen berührt. Wie kann nun dieser Gefahr begegnet werden?

Gegen die erstgenannte böswillige Kritik durch Publikationsmittel kann der einzelne Soldat nichts unternehmen. Er soll von den freiheitlichen Grundrechten überzeugt sein, die so kostbar und verteidigungswürdig sind, daß hier ein Fehlgreifen in der Äußerung besser ist, als die in Diktaturen üblichen Lenkungen und Verbote.

Gelassenheit bei der Kenntnisnahme und freimütige Kritik, verbunden mit klar vorgetragenen eigenen Vorstellungen und Erkenntnissen im Bekanntenkreise sind nützlich. Der Stolz auf die eigene Aufgabe und die ehrenvollen, opferwilligen Leistungen des Soldaten vorausgegangener Generationen sind eine gute Kraftquelle.

Das Bild des Soldaten in der Betrachtung wohlwollender, aber enttäuschter Kreise kann durch eigene Aktivität und guten Willen weitgehend gebessert werden. Resignation wäre ein beträchtlicher Fehler. Die kürzlich herausgegebene Merkschrift über Stil und Formen ist als Anleitung empfehlenswert.

Alle mit Erziehungsfragen beauftragte Vorgesetzte haben hier eine große Aufgabe mit Nachholbedarf zu erfüllen. Was darüber hinaus an beispielhaftem Auftreten in gutem soldatischen Stil getan werden kann, möge jeder bei sich selbst prüfen.

Bei jeder auf die physischen Kräfte sich beziehenden Regel
muß der Theorie im Geiste
der Anteil vorschweben, den die moralischen Größen
dabei haben können.

Karl von Clausewitz

Karl-Heinz Spieß-Reitmeyer

Die Wirtschaftsstrategie der UdSSR und der USA (II)

Welche Bedeutung die Sowjets gerade dem Donaulauf beimessen, geht vor allem daraus hervor, daß sie versuchen, sich in diesem Raume eine Hintertür, die Triest-Wien-Pipeline, deren Jahreskapazität etwa 8 Millionen Tonnen betragen wird, offenzuhalten. Der Bau dieser Leitung wird durch ihren gegenwärtigen besten Ölabnehmer, die ENI (Ente Nazionale Idrocarburi) mitfinanziert. Mit anderen Worten: Ungeachtet aller nationalistischen Tendenzen der Ostblockländer verfügt die Sowjetunion in Südost- und Südeuropa über wirtschaftsstrategische Ausgangsbasen, deren Vorteile bei einem plötzlichen Angriff der Roten Armee von grundsätzlicher Bedeutung sind. Man halte sich einmal vor Augen, mit welch geringen Kosten und Zeitersparnis die Versorgung einer vollmotorisierten Armee dann im Kriegsfalle durchführbar ist. Doch damit keineswegs genug: Wirtschaftspolitisch findet der Kampf bereits heute im westeuropäischen Vorfeld statt! Der Griff der sowjetischen Erdölindustrie nach der Triest-Wien-Pipeline ist dafür ein wichtiges Indiz.

In äquivalenter Beziehung hierzu stehen die Bemühungen der Sowjets, den Hafen Noworossijsk zum modernsten Schwarzmeerhafen auszubauen. Hier wird mit Hochdruck gearbeitet; die Verlängerung des südlichen Hauptarmes der Comecon-Leitung soll bis nach Tuapse weitergeführt werden, und auch die im Ausbau befindlichen neuen Krimhäfen finden nacheinander Anschluß an das Pipelinenetz der Sowjetunion. Die dort beladenen Tanker werden aber nicht nur Triest, sondern auch Genua, die Kopfstation der transalpinen Leitung, die über Aigle bis nach Ingolstadt und Heilbronn führen wird, anlaufen.

Die Projektführung dieser Pipeline und der Ingolstädter Raffinerien liegt bei der Südpetrol, die zu 74 % der ENI gehört. Die Verarbeitungsprodukte (36 % schweres und 26 % leichtes Heizöl) werden durch die in München residierende ENI-Vertriebsgesellschaft AGIP AG auf den Markt gelangen. Schon im Juli 1963 hatte Hugo Stinnes jr. die Touring Tankstellen GmbH zusammen mit seinen Mineralölinteressen an die italienische Staatsholding verkauft. Vorsitzer der AGIP sind der frühere deutsche Finanzminister Dr. Hjalmar Schacht und als Stellvertreter Nicola Melodia.

Außerdem scheint man die Katze im Sack gekauft zu haben, denn im März 1964 erließen die Nachfahren des verunglückten ENI-Chefs Enrico Mattei einen Zahlungsbefehl über 8,8 Mill. DM gegen Hugo Stinnes jr. aufgrund von Bestandsdifferenzen.

Italien ist also der größte Abnehmer des sowjetischen Erdöls, das nun unmittelbar in das deutsche Rohrleitungsnetz, und, nach seiner Verarbeitung, auch in sein Tankstellensystem hineinfließt. Das zeigen vor allem die prozentualen Anteile der Lieferländer für die italienischen Raffinerien: Rußland 38 %, Ägypten mit 26 % aus ENI-Konzessionen, Italien 12 %, Iran 9 % und andere Länder 15 %.

Entgegen den Beschwichtigungen dieser Firma muß man eher noch befürchten, daß zukünftig die sowjetisch-italienischen Erdölgeschäfte miteinander noch intensiver betrieben werden. Hierfür sprechen vor allem die oft sehr leichtsinnig erteilten Genehmigungen neuer Raffineriekapazitäten, die weit über dem derzeitigen Ausstoß liegen. Es gäbe gewiß eine Anzahl von Ausweichmöglichkeiten für den deutschen EWG-Partner, die zumindest solange wertlos sind, wie andere EWG- und EFTA-Staaten, in Verkennung der bedrohlichen Lage, eigennützigen Geschäften nachgehen. Denn die von französischer und englischer Seite geschlossenen Verträge sind eher geeignet, die sowjetischen Absichten zu fördern, als zu unterbinden. Das trifft vor allem für den Tankerbau zu.

Zur Sicherung der Tankertransporte will sich Moskau von den internationalen Reedereien völlig unabhängig machen. Aufträge an Werften, vorzugsweise in Italien, Finnland und Japan, sollen die Ladekapazität der russischen Tankerflotte, die Ende 1962 mit 1 711 600 tdw erst 23,7 % der Welttankertonnage ausmachte, beträchtlich ausweiten. Daß die Sowjets hierbei Fortschritte erzielten, beweist der Tonnagenzuwachs des Jahres 1962, der mit 19,9 % nach Japan (35,6 %) der höchste von allen Ländern war. Abgeschlagen folgten an dritter und vierter Stelle Schweden mit 7,4 % und die Bundesrepublik mit 6,6 %.

Man darf hierbei nicht die attraktiven Doppelgeschäfte der Sowjets außer acht lassen. Ein 20-Mill.-Tankerbau-Vertrag wurde im März 1963 z. B. mit englischen Werften abgeschlossen. Diese Abmachung war für Großbritannien nicht nur wegen der damaligen Flaute im Schiffsbau willkommen, sondern auch gleichzeitig wegen der russischen Gegenlieferung von etwa 1,5 Mill. t Heizöl, dessen Preis damals mit 4 £ pro Tonne, 25 % unter dem niedrigsten Wert ab englischer Raffinerie lag.

Man geht nicht fehl in der Annahme, daß der sowjetische Einfluß auf dem europäischen Energiemarkt mit Hilfe derartiger wirtschaftlicher Tricks immer ausgedehnter wird. Im gleichen Jahr ist es Moskau gelungen, mit Frankreich, dessen Gesellschaften in Algerien über ausreichende Erdölvorräte besitzen, einen bis Ende 1965 befristeten Liefervertrag von 3,6 Millionen Tonnen abzuschließen. Durch die gut gezielten Maßnahmen im Pipeline- und Tankerbau dürften die Sowjets die allmähliche und sichere Einkreisung des gesamten westlichen Europa erreichen, wenn nicht bald entsprechende Gegenmaßnahmen ergriffen werden. Man hat ferner gesehen, wie wenig das von der Bundesrepublik ausgesprochene Rohrleitungsembargo an den sich anbahnenden Verhältnissen etwas ändern kann. Das einzige erfolgversprechendste Ziel muß daher sein, dem sowjetischen Erdöl ein Preisdumping entgegenzustellen.

Wenn der Westen daher den Preiskampf mit dem sowjetischen Erdöl aufnehmen und gewinnen will, dann hat er in erster Linie den sowjetischen Vorsprung auf dem Erkundungs- oder Prospektionssektor einzuholen! Gerade die damit verbundenen Kosten belasten das eigene Erdöl ganz beträchtlich. Das wird aber keineswegs leicht sein, denn die höchsten Investitionen des sowjetischen Ölindustrieetats, insgesamt 64 % des Gesamtetats, liegen in diesem Sektor. Besonders interessant ist daher, daß allein die Anzahl der seismischen Trupps von 1954—1963 vervierfacht wurde. Das Ziel dieser taktisch außerordentlich klugen Maßnahme ist eine möglichst hohe Produktion pro Bohrmeter bei gleichzeitiger Beschränkung der kostspieligen Bohrtätigkeit auf die ergiebigsten und günstigsten Lagerstätten. Man hat auch ferner die geo-biochemischen und radiometrischen Untersuchungen in der Sowjetunion wesentlich weiter als im Westen vorangetrieben. Wenn die von den Russen genannte Trefferzahl tatsächlich 70 % beträgt, dann sind Fehlbohrungen — und damit die Kostenbelastungen — wesentlich geringer als bei uns. Das liegt wiederum an der Anwendung direkter Erkundungsverfahren (Prospektionsmethoden), die im gesamten Europa und in den USA fast unbekannt sind. Es besteht lediglich eine wissenschaftliche Zusammenarbeit zwischen dem ostzonalen Greifswalder Universitätsinstitut für Mikrobiologie und dem Department of Microbiology der Universität Indiana.

Es ist jedoch möglich, daß der Westen auf dem Felde der Konzessionsbewertung, d. h. vorausgegangener gründlicher Prüfung der Ölhöffigkeit, einen kleinen Vorsprung besitzt. Sehr weit zurückgeblieben sind die Russen allerdings auf dem bohrtechnischen Sektor. Entsprechende amerikanische Vergleiche, z. B. Bohrgeräte, Meißel, Förderanlagen der Zementsilos usw. haben einen Entwicklungsunterschied von mehreren Jahren ergeben. Von sowjetischer Seite wird dieser Rückstand auch offen zugegeben. Danach betrug die durchschnittliche Monatsbohrleistung pro Anlage in den USA 1 390 m, in der UdSSR dagegen nur 334 m. In Amerika erfolgte ein Meißelwechsel nach rd. 74 m, in der Sowjetunion dagegen schon nach 24 m.

Obgleich in Rußland nur noch 15 % aller Bohrungen im Rotaryverfahren durchgeführt und überwiegend Turbinengeräte eingesetzt werden, scheinen letztere immer noch nicht (Anfang 1965) ihre technische Reife erlangt zu haben. Es ist aber sicher, daß die sowjetischen Ingenieure mit Hochdruck an der Vervollkommnung arbeiten. Im

Jahre 1961 bohrten erst 2 Prozent aller Anlagen nach diesem Verfahren, 1965 waren es bereits 17 Prozent.

Daher müssen die westlichen Techniker ebenfalls nach weiteren Verbesserungsmöglichkeiten suchen, zumal wenn die Bohrgebiete außerhalb der Küstenlinie liegen. Die Russen sind augenblicklich dabei, den Kaspisee bis 1970 bis zu 80 m Tiefe mit orientierten Bohrungen zu erschließen. 1950—60 wurden bereits 400 Bohrungen im Flachsee bis 28 m niedergebracht.

Sowjetischerseits begründet man die Forcierung vor allem damit daß das in der russischen Förderstatistik an zweiter Stelle stehende Gebiet noch günstiger als das der amerikanischen Goldküste ist. Berücksichtigt man hierbei die relativ geringe Entfernung zu den östlichen Schwarzmeerhäfen, dann stehen die wirklichen Absichten der Sowjets einem jeden klar vor Augen. Die Abbohrung des größten Teils der 430 000 km² großen Fläche wird ihnen in kurzer Zeit keine bohrtechnischen Schwierigkeiten mehr bereiten.

Durch die ungünstigeren Küstenverhältnisse in den USA gezwungen, hat die Unterwasserbohrtechnik der Amerikaner einen gewaltigen Vorsprung erzielt. Von derartigen Leistungen sind die Russen weit entfernt. Sie können aber nur dann wirtschaftlich sein, wenn sie erfolgreich sind. Daher befinden sich auch hier die Sowjets in einer günstigen Ausgangsposition. Es genügt ihnen vorerst die Ausnutzung geringerer Tiefen. Ihre unterentwickelte Bohrtechnik schlüge deshalb in der Kostenbelastung kaum zu Buch.

Zweifellos sind Ölrohrlieferungen von größter wirtschaftlicher Bedeutung für die sowjetische Mineralölindustrie, aber die Sowjetunion und die Ostblockländer waren lange Zeit außerstande, den ungeheuren Bedarf an Leitungsrohren selbst zu decken, obwohl das neu errichtete, moderne mitteldeutsche Rohrwerk Muldenstein bei Bitterfeld allein 800 km Rohre für das sowjetische Leitungssystem produzierte. Darum schloß die Sowjetunion mit der Grängesberg-Oxelösund AG, Stockholm, Anfang 1961 ein Abkommen über die Lieferung von 135 000 t Grobblechen im Tausch gegen Erdöl ab. Die Schweißung der Rohre erfolgte durch die Firma Gebrüder Heblund, Stockholm.

Der ENI-Konzern lieferte bis Ende 1965 240 000 t Rohre, Leitungsrüstungen und 50 000 t Buna, zusammen im Wert von 200 Mill. $ gegen 12 Mill. t Sowjetöl. Wenige Monate später unterzeichneten schließlich die Sowjetunion und Japan (Lieferant ist hauptsächlich die Stahlfirma Nippon Kokan Kaaisha) einen Liefervertrag von 270 000 t Rohren.

Und schließlich — erinnern wir uns noch? — haben auch Firmen der Bundesrepublik bis Anfang 1961 etwa 100 000 t Rohre im Werte von 100 Mill. DM in die UdSSR ausgeführt. 1963 erließ dann die Bundesregierung das allseitig umstrittene Verbot der Großrohrausfuhr deutscher Firmen nach der Sowjetunion.

Allgemein gilt im Ölkrieg die These, daß der Angriff die beste Verteidigung sei, aber, ungeachtet der vorangegangenen US-Empfehlung, erklärte damals die britische Regierung, daß die englischen Stahlerzeuger über völlige Handlungsfreiheit verfügen. Daher wird auch die Serck Controls, Parkfield House, Derridge, Solihull, Warckwickshire, den durch die zum italienischen ENI-Konzern gehörende Suam Progretti, Milano, hereingeholten Auftrag zum Bau des umfangreichen Überwachungs- und Fernsteuerungssystems des russischen Pipelinenetzes ausführen. Auf diese Weise werden die von der ENI gelieferten 19 Pumpstationen mit den ausgereiftesten Operationsmöglichkeiten ausgerüstet.

Im übrigen sind die Sowjets vermutlich jetzt schon in der Lage, die Lücke zwischen dem Rohrbedarf und der Eigenerzeugung völlig zu schließen. Sie haben 1964 ihre Kapazität um etwa 620 000 t erhöht. Das war möglich, weil im März 1963 im Röhrenwerk Tscheljabiusk eine automatische Walzstraße in Betrieb kam. Im gleichen Jahre liefen ferner die Betriebe Schdanowsk (Armenien) und Nowomoskowsk (Ukraine) an und trugen somit zur Unabhängigkeit von der ausländischen Großrohreinfuhr bei. Schließlich hat man nach der Fertigstellung von zwei weiteren Anlagen zur Herstellung von 1 Mill. t im Jahr elektrogeschweißter Rohre mit einem Durchmesser von 529 mm die Führungsrolle in der Weltröhrenproduktion erreicht. In dieser Angelegenheit sprach der damalige Kremlchef Chruschtschow gegenüber Berthold Beitz das letzte Wort. Es lautete: „Wir brauchen das Ausland nicht mehr."

Wie der hier geschilderte Wirtschaftskampf zwischen den beiden Großmächten einmal ausgeht, ist noch völlig offen. Man darf daher wohl kaum hoffen, daß der Westen den Preiskampf einmal gewinnen wird. Bekanntlich ist der Ölpreis ein politischer Preis und von erheblichem Einfluß auf die Weltwährungen. Die Kapitalanlagen der internationalen Ölindustrie stellen für die USA und Großbritannien die wichtigsten Auslandsinvestitionen dar.

In dieser auch finanzwirtschaftlich äußerst gefährlichen Situation kommt der freien Welt das Erdgas zu Hilfe. Die nachgewiesenen Vorräte der USA betragen 72 000 Milliarden Kubikmeter, die der UdSSR z. Z. nur 5 100 Mrd. Demnach können die Amerikaner in den nächsten Jahren, ohne Gefahr zu laufen, von der nachgewiesenen Substanz zu zehren, die Gasproduktion forcieren. In der UdSSR hat man diese Situation erkannt und versucht, diesen Rückstand aufzuholen. Mag auch die zentral gelenkte Prospektion (Lagerstättenerkundung) große Erfolge erzielen, das Transportproblem wird noch lange ungelöst bleiben. Nach Abwägung aller Vor- und Nachteile, die sich aus der Strukturumwandlung des Energieaufkommens für die USA ergeben, darf wohl als sicher angenommen werden, daß sich die zunehmende Bedeutung des Gases für den Westen vorerst günstig auswirken wird. Was aber geschieht, wenn in absehbarer Zeit in Amerika die jährlich neuerschlossenen Erdgasvorräte den laufenden Bedarf nicht mehr ausgleichen können? Ob dann die industrielle Kernenergie-Erzeugung entwicklungsmäßig in den USA schneller verläuft als in der Sowjetunion, dürfte sehr zweifelhaft sein. Hinzu kommt, daß die Kernenergie den ständig steigenden Rohstoffbedarf der chemischen Industrie niemals befriedigen kann. Es käme dann nur noch die Kohle in Frage.

Literaturverzeichnis

B. C. Netschert, Technology an the Future of Oil an Gas, Drilling Contractor, Vol. XVII, Nr. 1, Dez./Jan. 1961/62.

E. Groß, Automatisierung der Erdölförderung, Leobener Bergmannstag 1962.

Fritz Schuster, Über die Stellung verschiedener Energiemittel in der Energiebedarfsdeckung, Gas und Wärme 5, S. 154—159, 1956.

Wm., Die Welt verfügt über gewaltige Ölreserven, Erdöl-Zeitschrift 79, 1, S. 28, 1963.

Kurt Lemcke, Walter Tunn, Tiefenwasser in der süddeutschen Molasse und in ihrer verkarsteten Malmunterlage, Tagungsvortrag der VSP am 23. Juni 1956 in Lugano, Bull. Ver. Schweizer. Petrol. Geol. und Ing. Vol. 23, Nr. 64, S. 35—56, 7 Textfig., 2 Tab. 25. September 1956.

D. G. H., Der Kalte Krieg findet auf den großen Erdölfeldern statt, Bergbau u. Wirtschaft H. 8, 9, 10, 11, 1958.

Karl-Heinz Kleps, Die Pipeline der Freundschaft als Instrument der sowjetischen Ölexportpolitik, Rohre — Rohrleitungsbau — Rohrleitungstransport H. 4, S. 183—184, 193—195, 1963.

A. M. Stahmer, Erdölvorkommen der Welt, Die Shell Bücherei, Bd. 1, 2. Auflage, 1956.

G. S. Semenow, A. A. Kovaleva, Ergebnisse der wissenschaftlichen Tagung über die direkten radiometrischen und geochemischen Methoden der Erdöl- und Erdgaserkundung, Sowjetskaja geologija, Nr. 6, S. 143—147, 1962.

Wilhelm Schwartz, Herbert Völz, Kritische Untersuchungen über die Grundlagen der geomikrobiologischen Prospektion, Erdöl und Kohle 11, S. 69—72, 1958.

Bernard Lasky, Surface alteration studies map subsurface structure, World Oil 6, S. 75—79, 93, 1963, Surface alteration utilized in structural mapping a function of earth temperature, World Oil 143, Nr. 6, S. 123—127, 11. 1956.

Bernard Lasky, Earth temperatures, alteration studies reflect subsurface structure. World Oil 143, Nr. 7, S. 116—121, 12. 1956.

D. B. Sicca, Fifth World Petroleum Congress, Proceedings, Section I, S. 683 bis 687, 1959.

A. I. Levorsen, Outlook for Petroleum Exploration, Fifth World Petroleum Congress, Proceedings, Section I, S. 447—459, 1959.

Dr. S. L., Rußlands gefährlichste Waffe ist das Erdöl, Gewerkschaftliche Rundschau, H. 1 u. 2, S. 13—20 u. S. 74—79, 1964.

M. Mayborn, The Drilling Equipment of Communist Russia Drilling, Vol. 23, 1962.

N. S. Timofejew, Ja. A. Gelifgat, Probleme des tiefen Bohrens, Neftj. Chozj. Nr. 1, 7—12, 1962.

J. P. Delacour, J. Pottier, B. Seve, Le forage et la production du petrole en USSR, Revue de l'Institut Francais du Petrole, Vol. 17, Nr. 1, S. 4—109, 1962.

S. M. Kulijew, N. N. Mamedow, A. G. Mdiviani, Rotary- und Turbinenbohren auf der Lagerstätte Syrja, Neftj. Chozj. Nr. 1, S. 12—17, 1962.

I. S. Guzik, L. A. Jone, Bau von Gründungen für Meeresbohrungen. Azerbaidzanskoe neftjanwe chozjastvo XLI. Nr. 4, S. 46—47, 1962.

L. V. Kalamkarow, Einige Verbreiterungsgesetzmäßigkeiten der Erdöl- und Erdgasfelder im Gebiet der Golfküste und der Kaspisenke, Geologija nefti i gaza VI, Nr. 5, S. 30—36, 1962.

W. u. W. E. Petrascheck, Lagerstättenlehre, Wien 1950.

A. A. Saukow, Geochemie, Moskau 1950 — Berlin 1953.



10 Jahre Bundeswehr

Die Entwicklung der Infanterie

Zehn Jahre sind im Leben eines Menschen, erst recht im Leben eines Volkes oder eines Heeres, ein zu kurzer Zeitraum, um ihren Ablauf als Jubiläum zu feiern. Zehn Jahre beträgt aber auch nach der Forderung Napoleons die Spanne der Zeit, in der man seine Taktik ändern muß, um mit der Entwicklung schrittzuhalten. Den großen Linien dieses Wachsens, dieser trotz scheinbarer Sprünge kontinuierlich verlaufenden Geschichte einer Waffengattung, die immer noch die meisten Bataillone stellt, nachzuspüren, ist ebenso reizvoll in der Vergangenheit wie wichtig für Gegenwart und Zukunft. Deutlich lassen sich in den ersten zehn Jahren der Bundeswehr zwei Perioden unterscheiden, in denen die Infanterie ihre Ausrüstung und Ausbildung, ihre Gliederung und Kampfweise ändern mußte, wenn sie ihrer Aufgabe gewachsen sein wollte. Ihren Schnittpunkt bildet das Jahr 1959, das mit der Umgliederung des Heeres in Brigaden eine Wende darstellte. Zwar kein Wendepunkt, aber bedeutsam, weil „die Zukunft in ihm schon begonnen hat", kann das Jahr 1966 sein, in welchem die ersten Infanteriebataillone der Bundeswehr ihres zehnjährigen Bestehens gedenken.

1956—1959

Die politische Lage war dadurch gekennzeichnet, daß nach dem Scheitern der EVG-Planungen die deutschen Verbände bis zum Korps in eigener Verantwortung aufgestellt werden mußten. Die Ungarnkrise im Herbst 1956 ließ es geraten erscheinen, nicht im „Schneeballsystem" und annähernd gleichzeitig die versprochenen 12 Divisionen aufzubauen, sondern im Rückgriff auf vorhandene Kader — insbesondere des Grenzschutzes — sobald wie möglich über weniger, aber einsatzfähige Großverbände zu verfügen. So stand die Masse der Infanterie in der 1., 2. und 4. Grenadierdivision, die Gebirgs- und die Luftlandedivisionen begannen mit der Aufstellung ihrer Jägerbataillone, die Infanterieschule in Hammelburg und die Panzergrenadierschule in Munster bildeten ihre Lehrbataillone. Im Rahmen der 3. und 5. Panzerdivision erstanden Panzergrenadierbataillone, die aufgrund der deutschen Erfahrungen im vergangenen Kriege für ein besonders enges Zusammenwirken mit der Panzertruppe vorgesehen waren.

Bestimmend für die Gliederung der Verbände waren Vorstellungen, die ebenso wie die Bewaffnung und Ausrüstung, zunächst von dem Heer der Vereinigten Staaten von Amerika übernommen wurden. Unter dem Wegfall des Regiments war das Bataillon der größte Verband der Waffengattung geworden. Den Notwendigkeiten des Kampfes der verbundenen Waffen sollte durch wechselnde Unterstellung unter Kampfgruppen als taktische Führungsstäbe Rechnung getragen werden. Nicht nur Reibungen auf dem Gefechtsfelde waren hieraus zu erwarten, sondern auch für die Erziehung und Ausbildung des Offizierkorps erwies sich der Bataillonsrahmen bald als zu klein. Mit einer Kopfstärke von annähernd 1000 Mann waren jedoch sowohl das Grenadier- wie das Panzergrenadierbataillon zu unhandlich, um den Forderungen an Auflockerung und Geschmeidigkeit im atomaren Kampf genügen zu können. Die Unterteilung in 6 Einheiten — 4 Kampfkompanien, eine Stabs- und eine Versorgungskompanie — ging an die Grenze des noch vertretbaren. Im einzelnen sahen die beiden hauptsächlichen Bataillonstypen — das Grenadier- bzw. Panzergrenadierbataillon — wie folgt aus:

Das Grenadierbataillon war im wesentlichen für den Kampf in panzerungünstigem Gelände, vorwiegend in der Abwehr bestimmt. Die Bewaffnung der 3 Schützengruppen eines Zuges mit einem nur auf 150 m sicher wirkenden, halbautomatischen Gewehr war ebenso ein Rückschritt gegenüber deutscher Kriegserfahrung wie der Rückgriff auf langsam schießende Maschinengewehre. Auch die in

der Waffengruppe des Zuges zusammengefaßten je 2 MG auf Lafette und Bazookas verfügten nur über beschränkte Feuerkraft, während sie den Zugführer vor das Problem der Führung heterogener Teile stellten. Die Panzerabwehr, bis zur Einführung der Gewehrgranaten 1959 auf Brand- und Blendmittel angewiesen, stellte den Einzelkämpfer unter um so größere Belastung, als der in der Stabskompanie vorgesehene Panzerjägerzug weder mit Jagdpanzern noch mit Leichtgeschützen ausgerüstet war. Demgegenüber erschien das verfügbare Steilfeuer — 2 mittlere Mörserzüge zu je 4, ein schwerer Mörzerzug zu 6 Rohren in der entsprechenden Kompanie — bei knapp bemessenem Feuerleitpersonal in Reichweite und Munitionsausstattung ausreichend.

Die Beweglichkeit des Bataillons war unzureichend. Nur im Verfügungszug der Stabskompanie und in der Mörserkompanie hatten die Gruppen bzw. Bedienungen geländegängige 1,5-to-Wagen, während die Schützenzüge halbzugweise in hochbordigen 3-Tonnern transportiert wurden. Im Transportzug der Versorgungskompanie waren die vorgesehenen Fahrzeuge zu schwer, über Kettenfahrzeuge verfügte der BtlKdr. nicht. Die Belastung des abgesessen kämpfenden Infanteristen war, bei weiter Trennung von seinen Fahrzeugen, überaus hoch. Eine besondere Belastung stellte der Kampfanzug aus Zeltbahnstoff dar. — Auch der Schutz vor feindlicher Waffenwirkung hatte noch keine Fortschritte gegenüber dem letzten Kriege gemacht. Stahlhelm, ABC-Schutzmaske und Spaten blieben die einzigen Mittel, obwohl Versuchsübungen bald den hohen Zeitbedarf bewiesen, unter dem nur das Bataillon ohne Einsatz von Maschinen abwehrbereit „in die Erde" kam. Aus berechtigten Gründen war im Grenadierbataillon auf einen eigenen Pionierzug verzichtet worden, da jeder Infanterist in der Lage sein mußte, sich selbst Deckung zu verschaffen und die Beweglichkeit seines Fahrzeugs zu erhalten.

Im Kampf der verbundenen Waffen waren die 7 Bataillone einer Grenadierdivision auf die 4 Kompanien des Panzer- und die 3 Kompanien des Panzerjägerbataillons angewiesen. Zur Abwehr erschien das kaum, zur Schwerpunktbildung im Angriff überhaupt nicht ausreichend. Eine Unterstützung durch Artillerie und Pioniere der Division schloß alle Nachteile des langen Befehls- und Verbindungsweges sowie der wechselnden Unterstellungsverhältnisse in sich. Diese Mängel mußten sich in den ersten Entwürfen der Führungsvorschriften niederschlagen. Geringe Beweglichkeit und große Abschnittsbreiten erzwangen lineare Vorstellungen, die das Bataillon zum Besetzen einer Stellung bedingt, zu ihrer nachhaltigen Verteidigung nicht geeignet erscheinen ließen. Eine Verstärkung der Feuerkraft, insbesondere an weitreichendem Flachfeuer und in der Panzerabwehr, erwies sich als unerläßlich, eine Erhöhung der Beweglichkeit als wünschenswert.

Besser erschien das Panzergrenadierbataillon für seine Aufgabe geeignet, gemeinsam mit den Panzern den Angriff in den Feind zu tragen. Seine Beweglichkeit stand im Vordergrund; ihr trug die Ausstattung mit dem Schützenpanzer M 39 Rechnung, wenn auch einzelne Bataillone sich zunächst mit Radfahrzeugen für die Panzergrenadiergruppen begnügen mußten. Jede Schützengruppe verfügte auf dem Fahrzeug über ein großkalibriges Maschinengewehr, allerdings ungeschützt, sowie ihre Handwaffen und leichten MG. Da die 4 Panzergrenadierkompanien des Btls zudem je eine mittlere Mörsergruppe und (allerdings nur auf dem Papier!) eine Leichtgeschützgruppe besaßen, schien ihre Feuerkraft auch bei weiträumigem Einsatz ausreichend. In der Stabskompanie hatte der BtlKdr einen schweren Mörserzug zu 6 Rohren; ein vorgesehener Zug von 5 Panzern sollte ihm eigene weitreichende Pz-Abwehr ermöglichen. Die Erfordernisse der Beweglichkeit sahen für die StabsKp eigene Pioniere in Zugstärke vor. Eine starke Versorgungskompanie sollte den Nachschub sichern, eine zahlreiche Funkausstattung die bewegliche Führung des Btls gewährleisten. Auch unter atomaren Verhältnissen war das Btl in seinen gepanzerten Fahrzeugen bedingt geschützt.

Im Kampf der verbundenen Waffen war die Gliederung der Panzerdivision mit je 3 Panzer-, PzGren- und PzArtBataillonen wesentlich günstiger für das infanteristische Element. Die Panzergrenadiere konnten somit immer auf starke Panzerunterstützung im Verhältnis 1 : 1 und ebenso starke artilleristische Unterstützung rechnen. Für den Kampf unter atomaren Verhältnissen wurde allerdings bald die Forderung vom Kriegsende erneut aufgegriffen, daß die Hauptwaffe des Schützenpanzers unter Panzerschutz wirken müsse und nicht nur bedingt gegen Panzer, sondern auch in der Fliegerabwehr befriedigende Leistungen zeigen solle. Darüber hinaus war die Zahl der Panzergrenadierbataillone in den vorgesehenen Panzerdivisionen sehr gering, bei dem hohen zu erwartenden Ausfall in Angriffsoperationen nicht ausreichend.

Es lag auf der Hand, daß nur der Zeitdruck aufgrund der politischen Lage und die Bindung an die Waffenlieferungen der USA für den angegebenen Zeitraum die erwähnten Nachteile vorläufig in Kauf nehmen ließen. Bald schon ergab sich bis Anfang 1959 eine Verbesserung der Feuerkraft der Schützenkompanien durch die Ausrüstung mit dem vollautomatischen Sturmgewehr (erst als FN-, später als G 3-Gewehr) und den Anlauf der Fertigung des im Kriege bewährten MG 42). Bei der Aufstellung neuer Großverbände aber, die mit der 6. Division 1958 begonnen hatte, waren in Zukunft aus dem oben erwähnten folgende Forderungen zu berücksichtigen:

1. Engere Verbindung von Panzern und Infanterie sowie ein besseres Stärkeverhältnis in allen Großverbänden; organische Zusammenfassung für den Kampf verbundener Waffen in bereits im Frieden bestehenden handlichen Großverbänden mit eigener Artillerie und Pionieren.
2. Verstärkung der PzAbwehr, sowohl beim einzelnen Mann wie auch auf den Ebenen von Gruppe, Zug und Bataillon. Eingliederung der Panzerjäger in die Infanterie, moderne Bewaffnung mit Lenkraketen.
3. Verstärkung der abstoßenden Feuerkraft durch Maschinengewehre und Maschinenkanonen mit hoher Kadenz als Turmwaffen.
4. Steigerung der Beweglichkeit der motorisierten Infanterie durch ein geländegängiges Gruppenfahrzeug und Begrenzung der Höchsttonnage für Versorgungsfahrzeuge.
5. Verstärkter Schutz der schweren InfWaffen und höhere Beweglichkeit auf gepanzerten Kettenfahrzeugen.

1960—1965

Trotz des Berlin-Ultimatums und der Krisen im Jahre 1961 und 1962 (Berliner Mauer, Kuba) gelang es, die vorstehenden Forderungen weitgehend zu erfüllen — ja, teilweise erleichterten die in und nach den Krisen getroffenen Maßnahmen diese Verwirklichung.

Über die Vorteile der Gliederung in Brigaden ist bereits so viel geschrieben worden, daß man sich in diesem Rahmen darauf beschränken kann, ihre Auswirkung auf die Bataillone der Infanterie zu untersuchen. Die Zusammenfassung von Panzern und Infanterie in der neuen Truppengattung der Kampftruppen unterstrich, daß sie im Krieg und in der Friedensausbildung nicht zu trennen sind. Der Benennung aller Infanteriebataillone als „Panzergrenadiere" (SPz oder mot, später MTW) lag die Auffassung zugrunde, daß sie über kurz oder lang zumindest über ein gepanzertes Transportfahrzeug verfügen würden, soweit nicht für die Jäger der Gebirgs- und Luftlandedivision besondere Verhältnisse galten. Man glaubte an eine „Einheitsinfanterie" im Feldheere. Die Vorstellung, daß in Mitteleuropa ein Krieg immer unter atomarer Bedrohung, wahrscheinlich auch unter atomaren Verhältnissen zu führen sein würde, ließ auch den Schutz durch Panzerung für alle kämpfenden Teile des Operationsheeres zwingend erscheinen. Das führte im Verlauf der weiteren Aufstellungen dazu, daß sich das Schwergewicht immer mehr zu den Bataillonen der mechanisierten Infanterie verlagerte, welche auf und mit dem Fahrzeug kämpfen konnten. Steigerung der Feuerkraft, der Beweglichkeit und des Schutzes gegen Waffenwirkung sollen nun im Rahmen der beiden BtlTypen, des gepanzerten und des motorisierten Panzergrenadierbataillons untersucht werden, wobei auch die brigadeeigene PzJägerkompanie zu berücksichtigen ist.

Für das Panzergrenadierbataillon (SPz) lag der entscheidende Fortschritt in der Ausrüstung mit dem Schützenpanzer HS 30 in seiner Ausführung als Gruppenwagen, Mörserträger und Führungs- und Funkfahrzeug. Die gesteigerte Feuerkraft der Bordmaschinen-

kanonen 20 mm trug der Forderung Rechnung, daß das schwere Flachfeuer der Infanterie bis 2000 m gegen ungeschützte Ziele, bis 1200 m gegen leichtgepanzerte Fahrzeuge und Flugzeuge Wirkung erzielen sollte. Besondere Munition versprach auch auf nahe Entfernung Erfolg gegen weniger geschützte Teile feindlicher Kampfpanzer. Die Panzergrenadiergruppen waren ferner in der Lage, vom Fahrzeug aus den Kampf mit MG, Handwaffen und Kampfmitteln zu führen. Auch im PzGrenBtl (SPz) ging man nun zu einer Gliederung über, die das Steilfeuer der mittleren und schweren Mörser in einer schweren Kompanie zusammenfaßte und der darüber hinaus die weitreichende Panzerabwehr zufiel.

Der neuen Aufgabenverteilung in der PzAbwehr lag die Auffassung zugrunde, daß sie auf allen Ebenen im jeweils gesteckten Rahmen wirksam sein müsse. War die Gewehrgranate das Mittel der Notwehr für den Einzelkämpfer, so sollte die Gruppe den Nahkampf gegen Feindpanzer mit der leichten Panzerfaust bis 200 m, später mit der schweren PzFaust bis 350—400 m führen können. Die Waffe des Zuges wurde nach eingehenden Versuchen und heftigen Meinungskämpfen das 106 mm Leichtgeschütz, dessen Nachteile durch den Einsatz vom Schützenpanzer in den Hintergrund traten. Leichtgeschütz und Bordmaschinenkanone versetzten die Panzergrenadiere in die Lage, auch aufgesessen einen Verteidigungskampf auf Distanz führen zu können. Der Kanonenzug der schweren Kompanie diente dem BtlKdr. zur Schwerpunktbildung, wobei einschränkend erwähnt werden muß, daß der hier eingesetzte Panzer M 41 auslief.

Die Eingliederung der bisher selbständigen Panzerjäger in die Infanterie als Spezialkompanien der Panzergrenadierbrigaden stellte darüber hinaus sicher, daß ein nicht durch Panzer verstärktes Infanteriebataillon bis 1500 m mit einer ausreichenden Zahl von Kanonenjagdpanzern (verschiedene Panzertypen) rechnen konnte, deren Feuer auf weite Entfernung durch auf Schützenpanzern bewegliche Lenkraketen überlagert wurde. — Hierdurch wurde es möglich, die Panzerbataillone beider Brigadetypen als Schwerpunktwaffe in Angriff und Gegenangriff weitgehend geschlossen einzusetzen. Auch nominell besserte sich das Zahlenverhältnis, kamen doch in einer Panzergrenadier-Division jetzt 4 Panzer- auf 7 Infanteriebataillone.

Die Panzerung aller Kampfteile in PzGrenBtl (SPz) erhöhte ferner dessen Beweglichkeit und den Schutz gegen feindliche Waffenwirkung erheblich. Da jedoch mit den vorhandenen Schützenpanzern HS 30 nur eine beschränkte Anzahl von Bataillonen ausgestattet werden konnte, sich für die Ausrüstung der übrigen aber eine lange Zeitspanne im Warten auf den Schützenpanzer (neu) ergab, so griff man ab 1962 zu der Aushilfe, sie für eine Übergangszeit als PzGrenBtl (MTW) auf den amerikanischen M 113 aufsitzen zu lassen. Ein geschützter Transport auf dem Gefechtsfeld, erhöhte Beweglichkeit im Kampf wurden so auch diesen Verbänden ermöglicht, deren Kampfweise und Gliederung im übrigen den Panzergrenadieren (mot) entsprach. Unempfindlichkeit, Anspruchslosigkeit in der Versorgung und Wasserbeweglichkeit zeichneten darüber hinaus dieses Fahrzeug so aus, daß anstelle des Schützenpanzers sich seine Eingliederung überall da anbot, wo auf ein Kampffahrzeug verzichtet werden konnte.

Auch für das Panzergrenadierbataillon (mot) ergaben sich erhebliche Verbesserungen. In seinen Schützenkompanien verfügten nun die Gruppen durch das MG 42 auf Lafette über eine weitreichende Flachfeuerwaffe; die Panzerabwehr des Einzelkämpfers und der Gruppe war ähnlich wie im SPz-Btl verstärkt worden. Die Steigerung der Feuerkraft lag aber bei diesem BtlTyp in der Verstärkung der schweren Kompanie. Das Steilfeuer der mittleren und schweren Mörser war trotz Reduzierung um je 2 Rohre durch erhöhte Munitionsausstattung in seiner Wirksamkeit annähernd erhalten geblieben. Der begrenzte Personalrahmen zwang zur Gliederung in 2 Zügen, was naturgemäß einen Verlust an Beobachtungs- und Feuerleitpersonal in sich schloß. Aus dem gleichen Grund wurde auch der gemeinsame Kompanierahmen für die Züge beibehalten, deren Aufgabe das schwere Flachfeuer und die Panzerabwehr war. Im 20 mm-Zug auf Schützenpanzer (kurz) hatte der BtlKdr nun eine Waffe, die in ihrer Wirkung, z. B. bei der Schwerpunktkompanie geschlossen eingesetzt, der Feuerkraft der gleichen Anzahl von Turmwaffen der PzGren (SPz) entsprach. Auch der Zug der Kanonenjagdpanzer M 41 gab dem mot-Bataillon die gleiche Feuerkraft auf weite Entfernung wie dem SPz-Bataillon. An die Stelle der Leichtgeschütze des SPz-Bataillons traten Lenkraketentrupps des zweiten Panzerjägerzuges, die durch ihre Anpassungsfähigkeit im Gelände dicht an oder in die Stützpunkte der Panzergrenadiere gelegt werden konnten. Hier schwand mit den sich stets bessernden Trefferleistungen allmählich das anfängliche Mißtrauen gegenüber der neuen Waffe.

Von besonderer Bedeutung für den beweglichen Einsatz des im allgemeinen zu Fuß kämpfenden Bataillons war die Ausrüstung der Schützenkompanien mit Gruppenfahrzeugen. Sie konnten nicht nur dichter herangehalten werden und so den Einzelkämpfer entlasten, sondern auch teilweise auf dem Gefechtsfeld zur raschen Verschiebung von Reserven und zu beweglicher Aufklärung dienen. Daß in der schweren Kompanie die gepanzerte Gruppe mittlerer Mörserzug, 20 mm-Zug und Kanonen-Zug auf Kettenfahrzeugen beweglich und geschützt eingesetzt werden konnten, erhöhte ihre Verwendungsmöglichkeit erheblich. In der erhöhten Beweglichkeit und der damit gegebenen Möglichkeit zur Auflockerung lag aber auch der Schutz vor feindlicher Waffenwirkung für das Btl. Zwar hatten Versuchsübungen erneut die Notwendigkeit bewiesen, nach der Feuerkraft und der Beweglichkeit auch den Schutz in der Erde für den Infanteristen durch Einsatz von Maschinen zu steigern. Bislang aber wurde weder durch Ausnutzung der Kraftquellen in den zahlreichen Fahrzeugen noch durch organische Zuteilung von leistungsfähigen Erdbearbeitungsmaschinen hier ein wesentlicher Fortschritt erzielt. Sofern nicht das Panzergrenadierbataillon (mot) in vorbereitete Stellungen oder unter Ausnutzung vorhandener Deckungen, z. B. im Ortskampf, fechten kann, wird hier immer wieder ein entscheidender Nachteil gegenüber den Panzergrenadieren (SPz) auftreten.

In allen BtlTypen der Panzergrenadiere — SPz, MTW und mot — waren die Führungs- und Versorgungsteile in einer Stabs- und Versorgungskompanie zusammengelegt worden; eine Lösung, die sich doch im großen Ganzen als zweckmäßig erwiesen hat. Sollte einmal eine Erhöhung der Kopfstärken in den Btl möglich sein, so würde es besser sein, die Kampfteile zu erhöhen als den alten Zustand wieder herzustellen.

Abschließend kann gesagt werden, daß im Laufe der Jahre 1960 bis 1965 in den PzGrenBtl die angestrebte Bewaffnung und Ausrüstung erreicht wurde und sich als zweckmäßig für den entsprechenden Zeitraum erwiesen hat. Ihre Wirksamkeit konnte dadurch erhöht werden, daß durch die Fertigstellung aller Vorschriften auf Gruppen- bis Btl-Ebene eine sichere Grundlage für Führung und Ausbildung gegeben wurde und sich die Verbände in ihrem inneren Zusammenhalt festigten. In Übungen gewonnene Erfahrungen, Truppenversuche und die sorgfältige Beachtung der Entwicklung in fremden Heeren sowie der Fortschritt der Technik lassen aber ein Sichbegnügen mit dem Erreichten nicht zu. So gilt für die Infanterie der Bundeswehr der alte Vers Liliencrons weiter, daß „dir, mein Vaterland, es Gott bewahre, das Infanteriesignal zum Avancieren!" „Vorwärts!" im Geistigen sei damit gemeint, ein stetes Sichfreimachen von überkommenen Vorstellungen, ein dauerndes Überprüfen der Lösungen von gestern auf die Brauchbarkeit für morgen.

Ausblick

Das wechselnde Kriegsbild wirkt sich auch weiter auf die Entwicklung der Infanterie aus. Neue Schützenpanzer, neue Waffen werden ihre Schlagkraft erhöhen, für ihre Beweglichkeit wird die dritte Dimension ebenso berücksichtigt werden müssen wie die Fähigkeit, Gewässer und verwüstete Zonen schnell zu überwinden. Aller Voraussicht nach wird es eine Trennung in „schwere" und „leichte" Infanterie geben, die eine mehr der Panzertruppe verbunden, vielleicht sogar in ihr aufgehend, die andere luftbeweglich und sich in ihrer Kampfweise wie ein Jäger dem Gelände anpassend. So sehr der Infanterist als Einzelkämpfer stolz auf seinen persönlichen Einsatz ist, um so mehr muß er lernen, sich die Technik dienstbar zu machen und zu ihren Fortschritten beizutragen. Nur der Kampf der verbundenen Waffen aber wird der Infanterie Verluste ersparen und Erfolge ermöglichen.

Oberst Friedrich Doepner

Über die Erhaltung der Kampfkraft in der Abwehr (I)

Die Taktik ist wandelbar. Streitfragen hierüber wurden auch in früherer Zeit sehr häufig und freimütig in Fachzeitschriften behandelt. Nachfolgende Ausführungen, deren Hauptteil wir leider aus Platzmangel erst in der nächsten Ausgabe bringen können, befassen sich mit den Problemen der Abwehr durch nichtmechanisierte Infanterie, eine u. E. nach sehr bedeutsame Frage. Wir hoffen, daß die dabei geäußerten interessanten Ansichten, über die man im einzelnen auch anderer Meinung sein kann, zu einer Diskussion anregen. Red.

Das Terrain ist das erste Orakel, das befragt werden muß.
Friedrich der Große

Clausewitz und Friedrich der Große

„Was ist der Zweck der Verteidigung? Erhalten", stellt Clausewitz fest,[1]) der sich ausführlich mit dem Problem der Verluste im Kriege beschäftigt. Das „Erhalten" bezieht sich nämlich nicht allein auf das Gebiet, das man beherrscht oder auf das Gelände, das man hält, sondern ebenso auf die Kampfkraft. Durch einen Abwehrsieg führt man „gewöhnlich ein günstigeres Verhältnis der Kräfte herbei";[2]) um das zu erreichen, muß der an Kräften unterlegene Abwehrende, der „den Beistand der Gegend vorzugsweise genießt", sich „verdeckt darin aufstellen" und „bis zum entscheidenden Augenblick dem Angreifer fast unsichtbar" bleiben. Er muß sich „in den Hinterhalt" legen, und er kann „seinen Gegner viel mehr überraschen als der Angreifende". „Selbst von einer ganz gleichgültigen Gegend kann man sagen, daß derjenige ihren Beistand genießt, der sie kennt";[3]) der Angreifer dagegen muß „gegen die Vorteile des Bodens ankämpfen".[4])

„Nach unserer Meinung wird die Verteidigungsstellung sich ihrem Ideal um so mehr nähern, je versteckter ihre Stärke ist, und je mehr wir Gelegenheit haben, den Gegner durch unsere Gefechtskombinationen zu überraschen";[5]) immer wieder wird der Gedanke der Überraschung durch Ausnutzung des Geländes ausgeführt: „wie groß der Vorteil des Verbergens für denjenigen ist, welcher durch die Natur seiner Lage am meisten geeignet ist, davon Gebrauch zu machen, läßt sich leicht schließen";[6]) diesen Vorteil hat der Abwehrende, der „passende Orte zur verdeckten Aufstellung seiner Massen ausgesucht" hat.[7]) Folgt der Abwehrende diesen Regeln, so gibt es kein „gegenseitiges, langsames Verzehren der Kräfte"[8]) und auch nicht den „unbedeutenden Unterschied", „der an Toten, Verwundeten, Gefangenen und verlorenen Geschützen auf dem Schlachtfelde selbst zu bestehen pflegt".[9])

Mit demselben Problem hatte sich schon Friedrich der Große befaßt und verfügt: „Dahero je viver die attaquen seynd, je weniger Leuthe kosten sie, und wenn Ihr die Bataillen kurz ausmachet, so benehmet Ihr, so zu reden, der Zeit die Gelegenheit, Euch viele Menschen wegzureißen."[10]) Er entwickelte auch taktische Verfahren, um durch Auflockerung und Geländeausnutzung die unerhörten Verluste der damaligen Materialschlachten herabzumindern. In der Schlacht von Torgau zum Beispiel hatten die schließlich siegreichen Preußen 10 000 Tote, die Österreicher 7300 (dazu 10 700 Gefangene) verloren.[11]) Das war Grund, auf Abhilfe zu sinnen; drei Jahre vor seinem Tode erläßt der König die „Instruktion für die Frei-Regimenter oder leichten Infanterie-Regimenter", und stellt fest: „— aber das Geschlossene, was bei der regulären Infanterie so nothwendig ist, das ist bei ihnen nicht von solchem Nutzen", und: „— in Summa, die Offiziere müssen auf alle Gelegenheiten und Mittel raffiniren, daß ihre Leuthe da, wo diese sich mit Schießen wehren sollen, allemal mehr bedeckt seien, als diejenigen vom Feinde."

Hier mag eingewandt werden, daß die angeführten Beispiele einer weit zurückliegenden Zeit entnommen sind und sich auf eine Infanterie beziehen, die in dieser Form heute nicht mehr besteht; für unsere zum großen Teil mechanisierten Verbände müßten andere Maßstäbe angewandt werden. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Grundgedanken der Gefechtsführung durch die Jahrhunderte unverändert geblieben sind: Zusammenfassung und Ausnutzung der Feuerwirkung, Schutz vor feindlicher Waffenwirkung, Schwerpunktbildung, Zusammenhalten der Kräfte, Beweglichkeit und Schnelligkeit, Überraschung, Geländekenntnis und Geländeausnutzung, Maßhalten nach den Gegebenheiten, Sicherstellen der Versorgung: Friedrich der Große und Clausewitz sind — mutatis mutandis — noch heute aktuell. Wer sich die Mühe macht, die operativen und taktischen Probleme zu studieren, mit denen sich unsere Väter und Großväter oder noch frühere Generationen beschäftigt haben, der wird finden, daß es im Grunde dieselben Fragen sind, mit denen auch wir uns heute befassen; er wird sehen, daß man auch damals mit großem Ernst versucht hat, sie zu lösen, gestützt auf umfassendes militärgeschichtliches und technisches Fachwissen; er wird aber auch bemerken, daß die Bedeutung technischer Neuerungen oft verkannt worden ist. In verhängnisvoller Weise wird immer wieder die feindliche Waffenwirkung unterschätzt; statt sie mit eigenen Waffen auszuschalten oder ihr auszuweichen, wird ihr die lebende Kraft der ungeschützten Truppe entgegengestellt, die mit ihrer überlegenen Kampfmoral ersetzen soll, was der Führung an taktischem Blick und technischem Wissen fehlt. Nun ist niemand frei von Irrtümern; tragisch ist es aber, wenn mit Opfern vor dem Feind erworbene Erfahrungen in der Friedensausbildung in den Wind geschlagen werden, wenn Kampferfahrungen, die bereits in die Vorschriften Eingang gefunden hatten, dort wieder ausgemerzt und durch Formulierungen ersetzt werden, die in der Frontpraxis als verderblich erkannt worden waren. In jeder Lage muß angestrebt werden, die feindlichen Waffen nicht zur vollen Wirkung kommen zu lassen: „Die Schlachten werden durch die Überlegenheit des Feuers gewonnen", sagte schon Friedrich der Große.

Über den Methodismus

„Methodismus ist es, wenn statt durch allgemeine Grundsätze oder individuelle Vorschriften das Handeln durch Methoden bestimmt wird", definiert Clausewitz[12]) und führt aus, warum er auf den unteren Befehlsebenen unerläßlich ist.

„Die Methode wird also um so vielfältiger gebraucht, um so unentbehrlicher werden, je weiter ihre Tätigkeit heruntersteigt, nach oben hin aber abnehmen, bis sie sich in den höchsten Stellen ganz verliert." Er kritisiert die Führer, die bestimmten Methoden anhängen: „Wenn wir Friedrichs des Großen Generale immer mit der sogenannten schiefen Schlachtordnung auftreten, die französischen Revolutionsgenerale immer das Umfassen in lang ausgedehnten Schlachtlinien anwenden, die bonapartischen Unterfeldherren aber mit der blutigen Energie konzentrischer Massen hineinstürzen sehen, so erkennen wir in der Wiederkehr des Verfahrens offenbar eine angenommene Methode und sehen also, daß der Methodismus bis zu den an das Höchste grenzenden Regionen hinaufreichen kann." „Als im Jahre 1806 die preußischen Generale: Prinz Louis bei Saalfeld, Tauentzien auf dem Dornberge bei Jena, Grawert vor

1) Vom Kriege, 6. Buch, 1. Kapitel, 2. — Unter Verteidigung ist hier der heutige Begriff Abwehr zu verstehen
2) a. a. O., 6. 1. 2
3) a. a. O., 6. 2
4) a. a. O., 6. 25
5) Vom Kriege, 6. Buch, 12. Kapitel
6) a. a. O., 6. 4
7) a. a. O., 6. 9
8) a. a. O., 4. 9
9) a. a. O., 4. 10
10) Näheres hierzu in dem Aufsatz: Offizierausbildung und Menschenführung in der Armee Friedrichs des Großen. Vom Verfasser. Wehrkunde, 14. Jahrgang, 1965/Heft 3, Seite 133 (nach seinen Schriften dargestellt)
11) Die Schlacht von Torgau, von Oberstleutnant Horst Riemann, Wehrkunde, 9. Jahrg., 1960, Heft 11, S. 545
12) a. a. O., 2. 4

und Rüchel hinter Kappeldorf, sämtlich mit der schiefen Schlachtordnung Friedrichs des Großen, sich in den offenen Schlund des Verderbens warfen, war es nicht bloß eine Manier, die sich überlebt hatte, sondern die entschiedenste Geistesarmut, zu der je der Methodismus geführt hat."

Clausewitz kritisiert also die systematische Nachahmung von Methoden, so sehr sie sich auch in bestimmten Fällen bewährt haben mochten.

Die Erhaltung der Kampfkraft in der „Truppenführung"

Die Vorschrift „Truppenführung"[13]) stellt unter den Führungsgrundsätzen ganz allgemein fest, daß jeder Führer stets danach zu streben hat, „das gestellte Ziel mit möglichst geringen Verlusten zu erreichen. Der Kräfteverbrauch muß durch das Ziel gerechtfertigt sein."[14]) Daß der Kräfteverbrauch bei den Überlegungen für die Gefechtsführung in der Abwehr eine besondere Rolle spielen muß, läßt sich aus den Grundsätzen für diese Gefechtsart indirekt schließen, wo ausgeführt ist, daß sie oft angewandt wird „um durch Herbeiführung eines günstigeren Kräfteverhältnisses die Voraussetzungen für einen späteren Angriff zu schaffen".[15])

Das Problem der Abnutzung der Kräfte des Feindes und der Schonung der eigenen als besondere Aufgabe der Abwehr, um „ein günstigeres Verhältnis der Kräfte" herbeizuführen, wird jedoch nicht weiter behandelt, wenn von dem Kampf in der Verzögerungszone abgesehen wird, der „ein wesentlicher Teil der Abwehr" ist;[16]) und durch den „möglichst starke Kräfte" des Feindes vernichtet werden sollen.[17]) Im Kapitel „Verzögerung" — also nicht unter „Abwehr" — wird festgestellt, daß in dieser Gefechtsart der Feind „zum Angriff und dadurch zur Abnutzung seiner Kräfte" gezwungen werden soll, daß er „hohe Verluste erleiden" und daß „die Kampfkraft der eigenen Verbände möglichst erhalten bleiben" soll. Bei den Ausführungen zum Kampf im Abwehrraum[18]) wird auf das Problem der Änderung des Kräfteverhältnisses nur insofern eingegangen, als auf die dem Feind beizubringenden Verluste hingewiesen wird; hier müssen die Grundsätze der Verzögerung als der „entsprechenden Gefechtsart"[19]) als gültig angenommen werden; der hinhaltende Kampf wird namentlich nicht erwähnt. Daß ganz allgemein Beweglichkeit, Schnelligkeit, Auflockerung und Tarnung Mittel sind, um in allen Gefechts- und Kampfarten die Verluste der eigenen Truppe niedrig zu halten, wird in der „Truppenführung" immer wieder hervorgehoben.

Vorschläge

Wenn die Abwehr — nach Clausewitz — „gewöhnlich ein günstigeres Verhältnis der Kräfte herbeiführt", so setzt das eine entsprechende Gefechts- und Kampfführung und auch Kampfweise voraus; überträgt man dementsprechend die in der „Truppenführung" für die Verzögerung aufgestellten Grundsätze — Abnutzung der Kräfte des Feindes, Erhaltung der Kampfkraft der eigenen Verbände — auf die Abwehr, die — nach der „Truppenführung" — „oft" angewendet wird, „um durch Herbeiführung eines günstigeren Kräfteverhältnisses die Voraussetzungen für einen späteren Angriff zu schaffen", so muß — neben dem taktischen Zweck — auch die **Erhaltung der Kampfkraft der eigenen Truppe ein Ziel der Abwehr** bilden. Das ist nicht unbestritten; dem Verfasser ist in einer sich auf diesen Gegenstand beziehenden Korrespondenz erwidert worden, dies bedeute „eine Aufweichung des Begriffs der Abwehr".[20]) Im folgenden soll untersucht werden, welche Vorschläge zur Betonung des Prinzips der Erhaltung der Kampfkraft in der Abwehr gemacht werden können, ohne die Erreichung ihres Zwecks zu beeinträchtigen.[21]) (Fortsetzung folgt)

---

13) HDv 100/1 von Oktober 1962 (TF)
14) TF Nr. 71
15) TF Nr. 453
16) TF Nr. 464
17) TF Nr. 465
18) TF Nr. 513—527
19) TF Nr. 60
20) Anlage zu einem Brief des Generalleutnants Zerbel an den Verfasser vom 18. September 1962
21) TF Nr. 452

Hansdieter Kurth

Panzer des Westens in russischer Sicht

Den nachstehenden Artikel habe ich der sowjetischen Armeezeitschrift „Roter Stern" vom 16. 12. 1965 entnommen. Der Verfasser, ein Kandidat der technischen Wissenschaft, bezieht sich hierin auf Angaben ausländischer Zeitungen. Doch die detaillierten Angaben einiger technischer Daten lassen den Schluß zu, daß Quellen verwendet wurden, die nur einem begrenzten Kreis zugänglich sind. Die über die westlichen Panzer gemachten Angaben zeigen, wie eingehend die westliche Militärliteratur studiert wird. H. K.

Vor 50 Jahren erschienen die ersten Panzertypen — der russische Weschjechod (= geländegängiges Auto) und der englische „kleine Willi" (Mai-September 1915). In diesem halben Jahrhundert änderten sich des öfteren die op.-taktischen Anschauungen über die Anwendung der Panzer, über die Führung der Entwicklung ihrer militärischen Eigenschaften. In den letzten Jahren ist in den kapitalistischen Ländern, besonders aber bei den NATO-Mitgliedern, eine große Aktivität sowohl in der Schaffung neuer Panzertypen als auch in der Modernisierung der Bestehenden zu bemerken gewesen.

Das ist damit verbunden, daß sich die Panzer im Vergleich mit anderen zulande kämpfenden Soldaten als anpassungsfähiger an die Kampfhandlungen unter atomaren Bedingungen erwiesen haben. Im Unterschied zu ihren jüngsten Vorgängern verfügen die neuesten Panzer der kapitalistischen Länder über größte Beweglichkeit und große Feuerkraft. Was die Panzerung anbetrifft, so gehen im Ausland die Meinungen über ihre Bedeutung unter atomaren Bedingungen auseinander. Deshalb hat eine Reihe von Panzern sogar eine noch schwächere Panzerung als es vor einigen Jahren für unumgänglich gehalten wurde. Große Aufmerksamkeit wendet man der Erweiterung der taktischen Möglichkeiten zu. Sie sind mit Nachtmarschgeräten ausgerüstet, mit der Ausstattung für Unterwasserfahrten oder mit Mitteln, die ein Eigenschwimmen ermöglichen; radikal wurde die Reichweite der Motoren vergrößert. Wollen wir eingehender bei den ausländischen Panzern verbleiben.

In den USA befindet sich seit 1963 ein neuer Panzer der amerikanischen Armee in Produktion — M 60 A 1 —. Sein Gefechtsgewicht beläuft sich auf 46,3 to. Bewaffnung — 105 mm Kanone; zu ihr parallel ein 7,62 mm MG und ein 12,7 mm MG, das in der Kommandantenkuppel montiert ist. Um die Trefferwahrscheinlichkeit auf Entfernungen, die die direkte Schußweite übertreffen, zu erhöhen, ist der Panzer mit einem monokularen E-Messer ausgerüstet. Auf Entfernungen von 2 000 m gibt er Fehler von nicht mehr als ± 2 m an. Wie aus den Zeitschriften verlautet, hat die Lafette des M 60 A 1 keinen Stabilisator. Ein Teil dieses Types wird mit Lenkraketen ausgerüstet. Man glaubt, daß damit die Trefferwahrscheinlichkeit des ersten Schusses auf Entfernungen von 1 500 bis 2 500 m höher sein wird, als mit der Kanone. Die Lenkraketen sollen aus einem Rohr verschossen werden, das auch für Geschosse gewöhnlicher Munition geeignet ist.

Die Zeitschriften teilen mit, daß die Panzerung, insbesondere die des empfindlichen Turmes, der Wanne und der genauen Zieleinrichtungen vor panzerbrechenden Geschossen mittleren Kalibers (vornehmlich 100 mm) schützt. Die Seiten- und Heckpanzerung schützt vor Geschossen „kleinkalibriger Artillerie" und vor Splitter-

geschossen mittleren Kalibers. Wie mitgeteilt wird, verringert die Panzerung des M 60 A 1 die einfallende radioaktive Strahlung um das Vierfache.

Die Höchstgeschwindigkeit des M 60 A 1 auf guten Straßen beträgt 48 km pro Stunde. Nach Meinung einiger ausländischer Spezialisten zeigt die Erfahrung des 2. Weltkrieges, daß solche Geschwindigkeiten den militärischen Anforderungen an einem Panzer völlig genügt und daß es unnütz sei, sie zu erhöhen. Die Spezialisten beunruhigt etwas anderes: die Arbeitsweise einzelner Aggregate und Mechanismen im Panzer ist sehr unzuverlässig. Da verringert sich z. B. die Leistungsfähigkeit des Motors innerhalb von 1600 bis 6400 km von 94 % auf 56 % und die Zuverlässigkeit der Kette fällt von 87 % auf 10 %. Wenn der Panzer 3200 km gelaufen ist, müssen seine Ketten unausweichlich ersetzt werden.

Im allgemeinen ist zur Panzerung folgendes zu sagen: Heute gibt es Munitionsarten, die Panzerung von erheblicher Stärke brechen. Um einen Schutz vor dieser Munition zu gewährleisten, müßte die Panzerung erheblich verstärkt werden. Das bedeutet aber, daß die Beweglichkeit sehr gemindert würde.

(Vgl. „Conqueror":

Gewicht: 66 to

Feuerkraft: 120 mm Kanone; wirksame Kampfentfernung bis zu 1500 m; Kampfbeladung: 35 Schuß; ein koaxiales 7,62 mm MG und ein 7,62 mm Fla-MG

Panzerschutz: Front 77-1200 mm; Turm 89-280 mm, Seite 51 mm.)

Es hat sich heute — zu mindestens in den USA, Frankreich und England, aber auch in der Sowjetunion — die Meinung durchgesetzt, daß die Beweglichkeit der beste Schutz sei.

Was die Strahlenminderung um das Vierfache betrifft, so ist dazu zu sagen, daß Stahl eine Halbwertsdicke von 4 cm hat.

(Es folgen Angaben über den „Leopard".)

Man muß unbedingt erwähnen, daß in amerikanischen und deutschen Zeitschriften die Meinungen vertreten werden, daß der M 60 A 1 und der „Leopard" ihre Bedeutung nur bis zum Beginn der 70er Jahre haben werden. Deshalb sind die Bemühungen von Spezialisten beider Länder schon auf die Schaffung eines neuen Panzers gerichtet. Eine entsprechende Abmachung zwischen amerikanischen und deutschen Firmen ist schon im August 1963 getroffen worden. Wie stellt man sich diesen neuen Panzer vor? Wie in der Zeitschrift mitgeteilt wird, beläuft sich sein Gewicht etwa auf 55 to und soll im Vergleich mit dem M 60 A 1 und dem „Leopard" eine größere Feuerkraft und eine bessere Panzerung haben. Als Maschine wird er einen 1100 PS Gasturbinenmotor haben.

Der neue Panzer soll eine bessere Schwimmfähigkeit besitzen. Man hat die Anwendung einer hydropneumatischen Federung vorgeschlagen, mit deren Hilfe man sogar die Gesamtgröße verändern kann oder den Richtungswinkel der Kanone in die Senkrechte vergrößern kann, indem man dem Panzer eine entsprechende Neigung gibt.

In der ausländischen Zeitschrift schrieb man sogar, daß die Panzerung einen wirkungsvolleren Schutz der Besatzung vor der Wirkung einfallender Strahlen erlaubt. Dafür wird anstelle der Stahlpanzerung eine aus Plastik eingeführt. Wie verlautet, verbessert sie den Schutz der Besatzung vor der Wirkung der neutroneninduzierten GAMMA-Aktivität wie früher die Stahlpanzerung die Gamma-Strahlen verringerte. Der Motor soll zur Hälfte hermetisch abgeschlossen und mit einer wirkungsvollen Ventilfiltereinrichtung ausgerüstet sein und möglicherweise auch mit einer unentbehrlichen Sauerstoffreserve für die Besatzung. Es ist vorgesehen, daß die Produktion des entwickelten Panzers zu Beginn der 70er Jahre beginnt und bis 1975 den M 60 A 1 in den USA und den „Leoparden" in der Bundesrepublik ersetzt haben wird.

Nicht wenig Aufmerksamkeit widmet man im Ausland auch der Entwicklung leichter Panzer. Da ist der amerikanische Panzer „General Sheridan" mit einem Gewicht von 14,4 to, ein englischer Panzer von 13,6 to und ein französischer Panzer mit einem Gewicht von 10 to. General Sheridan, dessen Entwicklung unlängst abgeschlossen wurde, soll den leichten Panzer M 41 und die Selbstfahrlafette M 56 ersetzen. Der neue Panzer ist für das Heer und für LL-Truppen vorgesehen. Das Bemühen, eine äußerst leichte Konstruktion zu verwenden und gleichzeitig die Stärke der Bewaffnung zu erhalten, führt zu einem 152 mm-Geschütz, dessen Rohr für das Abschießen von Lenkraketen und für das Schießen mit gewöhnlichen Geschossen geeignet ist. Appropos: Die Hülsen dieser Geschosse bestehen aus einer plastikartigen Masse. Die Geschosse haben eine verhältnismäßig geringe V_0 und sind vorgesehen für die Bekämpfung von Zielen auf Entfernungen von 1 000 bis 1 500 m. Der Turm des General Sheridan ist aus gewalztem Panzerstahl gefertigt und die Wanne aus einer Aluminiumlegierung. Die Panzerung gewährleistet einen Schutz vor Kugeln und Geschoßsplittern. Seine Höchstgeschwindigkeit auf guten Straßen beträgt 64 km pro Stunde und auf dem Wasser 6,4 km pro Stunde. Die Qualität der Wasserbeweglichkeit erfüllt die Kette. Die Schwimmfähigkeit des Panzers wird durch ein auseinandernehmbares Gestell von 60 cm Höhe gewährleistet, das um den Umfang des Panzers montiert ist.

Der leichte englische Panzer hat eine 7,62 cm-Kanone, die früher auf dem „Saladin" verwendet wurde. Für den Kampf gegen gepanzerte Ziele sind 4 Panzerabwehrlenkraketen vorgesehen. Aus den Zeitschriften kann man entnehmen, daß dieser Panzer für den Export in die Länder vorgesehen ist, die keine eigene Panzerschwerindustrie haben.

Man muß feststellen, daß die Zahl der Länder, die selbständig Panzer herzustellen beginnen, ununterbrochen wächst. Es bahnt sich zum Beispiel der Bau von Panzern in Italien und Indien an. Aber beide Länder wandten sich an ausländische Hilfe, da die Entwicklung eines Standardpanzers eigener Konstruktion erfahrungsgemäß mit großem Aufwand an Mitteln für die Ausarbeitung seiner Komponenten verbunden ist und annähernd 7 bis 8 Jahre erfordert.

In Italien entschied man sich für die Produktion des M 60 A 1. Nach Zeitungsmeldungen wird die italienische Schwerindustrie selbst 80 % Panzereinzelteile herstellen und 20 % in den USA einkaufen. Es ist bekannt, daß italienische Panzerspezialisten an den Versuchen zur Entwicklung eines NATO-Panzers teilnahmen. Die Italiener haben jedoch bei der Auswahl des Musters für die gemeinsame Produktion nicht den westdeutschen Panzer bevorzugt, sondern den amerikanischen, der ihrer Meinung nach durchdachter ist.

In Indien ist die Panzerproduktion mit Beteiligung der englischen Firma Vickers eingerichtet, die hierfür einen 37 to-Panzer konstruierte. Einige Einzelteile des Panzers werden in England gefertigt, aber der größte Teil wird in Indien in einem speziell hierfür eingerichteten Werk gebaut. Seine Ausrüstung: 105 mm Kanone; 12,7 mm Einschieß-MG, das parallel zur Kanone liegt und 2 MG vom Kaliber 7,62 mm. Auf dem Turm haben 4 Panzerabwehrlenkraketen „Swingfire" Platz gefunden. Für das Nachtschießen ist eine IR-Schießeinrichtung vorgesehen.

Das sind einige charakteristische Sonderheiten und Tendenzen in der Entwicklung der Panzertechnik kapitalistischer Länder, die sich 1965 vervollständigt hat. Wie man sieht, fällt den Panzern in den Streitkräften eine besondere Bedeutung zu. So ist auch eine große Aktivität auf dem Gebiet der Vervollständigung und der Entwicklung neuer Panzertypen zu verstehen, die in den kapitalistischen Ländern zu beobachten ist, und vor allem in den Ländern der NATO.

Dieser Artikel wäre natürlich unvollständig, würden in ihm die Angaben über den neuen sowjetischen Panzer T 62 fehlen.

Seine Silhouette weicht kaum von der des T 54 ab. Ausnahme ist die 115 mm Kanone, die den Rauchabsauger in der Mitte hat.

Wesentlich sind die Verfeinerungen der gesamten IR-Einrichtung, die aus einem IR-Schießscheinwerfer für 1000 m, einem IR-Suchscheinwerfer für 500 m und einer Verbindung zwischen Rohr und IR-Schießscheinwerfer besteht — ähnlich einer „Nürnberger Schere" —. Ein IR-Fahrscheinwerfer für 60 m ist ebenfalls vorhanden. Wenige Handgriffe erfordert die Umrüstung zum Tauchen. Der Ladeschützenwinkelspiegel wird dann herausgenommen und ein Tauchschnorchel wird aufgesetzt. Außerdem kann die Ladeschützenluke soweit geöffnet werden, daß ein Ausstiegsschacht eingesetzt werden kann.

Obwohl der T 62 sicherlich nicht die einzige sowjetische Neuschöpfung ist, beschränken sich die Sowjets schwerpunktmäßig auf die Weiterentwicklung eines Standardpanzers. Die Vor- und Nachteile einer solchen Entwicklung sind bekannt. Das heißt aber nicht, daß in sowjetischen Planungsstäben auf Forschung und Erprobung neuer Typen verzichtet wird und es bleibt abzuwarten, wann und ob die Sowjets einen Panzer mit kombinierten Lenkraketen und konventioneller Geschoßeinrichtung herausbringen. Oder vielleicht verzichten sie auf diese Konstruktion?

AUS DEM LEBEN DER SCHULEN

Kampftruppenschule I



Der Kommandeur der Kampftruppenschule I, Herr BrigGen **Lorch**, händigte den ersten Unteroffizieren seiner Schule die wiedereingeführten Schützenschnüre aus, nachdem sie die Schießbedingungen dazu erfüllt haben. In einer kurzen Ansprache erläuterte er den Sinn der Schützenschnur und gab seiner Freude darüber Ausdruck, daß gerade die Schießlehrer die ersten wären, denen er die Schützenschnüre überreichen konnte.

Freisprechung von 19 Lehrlingen

Am 25. 2. 1966 fand die feierliche Freisprechung von 19 Lehrlingen der Lehrlingswerkstatt der Kampftruppenschule I Hammelburg statt. Der mit der Lehrlingsausbildung beauftragte Kommandeur der Lehrgruppe C, Oberstleutnant **Pischel**, konnte in Anwesenheit des Kommandeurs der Schule, Brigadegeneral **Lorch**, und seines Stellvertreters, Oberst **Knoche**, zahlreiche Ehrengäste — darunter den Direktor der Handwerkskammer für Unterfranken, Dr. **Walle**, den Bürgermeister von Hammelburg, Dr. **Meyer**, den Direktor der Kreisberufsschule, Studienrat **Gößmann**, und viele bekannte Persönlichkeiten aus Stadt und Landkreis Hammelburg begrüßen.

Diese Freisprechung war die 4. seit Gründung der Lehrlingswerkstatt am 1. 9. 1959. Von den 19 Jung-Gesellen bleiben 18 bei der Bundeswehr! 6 gehen am 1. 4. an die HUS II, 11 treten als Soldaten auf Zeit bei hiesigen Truppenteilen ein und 2 bleiben im zivilen Werkstattdienst der Kampftruppenschule I.

Bei dieser Gelegenheit konnte der Öffentlichkeit bekanntgegeben werden, daß die Lehrlingswerkstatt der Schule von bisher 90 Lehrlingen auf 200 Lehrlinge im Laufe der nächsten Jahre vergrößert



wird. Der Bundesminister der Verteidigung hatte am 10. 4. 1965 eingehend die hiesigen Einrichtungen besichtigt und die Vergrößerung angeordnet. Dazu ist der Neubau der Gesamtwerkstatt erforderlich. Auch das Lehrlingswohnheim mit 150 Plätzen wird neu gebaut. Als neues Berufsbild kommt der Rundfunk- und Fernsehtechniker dazu. In der Endphase werden dann 120 Kfz.-Mechaniker und 80 Radio- und Fernsehtechniker ausgebildet.

Die Zeitschrift „Kampftruppen" wird rechtzeitig den Beginn der Neueinstellungen nach Fertigstellung der Neubauten bekanntgeben, damit — wie bisher — Söhne von Bundeswehrangehörigen aus dem ganzen Bundesgebiet eingestellt werden können. Es sollen in erster Linie Volksschüler mit gutem Abgangszeugnis angenommen werden. Mittelschüler mit dem „Einjährigen" können in beschränkter Zahl ebenfalls zum Zuge kommen.

Es dürfte wohl selbstverständlich sein, daß diese Jungen den klaren Wunsch haben müssen, sich nach ihrer Ausbildungszeit als Soldat auf Zeit für wenigstens 4 Jahre zu verpflichten. Ritter

Luftlande- und Lufttransportschule

Beim 1000. Sprung eine Flasche Sekt im Sprunggepäck

Am 8. 3. 1966 gehörte zur Fallschirmsprungausrüstung des 35-jährigen Bundeswehr-Oberfeldwebels Günther Schultz von der Luftlande- und Lufttransportschule Altenstadt/Obb., eine Flasche Sekt, die nach wohlbehaltener Landung vom Springer und einigen Kameraden auf dem Sprungplatz geleert wurde.

Anlaß für diese ungewöhnliche improvisierte Feier war ein seltenes und für den Bereich der Bundesrepublik einmaliges Ereignis:

OFw Schultz hatte gerade seinen 1000. Fallschirmsprung hinter sich.

OFw Schultz ist der erste Fallschirmspringer der Bundesrepublik, der das seltene „Jubiläum" des 1000. Fallschirmsprunges feiern kann. Er hat mit Abstand die meisten Fallschirmsprünge im militärischen und zivilen Bereich der Bundesrepublik aufzuweisen.

OFw Schultz stammt aus dem Ruhrgebiet, erlernte den Maurerberuf, trat 1956 in die Bundeswehr ein, absolvierte Anfang 1957 seinen Springerlehrgang mit den ersten Fallschirmsprüngen und ist seitdem Ausbilder an der Luftlande- und Lufttransportschule in Altenstadt. 1958 begann Schultz mit dem Freifall- und Sportspringen. Seitdem hat er sich dem sportlichen Fallschirmspringen ganz verschrieben und betrachtet diesen Sport als glückliche Verbindung von Hobby und Beruf.

In den 9 Jahren seiner Tätigkeit als Fallschirmspringer sprang OFw Schultz aus fast allen Typen von Hubschraubern, Sportmaschinen und Transportflugzeugen aus Höhen von 400—4 800 m an vielen Orten des In- und Auslandes. Er nahm an 3 deutschen Meisterschaften im Fallschirmsportspringen und mehreren internationalen Veranstaltungen im Ausland teil.

Neben seiner beruflichen Tätigkeit als Ausbilder der LL/LTS ist OFw Schultz Zivillehrer im Fallschirmspringen.

An Wochenenden ist OFw Schultz ein gesuchter Sensationsdarsteller bei militärischen und zivilen Veranstaltungen aller Art. So sprang er 1965 anläßlich einer Sportplatzeinweihung in Pocking aus 1500 m mit einem Fußball als „Gepäck" über dem Sportplatz ab, landete im Anstoßkreis und überreichte den zum Einweihungsspiel antretenden Mannschaften den Ball zum Anstoß.

OFw Schultz ist verheiratet und hat 3 Kinder. Wir fragten ihn, was seine Frau von seinem nicht ungefährlichen Sport halte. „Meine Frau weiß nie, wann ich springe. Sie hat mich noch nie springen sehen und keine rechte Vorstellung vom Fallschirmspringen," war die Antwort.

Auf die Frage nach Zwischenfällen oder gefährlichen Situationen bei seinen 1000 Sprüngen konnte OFw Schultz mit keinem beson-

deren Erlebnis aufwarten. „Alle Sprünge sind normal verlaufen", war seine Antwort, „natürlich ist es vorgekommen, daß sich ein Fallschirm gar nicht oder nicht ganz geöffnet hat, aber man hat ja schließlich einen Reservefallschirm dabei, den man ziehen und mit dem man ebenfalls sicher landen kann, einen Unfall habe ich noch nicht gehabt."

Ob er vor einem Sprung besonderes Herzklopfen habe, fragten wir weiter: „Nein, ich bin nur sehr konzentriert", war die Antwort, und OFw Schultz fährt fort: „das Fallschirmspringen ist eine Nervensache, und ich bin inzwischen erfahren genug, um auch in kritischen Situationen stets richtig zu handeln."

Was reizt Sie am Fallschirmspringen besonders, war unsere nächste Frage. „Das Schweben im freien Fall, die Sekunden und Minuten bevor man den Schirm öffnet, die Zeit in der man seinen Flug wie ein Vogel steuern kann," gab OFw Schultz zur Antwort.

Auf seine über 1000 Sprünge zurückblickend, erinnert sich OFw Schultz besonders gern an die Weltmeisterschaft im Freifallspringen in Leutkirch, bei der er als einziger Springer mit einer 30 Pfund schweren Fernsehkamera aus 2 700 m absprang und während des freien Falls für das 2. Deutsche Fernsehen, die BBC und eine Wochenschau die sich nähernde Erde und seine Springerkameraden filmte.

„Wovor haben Sie Angst oder was ist Ihnen unangenehm", fragten wir abschließend. „Ein recht unangenehmes Gefühl habe ich jedesmal, wenn ich beim Baden von einem 3-m-Brett ins Wasser springe — ich bin sogar schon vom 5-m-Brett gesprungen! — ich tue das äußerst ungern und selten, Wassersprünge mit dem Fallschirm dagegen — ich denke vor allem an meine Fallschirmsprünge aus 500 m in den Golf von Biskaya vor der französischen Atlantikküste — empfinde ich als eine herrliche Abwechslung."

OFw Schultz fühlt sich fit genug, noch 10 Jahre lang den Fallschirmspringersport aktiv zu betreiben und wir wünschen ihm für die nächsten 1000 Sprünge ein kräftiges „Glück ab".



Kampftruppenschule II

Oberstabsarzt Dr. Zubal

Ausbildung in der Verwundetenversorgung

Die praktische Ausbildung der Truppe im Sanitätsdienst beschränkt sich im allgemeinen auf die vorgeschriebenen Unterrichtsstunden während der Grundausbildung und Vollausbildung. Hinzu kommen vielleicht noch gelegentlich „Spielverletzungen", die bei Übungen mit „Übungsverwundeten" ein- und durchgespielt werden. Häufig jedoch muß wegen des herrschenden Mangels an Sanitätsoffizieren und Sanitätsunteroffizieren dieser Ausbildungszweig beschnitten werden.

Der junge Soldat lernt während seiner Dienstzeit den Sanitätsdienst nur in der Form des Sanitätsbereiches oder Bundeswehr-Lazarettes kennen. Er hat aber kaum Gelegenheit, diejenigen Sanitätseinrichtungen zu sehen, die im möglichen Ernstfall zu seiner Versorgung bereitstehen. Ein theoretischer Unterricht über die Verwundetenversorgung auf dem Gefechtsfeld kann die praktische Anschauung nie ersetzen.

An der Kampftruppenschule II läuft in den verschiedenen Lehrgängen ein großer Teil des Offizier- und Unteroffiziernachwuchses durch. Um wenigstens diesen Lehrgangsteilnehmern den Gang der Verwundetenversorgung zu zeigen, wurde vom Brigadearzt der Pz-Lehr-Brigade, dem Lehrstabsoffizier (San) der Schule und dem KompChef der SanKomp. eine Lehrvorführung über dieses Thema angelegt und den verschiedenen Lehrgängen vorgeführt. Zweck der Lehrvorführung: Vorführung nachstehender Stationen und üben anhand einzelner Einlagen:

1. Station: Selbst- und Kameradenhilfe (ZDv 49/20).
2. Station: Bergen von Verwundeten aus Panzern u. Radfahrzeugen.
3. Station, Transport von Verwundeten zum Truppenverbandsplatz durch a) Selbst- und Kameradenhilfe, b) Leerfahrzeuge, c) SpzKrkw.

Außerdem werden die Lehrgangsteilnehmer in die Einsatz- und Führungsgrundsätze des

1. TrVerbandsplatzes, 2. WHPl. Brig, 3. Brig. HVPl.

eingewiesen und ihnen Aufbau und Betrieb dieser Einrichtungen vorgeführt.

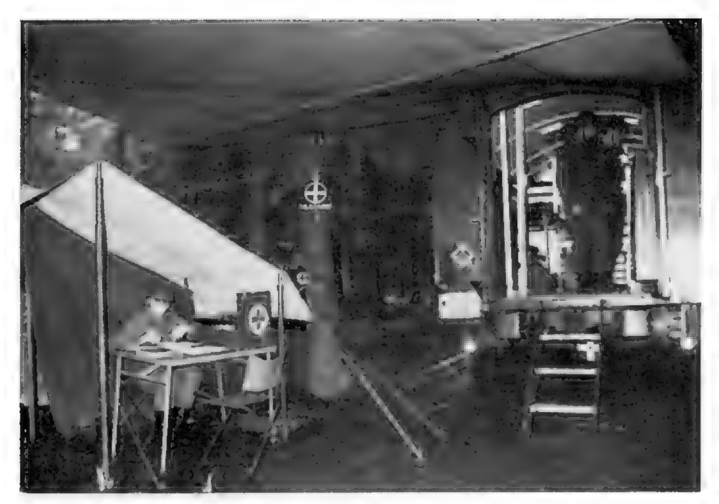
Damit wird dem Zuschauer ein Überblick über den Gang der Verwundetenversorgung vom Verwundetennest bis zum Brigade-Hauptverbandsplatz vermittelt. Um den Ablauf realistisch zu gestalten, werden die „Übungs-Verwundeten" entsprechend geschminkt. Das Sanitätspersonal sowie die Sanitätseinrichtungen werden nach K-STAN aufgestellt und ausgerüstet. Der Lehrgangsteilnehmer ist bei der Selbst- und Kameradenhilfe und beim Bergen von Verwundeten aus den verschiedenen Fahrzeugtypen selbst tätig. Danach wird ihm der Gang der Verwundetenversorgung bis zum Brig.-HVPl vorgeführt. Die Dauer der Vorführung beträgt bei 50—70 Teilnehmern 4—5 Stunden.

Die Vorführung läuft im einzelnen folgendermaßen ab:

Versorgung der Verwundeten in der vorderen Kampfzone

Nach der Einführung in den Übungszweck wird den Teilnehmern die taktische Lage bekanntgegeben. Es handelt sich um eine Angriffslage. Die Teilnehmer werden dann in 6—8 Gruppen eingeteilt.

Jede dieser Gruppen wird einem Sanitäts-Unteroffizier zugeteilt. Bei Übungsbeginn fahren einige Panzer aus ihren Deckungen vor und bekommen Treffer, wobei Besatzungsmitglieder verwundet werden. (Diese „Spielverwundeten" werden von der Truppe gestellt und über ihr Verhalten entsprechend ihrer „Verwundung" belehrt.) Die Auswahl wird so getroffen, daß sich die wichtigsten Maßnah-



Truppenverbandsplatz eines Bataillons

men der Selbst- und Kameradenhilfe, des Bergens und behelfsmäßigen Transportes daraus ergeben: z. B.

Blutungen — Knochenbruch und Schußbruch — Schädelverletzung mit Bewußtlosigkeit — offene Brustkorbverletzungen — Bauchschuß — Schock — Augenverletzungen — Verbrennungen.

Dabei wird das Bergen aus verschiedenen Fahrzeugtypen und der anschließende Transport mitgeübt (Stationseinteilung).

Alle erforderlichen Maßnahmen und Handgriffe der Selbst- und Kameradenhilfe werden von zwei Teilnehmern der Gruppe kriegsmäßig vorgeführt. Die restlichen Teilnehmer der Gruppe sind Zuschauer. Sie besprechen mit dem zugeteilten SanUffz. die Fehler und erörtern die notwendigsten theoretischen Grundlagen. Bei der Durchführung der praktischen Tätigkeit wechseln die Soldaten innerhalb der Gruppe. Außerdem findet alle 20—30 Minuten ein Wechsel der Stationen statt, so daß sämtliche Soldaten jede Station durchlaufen, um alle Maßnahmen und Handgriffe praktisch zu üben. Als Abschluß des ersten Teils der Übung wird der Abtransport der Verwundeten zum TrVPl. wie folgt gezeigt:

1. **Leichtverwundete gehen zu Fuß,**
2. **Leerfahrzeuge der Truppe nehmen Verwundete mit,**
3. **Abtransport durch SpzKrKw.**



Pflegestation

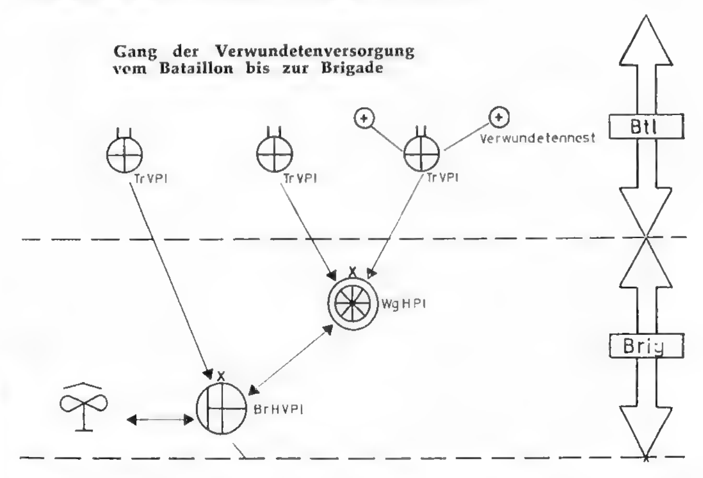
Der Truppenverbandsplatz (HDv 303/1, Abschnitt D)

Der Einsatzort wird nach Möglichkeit entsprechend der Lage und der Entfernung gewählt. Den Übungsteilnehmern wird zunächst vom Truppenarzt eine kurze Einführung in die Grundsätze für Führung und Einsatz gegeben. Es wird dabei herausgestellt, daß es nicht Aufgabe des TrVPl. ist, Operationen oder endgültige Behandlungen durchzuführen. Alle ankommenden Verwundeten sind zu sichten, zu behandeln und zu registrieren. Ziel der Behandlung soll bei vielen Leichtverwundeten die schnelle Wiederherstellung der Kampffähigkeit oder begrenzten Einsatzfähigkeit, bei allen anderen Verwundeten die Herstellung und Erhaltung der Transportfähigkeit zu den rückwärtigen Sanitätseinrichtungen sein. Selbstverständlich wird gezeigt, daß der TrVPl. in der Lage ist, lebensrettende Eingriffe und Schockbehandlungen durchzuführen. Bei dieser Gelegenheit gibt der Truppenarzt kurze Erklärungen über den Schock, seine Ursache und Formen, die notwendige erste Hilfe und die ärztlichen Maßnahmen dazu.

Die Verbandsplatzgruppe eines Bataillons ist dabei angetreten und der Sanitäts-Dienstgrad schildert in wenigen Sätzen seinen Aufgabenbereich. Inzwischen kommen die Verwundeten aus der Kampfzone an, werden entladen, vom Truppenarzt gesichtet und die Verletzungen, soweit möglich, „versorgt". Der Truppenarzt erläutert dabei die notwendigen Maßnahmen. Zum Schluß haben die Übungsteilnehmer Gelegenheit, den Truppenverbandsplatz zu besichtigen und Fragen zu stellen. Einige Schwerverwundete werden inzwischen in die Krkw. der Bataillone verladen und zum Wagenhalteplatz der Brigade weitergeleitet.

Der Wagenhalteplatz (HDv 302/4, Ziffer 17, 29, 32, 37)

Der WgHPl. wird als Verbindung zwischen dem TrVPl. und dem BrigHVPl. von der 2./VersBtl. errichtet. Der Einsatzort wird vom G 4 der Brigade nach abgeschlossener Erkundung der TrVPle. und des BrigHVPl. auf Vorschlag des Brigadearztes bestimmt. Grundsätzlich soll ein WgHPl. mindestens 2 Bataillone unterstützen. Er kann auch den Erfordernissen entsprechend mit einem Arzt besetzt sein, wodurch eine ärztliche Überwachung und die Durchführung lebensrettender Noteingriffe möglich werden.



Bei der Lehrvorführung wird der WgHPl. mit einigen Krkw. 1,5 t und 1—2 Großraum-Krkw. eingerichtet und das dazugehörige San.-Gerät zur Besichtigung aufgebaut.

Im weiteren Verlauf treffen vom TrVPl. 1—2 Krkw. mit Schwerverletzten ein, die zum Weitertransport zum BrigHVPl. umgeladen werden. Gleichzeitig wird demonstriert, in welcher Form die Versorgung des TrVPl. mit San.-Material abläuft. Dieser Ablauf wird in Form eines vorbereiteten Rollenplaners gesprochen und vorgeführt. Die Gespräche der Soldaten und Unteroffiziere beinhalten alle Punkte, die für die Einsatz- und Führungsgrundsätze eines Wagenhalteplatzes von Bedeutung sind.

Der Brigadehauptverbandsplatz (HDv 305/1, Abschnitt C)

Auf dem vom Zug der 2./VersBtl. eingerichteten BrigHVPl. wird den Teilnehmern dann Gliederung, Einsatz- und Führungsgrundsätze der BrigSanKp. und der Betrieb auf den einzelnen Stationen vorgeführt. Danach werden alle Stationen des HVPl. besichtigt und Tätigkeitsmerkmale, Gerät und Organisation erklärt.

Die Lehrvorführungen zeigen immer wieder, daß bei den Lehrgangsteilnehmern keine oder nur mäßige Kenntnisse der Selbst- und Kameradenhilfe vorhanden sind, neben der Unkenntnis des Ganges der Verwundetenversorgung und seiner Einrichtungen. Es ist daher erforderlich, zumindest die praktische Ausbildung in der Selbst- und Kameradenhilfe bei der Truppe während der Grund- und Vollausbildung zu intensivieren. Dabei werden die Schwierigkeiten in der Dienstplangestaltung und der Schwerpunktbildung sowie der Mangel an SanOffz. und SanUffz. nicht verkannt.

Oberstleutnant Sommermeyer

Zur Geschichte des Fallschirms

Dieser technisch gehaltene Artikel zeigt, wie schwierig auch die Entwicklung des Fallschirmes — ähnlich wie bei anderen Waffen — war. Nur lange praktische Erfahrungen können eine Waffe oder Gerät truppenbrauchbar machen. Red.

Der Wunsch zu fliegen ist ein alter Traum der Menschheit. In Zusammenhang damit steht auch der Wunsch, sich mit Hilfe eines „Geräts" durch die Luft fallen zu lassen. Daß dieses Gerät schirmähnlich aussehen muß, war lange umstritten und so treten im Laufe der Zeit verschiedenste Formen auf.

Aus dem Jahre 1495 ist eine Zeichnung Leonardo da Vinci's erhalten, die ein stoffbespanntes Gestell, einer Pyramide ähnlich, darstellt. Der Bau eines Geräts nach diesem Modell und ein Sprung damit sind nicht überliefert (Bild 1).

Aus der Fülle der Namen von Personen, die sich mit dem Fallschirm bis zur Wende unseres Jahrhunderts beschäftigt haben, nur einige:

Montgolfier 1783, Blanchard 1785, Garnerin 1797, Cocking 1837, Käthchen Paulus 1893, Baldwin, Grant Mortau, Berry u. Irving 1919.

Montgolfier machte 1783 z. B. Versuche, bei denen er ein Schaf an einem Schirm von 7 ft ∅ absetzte. Als Auswertung könnte man heute sagen, das Schaf konnte nach dem Versuch von der damaligen „Erprobungsstelle" der „Truppenverwaltung" zugeführt werden, die es als Ragout bei der Truppenverpflegung verausgabte.

1785 unternimmt Blanchard die ersten Versuche mit einem gefalteten Schirm; nachdem er zuerst einen Hund abgesetzt hatte, soll er selbst gesprungen sein. Aufgabe der Versuche erfolgte, weil er sich ein Bein brach.

Bild 1

1797 unternahm Garnerin die ersten nachweislich erfolgreichen Sprünge, zuerst in Paris, später in England vor dem Königshaus. Die Sprunghöhe wird mit 600—700 m angegeben. Er benutzte einen Schirm von ca. 8—10 m ∅, der aus 32 Seidenbahnen gefertigt war und wie eine umgekehrte Tasse aussah. Der Springer soll durch sehr starkes Pendeln zwar sicher aber luftkrank den Boden erreicht haben.

1837 stürzte Cocking mit einem Fallschirm ab, dessen Scheitel nach unten zeigte und dessen Basis aus einem ca. 11 m im Durchmesser messenden Reifen bestand. Material des Schirms war feinstes Leinen, sein Gewicht betrug ca. 90 kg. Der Springer saß in einem Korb.

In der Zeit von 1893—1909 machte Käthchen Paulus in Deutschland insgesamt 147 Absprünge, davon etwa 65 mit zwei hintereinander ausgelösten Schirmen. Hier tritt zum ersten Mal ein gepackter Schirm auf.

Vom Jahre 1919 ist zu berichten: Capt Baldwin entwickelte das erste Gurtzeug und sprang automatisch von einem Ballon.

Grant Mortau machte in Kalifornien den ersten Sprung von einem Flugzeug, Modell Wright. Er hielt den gefalteten Schirm unter dem Arm und warf ihn nach dem Absprung zur Entfaltung in die Luft.

Capt Berry verpackte seinen Schirm in einen Metallzylinder, den er am Flugzeug befestigte. Er kletterte auf die Radachse, befestigte dort erst das Gurtzeug am Körper und sprang ab. Das Körpergewicht zog den Schirm aus dem Zylinder.

Bis zu diesem Zeitpunkt wagte man nicht manuell zu springen, d. h. Gurtzeug und Schirm ohne Fesselung am Flugzeug mitzunehmen. Der erste manuelle Sprung, der in Ohio stattfand, blieb 1919 Irving vorbehalten. Er widerlegte damit die Behauptung, daß der Mensch beim Entfaltungsstoß bewußtlos würde.

Während des 1. Weltkrieges und danach wurde die Fallschirmentwicklung in Deutschland, USA und Rußland weiter betrieben. Es wurden bessere Materialien verwendet, um aus schneller fliegenden Flugzeugen springen zu können. Geringeres Gewicht und damit kleineres Packvolumen waren die Folge, was wiederum leichteres Unterbringen in den Flugzeugen ermöglichte. Hilfsschirme zur Betätigung wurden verwendet und an Konstruktionen entstanden: Rücken-, Brust-, Sitzfallschirme.

In Deutschland erfand 1918 — man könnte sagen: aufgrund der ersten Militärischen Forderung der Heeresverwaltung — die Firma Henking, mit der noch in den Jahren 1940—1944 zusammengearbeitet wurde, den Stufenringfallschirm. Es öffnete sich zuerst der äußere Ring. An seinen Innenleinen war die Verpackung des inneren Teils befestigt. Diese Verpackung wurde bei einer Sinkgeschwindigkeit von ca. 10 m/sec geöffnet. Der Innenteil entfaltete sich, stieg nach oben, so daß die Mitte des Rings ausgefüllt wurde und eine geschlossene Kappe entstand.

1926 wurde der Heineke-Schirm konstruiert, der erste durch eine Klinkvorrichtung vom Gurtzeug trennbare manuelle Fallschirm.

Bevor auf die bei der deutschen Fallschirmtruppe 1936—1945 verwendeten Schirme eingegangen wird, ein kleiner geschichtlicher Vorspann:

Nach dem man in USA 1928 militärische Versuche mit Fallschirmen gemacht und dabei sogar ein Geschütz mit Erfolg abgesetzt hatte, zog man keine Folgerungen für eine weitere Entwicklung.

Frankreich hatte 1933 in Avignon eine Schule für Fallschirmschützen eingerichtet, verfügte aber bei Beginn des 2. Weltkrieges nur über ca. 300 Fallschirmjäger. Die Gesamtbeurteilung bei den verschiedenen Nationen war meist negativ, soweit es sich um die Aufstellung einer Fallschirmtruppe handelte.

In Deutschland wurde im Frühjahr 1936 der erste Fallschirmspringer-Lehrgang unter dem damaligen Hptm Immanns durchgeführt. Nach erfolgreicher Beendigung dieses Lehrgangs entstand in Stendal die erste Schule, auf der nach Plänen des Major Bassenge die Ausbildung anlief. Es wurden dann 1936 das erste FallschirmJgBtl der Lw, entnommen dem Regiment General Göring, unter Major Bräuer und 1937 das erste FallschirmInfanterieBtl, unter Major Heidrich, aufgestellt. Oberst Herrmann, der jetzige Kommandeur der Luftlande- und Lufttransportschule, und dort Dienst tuende Offiziere wie z. B. OTL Paul, OTL Hübner, Major Schulze, Major Dochow sind heute, wie man sie nennen kann, Pioniere der damals neuen Fallschirmtruppe. Und wenn man von jener Zeit und dieser Truppe spricht, dann nicht ohne einen Offizier zu erwähnen: den am 1. 7. 1938 an ihre Spitze berufenen Generalmajor Kurt Student, den Führer der deutschen Fallschirmtruppe.

Was ich im folgenden Abschnitt zu den damals verwendeten Fallschirmen zu sagen habe, stammt zum Teil aus eigenem Erleben, nachdem ich 1940 selbst zu dieser Truppe kam, und ich möchte eins als sehr wichtig herausstellen: Der Stab der 7. Fliegerdivision und später der Stab des XI. Fliegerkorps waren gleichzeitig Luftwaffen-Inspektion XI des Reichsluftfahrt-Ministeriums. Die Bearbeiter in

diesen Stäben waren zu eigenen Entwicklungen und Erprobungen berechtigt. Ein direkter Weg führte zu anderen militärischen Stellen und Firmen. Verhandlungspartner, die damals zur Entwicklung unseres „Beförderungsmittels" oft sehr uneigennützig beigetragen haben, waren die Firmen Autoflug, Henking, Kohnke, Schröder & Co.

Wie sah nun die Schirmausrüstung der Fallschirmtruppe der Wehrmacht aus?

Bei dem schon erwähnten, 1936 in Stendal durchgeführten Lehrgang, wurde der Fallschirm mit der Typenbezeichnung 27/II/S 20 verwendet, der bei der Luftwaffe bereits eingeführt war und in Sport-, Schul- und Segelflugzeugen benutzt wurde. Nach einigem Hin und Her entschied man sich endgültig für die Ausbildung im automatischen Sprung und der erste Fallschirmtyp, der auch in die Truppe gelangte, war für diese Sprungart der RZ 1 (Rückenfallschirm mit Zwangsauslösung Muster 1). Merkmale dafür: ungesteuerter Entfaltungsvorgang durch nicht eingeschlaufte Fangleinen, Halbrundkappe von etwa 54 m², 28 Bahnen. Später wurden die Fangleinen, um ein Verschlingen beim Entfalten zu verhindern, alle 20 cm mit Fäden abgebunden. Alte Leute wissen schon: Gruschwitz, Seidenersatz, Nr. 10, rot. Die Sinkgeschwindigkeit betrug max. 6 m/sec. Der Schirm pendelte stark. Das Gurtzeug hatte zentrale Aufhängung, Verschluß erfolgte mit Karabinerhaken. Daß es zu der Zeit keinen Reserveschirm gab, erwähne ich nur der Vollständigkeit halber.



Bild 2

Nachfolger des RZ 1 wurde der RZ 16. Als wesentliche Änderung zum Vorgänger hatte dieser Schirm eingeschlaufte Fangleinen bei sonst gleicher Kappe und Gurtzeug. Eine weitere Verbesserung, nämlich Klappzungenverschlüsse, führte zur Bezeichnung RZ 20 und endlich wurde die halbrunde Kappe durch eine dreieckige ersetzt. Dieser Schirm trug die Bezeichnung RZ 36. Er war zwar fertig erprobt, kam aber bei der Truppe nicht mehr zum Einsatz (Bild 2). Der RZ 36 ist in wenig abgeänderter Form der heute im Sportspringen verwendete Dreieck-Fallschirm.

Der Ursprung für den Dreieckschirm überhaupt ist in den „Triangular parachute" des Amerikaners E. L. Hoffmann zu suchen, der ein solches Muster 1930 erprobte.

Nach dem 2. Weltkrieg betrieben alle interessierten Nationen die Fallschirmentwicklung weiter. 1954 tauchte ein russischer Schirm mit quadratischer Kappe auf, der in Bezug auf seine Leistungen mit dem Dreieckschirm verglichen werden kann. 1956 wurden bei den Weltmeisterschaften in Moskau erstmalig Schlitzfallschirme gezeigt, die eine Wende im Zielspringen bedeuteten. Bis heute folgten in der Entwicklungsreihe Doppelschlitz und L-, T-, TU-geschlitzte Schirme. Fehlbahnen, Stabilisierungsflächen, Scheiteleinziehung sind Merkmale anderer Konstruktionen.

Der von den Amerikanern verwendete Para Commander nimmt nach Form und Aufbau eine gewisse Sonderstellung ein. Er ist aus dem von der französischen Firma Lemoigne entwickelten Drachenschirm entstanden. Die Firma hat das Patent nach USA verkauft.

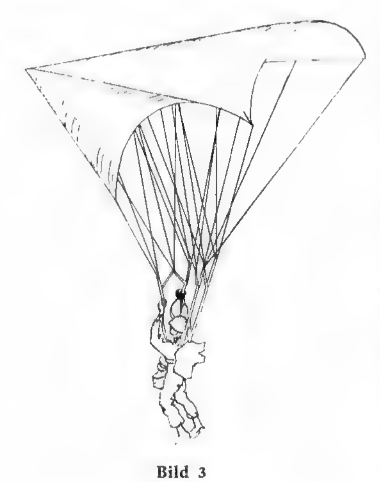


Bild 3

Als letztes Gerät in dieser Folge könnte der amerikanische Flex-Wing-Glider genannt werden. Er war ursprünglich dafür vorgesehen, Raumkapseln weich zu landen, soll aber auch als Sprungfallschirm geeignet sein (Bild 3).

Mit welchen Schirmen wurde nun bei der VII. Weltmeisterschaft gesprungen? Die interessantesten werden nachstehend beschrieben und kurz skizziert. Ein Werturteil wird nicht abgegeben, weil die erzielten Leistungen nicht nur vom Gerät abhängen und die erreichbaren Unterlagen für eine endgültige Beurteilung nicht genügen.

Der amerikanische Para Commander:

Der Schirm hat eine Kappe von 49,5 m². Sie ist mit seitlichen Stabilisierungsflächen versehen und hat einen durch Mittelleinen eingezogenen Scheitel. Wesentlich neu an der Kappe ist, daß ein System von tangentialen und radialen Schlitzen und Taschen bei maximalem Auftrieb einen großen Vortrieb ergibt, ähnlich dem bei einer Tragfläche. Der Springer ist in der Lage, durch Steuerung einen solchen Anstellwinkel der Taschen zu erreichen, daß der jeweils benötigte günstigste Vorschub auftritt (Bild 4).

Die maximale **horizontale** Geschwindigkeit beträgt 7—8 m/sec., das bedeutet, daß sie doppelt so groß wie bei Standardschirmen ist. Die Betätigung der Schlitze und Taschen geschieht mit Hilfe von Knebeln über 4 Steuerleinen, die in Neben- und Astleinen auslaufen.



Bild 4

Der Verpackungssack hat seitlichen Verschluß, der Rücken ist dadurch sehr glatt.

Der Reserveschirm liegt über dem Hauptschirm auf dem Rücken, seine Bedienung erfolgt durch einen kugelartigen Griff. Ob es sich bei dieser Anordnung um eine militärische Forderung handelt, ist nicht eindeutig festzustellen. Der Reserveschirm kann nur nach Abwerfen des Hauptschirms betätigt werden und daraus ergibt sich der erste Nachteil dieses Typs. Die vorher beschriebene Kappe hat einen langen Öffnungsvorgang, bei dem sich für ca. 2 sec. eine Art Brötchen bildet. Die Kappe wird sehr stark belastet und hat eine geringe Lebensdauer. Bei Richtungskorrekturen tritt starkes Pendeln bis über 90° auf, d. h. der Springer liegt waagerecht in der Luft. In Bodennähe sind größere Korrekturen deshalb gefährlich. Angeblich ist der Para Commander schon wieder veraltet, ein besserer Schirm soll in der Erprobung sein.

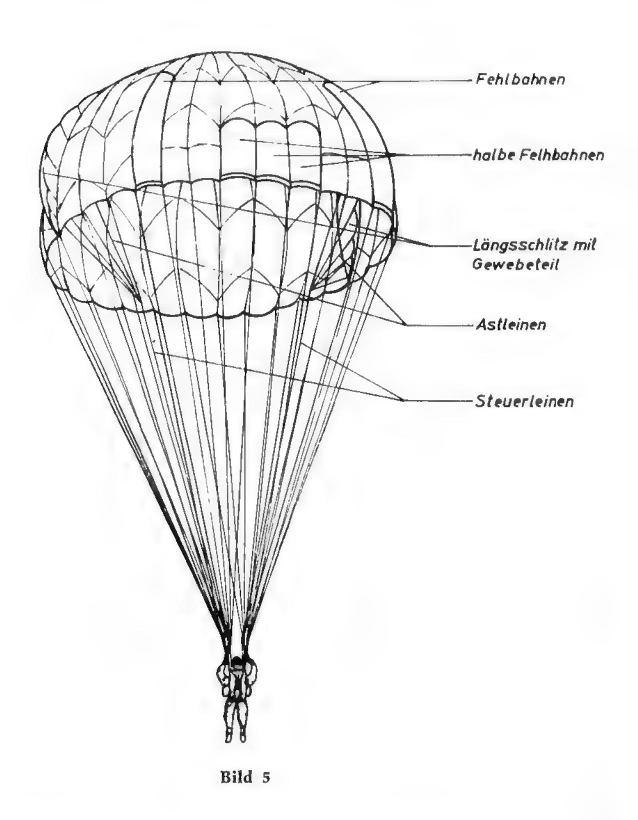


Bild 5

Der Fallschirm der Mannschaft der sowjetischen Besatzungszone:

Der Schirm hat eine Kappe von 56 m² und 28 Bahnen zu je 5 Feldern, 3 kurze und 2 längere Fehlbahnen. In 2 zusätzliche Längsschlitze über etwa die Hälfte der Kappenhöhe sind Gewebeteile eingearbeitet, die mit Steuerleinen, die gleichfalls in Astleinen enden, eingezogen oder ausgestellt werden können. Die Schlitze können dadurch geöffnet oder geschlossen werden. Dem Schirm ist eine hohe Drehgeschwindigkeit eigen; eine 360°-Drehung dauert 4—5 sec. Für stabile Lage sorgen die vorher erwähnten zwei Längsschlitze. Trotz der hohen Drehgeschwindigkeit pendelt der Springer kaum aus der Vertikalen (Bild 5).

Die **Russen** verwendeten zwei verschiedene Schirmmuster:

Einmal einen Schirm mit einer Kappe von 63 m² Fläche, 28 Bahnen zu je 4 Feldern und einem TU-Schlitz mit 5 Bahnen zwischen den Fehlbahnen; kein Basisband zwischen den Fehlbahnen. 2 Längsschlitze sind über 3 Felder geführt, so daß der Schirm in zwei Hälften geteilt ist.

Der zweite gleich große Schirm hat 2 Fehlbahnen und 2 Längsschlitze, die über 4 Felder reichen. Über Steuerleinen und 5 an jedem Schlitz angebrachte Astleinen können die Schlitze ganz geschlossen werden. Mit diesem Prinzip ist es möglich, bei Windstärken bis 3 m/sec. seitliche Verschiebungen zu erreichen. Bei stärkerem Wind fehlt es dem Schirm an Vortrieb. Erstaunlich ist, daß diese Schirme aus Naturseide gefertigt sind. Zulassung erfolgt bis 200 Sprünge oder für 9 Jahre. Der Verpackungssack hat einen Nylondrahtreißverschluß, der vorteilhafter als ein Druckknopfverschluß ist. Packschlauch und Hilfsschirm sind durch eine elastische Verbindungsleine verbunden. Nylonleinen führen hin und wieder zu Brenn- bzw. Schmorstellen oder begünstigen die Brötchenbildung.

Der zweite Typ der genannten russischen Schirme wurde auch von den Tschechen benutzt.

Frankreich, Österreich und Belgien benutzten einen verbesserten Rundkappenschirm EFA 6562 mit TU-Schlitz. An der Vorderseite der Kappe sind in Höhe des ersten Feldes über 5 Bahnen breit tangentiale Schlitze angeordnet, die Luft ausströmen lassen und einerseits Turbulenzbildung unter der Kappe verhindern, andererseits den Vortrieb abschwächen.

Hervorzuheben ist bei dem französischen Schirm ein gut sitzendes und schnell zu verpassendes Gurtzeug, was durch numerierte Einstellmarken an den Gurten erreicht wird. Man merkt sich die Nummer seiner Marken und kann ein total verstelltes Gurtzeug sofort auf seine eigene Größe einstellen.

Italien benutzte zwei verschiedene Muster. Die Form 1 hatte eine Kappe aus 28 Bahnen zu je 5 Feldern mit einer Gesamtfläche von 63 m². Seitliche Stabilisierungsflächen, TU-Schlitz, 2 Längsschlitze und an der Stirnseite der Kappe 5 sogenannte Knopflochschlitze sind die Hauptmerkmale.

Form 2 ist bis auf die Längsschlitze der ersten Kappe gleich (Bild 6).

Die Schirme der übrigen teilnehmenden Nationen waren altbewährte Standardmodelle. In großer Zahl trat der Pioneer-Schirm 28 ft mit TU-Schlitz auf. Hier sei bemerkt, daß die Fa. Pioneer auch einen 32 ft Fallschirm mit TU-Schlitz baut.

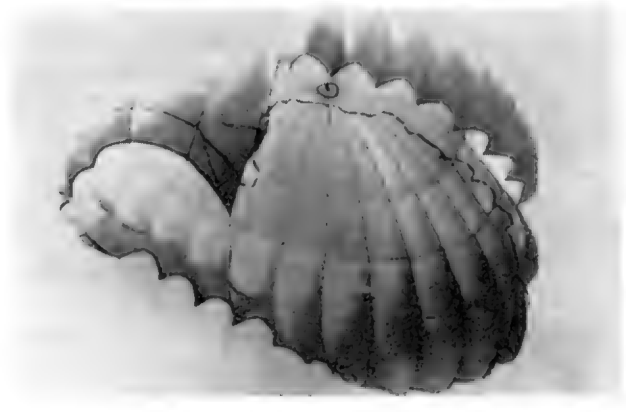


Bild 6

Dieser Typ mit der um 4 Bahnen größeren Kappe hat eine geringere Sinkgeschwindigkeit und bei wenig Wind größeren Vortrieb. Damit ist automatisch der Nachteil verbunden, daß bei größerer Windgeschwindigkeit eine höhere Landegeschwindigkeit auftritt.

Abschließend noch eine kurze Angabe zur Sonderausrüstung:

Besonders die Ostblockstaaten gebrauchten die barometrische Automatik, die den Schirm in einer vorher bestimmten Höhe, der Sicherheitshöhe, selbsttätig öffnet. Diese Einrichtung ist in den Ostblockstaaten Vorschrift für das Freifallspringen. Alle bei den Weltmeisterschaften gewonnenen Erkenntnisse sollten durch die zuständigen Dienststellen und Firmen ausgewertet werden, damit uns zu jeder Zeit das sicherste und modernste „Beförderungsmittel" zur Verfügung steht. Die elastische Verbindungsleine, die barometrische Automatik und das Gurtzeug mit Einstellmarken sind wert, einer eingehenden Prüfung unterzogen zu werden.

Ein neuer Panzervergleich

Seit Ende Februar 1966 werden zwei neue Typen — der schwere britische „Chieftain" und der deutsche „Leopard" an der Erprobungsstelle in Meppen bzw. in England einer gegenseitigen Prüfung unterzogen. Bekanntlich fand eine ähnliche Erprobung s. Zt. auch zwischen dem französischen „AMX 30" und dem „Leopard" statt.

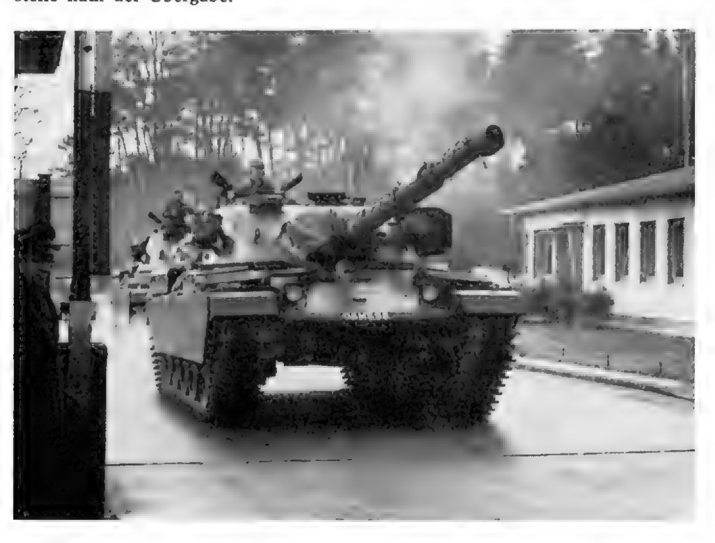


Übergabe von zwei Kampfpanzern „Chieftain" vor der Hauptwache der Erprobungsstelle 91 der Bundeswehr in Meppen/Ems am 24. Februar 1966.
Von links: Brigadier J. H. Walker, Kdr. der britischen Panzertruppenschule; Counsellor C. F. Mc Farlane, Brit. Botschaft; Maj. Wolf, Presseref. BMVtdg.; Dr. Burgsmüller, Direktor der Erprobungsstelle Meppen; Oberst Icken, Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung.

Dem Laien erscheint es vielleicht unverständlich, warum immer noch, trotzdem die NATO nun schon seit 10 Jahren besteht, verschiedene Panzer gebaut werden. Das hat aber Gründe, die schon allein menschlich verständlich sein sollten. Denn Völker, die jahrhundertelang getrennt gelebt haben, können nicht mit einem Knopfdruck in allem gleicher Auffassung sein. Nicht nur taktisch und technisch verschiedene Auffassungen und Voraussetzungen auf Grund anderer Kriegserfahrungen und Führungsvorschriften, sondern auch psychische und physische Unterschiede der einzelnen Völker sowie die — oft ausschlaggebende — Konkurrenz der Industrien verursachen Reibungen, die nur langsam zu überwinden sind. Daher ist auch in der EWG eine Einigung auf vielen Gebieten bisher nicht erreichbar gewesen. Doch sind trotz der Kürze der Zeit manche erfreulichen Fortschritte gemacht worden.

Früher gab es drei Panzertypen — leichte, mittlere und schwere —, die je nach Lage und Gelände ihre Vorzüge und Nachteile hatten.

Einmarsch der beiden britischen Kampfpanzer „Chieftain" in die Erprobungsstelle nach der Übergabe.



So sind z. B. kleinere und wendigere Panzer besser geeignet für bedecktes Gelände wie es in der Normandie oder in Holstein mit den zahlreichen Knicks vorkommt. Schwere Panzer mit ihren starken Kanonen, die eine starke Wirkung auch noch auf weite Entfernungen haben, sind besonders in offenen flachen Gegenden wie z. B. in der Steppe und in der Wüste anderen überlegen.

Wenn es aus logistischen Gründen dringlich ist, möglichst einen Einheitspanzer zu haben, müssen Kompromisse gemacht werden, über deren Akzente man verschiedener Meinung sein kann. Um daher einen Standardpanzer für die NATO zu entwickeln, müßte es eine gemeinsame Kommission mit Entscheidungsvollmacht der Spitze auf Grund vorher festgelegter einheitlicher Auffassung über die Panzereinsatzgrundsätze — also eine NATO T. F. — geben. Dies ist im Westen soviel schwieriger durchführbar als auf der Ostseite. Zur Zeit sind die Voraussetzungen hierfür durch die Sonderpolitik Frankreichs noch weniger gegeben.

Der „Chieftain" (Häuptling) zeichnet sich durch seine sehr starke Kanone mit einem Kaliber von 12 cm, eine starke Panzerung und große Treffwahrscheinlichkeit auch im Fahren (Stabilisator) besonders aus. Seine Geschwindigkeit ist jedoch wesentlich geringer als die anderer Panzer. Interessant und sehr zu begrüßen ist es, daß seine Munition keine Messinghülsen mehr hat, sondern Beutelkartuschen, durch die die Rauchentwicklung stark verringert und das Auswerfen der leeren Hülsen überflüssig wird.



Schießerprobung „Chieftain".

Der Hauptzweck des Austausches von Waffen ist ein Kennenlernen und Auswerten. Dies ist in taktischer wie technischer Hinsicht sehr wertvoll, besonders wenn dies in einem edlen kameradschaftlichen Wettbewerb der Endprodukte vor sich geht. Großwaffen werden immer wirkungsvoller, aber auch komplizierter. Das Streben nach Einfachheit ist wohl nur noch annähernd durchführbar durch Konstruktion einheitlicher Typen in allen verbündeten Armeen. Dies ist sicherlich der Wunsch jedes Soldaten und kann nur bei engster Integration in Erfüllung gehen.

Die Übergabe der beiden „Chieftain" erfolgte durch den langjährigen Botschaftsrat Mc Farlane in Anwesenheit des Kommandeurs der britischen Panzertruppenschule, Brigadegenerals Walker. Bei der anschließenden ersten Aussprache vertrat Oberst Dipl.-Ing. Icken das Beschaffungsamt der Bundeswehr. Danach fanden praktische Vorführungen vor der Presse statt, die Oberstlt. Klinzing von der Erprobungsstelle leitete. Die „Chieftain"-Panzer werden von deutscher Besatzung gefahren, die hierzu in England geschult wurde. Es wird eine Prüfung auf „Herz und Nieren" in den nächsten Wochen folgen, erklärte abschließend der Direktor der E.-Stelle, Meppen, Dr. W. Burgsmüller. 13

5 Jahre 12. Panzerdivision

Ein kurzer Überblick über den Aufbau der jüngsten Division. Red.

In den ersten Wochen des Jahres 1961 hat der Divisionsstab unter Führung von Oberst Hoheisel (dem Oberst Richard Ernst und Oberst Achim Oster folgten) ein Tauberbischofsheimer Wohnhaus als Stabsgebäude bezogen. Die Neue Kaserne auf dem Laurentiusberg in „Bischeme", wie sich auch die Soldaten bald der üblichen Abkürzung bedienen, ist noch nicht fertiggestellt. Oft hört man in jenen Tagen das Wort Improvisation. Erster Divisionskommandeur wird der damalige Brigadegeneral Artur Weber, der im April 1962 zum Truppenamt nach Köln versetzt wird und bis zu seiner Pensionierung im Dezember 1964 als Generalmajor Inspizient der Kampftruppen des Heeres war. Ihm folgt Brigadegeneral Kurt von Einem, der nach zweijähriger Dienstzeit als Divisionskommandeur im März 1964 mit dem Großen Zapfenstreich in Tauberbischofsheim verabschiedet wird und in den Ruhestand tritt. Am 1. April 1964 übernimmt der heutige Divisionskommandeur, Peter von Butler, das Kommando über die Zwölfte. Und Generalmajor von Butler ist es, der in Würzburg am 10. April 1965 die Übergabe einer einsatzfähigen 12. Panzerdivision melden konnte.

Doch bis dahin ist es im Jahre 1961 noch ein weiter Weg.

Schon 1960 waren in Hammelburg die Vorbereitungen zum Aufbau der Panzergrenadierbrigade 35 in Angriff genommen worden, während in Bad Mergentheim die Aufstellung der Panzerbrigade 36 1962 begann. Über mehrere Jahre hinweg wird geplant, organisiert und aufgestellt, bis 1964 als vorläufig letzte Einheit das Heeresfliegerbataillon 12 aus Niederstetten zu den Divisionstruppen übernommen werden kann.

Zahlen veranschaulichen am besten die Entwicklung der Division. Noch im April 1963 wurden 700 Rekruten zur Zwölften eingezogen, im April 1965 waren es jedoch schon tausend Soldaten mehr. Über 500 Ketten- und 2 500 Radfahrzeuge stehen den mittlerweile über 12000 Soldaten zur Verfügung.

Die „Mainfränkische" wird die 12. Panzerdivision genannt und ihre Soldaten tragen als Divisionswappen den fränkischen Rechen und die Würzburger Sturmfahne.

Die vergangenen fünf Jahre waren für die jüngste Division der Bundeswehr ausgefüllt mit der Aufgabe, die Vollständigkeit und Einsatzbereitschaft herzustellen. Auf manchem Gebiet hat die Division da neue Wege erschlossen. So hat zum Beispiel der vierteljährlich stattfindende Rekrutenwettkampf in Wolferstetten zu einem gültigen Vergleichsmaßstab der Ausbildungsqualitäten in den einzelnen Ausbildungseinheiten führen können.

Nach der Grundausbildung ist das Gelände um den verlassenen Weiler Wolferstetten Schauplatz verschiedener Disziplinen, in denen sich ausgesuchte „Star"-Gruppen der Ausbildungskompanien messen. Alles in der Grundausbildung in Theorie und Praxis gelernte schlägt hier zu Buch und bringt Plus- oder auch Minuspunkte.

Sechs bis zehnmal im Jahr veranstaltet die Division Informationswochen für wehrdienstleistende Abiturienten. Acht Tage lang geht dann ein Kurs, der im Durchschnitt mit fünfzig Soldaten belegt ist, irgendwo aufs Land nach Burg Rieneck bei Gemünden, Volkersberg in der Rhön oder in ähnliche Heime, um durch Information und Diskussion die staatspolitische Bildung zu vertiefen und die Abiturienten an die verantwortungsvolle Aufgabe in der Demokratie zu erinnern. Mit der Anzahl dieser Lehrgänge im Zeitraum eines Jahres liegt die Zwölfte mit an der Spitze in der Bundeswehr. Alljährlich fordert eine Odyssee von den Kraftfahrern der Division alle Geschicklichkeit, fahrerisches Können und militärisches Wissen, um bei dieser Soldaten-Ralley bestehen zu können.

Das sind nur drei, allerdings hervorstechende Beispiele für die Aktivität der jungen Zwölften. Und seit dem Mai 1965 ist noch ein weiteres deutlich sichtbares Zeichen in dem Bemühen um Aufgeschlossenheit und Kontakt hinzugekommen: SOLDAT IN FRANKEN, die Zeitschrift der 12. Panzerdivision. Monatlich erscheint sie und hat, das kann man nach ihren bisherigen Ausgaben schon beurteilen, ihr Ziel erreicht: den Kontakt zwischen den Soldaten und Einheiten zu festigen und ein Spiegelbild der Division für die Bevölkerung zu sein. Klaus-Joachim Schaier

Hell klingen unsere Lieder

So lautet der Titel des Liederbuches der Bundeswehr. Das recht ansprechend ausgestattete Büchlein enthält eine vorzügliche Auswahl klangschöner deutscher Soldaten- und Volkslieder sowie Lieder befreundeter Nationen, die sämtlich dem Soldatenleben zugeordnet sind. In seiner Einführung würdigt der Bundesminister für Verteidigung das Singen der Soldaten mit folgenden Worten: „Das Singen ist von jeher Ausdruck der Gemeinschaft und Kameradschaft. Geist und Haltung der Truppe spiegeln sich in ihren Liedern."

Zweifellos gehört die Pflege des guten Soldatenliedes in unsere soldatische Tradition, nicht jedoch ein Singsang der malträtierten Stimmen, der sich eher laut als schön ausnimmt. Lautstarke und mit verkrampften Stimmbändern erzeugte Töne besitzen keine Tragfähigkeit. Gewaltsames Lautsingen ist sicherlich keine Kunst, dafür aber überaus anstrengend. Die Soldaten werden schnell sangesmüde und unsicher. Das Lied gehört zur ältesten Art der Musikausübung, und seit jeher kennt man die Skala des Nuancierens vom pianissimo bis zum fortissimo. „Ein forte kann aber nur dann wirken, wenn der Gesamtgrad der Tonstärke sich vom piano aus aufbaut." (Kurt Thomas, Lehrbuch der Chorleitung)

Unsere Soldaten singen gern. Warum sollten wir daher nicht ein wenig stärker dazu beitragen, der Tonkunst auch innerhalb des militärischen Alltags durch einen veredelteren Ausdruck mehr Glanz zu verleihen? Das Singen trägt ganz erheblich zur Auflockerung des Dienstes und zur Bildung der Persönlichkeit bei. Singen macht, richtig betrieben, den Menschen innerlich frei und gewinnt ihn dadurch auch stärker für andere Aufgaben. Leider aber wird der Gesang in der Bundeswehr vielfach nicht mit der erforderlichen Sorgfalt durchgeführt. Wenn z. B. nur der gleichmäßige Einsatz aller besser geübt; die vorgeschriebene Tonart und Stimmlage befolgt; Abwechslung zwischen den Piano- und Fortestellen hineingebracht; gesteigerten Wert auf die Tonbildung gelegt; der mehrstimmige Gesang ein wenig mehr gepflegt würden, dann sähe es auf diesem Gebiet bald besser aus. Um das zu erreichen, braucht der Leitende musikalisch keineswegs besonders vorgebildet zu sein. Notenkenntnis, Schlagen des Zwei- und Viervierteltaktes und guter Wille genügen.

Und noch etwas: Warum machen wir so selten Gebrauch von dem ausgezeichneten Liederbuch der Bundeswehr? Fast alle einhundertundsechzig Lieder sind einfach gesetzt, verlangen keinerlei Beherrschen irgendwelcher gesangstechnischer Finessen, rhythmischer oder metrischer Schwierigkeiten und sind bei durchschnittlicher musikalischer Begabung der Soldaten in kurzer Zeit erlernbar. Zur Beruhigung vielleicht einiger pessimistischer Geister sei an dieser Stelle erwähnt, daß einer Statistik zufolge nur 0,5 % aller Erdenbewohner vollkommen unmusikalisch sind. Für uns eine Aufforderung, die daraus notwendigen Schlüsse zu ziehen und, was das Singen betrifft, mutig und hoffnungsvoll an die Arbeit zu gehen.

Das Liederbuch der Bundeswehr enthält so viel schönere Lieder als „Erika", „Westerwald", „Ein Heller und ein Batzen" . . . Ein solches Liedgut vermag z. B. „Es klappert der Huf am Stege", „Vom Barette schwankt die Feder", „Das schönste Land der Welt" etc. sowohl vom Text wie von der Melodie nicht annähernd das Wasser zu reichen. Ich hatte u. a. das Lied „Vom Barette schwankt die Feder" mit meiner ganzen Kompanie, einer Ausbildungskompanie, innerhalb weniger Tage, zumeist allerdings im Rahmen der Freizeitgestaltung, vierstimmig eingeübt. Die Rekruten waren mit einer Teilnahme und Begeisterung bei der Sache, die noch lange nachwirkte und sich auch auf rein militärische Ausbildungsgebiete wie der Formal- oder Infanteriegefechtsausbildung übertrug.

Wenn auch der Dienstplan relativ wenige Stunden Gesang ausweist, das Erlernen eines Liedes ist auf gar keinen Fall nur dazu da, den Rekruten das Marschieren schneller beizubringen. Der pflegliche Sinn des Soldatenliedes als Teil echter soldatischer Tradition rangiert an erster Stelle. Kremser

Freizeitarbeit als Soldat

Wie man seine Kaserne ausgestalten kann: Das Beispiel Niederstetten - Initiative der Heeresflieger - Jagdhütte, Waffensammlung und „gute Stuben"

Truppenbetreuung und Freizeitgestaltung — zwei Schlagworte, die in diesem Jahr für die Bundeswehr aktuell sind. Nach den Jahren des militärischen Aufbaus werden nun besonders die Belange des Soldaten berücksichtigt. Aber diese beiden nüchternen Worte klingen sehr nach Organisation und Vorschrift, nach Ausführungsbestimmungen und damit: nach Verzögerung. Die Soldaten des Heeresfliegerbataillons 12 in Niederstetten (Nordbaden) haben nicht erst gewartet, bis Anordnungen von oben kamen. Sie ließen sich schon vorher etwas einfallen.

Das Rezept ist einfach: Man nehme: Holzabfälle, Farbe, Leim und Pinsel. Man beschaffe: Blechreste, Hammer, Zange, Nägel. Man durchstreife: Dachböden und Rumpelkammern. Man krame: in Mutters Flickkiste. Man lasse: sich etwas Ausgefallenes einfallen. Und der Verwandlung einer kahlen Truppenunterkunft (im Bundeswehrdeutsch kurz TUK genannt) in ein wohnliches Zuhause steht nichts mehr im Wege. Vorausgesetzt, man hat: Vorgesetzte mit Sinn für Originalität.

Waidmannsheil!

Wir sitzen an einem blanken Tisch auf Bierfäßchen. Ein kühler Schluck aus zünftigen Krügen. Neben uns die Borkenwand einer Hütte. An den Fensterläden hängen Jagdgewehre. Auf dem Hackklotz ein paar Schritte weiter steckt noch die Axt.

Die Illusion ist vollkommen. Die Illusion einer Jagdhütte im Block der 1. Staffel. Vor einiger Zeit (als die Staffel noch von Hauptmann Hacker geführt wurde) haben die Soldaten begonnen, sich hier wohnlich einzurichten. Am Anfang hängten sie ein paar alte Gewehre in die Flure. Mittlerweile zieren ein halbes hundert museale Schießeisen die Wände. Museen in Rothenburg und Bad Mergentheim verhalfen zu Leihgaben. Alte Soldaten schauten in Speichern und Dachkammern nach und förderten manch wertvolles Stück zutage. Und so kommt es, daß die Flieger der 1. Staffel nicht nur ihr G 3 Gewehr reinigen müssen, sondern ab und zu auch den Rost eines neuerworbenen Schießprügels von 1870 abkratzen.



In der guten Stube der Staffel können sie sich dann von diesen Mühen wieder erholen. Im Keller haben sich die Soldaten einen gemütlichen Gemeinschaftsraum eingerichtet. Monatelang bastelten tischlerten, hämmerten die Soldaten — das Ergebnis kann sich sehen lassen:

Graue Betonwände wurden mit Holz verkleidet; Teppiche (die modernsten zwar nicht, doch gut erhaltene) zieren den Steinboden: Sitznischen; Tische, um einen Brief zu schreiben; Sessel, um ein Buch zu lesen.

Ruhe ist hier des Soldaten erste Pflicht. Wenn es auch gelegentlich bei einem Staffelabend etwas angeregt zugeht und die großen Kognakschwenker im Regal nicht nur Zierrat sind, so ist dieser Raum üblicherweise dem Gespräch und der Lektüre in freien Stunden vorbehalten.

Wem nicht nach Buch oder Diskussion zumute ist, bitteschön, ein paar Schritt weiter steht ein Fotolabor offen. Und daneben ist in den vergangenen Wochen eine KK-Schießanlage entstanden. Wer Lust zum Schießen hat, ohne Schwierigkeiten ist das hier möglich. Und weil das am spannendsten im Wettbewerb ist, hat Staffelkapitän Lang einen Pokal gestiftet.

Pokale gibt es hier übrigens auch für die Schachspieler- und Tischtennis-Asse. Und eine weitere Trophäe ist begehrt, weil mit Urlaubsstunden verbunden: der Teller für die „Beste Stube des Monats". Wer sich besondere Mühe bei der Ausschmückung seiner Stube gab, darf den Teller vor die Tür hängen. Von der mit farbigen Eierschachteln verzierten Decke bis zum Monumentalgemälde an der Wand reichen die Einfälle.

Ihr Interesse zur soldatischen Vergangenheit bewiesen die Flieger auch mit zahlreichen historischen Bildern, mit einer Sammlung von Zinnsoldaten und militärischem Gerät von gestern. Der Glanzpunkt soll ein Schilderhäuschen werden. Direkt neben dem UvD-Zimmer.

Gibt das nicht Ärger mit den Vorgesetzten? Oberstleutnant Schulz, der Kommandeur der zur 12. Panzerdivision gehörenden Heeresflieger, winkt ab: „Das ist schließlich die Wohnung des Soldaten. Warum soll er da nicht mal einen Nagel in die Wand schlagen dürfen?" Wo und wie er den Nagel in die Wand schlägt, ist seine Sache — wenn er damit den Dienstbetrieb nicht behindert. Beeinflussung lehnt OTL Schulz ab. (Hoffentlich auch die Verwaltung. Red.)

Das Beispiel der 1. Staffel hat in Niederstetten Schule gemacht.

Jeden Abend wird im Bastelraum der 2. Staffel gewerkelt. Und das Staffel-„Wohnzimmer" ist schon fast fertig. Im Stil einer Bauernstube mit rohen Bänken und Tischen haben sich die Soldaten eingerichtet. Und wo jetzt noch freier Platz ist, soll bald eine ovale Rittertafel stehen. Mit einem Dutzend hoher Stühle: jeder mit dem Wappen einer Bundeswehrdivision geschmückt. Die 3. Staffel steht nicht nach. Die Bretter für die Wandverkleidung ihres Gemeinschaftsraumes sind bereits lackiert.

„Sehen Sie, zwei Gründe sind es", erklärte uns Oberstleutnant Schulz, „die die Soldaten veranlaßten, sich häuslich einzurichten: einmal der weite Weg zur Garnisonsstadt (vier Kilometer bis nach Niederstetten), ein Ort, der den Soldaten nicht allzuviel bieten kann. Und zum anderen die Überbelegung in der Kaserne. In der Kantine ist es zu eng. Die Kaserne ist etwa doppelt so stark belegt als 1961 bei ihrer Einweihung geplant." Aus dieser Situation heraus haben sich auch die Unteroffiziere überlegt, wie sie ein hübsches Plätzchen für die Stunden nach Feierabend gestalten können. In Gemeinschaftsarbeit und vornehmlich mit eigenen Mitteln entstand so die Unteroffiziers-Kantine, die sich in der Silvesternacht bewährt hat. „Wir haben hier das versucht, was auch in den Soldatenheimen (von denen es noch viel zu wenige gibt, erst 25) angestrebt wird", erzählte uns der Vorsitzende der Uffz-Vereinigung, Feldwebel Eckensberger, „nämlich eine Begegnungsstätte zu schaffen, für Soldaten und Zivilisten." Jeder Unteroffizier kann hier seine Bekannten und Verwandten einladen. Ohne Formalitäten dürfen sie die Wache passieren. Und Zapfenstreich? Feldwebel Eckensberger: „Der ist hier erst 1 Uhr. Aber auch dabei sind wir nicht kleinlich."

Obwohl es diese Kantine erst seit einigen Monaten gibt, ist es schon Brauch geworden, daß auch die verheirateten Unteroffiziere, die in Niederstetten wohnen, am Wochenende mit ihrer Familie hierher kommen.

Nicht in jeder Bundeswehrkaserne ist es so wie bei den Heeresfliegern in Niederstetten. Das Gegenteil, die nüchternen Truppenunterkünfte, ist die Regel. Und dabei ist es doch so einfach, das Rezept: Man nehme . . .

Karl-Rüdiger Siebert

Oberstleutnant Tim Gebhardt

Die französische Heeresoffizierschule Saint Cyr

Der 1. deutsche Verbindungsoffizier in Saint Cyr 1963—1965 hat uns nachstehenden Artikel dankenswerter Weise zur Verfügung gestellt. Die weltberühmte französische Offizierschule Saint Cyr, die auf eine 154 jährige Tradition zurückblicken kann, wurde am Ende des 2. Weltkrieges wegen totaler Zerstörung aller Gebäude von Saint Cyr bei Versailles auf den Truppenübungsplatz Coetquidan, 450 km südwestlich von Paris verlegt, zweifellos ein Zentrum des von oberster Stelle immer wieder genährten französischen Nationalstolzes.

Coetquidan ist ein kleiner Ort, rund 50 km von der Universitätsstadt Rennes, der Hauptstadt der Bretagne entfernt. Das bretonische Wort Coet - id - an heißt auf deutsch „Über den Wäldern" und wenn man von den Höhen des Truppenübungsplatzes nach Norden blickt, sieht man die ausgedehnten Wälder von Paimpont, in denen die Sagen von König Artus' Tafelrunde, Parzival und vom Gral entstanden sind, die ihren Ursprung in alten keltischen Märchen und Fabeln finden.

Geschichtlicher Überblick

Der Erste Konsul Frankreichs, Napoleon Bonaparte, gründete am 1. Mai 1802 im Schloß von Fontainebleau die „Ecole Spéciale Militaire", um einen Teil der Offizierschüler in der Kriegskunst unterrichten zu lassen. Am 3. Juli 1805 wurde die Schule — nunmehr „Ecole Imperiale Militaire" genannt — nach Saint Cyr verlegt und die Fahne mit der Inschrift „Ils s' instruisent pour vaincre" (Sie lernen, um zu siegen) verliehen.

Ab 1838 wird die Militärschule in ein Bataillon alte Kadetten und ein Bataillon junge Kadetten aufgeteilt. Bereits zu dieser Zeit entstehen die traditionellen militärischen Feiern, „Le Baptême", die Taufe des neuen Jahrgangs und „Le Triomphe", der große Festtag des Abschlusses der zweijährigen Ausbildung zum Offizier.

Nach dem verlorenen deutsch-französischen Krieg 1870/71 trat die rein militärische Ausbildung in Saint Cyr in den Vordergrund. Alle Unterrichtsthemen wurden weggelassen, die nicht unmittelbar zu den notwendigen Kenntnissen eines jungen Offiziers gehören.

Am 31. Juli 1914 leisten beide Jahrgänge in Paris den Eid „stets anzugreifen". 4 497 Offiziere, die an der HOS Saint Cyr ausgebildet wurden, fielen im 1. Weltkrieg.

1920 beginnt wieder der normale Ausbildungsrhythmus, nur die Zahl der Kadetten ist wesentlich geringer. Man glaubte, die Armee zunächst nicht mehr gebrauchen zu müssen, und doch fielen weitere 233 Offiziere von Saint Cyr in Syrien und Marokko.

Nach dem Frankreichfeldzug 1940 wurde die Militärschule nach Aix-en Provence verlegt. Da zwei Jahre später die deutsche Wehrmacht auch den südlichen Teil Frankreichs besetzte, wurde die Tradition von St. Cyr in Afrika und England fortgesetzt. Alliierte Flugzeuge bombardierten und zerstörten die ehemalige Offizierschule 1944, deren Ruinen jedes Jahr im Rahmen einer Studienreise von den Saint Cyrianern besichtigt werden.

Am 23. Mai 1947 wird die Ecole Spéciales Militaire Interarmes offiziell in Coetquidan wieder eröffnet. Sie erhält jetzt zwei Arten von Offizieranwärtern: Abiturienten, die ein zusätzliches Vorbereitungsjahr am Gymnasium vorher absolvierten und besonders befähigte Unteroffiziere aus der Truppe, die teilweise einige Jahre die Höhere Schule besucht und ein Vorbereitungsjahr in Straßburg durchlaufen haben.

Ab 1961 gibt es nun nach verschiedenen Änderungen dort praktisch zwei Offizierschulen für das Heer, die **Ecole Spéciale Militaire** und die **Ecole Militaire Interarmes.**

Geist und Tradition von Saint Cyr

Saint Cyr ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Schule, in die man weder aus berechnendem Ehrgeiz noch aus Gewinnsucht eintritt. Man fühlt sich zum Offizier berufen und ist bereit, sich mit Leib und Seele dem Vaterlande zu widmen. Die Lebensideale einer ritterlichen und begeisterungsfähigen Jugend wie Opfersinn, Redlichkeit, Verantwortungsbewußtsein und Ehrgefühl haben von jeher den Geist von Saint Cyr geprägt. Auch die heutigen Schüler von Saint Cyr bleiben jenen ewigen Werten treu. Da die französischen Offizieranwärter sich den Anforderungen eines modernen atomaren Krieges bewußt sind, fühlen sie sich verpflichtet, die Synthese zwischen dem Erbe der von ihren großen Vorgängern übernommenen Tradition und den neuen Formen unseres technischen Zeitalters zu verwirklichen nach der Devise von Saint Cyr: „Sie lernen, um zu siegen!"

Von 1802 bis heute wurden mehr als 43 000 Offiziere ausgebildet, von denen fast 25 Prozent ihr Leben für Frankreich gaben.



Die Fahnenabordnungen der beiden Schulen, links EMIA und rechts ESM. Hinter den Fahnenabordnungen ein Teil des Lehrkörpers beider Schulen mit dem britischen VO am linken Flügel und dem deutschen VO in der Mitte.

Die französische Offizierausbildung

Der Schule wurde der Auftrag gegeben, Offiziere heranzubilden, die nicht nur fähig sein sollen, selbst in kritischen Situationen als militärische Führer zu bestehen, sondern auch später in die Elite der Nation hineinzuwachsen um somit an entscheidenden Stellen ihrem Lande zu dienen.

Eine vierfache Ausbildung soll daher der Erreichung dieses hohen Zieles dienen:

1. Charakterschulung und moralische Bildung soll den zukünftigen jungen Offizier von dem Ideal des Dienstes am Volke durchdringen und ihn zu einem vorbildlichen militärischen Führer machen;
2. geistig-wissenschaftliche Weiterbildung soll das Urteils- und Ausdrucksvermögen fördern und die allgemeinen Kenntnisse erweitern;
3. die militärische Ausbildung erstrebt:
   — gute, aggressive und widerstandsfähige Kämpfer,
   — geübte, vom Stoßtruppgeist erfüllte Führer,
   — tüchtige Ausbilder und Erzieher;
4. körperliche Ertüchtigung, insbesondere Förderung und Entwicklung von Mut und Ausdauer.

180 Offiziere, vom Leutnant bis zum General, sowie eine Reihe von zivilen Lehrkräften stehen zur Erreichung dieser hohen Ausbildungs- und Erziehungsziele zur Verfügung.

Die Organisation der Schule

Der Kommandeur der Schule, seit Herbst 1964 Brigadegeneral de Boissieu Dean de Luigne, Schwiegersohn des Staatspräsidenten, ist dem Chef des Generalstabes des französischen Heeres — dem Inspekteur des deutschen Heeres vergleichbar — für die Durchführung der Ausbildungsrichtlinien verantwortlich. Er wird hierbei durch einen Oberst, stellvertr. Kommandeur der Schule, unterstützt.

Dem Kommandostab mit den Abteilungen S 1 — S 4 stehen zwei Ausbildungs-Stäbe, der für die militärische und der für die wissenschaftliche Ausbildung.

An der Spitze der wissenschaftlichen Bildung steht ein Oberstleutnant als Direktor, der den Unterricht in Allgemeine Information, Kriegsgeschichte, Naturwissenschaften (Mathematik und Physik) und in 6 Fremdsprachen (Arabisch, Englisch, Deutsch, Italienisch, Spanisch, Russisch) koordiniert.



Zeremoniell anläßlich des Besuches des Staatspräsidenten in Saint Cyr Coetquidan. General de Gaulle grüßt vor dem Abschreiten der Front die Fahnenabordnung von Saint Cyr. Rechts rückwärts der Armeeminister Messmer und ganz rechts der Kommandeur der beiden Schulen, Brigadegeneral de Boissieu.

Die militärische Ausbildung leitet und überwacht ein Oberst. Ihm untersteht unter anderem ein Lehroffizier für Pädagogik.

Die Verwaltungseinrichtungen sind einer deutschen HOS ähnlich.

Bemerkenswert sind neben der reichhaltigen Bibliothek und dem Informationszentrum das moderne Sprachlabor mit 4 Hörsälen zu je 15 Magnetofonbandgeräten und der Physiksaal mit dem gut ausgestatteten Praktikumslabor, das sich mit den Einrichtungen mancher Universitäten vergleichen läßt.

Die neuen Unterkünfte und Unterrichtsräume für zwei Bataillone (1000 Betten) wurden im September 1965 zu Beginn des Schuljahres bezogen; die Kommandostabs-, Verwaltungs- und restlichen Lehrgebäude einschließlich einer großen Sport- und Schwimmhalle werden bis 1967 bezugsfertig sein.

Das Leben an der Offizierschule Saint Cyr

Wenn der junge Offizieranwärter heute nach einem zweijährigen Vorbereitungskurs auf dem Gymnasium im Anschluß an das Abitur (insgesamt 13 Schuljahre) die sehr schwere Aufnahmeprüfung bestanden hat und nach Saint-Cyr-Coetquidan kommt, erwartet ihn eine harte Ausbildung. Insbesondere sind die ersten zweieinhalb Monate sehr streng. Vom Wecken bis zum Zapfenstreich bleibt kaum Zeit zur Entspannung. Während dieser Ausbildungsperiode müssen alle Entfernungen von einem Dienst zum anderen im Laufschritt zurückgelegt werden.

Um den ständigen Wechsel zwischen dem wissenschaftlichen Unterricht und der militärischen Ausbildung zu vermeiden, hat man vor einem Jahr die ersten drei Tage der Woche für die wissenschaftliche Bildung und die letzten drei Tage für die militärische Ausbildung einschließlich einer dreistündigen Nachtübung vorgesehen. Dabei ist der Samstag ein **voller** Arbeitstag, wie alle anderen Tage der Woche. Die Zeiteinteilung für die 60-Stunden-Woche sieht folgendermaßen aus:

16 Stunden wissenschaftliche Bildung, jeweils 50 Minuten Unterricht,
20 Stunden militärische Ausbildung einschließlich Nachtschießen,
15 Stunden Selbststudium, jeden Abend zweieinhalb Stunden,
6 Stunden Sport, davon zwei Stunden wahlfrei, Reiten, Tennis, Fechten, Judo u. a.,
3 Stunden Verschiedenes (Verfügungsstunden, Duschen, Wehrsoldempfang etc.).

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Unterricht in einigen Fächern ausschließlich an der Universität Rennes erfolgt. Hier haben die Offizieranwärter auch ihre Sprachprüfungen bzw. teilweise ein Staatsexamen in Elektrotechnik abzulegen, entsprechend dem gewählten Ausbildungsgebiet.

Punktsystem und Waffenwahl

Jeder Offizieranwärter der ESM erhält am Schluß seiner zweijährigen Ausbildung neben einer Beurteilung zugleich eine Punktzahl, die sich aus den Gesamtleistungen einschließlich Sport zusammensetzt und sich zwischen 2 000—4 000 bewegt. Der beste Offizieranwärter mit der höchsten Punktzahl beginnt mit der Waffenwahl und meldet diese stolz seinem Kommandeur. Der Kadett, der die geringste Punktzahl aufzuweisen hat, muß die Truppengattung wählen, die am Schluß noch übrig bleibt. In den letzten drei Jahren, an denen ich der Waffenwahl beiwohnen durfte, war es jedesmal die Fernmeldetruppe, die den schwächsten Offizieranwärter aufnehmen mußte.

Freundschaftliche Beziehungen zu den HOS anderer Nationen

Seit einigen Jahren besuchen für 2 Tage im März Abordnungen der HOS aus Belgien, Deutschland, England, Holland, Italien und Österreich die Offizierschule in Coetquidan und die französischen Kadetten. Letztere besuchen ihrerseits in gleichgroßen Gruppen die ausländischen Offizierschulen, wobei die HOS Hannover die deutsche Partnerschule ist. Jährlich findet Ende Mai ein Internationales Leichtathletik-Turnier statt, bei dem die HOS von Belgien, England, Frankreich und Holland um den Siegerpokal kämpfen, den bisher fast immer die Briten gewonnen haben. Jedesmal übernimmt eine andere HOS die Organisation dieser Sportveranstaltung in ihrem Land. Es wäre wünschenswert, wenn die deutschen HOS sich in absehbarer Zeit auch an diesen Heeresoffizierschulmeisterschaften in 17 Disziplinen beteiligen könnten.

Außerdem gibt es jährlich zwei Manöver „Tipperary" und „Madelon" mit den britischen Kadetten aus Sandhurst, die abwechselnd in Frankreich oder England stattfinden und bei denen die Offizieranwärter, die den Feind darstellen, aus der Luft abspringen. Alle französischen Kadetten, soweit sie körperlich tauglich sind, werden in einem Sonderlehrgang an der Luftlandeschule in Pau als Fallschirmspringer ausgebildet. Im März 1965 haben auch 7 Kadetten von Saint Cyr an der deutschen Luftlande- und Transportschule in Schongau das deutsche Fallschirmspringerabzeichen erworben. Eine ganze Anzahl der deutsch lernenden Kadetten von Saint Cyr hat in den Jahren 1963—1965 den Oster- oder Sommerurlaub in deutschen Kasernen verbracht. Dabei konnten die französischen Kadetten nicht nur ihre deutschen Sprachkenntnisse erweitern, sondern auch ihre deutschen Kameraden und den Dienst in der Truppe kennenlernen.

„Jour de Triomphe" — die traditionelle Abschlußfeier

Bewundernswert ist die Organisation und Durchführung der jeweiligen Abschlußfeier des scheidenden Jahrgangs, der einen Traditions-Namen hat wie z. B. „Bir Hakeim", „Centenaire de Camerone" oder „Serment de 1914" und stolz das entsprechende Abzeichen trägt. Der „Jour de Triomphe" beginnt vormittags um 10.00 Uhr jeweils am letzten Sonntag im Juli mit einem Feldgottesdienst, dem nach dem Mittagessen von 15.00—17.00 Uhr eine Vorführung (Ausschnitte aus dem Leben der Kadetten, sportliche Vorführungen, Darstellung von Schlachten u. a.) auf dem Marchfeld folgt, zu der durchschnittlich 20 000 Personen in 7 000 Pkw erscheinen, da Coetquidan keine Eisenbahnverbindung hat. Das anschließende Reitturnier, Platzkonzerte zweier Militärkapellen, Besichtigung des Museums und der Neuen Schule sorgen für Abwechslung bis zum Abendessen. Die rund 300—400 Ehrengäste, unter denen sich fast immer der Verteidigungsminister befindet, sind zu einer Garden-Party oder Empfang im Foyer der Neuen Schule mit anschließendem Abendessen im Offizierheim eingeladen.

Um 22.30 Uhr findet bei Fackelbeleuchtung die Taufe des neuen Jahrgangs auf dem Marchfeld statt, die mit einem Vorbeimarsch endet. Von Mitternacht bis zum Morgengrauen wird in mehreren hübsch geschmückten Räumen der Schule getanzt.

Besuch der Neuen Schule durch Staatspräsident General de Gaulle

Als im Februar 1965 der Staatspräsident die HOS besichtigte, sagte er zu den Kadetten:

„Ihr seid die neuen Offiziere, deren Leben und Einsatz verschieden sein wird von dem eurer Vorgänger. Wir, die ältere Generation, die an zwei Weltkriegen teilgenommen hat, hat nicht nur den Stellungskrieg mit festgelegten Fronten im 1. Weltkrieg erlebt, sondern sie hat durch die Einführung des Motors auch den Bewegungskrieg ohne feste Fronten einschließlich des Partisanenkampfes kennengelernt.

Die Entfernungen wurden im 2. Weltkrieg immer größer, man kämpfte auf der Erde, auf dem Meere und in der Luft. Die neue Atomwaffe wird die Zerstörung weit ins Hinterland des Feindes tragen. Trotz unserer bewährten alten Tradition bleiben wir auf dem Wege des technischen Fortschritts. Ich habe Vertrauen in Euch, daß Ihr die an Euch einst herantretenden Aufgaben ebenso meistern werdet, wie es Eure Väter taten."

Oberst der BW a. D. Siegfried Erfurth

100 Jahre Königgrätz

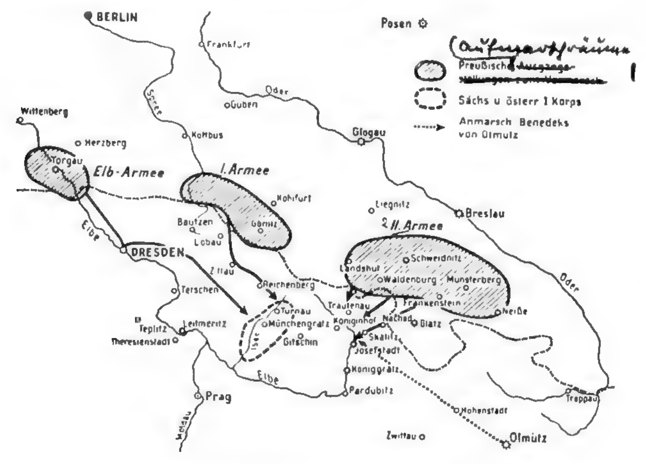
Der Feldzug 1864 brachte Preußen und Österreich gemeinsamen Besitzanteil an den Herzogtümern Schleswig-Holstein und gleichzeitig das Recht zur Mitgestaltung ihres künftigen Schicksals. Zugleich erwuchsen Preußen und Österreich hierdurch Aufgaben der Sicherung und Behauptung des Erworbenen, die zunächst nur in gemeinsamer Verwaltung und Besetzung bestehen konnten. Hierin entzündete sich nach hartnäckigen diplomatischen Verhandlungen in den Kabinetten der europäischen Großmächte der „Bruderkrieg", den Moltke so gerne vermieden hätte.

So begann am 21. 4. 1866 die österreichische Mobilmachung, die einen Aufmarsch bei Olmütz unter dem rühmlich bekannten Feldzeugmeister Ritter v. Benedek zur Folge hatte. Lediglich das I. österreichische Korps unter Clam Gallas befand sich im nördlichen Böhmen und schien damit preußischerseits Oberschlesien unmittelbar zu bedrohen.

Nachdem Österreich die Initiative ergriffen und schließlich einen Vorsprung von 6 Wochen in den militärischen Rüstungen erzielt hatte, mußten, „um die verlorene Zeit wieder einzuholen, alle fünf nach der sächsisch-österreichischen Grenze führenden Bahnen für den preußischen Aufmarsch ausgenutzt werden".

Die preußische Mobilmachung führte zu einem Aufmarsch gegen Österreich in einer Breite von 400 km zwischen Halle und Neiße. „Es hat damals nicht an tadelnden und warnenden Stimmen, welche die Versammlung der preußischen Armee in 4 Gruppen auf dem 60 Meilen langen Bogen Zeitz—Torgau—Görlitz—Neiße als unerhörten Leichtsinn empfanden, nicht gefehlt . . . Moltke hatte das seit Friedrich dem Großen aufgetauchte Problem des Zusammenwirkens getrennter Heeresteile, das seit Leipzig und Belle-Alliance in Vergessenheit geraten war, erneut aufgegriffen . . . und dann einer Lösung zugeführt."

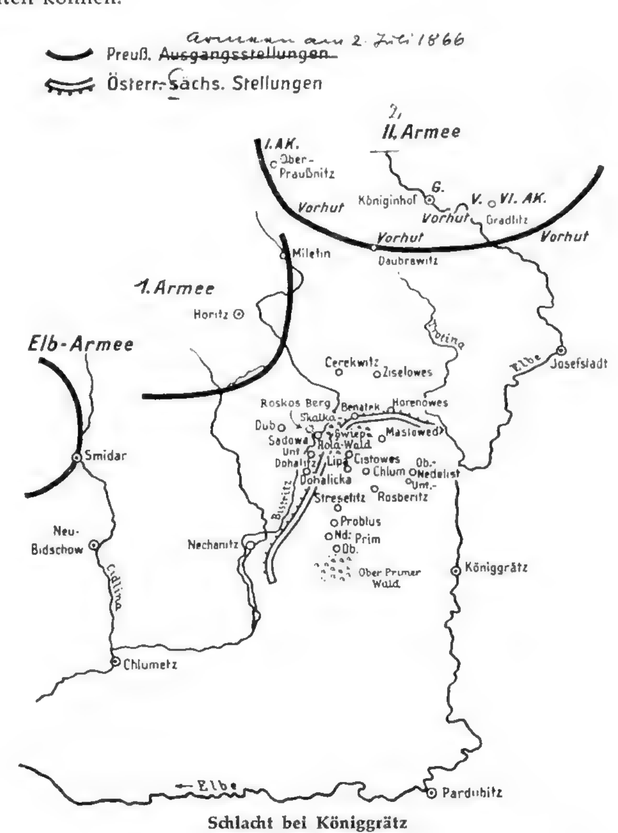
Der Elbarmee unter General Herwarth v. Bittenfeld im Raum von Torgau, der 1. Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl im Raum von Görlitz und der 2. Armee unter dem Kronprinzen im Raum Landshut—Neiße war als Marschrichtungspunkt für die Annäherung Gitschin angegeben worden, weil der inzwischen zur Gewißheit gewordene Aufmarsch der österreichischen Armee nach Böhmen hier nicht früher eintreffen konnte, als die dorthin konzentrisch angesetzten preußischen Heeresteile.



Operationen in Böhmen 1866.

„Wirklich hatten die Elb- und die 1. Armee nur die Sachsen und das österreichische I. Korps vor bzw. neben sich, die sich bei ihrem Vormarsch an der Iser zusammenzogen. Dort sollten sie, wie Benedek . . befahl, halten, bis das Gros der Nordarmee heran war."

Es mußte Moltke um so mehr daran liegen, daß die 1. Armee über das Lausitzer Gebirge so schnell wie irgend möglich vorstieß, um eine Gefahr durch ein rasches Vorrücken in den Rücken der gegen die 2. Armee stehenden Österreicher auszuschalten. Trotz Moltkes Mahnung, keine vermeidbaren Massierungen zu bilden, ging Prinz Friedrich Karl eng aufgeschlossen über das Gebirge und kam infolgedessen nur langsam vorwärts. Auch versagte seine Kavallerieaufklärung. Erst am 26. Juni kamen die Elb-Armee und die Spitzen der 1. Armee an der Iser in Feindberührung und erst am 28. 6. wagte die 2. Armee nachzustoßen und erkämpfte den Iserübergang bei Münchengrätz. — Die Sachsen und Österreicher wichen auf Gitschin aus, da sie die Iser-Linie nicht hatten gegen die Übermacht halten können.



Schlacht bei Königgrätz

Der Verlauf der Ereignisse in Nordböhmen ließ — ebenso wie auf dem westlichen Kriegsschauplatz — zur Genüge erkennen, „welche Schwierigkeiten selbst in der Zeit der Eisenbahnen und des Telegraphen sich unter Umständen auftürmen können, wenn aus einem Aufmarsch in weit getrennten Gruppen komplizierte Operationen einheitlich durchgeführt werden sollen.

Inzwischen hatte Benedek trotz Langsamkeit seiner gleichfalls massierten Kräfte doch rechtzeitig genug die obere Elbe bei Josephstadt erreicht, um den über die Pässe des Riesengebirges heranrückenden preußischen Marschkolonnen am 27. Juni zwei Korps bei Trautenau und Nachod entgegen zu stellen, während er mit der Masse seiner Armee dahinter aufschloß.

Dem V. Preuß. Korps gelang es unter der energischen Führung durch Steinmetz, den dreifach überlegenen Gegner zurückzuwerfen. Aber bei Trautenau siegten die Österreicher über das I. Preuß. Korps, das im Rückzug bis nach Schlesien auswich und dort vor Erschöpfung einen Tag lang liegen blieb.

Während die 1. Armee am 27. Juni nicht einen Schritt vorangekommen war, hatte sich die Lage bei der 2. Armee durch den Angriff des Gardekorps wieder gefestigt. Steinmetz schlug den doppelt und dreifach überlegenen Gegner bei Skalitz und stieß am 29. Juni nach. Er siegte noch einmal bei Schweinschädel und Benedek hatte damit die letzte Chance des Feldzuges verpaßt. Jetzt konnte er sich nicht mehr gegen die 1. Armee wenden, sondern mußte Front gegen die 2. Armee machen. Er nahm am 29. Juni seine Korps in eine

Stellung zurück, die Friedrich der Große im Bayerischen Erbfolgekrieg 1778 nicht anzugreifen gewagt hatte. Die 1. Armee warf jedoch mit ihren Spitzendivisionen am 29. Juni den Kronprinzen von Sachsen bei Gitschin zurück und stand damit in der linken Flanke Benedeks.

Moltke, von Berlin nach dem neuen Hauptquartier bei Reichenberg unterwegs, gab den Befehl, der die 2. Armee dort festhielt, wo sie war, bereit, um mit ihrem rechten Flügel die Verbindung zum linken Flügel der 1. Armee aufzunehmen. Die 1. Armee erhielt den Auftrag, unverzüglich Richtung auf Königgrätz zu nehmen, um damit dem Gegner in den Rücken zu kommen.

Dieser drohenden Gefahr entzog sich Benedek am 1. Juli durch Rückzug auf Königgrätz, wo er die Truppen des Kronprinzen von Sachsen zu sich heranzog. Die Preußen verloren hierbei, weil die Kavallerie, entgegen der Lehre Moltkes, wieder nicht zur Aufklärung angesetzt war, die Fühlung mit dem Gegner.

Prinz Friedrich Karl, der eigentlich am 1. Juli mit seiner Armee hatte Ruhetag machen wollen, rückte jedoch mit seinen Korps so weit vor, als es die Ermüdung der Truppe zuließ, und auch die 2. Armee ging mit Teilen über die Elbe und nahm mit dem vorgenommenen I. Korps Fühlung mit der Nachbararmee auf.

Moltke, inzwischen auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen, überzeugte sich davon, daß die ermüdete Truppe Ruhe brauchte. Starker Regen hatte die Straßen aufgeweicht und Verpflegungsschwierigkeiten traten auf. In dem am 2. Juli im Quartier des Königs stattfindenden Kriegsrat stand Moltke mit seiner Auffassung der Lage ziemlich allein da. Es zeigte sich hierbei, daß die meisten eine unverzügliche Vereinigung der Armee wollten, und daß die dagegen bewegliche Auffassung dieses Problems durch Moltke etwas völlig Neues darstellte.

Eine vom Prinzen Friedrich Karl angesetzte Erkundung durch Major v. Unger ergab am 2. Juli, daß „starker Feind (mindestens 3 Korps) diesseits der Elbe stand". Hierauf erbat Prinz Friedrich Karl für seinen für den 3. Juli auf diesen Gegner geplanten Angriff die Unterstützung des Kronprinzen. Diese, gleichzeitig an das Große Hauptquartier in Gitschin abgehende Meldung, löste den sofortigen Befehl Moltkes an die 2. Armee „mit allen Kräften . . . sobald als möglich" anzugreifen, aus.

Gegen 8.00 Uhr erhielt der König auf der Höhe von Dub die Meldung der vollzogenen Bereitstellung der 1. Armee. Prinz Friedrich Karl bat in dieser Meldung, mit dem Angriff erst um 10.00 Uhr beginnen zu dürfen, da mit dem Eintreffen der 2. Armee nicht vor 11.00 Uhr zu rechnen sei. Der König entschied aber auf Moltkes Vorschlag hin, daß s o g l e i c h mit dem Angriff zu beginnen sei. Kurz darauf trat Prinz Friedrich Karl gegen die Bistritz an. Drei preußische Divisionen überschritten, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen, die Bistritz und gingen weiter gegen den Holawald vor. Der Anfangserfolg schien gesichert. Dann setzte starkes Artilleriefeuer von den Höhen von Chlum ein. Die Lage wurde ernst. Der preußische Angriff stockte. Da ging die 7. Preuß. Division am linken Flügel vor und drang in den Swiepwald ein, auf den sich ein verheerendes Feuer konzentrierte. Die beiden österreichischen Flügelkorps Festetics und Thun setzten sich im Swiepwald fest.

Inzwischen hatte Prinz Friedrich Karl gegen 12.00 Uhr seine Armeereserve unter General v. Manstein vorgezogen, um sie sofort bei Eintreffen der 2. Armee einsetzen zu können. Aber die 2. Armee kam infolge des anhaltenden Regens auf den verschlammten Straßen immer noch nicht. — Preußische Truppen gingen aus dem Holawald zurück, und der Anfangserfolg des Tages schien verloren. Beunruhigung griff im Hauptquartier um sich, und der König wandte sich besorgt fragend an Moltke, worauf dieser erwiderte: „Euer Majestät werden heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug gewinnen."

Prinz Friedrich Karl wollte nicht weiter seine Infanterie dem starken feindlichen Artilleriefeuer aussetzen und beschloß auf Biegen oder Brechen den Sturm. Die 6. Inf.-Division erhielt den Angriffsbefehl und trat an. Da griff Moltke aus eigener Machtvollkommenheit ein und hielt mit der Weisung: „Bis zum Eintreffen der 2. Armee nur Festhalten in der Front", die 6. Division zunächst an, um weitere Verluste zu vermeiden.

Endlich gegen 13.00 Uhr war durch Artilleriefeuer vor der österreichischen Front zu erkennen, daß der Kronprinz mit seiner Armee gegen die rechte Flanke des Gegners angetreten sein mußte. Moltke schickte 13.45 Uhr an General Herwarth v. Bittenfeld den einzigen während der Schlacht erteilten schriftlichen Befehl „auf dem entgegengesetzten Flügel vorzurücken, während im Zentrum die Österreicher noch halten".

Tatsächlich hatte die 2. Armee etwa um diese Zeit die Höhe von Horenowes genommen und brach von dort in die ungeschützte österreichische Flanke. Als Chlum gegen 14.45 Uhr erobert war, war die Schlacht entschieden. 15.40 Uhr trat das preußische Zentrum der 1. Armee zum Sturm an. Die österreichische Infanterie war bereits im Zurückgehen. Um diese Absetzbewegung zu decken, warf Benedek 39 Schwadronen in den Kampf, denen sich 34 preußische Schwadronen stellten. Dieser Kampf brachte keine Entscheidung. Als die österreichische Infanterie in Sicherheit war, brach die österreichische Kavallerie das Gefecht ab, aber bis zuletzt schoß die vorzügliche österreichische Artillerie schließlich noch auf 100 Schritt und hielt heldenhaft kämpfend so den nachdrängenden Gegner bis zuletzt fest.

Die preußischen Verbände vermischten sich während des konzentrischen Vorgehens und mußten erst wieder geordnet werden. Es kam so nicht vollständig zu der von Moltke erstrebten Vernichtung des Gegners in der Schlacht. Es gelang Benedek, trotz der vernichtenden Niederlage, rund 180 000 Mann zu retten, zwar in vollständiger Auflösung, aber doch ohne wesentliche Störung, und über Königgrätz abzuziehen.

Die Elb-Armee erhielt den Auftrag: „Verfolgung soweit als möglich", blieb aber stehen infolge irriger Auslegung des Verfolgungsbefehls. So wurde zwar ein großer, feldzugentscheidender, preußischer Sieg erfochten, aber es fehlte die Verfolgung durch die preußische Armee.

Zweifellos hatte Moltke den preußischen Aufmarsch in getrennten Gruppen der Grenze entlang als „Mißstand" empfunden.

„Erst der Verlauf der eigenen Operationen und das Verhalten des Gegners haben die Möglichkeit des Angriffs aus zwei Fronten und die daraus folgende konzentrische Wirkung ergeben. Dadurch, daß Moltke diese Lage rechtzeitig erkannte und die Bewegungen der preußischen Armeen richtig aufeinander abstimmte, ist bei Königgrätz tatsächlich die **Vereinigung getrennter Heeresteile auf dem Schlachtfelde gelungen — das Höchste, was strategische Führung vermag."** . . . (Moltke an Treitschke, 1881) — „So wurde der Feldzug 1866 mit dem Sieg von Königgrätz und seinen für die Kriegsführung gewonnenen Erfahrungen ein W e n d e p u n k t auch für Moltkes Auffassung v o m K r i e g e."

Königgrätz und Traditionspflege

Die Lehren von Königgrätz wurden im deutschen Heere bis 1945 sorgsam bewahrt.

Das Infanterie-Regiment Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz (6. Ostpr.) Nr. 43 — Königsberg, Pr., hatte am 3. 7. 1866 diese große mit dem österreichischen Doppeladler verzierte Pauke des Regiments Karl Salvator von Toskana Nr. 77 nebst dem dazu gehörenden zweirädrigen Wägelchen erbeutet. Der davorgespannte Hund war in der Schlacht erschossen worden und das Trommelfell der Pauke war von mehreren Schüssen durchlöchert. Pauke und Wagen blieben beim Regiment. Durch Kabinettsordre vom 8. 3. 1867 gestattete der König von Preußen dem Regiment „für ewige Zeiten" die Führung dieser Pauke nebst Fuhrwerk. Das Regiment hielt seit dieser Zeit bis zum Ende des 2. Weltkrieges immer einen bis zwei Hunde, die stets „Sultan" oder „Pascha" hießen und Freud und Leid getreulich mit dem Musikkorps teilten.



1914 zog der Paukenhund mit Wägelchen und Pauke mit in den Krieg und kam bei Tannenberg mit seinem Gefährt ins Gefecht, wurde gerettet und kam dann nicht mehr auf das moderne Gefechtsfeld.

Im 100 000-Mann-Heer erhielt das Ausbildungsbataillon des IR 43, dem die Traditionskompanie des InfRgt. (6. Ostpr.) 43 angehörte, die Genehmigung, künftig die historische Pauke von 1866 mit Paukenhund und -wagen zu führen.

Klaus Woche

An der Wiege des preußischen Heeres

Mit Mord, Brand und Plünderung toben die Schrecken des dreißigjährigen Krieges über die Mark Brandenburg. Wehrlos ist die Bevölkerung den Launen der fremden Söldnerheere ausgeliefert. Dem Kurfürsten gelingt es endlich, die Stände, die nun den Krieg am eigenen Leibe spüren, zur Bewilligung von Verteidigungsgeldern zu bewegen. Am 23. März 1626 werden von den preußischen Ständen 17 000 Taler zur Aufstellung von einem Regiment zu Fuß in Stärke von 3 000 Mann und einem Regiment zu Roß von 500 Pferden bewilligt.

Am 1. Mai 1626 steht dann diese Truppe zur Musterung durch den Kurfürsten bereit. Der Geheime Rat Sigismund von Götz verliest den Articulsbrief und nimmt den neun Kompanien den Eid ab, in dem die Soldaten geloben, unverbrüchlich an den Artikeln festzuhalten „wie das einem redlichen Soldaten und Kriegsmann gebührt und ansteht, getreulich und ohne Arglist und Gefährde, so wahr mir Gott helfe, durch seinen Sohn Jesum Christum. Amen."

Mit dem gleichen Tage wird auch der kurfürstliche Obrist Hillebrand von Kracht zum Kommandeur über das Regiment bestellt. Dieser Truppe ist jedoch das Kriegsglück wenig hold, denn sie ist im Kriegshandwerk noch wenig geübt und zu schwach, einem Gegner ernsthaft Widerstand zu leisten. Das Krachtsche Regiment, das so wenig Eindruck auf seine Gegner macht, ist die Wiege der preußischen Armee.

Seine Soldaten hielten sich gehorsam an die Weisungen ihres obersten Kriegsherrn: „Solltet ihr aber euch gleichwohl zu schwach befinden, so müßt ihr euch in die Zeit schicken und dem Geschick anheimstellen, was ihr mit äußerstem Fleiß nicht abwenden und verhüten könnt!"

Im gleichen Jahre verweigern die Kompanien v. Wins und von der Groeben vom Krachtschen Regiment den Gehorsam, weil sie nicht gegen die Schweden, die gleichen Glaubens sind, kämpfen wollen. Bekannt ist aus diesen Tagen auch die Fahne des Krachtschen Regimentes mit der Inschrift: „Lebe beständig, Kein Unglück ewigk." Sie war von blauem Tuch und „gemahlet ein geharnischter Arm aus einer Wolke mit einem Rappier, darunter gesetzet ein Topf mit glühenden Kohlen, daß gleichsam die Hand darüber brennet".

Diese Darstellung soll angeblich auf eine römische Sage zurückgehen, in der sich der Römer Scaevola, um seinen Irrtum zu sühnen, den Arm verbrennt. Die Deutung von Prof. Dr. Thoma ist jedoch wahrscheinlicher, wonach eine gepanzerte Faust erst im Feuer gestählt wird und allen Gefahren gegenüber gewappnet ist.

Unter dem Großen Kurfürsten wird das Regiment aufgeteilt. Fünf Kompanien ziehen in die Festung Peitz, die restlichen fünf Kompanien gehen zum Regiment des Obersten v. Redern. Später bilden sie die Besatzung der Festung Pillau und ziehen von dort 1685 mit vier Kompanien im brandenburgischen Hilfskorps gegen die Türken.

Hier erwarben sich die Brandenburger unvergeßlichen Ruhm und Ansehen. Heute noch werden wir an die Schlachten der Brandenburger gegen die Türken erinnert. Ofen und Zenta sind die Orte, an denen auch das Krachtsche Regiment unter dem Namen Kurland teilnahm und seine Kriegstrophäen errang. Diese Kriegstrophäen werden noch heute in überlieferter Weise bei militärischen Veranstaltungen gezeigt. Es ist der Schellenbaum, der uns mit seiner halbmondförmigen Form, seinen Roßhaarschweifen und der darüberhängenden „Mohammedsfahne" an diese Zeiten erinnert. In Form und Art gleicht der Schellenbaum noch heute dem früheren türkischen Feldzeichen. In der Folgezeit wird das Regiment unter wechselnden Namen genannt und oft fallen Teile der Auflösung zum Opfer. Die Reste jedoch finden immer erneute Verwendung zur Aufstellung neuer Regimenter. Das alte Krachtsche Regiment wurde also nie völlig aufgelöst, und seine Geschichte führt daher wie ein roter Faden durch die brandenburgisch-preußische Heeresgeschichte. Hervorragende Offiziere der preußischen Armee waren Kommandeure des Regimentes oder gingen aus ihm hervor. In vielen Schlachten zeichnet sich das Regiment aus, muß aber auch manche Niederlage einstecken. Seit der Schlacht bei Hohenfriedberg darf es den Grenadiermarsch schlagen und im siebenjährigen Krieg kämpft es bei Jägerndorf, Zorndorf und Kunersdorf.



Musterung des Regiments Hillebrandt v. Kracht am 1. Mai 1626.
Zeichnung Klaus Woche nach Knötel d. J.

1808 wird aus dem friderizianischen Infanterie-Regiment No. 14 das 3. ostpreußische Infanterie-Regiment (No. 4) und nimmt an den Kämpfen in den Jahren 1813/14 bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig teil.

Durch A. K. O. v. 4. Juli 1860 wurden die alten Infanterie-Regimenter 1—12 Grenadier-Regimenter. Ab 27. 1. 1888 erhielt das Regiment den Namenszug „FR" im Andenken an König Friedrich d. Großen.

Am 6. 11. 1888 erhält das Regiment „in Anerkennung der während seines über ein vierteltausendjährigen Bestehens bei allen Gelegenheiten mit Hingebung geleisteten Dienstes", die Genehmigung zum Tragen des Helmbandes mit der Inschrift „1626". In den Feldzügen 1866 zeichnete sich das Regiment bei Königgrätz, 1870/71 bei Metz, Colombey, Amiens, Peronne und St. Quentin aus. Im 1. Weltkrieg nahm es im Rahmen der 2. Infanterie-Division an den Kämpfen an der Ost- und Westfront teil. Nach der Auflösung der alten kaiserlichen Armee wurde die Tradition dieses ältesten Regimentes von der 5. u. 8. Kp. des Reichswehr-Infanterie-Regimentes 2 übernommen. Diese Tradition wurde auch von der ehem. Wehrmacht bis in das Jahr 1945 fortgeführt.

Möge die Devise des Regimentes: „Lebe beständig, kein Unglück ewigk" eine stete Mahnung für unser Volk wie für jeden einzelnen bleiben!

Erfahrungen über Winterkämpfe der Infanterie im Angriff

Das Infanterie-Regiment 39, zur 26. ID. gehörend und dem VI. AK. unterstellt, stand im ersten Rußlandwinter des 2. Weltkrieges von Oktober 1941 bis Februar 1942 in fast pausenlosem Kampf mit einem weit überlegenen Gegner im Eckpfeiler der Ostfront bei Rschew. Das Regiment bewährte sich besonders als Nachhut und trug wesentlich dazu bei, daß das Zurückgehen der Armee möglich war. Immer wieder griff es an, um einen eingebrochenen Gegner zurückzuwerfen und somit Zeit zu gewinnen, die für das Zurücknehmen der Front nötig war. Aber nicht nur der Gegner allein, nein auch die Natur mit Schneestürmen und einer Kälte von 40 Grad und mehr verlangten von den Soldaten das Letzte. Wenn man eine Durchschnittskompaniestärke von 30—35 Mann zu Grunde legt, dann kann man erst die Leistungen aus dieser Zeit besonders würdigen.

Das Regiment stand auf verlorenem Posten, es erfüllte aber beispielhaft seine Pflicht. Was hier vollbracht wurde, war echtes Soldatentum und schuf Bande, die bis zum heutigen Tage halten.

Auf Befehl von Generaloberst Model legte der damalige Regimentskommandeur Oberst Wiese, heute General d. I. a. D. in Gießen, seine „Erfahrungen über die Winterkämpfe der Infanterie im Angriff" nieder, die den Einheiten der Armee damals zugeleitet wurden.

Diesen Erfahrungsbericht fand der Einsender dieses Artikels, Leutnant d. Res. Moll, bei einer Forschungsarbeit im Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg und hat ihn uns mit Einverständnis von General d. I. a. D. Wiese zugesandt. Die darin festgelegten Punkte sind auch heute noch für die Ausbildung der jungen Soldaten lehrreich, wobei die heutige andere Waffenausrüstung berücksichtigt werden muß. Auf die Bedeutung der Fliegerunterstützung wird besonders hingewiesen. Auch heute im Zeitalter der Mechanisierung ist, wie die Kämpfe in Vietnam beweisen, der Soldat — der Mensch — die Grundlage jedes Erfolges. Red.

IR. 39 Rgts.-Gef.-St., den 24. 2. 42
I a

1. Ausschlaggebend sind die Wirklichkeiten über Zustand, Stärke und Waffenausstattung der Truppe sowie die Beurteilung der Witterungsverhältnisse (Schneelage, Kälte) und ihre Überwindung.

2. *Besten Erfolg* verspricht der Angriff der Infanterie mit Sturmgeschützen in offenem Gelände im Zuge der Wege und Dörfer. Dabei müssen auch Artillerie und Flieger bei dem hohen Schnee sicher an den Feind heranschießen.

3. *Schwer und verlustreich* ist der Angriff im Busch- und Waldgelände.

4. *Angriffsziel:* Kurz stecken, 3—5 km Tagesziel. Zwischenziele stecken und gewonnenes Gelände säubern. Das Tagesziel so zeitig erreichen, daß Abwehr sichergestellt werden kann.

5. *Angriffszeit:*

a) Mit Sturmgeschützen *bei Tage*, Zeit wechseln,
b) ist Feind artilleristisch stärker, *Dunkelheit zur Annäherung* bis in die Sturmausgangsstellung ausnutzen. Dazu artilleristische Vorbereitung am Vortage,
c) *Nachtangriff* ist bei schlechtem Zustand und Ausbildungsstand der Truppe gewagt, *im Waldgelände* kaum möglich.

6. *Einsatz und Gebrauch der Infanterie-Waffen:*

a) *Gewehr:* Viele Gewehrschützen, viel Munition, und zwar *viel Leuchtspur* (verträgt der Russe nicht), zusammengefaßtes Gewehrfeuer.
b) *Maschinenpistole:* Bei strenger Kälte unzuverlässig.
c) *Leuchtpistole:* Erkennungszeichen vereinbaren. Für Waldgefecht viel Munition nötig. Rot „Hier sind wir!" ist besser zu sehen als weiß.
d) *Panzerbüchsen:* Zurücklassen. Panzerbüchsentrupps mit Gewehr (Scharfschützen) und Handgranaten als Stoßtrupp des Komp.-Chefs umorganisieren.
e) *Handgranate:* Reichliche Ausstattung aller Soldaten (einschl. Offiziere). Reserve auf Schlitten nachführen.
f) *Maschinengewehre:*
   aa) *Hemmungen* bei strengem Frost werden vermieden, wenn Düse des Rückstoßverstärkers von 11,9 mm auf 9,1 mm verengt wird. Kann Waffenmeister ausführen. Also *besondere Winterdüse.*
   bb) *Bei strenger Kälte* nur Petroleum anstelle des Waffenöls.
   cc) *Viel Leuchtmunition* verwenden (davor hat der Russe Angst).
   dd) *lMG: Schießunterlage* im Schnee ein Brett wie Skikufe ca. 70 cm lang unter Gabelstütze.
   In der Bewegung von der *Hüfte* schießen.
   ee) *sMG: MG-Gruppe* bei *Schützenkompanie* als lMG verwenden. Lafette muß folgen und wird, wo es geht, benutzt. Im übrigen *Einsatz als sMG* auf geräumten Wegen, in Häusern und auf Schanzen.
   Optik im Waldgelände nicht benutzen.
   ff) *Transport mit Munition* auf Handschlitten (Skischlitten).
g) *l. Granatwerfer:* Im Schnee zwecklos, da keine Wirkung.
h) *s. Granatwerfer:* Gut heranhalten auf Handschlitten. Viel Munition. Nebelgranaten erforderlich. Einbau im Schnee, aber durchschaufeln der Stellung bis auf gewachsenen Boden.
i) *Pak:* Sehr wirksam im Inf.-Kampf. Auf Schlitten montieren. *Viel Sprengmunition,* diese auch gegen Panzer *mit*verwenden, da Entzündung des austretenden Öls und Benzins und damit Ausbrennen möglich. An Schlittenwege gebunden. Für Einsatz Wege ausschaufeln.
k) *l. IG:* Wegegebunden, auf Schlittenkufen. Ausgezeichnete Waffe, die heranzuhalten ist. Direkten Beschuß anstreben keine Abpraller schießen, da Zünder meistens abbrechen.
l) *s. IG:* Ganz ausgezeichnete Waffe, dicht an die Ausgangsstellung heranziehen (Wege schaufeln). Vorgeschobene Beobachter *mit Draht* zu den Bataillonen, insbesondere im Schwerpunkt des Angriffs.

7. *Artillerie:*

Zu *jeder vorderen Kompanie ein VB mit Draht* (Doppelleitung) unbedingt nötig. Zum Btl. A. V. Kdo. Einfachleitung (wegen Erdung) und Funk funktionieren bei strenger Kälte *meist* nicht. Im allgemeinen Unterstützung *nur* mit *beobachtetem* Feuer.

Feuerzusammenfassung zu Beginn und während des Angriffs geben gute Erfolge. Auf Unterstände mit Verzögerung schießen, sonst Abpraller; der normale Aufschlag hat bei Schnee wenig Wirkung. *Panzer-Haubitzen* weit vorn halten zum Einsatz bei der angreifenden Infanterie. Sie müssen bei Erreichen des Tagesziels zum sofortigen Einsatz in der HKL zur Verfügung stehen.

8. *Sturmgeschütze:*

Beste Waffe für Infanterieangriff, Wegegebunden.

Vor Einsatz Wege ausschaufeln. Mit Hilfe eines Bau-Btls. wurden z. B. in einer Nacht 4 1/2 km Wege im tiefen Schnee ausgeschaufelt und durch den Einsatz ein großer Erfolg erzielt.

Eintreffen erst mit Angriffsbeginn. Mit Führer vorher Einsatz festlegen und Gelände ansehen. Zu jedem Sturmgeschütz stellt Infanterie ein lMG mit viel Munition, bedient von 2 Mann, möglichst aus dem InfPi.-Zug, die *als Minensucher* ausgebildet sind.

Mit den Sturmgeschützen (3 für eine *Stoßrichtung* hat sich bewährt mindestens aber 2) ist zweckmäßig und mit *gutem Erfolg* mindestens *eine 8 cm Flak auf Selbstfahrlafette* zu koppeln, die die Flankenempfindlichkeit der Sturmgeschütze wirkungsvoll auszuschalten vermag. Im großen Busch- und Waldgelände sind Sturmgeschütze ohne diesen Schutz erfolglos.

9. *Flieger:* Nötige und äußerst wirksame Waffe.

a) *Stukaangriffe* erschüttern den Feind stark, Wirkung unmittelbar ausnutzen; *alle Erkennungszeichen* benutzen. Beste Objekte sind Dörfer und Waldstücke.

b) Schlachtflieger haben den laufenden Angriff im offenen Gelände besonders wirksam unterstützt.

c) Besonders wichtig ist, daß Flieger nach Erreichen des Angriffsziels der Infanterie den Schwächemoment bis zur Sicherstellung *starker Panzerabwehr* in der HKL und bis zur Herstellung der völligen Abwehrbereitschaft der Infanterie überbrücken,
   aa) durch Bekämpfung der feindlichen Artillerie,
   bb) durch Bekämpfung feindlicher Panzer,
   cc) durch Zerschlagung feindlicher Bereitstellung,

d) *somit gibt es drei Aufträge für Flieger:*
   aa) Vernichtungsarbeit der Stukas im Schwerpunkt des Feindes,
   bb) Begleitung des Angriffs durch Schlachtflieger,
   cc) Überwachung des Einrichtens zur Verteidigung.

10. *Hinweise zur Angriffsführung:*

a) *Infanterie* muß selbständig von der *starken Feuerwirkung aller eigenen Waffen Gebrauch machen.* Das ist der Schlüssel zum Erfolg: *Aktivität.*

b) *Zusammenballungen* sind mit aller Schärfe durch *alle* Führer zu unterbinden. Darin liegt *die Hauptursache der Verluste.* Häuser sind Menschenfallen. Ein Komp.-Führer, der eine Auflockerung nicht fertig bringt, ist nicht fähig zu führen.

c) *Vorgehen der Infanterie:* Mit Aufklärungsschleier durch den *gesamten Angriffsstreifen* voraus, Gruppen bzw. Züge folgen in Reihe (Trampelweg bahnen), Zugführer voraus. Abschnitte des Vorgehens, um zu verpusten, bestimmt der Komp.-Chef.

d) *Kein Gelände im Angriff aussparen,* dort bleibt Feind sitzen und hemmt mindestens den Erfolg. Feindnester werden durch Umgehung nicht zu Fall gebracht, sie müssen durch Angriffstruppen vernichtet werden.

e) *Mit Erreichen eines Angriffsabschnitts* sofort *starke* Aufklärung vor, aber vor weiterem Vorgehen das Ausräumen des rückwärtigen Feindes sicherstellen. Man hat auch die Zeit dazu, da die schweren Waffen zum Folgen lange Zeit gebrauchen.

f) Mit *Sturmgeschützen* Stoßtrupps der Infanterie aus ausgesuchten (freiwilligen) Soldaten einsetzen. Gerät und Munition in Schlitten an die Sturmgeschütze anbinden. (Leinen von 3 m Länge). Soldaten können sich bei zügigem Vorgehen auf die Schlitten setzen. Alles vorbereiten!

g) *Der Btls.-Komandeur* muß in seiner Hand einen Stoßtrupp haben. Das Rgt. hat gute Erfolge damit erzielt, daß jeder Btls.-Kdr. seit Beginn des Ostfeldzuges über einen solchen Stoßtrupp der kühnsten Soldaten des Btls. verfügte.

h) *Der Btls.-Kommandeur* muß unter sicherer Führung mit seinem Gefechtsstand *weit vorne führen,* damit er unmittelbaren Einfluß auf den Kampf seiner Kompanien hat.

i) *Gute und sichere Nachrichtenverbindungen* durch Draht und Funk sind das Mittel zum Erfolg. Vorbereiten und alles sicherstellen! Doppelleitungen! Funk bei strenger Kälte in Häuser legen. Das gilt für Verbindung der Kompanien mit dem Btls.-Gef.-Stand und der Btls.Gef.-Stände mit dem Rgts.-Gef.-Stand. *Es geht trotz aller Widrigkeiten.*

k) Dolmetscher müssen vorn beim Btls.-Kdr. sein.

l) *Sanitätsdienst:* Straffe Organisation nötig. Btls.-Arzt mit Tr.-Verb.-Platz weit vorn. Rgts.-Arzt muß Rgts.Verb.-Platz einrichten. Dort Organisation des Verwundetenabschubs mit Schlitten. Für warme Getränke sorgen.

11. *Vorbereitung für den Angriff:*

a) *Vorbereitungszeit* dauert länger als normalerweise. Genügend Zeit lassen. Vorbefehle geben.

b) Zeit für *Aufklärung* und *Wegeerkundung* lassen.

c) *Nötigenfalls* Zeit zum Ausschaufeln der Wege für IG und Artillerie und Sturmgeschütze geben.

d) *Nachrichtennetz,* insbesondere für Artillerie, muß gelegt sein.

e) *Truppe* muß einigermaßen ausgeruht sein.

f) *Alle Führer* müssen auf Grund des Angriffsbefehls sich das Angriffsgelände ansehen können.

12. *Von ausschlaggebender Bedeutung* ist die Besetzung aller Führerstellen ohne Rücksicht auf Rang und Dienstalter mit *energischen und angriffsfreudigen Führern,* die bejahend und mit Selbstvertrauen an die ihnen gestellten Aufgaben herangehen.

gez. Wiese

IN MEMORIAM



Hauptmann Helmut Höhno, Wehrbereichskommando III, Düsseldorf, wurde am 22. 3. 1966 zur letzten Ruhe gebracht. Ein Herzinfarkt hatte das soldatische Leben dieses fünfmal verwundeten und mit dem Ritterkreuz als Leutnant ausgezeichneten Panzermannes vorzeitig beendet.

Wir geben zwei Ansprachen bei der Trauerfeier auszugsweise wieder. Sie beschreiben in soldatischer Form das Leben eines Mannes, der als Leitbild eines Frontsoldaten im Sinne des Traditionserlasses dienen kann.

Der Chef des Stabes des Wehrbereichskommandos III sagte: Am vergangenen Donnerstag starb in den späten Abendstunden plötzlich und für uns alle völlig unerwartet unser Kamerad Hauptmann Helmut Höhno im Alter von 52 Jahren.

Fast bis zu seiner letzten Stunde hat er unermüdlich und immer voller Frohsinn seinen Dienst versehen. Er gehörte zu den Offizieren, denen soldatische Pflichterfüllung Lebensinhalt bedeutete. Jeder Aufgabe, die ihm gestellt wurde, gab er seine ganzen Kräfte; er zerrieb sich im Dienst, um sein Bestes für sein Volk und die Freiheit des Westens zu geben.

Genauso wie er im Einsatz seinen Mann stand, ganz soldatischer Führer und Vorbild für seine Untergebenen, so handelte er auch im Frieden als Offizier der Bundeswehr.

Trotz eines schweren Nachkriegsschicksals — es führte ihn als Ritterkreuzträger in mehrere sowjetzonale Gefängnisse und Zuchthäuser — blieb sein Lebensmut ungebrochen.

Als Landarbeiter verdiente er den Lebensunterhalt für seine Familie. Dem politischen Druck des Ostens widerstand er mannhaft. Um seiner Familie ein noch schwereres Schicksal zu ersparen, siedelte er am 25. 5. 1953 aus der SBZ in die BRD über, fing unverdrossen von vorn an und brachte es bis zum Abteilungsleiter einer VW-Generalvertretung.

Am 4. 1. 1960 wurde er auf Grund seiner freiwilligen Meldung in der Bundeswehr als Oberleutnant eingestellt und gab für den Dienst in der Bundeswehr eine besser bezahlte Stellung auf. Damit bewies er — wie so oft in seinem Leben — seine innere Einstellung zum Vaterland, wenn es um den Dienst für das Volksganze ging.

In seinem Lebenslauf, den er mit seiner Bewerbung einreichte, schrieb er:

„Da ich seit frühester Jugend mit Lust und Liebe Soldat bin und die soldatischen Tugenden als mein Lebensideal ansehe, möchte ich jungen Menschen als Erzieher diese Tugenden weitergeben.

Aus diesem Grunde habe ich mich wieder zur Verfügung gestellt."

Soldatische Tugenden hat er bewiesen, soldatische Pflichterfüllung war das Leitbild seines Lebens. Er hat dieses Leitbild mit Inhalt gefüllt; er war uns nicht nur ein guter Mitarbeiter, sondern auch ein lieber Kamerad.

Anschließend sprach der Befehlshaber im Wehrbereich III, Generalmajor Pape:

Wir geleiten heute am Ende eines einmaligen Soldatenlebens unseren Kameraden Hauptmann Höhno zur letzten Ruhe.

Vor über 150 Jahren schrieb Alfred de Vigny in seinem Buch „Servitude et grandeur militaires":

„Die ‚Waffe', bei der man dient, ist die Form, in die man den Charakter hineinwirft, in der er sich ändert und umgeschmolzen wird, um ein allgemeines Aussehen zu erhalten, das ihm für alle Zeit aufgeprägt bleibt. Der Mensch verschwindet unter dem Soldaten.

Jedoch eine allen gemeinsame Idee hat oft genug der Gesamtheit ernster Männer einen Charakter von großer Majestät verliehen und diese Idee ist die Entsagung.

Die Entsagung des Kriegers ist ein schwereres Kreuz als das des Märtyrers. Man muß es lange getragen haben, um seine Größe und sein Gewicht zu kennen."

„Servitude et grandeur militairs", unter diesem Leitspruch hat unser Kamerad Höhno sein Leben als Soldat bis zur letzten Stunde gelebt. Ein echtes Kind Brandenburgs, trat er nach abgeschlossener Lehre 1931 in das Reiter-Regiment 4 in Potsdam ein. Ein Regiment, das die ehrwürdigen Traditionen der alten preußischen Gardekavallerie bewahrte und eines der Stämme für die besten Panzerleute. Der Verstorbene hat die Entwicklung der deutschen Panzerwaffe von ihren ersten Anfängen in Döberitz-Elsgrund, über die 1. Kompanie des Panzer-Regiments 6, der 1./Imker Drone, der Tauch-Abteilung „Cäsar" und der 9. Tauch-Abteilung/Panzer-Regiment 6 mitgemacht. In der 3. Brandenburgischen Panzer-Division machte er im Panzer-Regiment 6 die Feldzüge in Polen, Frankreich und Rußland bis zum Februar 1943 als Zugführer mit, um dann nach Absolvierung der Fahnenjunker- und Oberfähnrich-Lehrgänge in den Tiger-Abteilungen 505, 510 und 508 als Kompanie-Führer bis zur Kapitulation im Osten zu kämpfen. Der Hauptmann Höhno kämpfte von Spanien bis Tula, vom Kaukasus bis nach Kurland und in Ungarn.

Er war von 1936 bis zur Entlassung aus einem Zentral-Gefängnis der russischen Besatzungsmacht 1946 ununterbrochen im Einsatz. Es ist erschütternd aber beispielhaft, in seinen Papieren zu lesen, wie er immer nur für ganz kurze Zeit nach seinen 5 schweren Verwundungen, meist in Lazaretten unmittelbar an der Front, wieder zu seinem Regiment in den Einsatz zurückkehrte.

Ich selber fühle mich dem Toten besonders verbunden, da wir von 1935—1943 gemeinsam in derselben Panzer-Division gewesen sind und dieselben Feldzüge und Gefechte mitgemacht haben.

Hauptmann Höhno gehörte zu den Typen, wie sie eben nur seine Waffe, die Kavallerie und die daraus hervorgegangene Panzertruppe hervorgebracht hat. Er erhielt hohe Tapferkeitsauszeichnungen und schließlich das Ritterkreuz. Als vorbildlicher Soldat und Unteroffizier wurde er zum Offizier befördert. Er war der Typ, von dem der Inspekteur der Kavallerie nach dem Kriege 1870 sagte: „Gold oder Blech, Barone und Feldmarschälle kann man machen, aber keinen braven Mann."

Sein Regiment, seine Familie, vor allem seine Kinder, können stolz sein auf diesen hervorragenden Menschen und vorbildlichen Soldaten.

Seine Mutter und seine Ehefrau werden Trost finden in unserem Mitgefühl und in den Worten der Maria von Clausewitz, die als echte Soldatenfrau gesagt hat:

„Handle du, ich will es tragen."

Wir werden Hauptmann Höhno nicht vergessen und sein Andenken bewahren als Vorbild eines Soldatenlebens.

Leo Frhr. Geyr von Schweppenburg

Erinnerungen von Liddell Hart

Mit nachstehendem Auszug aus einer Besprechung im englischen BBC des in deutsch erscheinenden Werkes, 2 Bände, Cassell, London, (Econ-Verlag, Düsseldorf) machen wir auf dieses interessante Buch besonders aufmerksam. Red.

Der weltweit bekannte englische Militärschriftsteller Basil Liddell Hart hat kürzlich seine Lebenserinnerungen veröffentlicht.

Der verstorbene Präsident Kennedy schrieb einmal: „Kein militärischer Fachmann hat in höherem Maße wie Liddell Hart Achtung verdient."

Unter der Flut von Aufzeichnungen dieser Art darf man mit Recht **die** von Basil Liddell Hart zu den wertvollsten, vor **allem zu den** ehrlichsten rechnen, die im atlantischen Raum erschienen sind. Seine Erinnerungen sind vor allem ein Selbstporträt des Menschen in seiner unbeirrbaren Wahrheitssuche.

Liddell Hart erlebte als junger Infanterieoffizier am 1. Juli 1916 den Beginn der Sommeschlacht.

Im September 1898 hatten britische Maschinengewehre die anstürmenden Truppen des Madhis bei Omdurman niedergemäht. Am 1. Juli 1916 fielen vor den deutschen Maschinengewehren innerhalb von 12 Stunden 60 000 Briten. Liddell Hart selbst wurde kurz darauf durch deutsche Gasgranaten Kriegsinvalide. — Das Überdenken dieser Vorgänge wurde ihm zum geistigen Damaskus. Er zog nach Abschluß dieses Krieges aus, um für eigene nur allmählich sich bildende neue Erkenntnisse zu streiten.

Die 20er Jahre sahen ihn dabei in wechselvoller Tätigkeit, auch als Mitarbeiter an militärischen Vorschriften. Dies war bei seinem jugendlichen Alter ein erstmaliger Vorgang.

Um die Mitte der 30er Jahre begann er den damaligen höchsten englischen Führerkreisen verschiedener Wehrmachtsteile nachzuweisen, daß sie in Umkehrung eines Wortes von Scharnhorst in ihrer Verklammerung an eine überholte Tradition „an der Spitze des Rückschritts" marschierten.

Daß dieser Sokrates militärischer Philosophie sich damit bittere Feinde machen mußte, war selbstverständlich, vor allem bei Bourbonen in den höheren englischen Wehrmachtsstäben, die „wenig gelernt und nichts vergessen" hatten und noch in 1918 dachten, wie übrigens auch der französische Generalstab. Eine Ausnahme machte hier nur ein gewisser Oberst de Gaulle, der für seine Kritik von der Liste der Beförderungen gestrichen wurde. Es gab eben in England keinen Schierlingsbecher mehr, um eine auch innerpolitisch nicht unbedenkliche Stimme zum Schweigen zu bringen.

Höhere Soldaten — und nicht nur solche in England — lieben es eben selten, was ein führender Schweizer Soldat einmal in die Worte faßte: „Kritik ist ein Segen für ein Wehrwesen." Man konnte aber das Wissen und das Urteil von Liddell Hart vor allem auch in politischen Kreisen nicht entbehren. In den 30er Jahren wirkte er als gesuchter militärischer Berater bei fast allen politischen Größen der damaligen Zeit mit, ob sie Lloyd George, Eden oder Winston Churchill hießen. Am stärksten trat dies zuletzt bei dem unter außenpolitisch wachsendem Druck reformierenden britischen Kriegsminister Hore-Belisha in Erscheinung.

In Deutschland schlugen seine Arbeiten über „Die Zukunft der Infanterie" ein; mehr noch seine geradezu prophetischen Arbeiten über die Bedeutung der Panzerwaffe. Seine Gedanken befruchteten zustärkst gleichgeartete Strömungen im **deutschen** und im **sowjetischen** Generalstab. In seiner Heimat, für die seine Arbeit eigentlich gemeint war, wurde sie, je zahlreicher die geistige Gefolgschaft wurde, die er unter der jüngeren Generation in der Armee und in der Luftwaffe gewann, als **Pessimismus** bezeichnet und bis zum tragischen Beweis ihrer Richtigkeit vernachlässigt. Er sah mit berechtigter Sorge und mit ständigen Warnungen das stete Wachsen der deutschen Panzerwaffe und ebenso den schnellen Aufbau der deutschen Luftwaffe, dieser beiden gefährlichen siamesischen Zwillinge. Die Quittung auf die Mißachtung des „Propheten im eigenen Land" und der gleichen ablehnenden Einstellung des französischen Generalstabes brachte Dünkirchen.

Geschichtlich und rückblickend ist Liddell Hart an der geistigen Vaterschaft der „Blitzkriegführung" ziemlich eindeutig als Hauptbeteiligter anzusehen.

Einige der heutigen Auffassungen von Liddell Hart verdienen erwähnt zu werden:

„Den Krieg von 1939 bis 1945 gibt es im großen nicht mehr, höchstens noch in räumlich begrenzten Auseinandersetzungen."

„Das Wort vom ‚Atomaren Gleichgewicht' ist mit dem Begriff einer **Atomohnmacht** verkoppelt."

Atomkrieg zwischen Großmächten gleicht gemeinsamen Selbstmord.

Totaler Krieg, totaler Sieg, bedingungslose Kapitulation des Gegners sind unsinnige Konzeptionen.

In seinem einmaligen Wissen beruft sich Liddell Hart auch auf das frühest bekannte Buch der Menschheitsgeschichte über die Probleme und Beziehungen von Krieg und Frieden, das des Chinesen Sun Tzu. Er schrieb es etwa 500 vor Christus und spricht von der **Illusion**, daß „der volle militärische Sieg ein Kriegsziel sein und daß er den **Frieden sichern kann."**

Es lohnt sich allein, in Liddell Hart's Erinnerungen seine Gedanken über Krieg, Frieden und diesbezüglicher Politik nachzulesen.

50 Jahre Bibliothek für Zeitgeschichte

Die bedeutendste historische Spezialbibliothek unseres Kontinents ist im November 1965 50 Jahre alt geworden. Dieser Gedenktag soll Anlaß sein, einmal die Bedeutung der Bibliothek für die wehrwissenschaftliche Forschung der Gegenwart zu unterstreichen. Es ist heute in Europa kaum möglich, die Geschichte der beiden Weltkriege zu beschreiben und zu untersuchen, ohne das Material der Bibliothek zu benutzen.

Der schwäbische Industrielle Richard Franck begann im November 1915 alles gedruckte Material zu sammeln, das in irgendeiner Weise Bezug auf den 1. Weltkrieg nahm. Als der Krieg zu Ende ging, bestand die Sammlung aus 45 000 Büchern und 2 150 Zeitschriftenbänden aller kriegführenden Nationen. Diese bis heute einzigartig dastehende Sammlung mußte 1920/21 aus räumlichen Gründen von Berlin nach Stuttgart verlegt werden und fand Unterkunft im Schloß Rosenstein.

Die Mitarbeiter der „Weltkriegsbücherei" sammelten aber nicht nur Bücher, Zeitschriften, Zeitungen, Bilder, Plakate usw., sondern traten auch mit eigenen Veröffentlichungen („Bücherschau", „Schriften der Weltkriegsbücherei" u. a. m.) hervor. Diese Veröffentlichungen gelten noch heute als internationale Standardwerke zur Geschichte des 1. Weltkrieges.

Die Luftangriffe nach 1943 verschonten auch Schloß Rosenstein nicht. Ein großer Teil der Bibliothek, darunter das sogenannte „Weltkriegsmuseum", ging in Flammen auf.

Nach 1945 war es schier unmöglich, an eine Weiterarbeit zu denken, da die Besatzungsmacht die Bestände beschlagnahmte und nach den USA transportierte. Doch war es der Initiative des Kurators der Bibliothek, des Bibliotheksleiters und des Direktors der Württembergischen Landesbibliothek zu danken, daß die Bücherei — jetzt unter dem Namen „Bibliothek für Zeitgeschichte" — 1949 ihre Arbeit wieder aufnehmen konnte, als noch niemand in der Bundesrepublik daran dachte, sich wieder mit wehrwissenschaftlichen Forschungen zu beschäftigen.

Die „Bibliothek für Zeitgeschichte" verfügt heute über einen Bestand von ca. 150 000 Büchern, jährlich 500 eingehenden Zeitschriftenbänden, einem umfangreichen Plakat- und Flugblattarchiv sowie einer Sammlung von ca. 30 000 Fotos aus dem 1. und ca. 15 000 Original-PK-Aufnahmen aus dem 2. Weltkrieg. Die Bibliothek veröffentlicht außerdem ihre „Jahresbibliographie" — die einzige umfassende wehrwissenschaftliche Bibliographie der Welt — und eine Schriftenreihe, in der bis heute „Krieg auf dem Balkan", die „Konzeption des 2. Weltkrieges", die „Bibliographien zum 1. Weltkrieg" und die „Versenkung jüdischer Flüchtlingsschiffe" abgehandelt wurden.

Werner Haupt

Oberst a. D. Wolfgang Müller

Aus alter Zeit

Aus Anlaß des Wiedersehens ehemaliger Kadetten in Bensberg vom 20.—22. Mai 1965 bringen wir nachstehende kleine Erinnerung über Erziehung zur Ritterlichkeit. Red.

Kadett und Mädchen

Dazu 3 Beispiele

1. Beispiel: Kadett Gefreiter Amos. — Obertertianer 1. Kompanie Königlich-Preußisches Kadetten-Korps — Bensberg — Freiturner — Kompaniestrammster — hatte 1913 eine Freundin im Dorf Bensberg. —

Jeden Tag schickte er den Quintaner Wolfgang Müller mit einem Liebesbrief zu ihr ins Dorf. — Dazu mußte der 12 jährige die Mauer neben der Wache herunterklettern. — Der Liebes**bote** erhielt von der hübschen Empfängerin Bonbons. —

Damals habe ich Amos bewundert:

1. Wegen seines guten Geschmackes.
2. Weil er Stoff für **tägliche** Liebesbriefe hatte.

Lehre: So war **echte** Kadetten**liebe!**

2. Beispiel: Unter uns ist ein Kadettenkamerad, der vor vier Tagen seinen 85. Geburtstag feierte. Er erinnert sich jetzt noch an das hübsche Töchterchen seines Kommandeurs in Bensberg, welche vor **73** Jahren Kadetten mit Süßigkeiten und Gunstbezeugungen verwöhnte. Er erinnert sich an Einzelheiten.

Lehre: Reizende Mädchen vergißt der alte Kadett **nie.**

3. Beispiel: In der Fähigkeit, sich jungen Damen zu nähern, waren natürlich die Kadetten nicht alle **gleich.** — Es gab vorbildliche Taktiker auf **diesem** Gebiet. — Vor allem in hungrigen Zeiten. — So bewunderten alle Bensberger einen Kameraden, den das Töchterlein eines Konditors in ihr Herz geschlossen hatte.

Lehre: Für Kadettenliebe gab es wohl Bewunderung, aber nie üblen Neid.

Soweit die 3 Beispiele zum Problem: „Der Kadett und die Mädchen." Wie war nun das Leitbild in allen europäischen Kadettenkorps? Im ungarischen, österreichischen, hannoverschen, sächsischen, bayrischen und preußischen? Das Leitbild beim Verhalten gegenüber Damen? Dieses Leitbild war **„Die Ritterlichkeit!"**

Hierzu ein Beispiel: 1917 Königlich-Preußische Hauptkadetten-Anstalt Groß-Lichterfelde! 7. Kompanie. — Die Züge der Wannseebahn von Lichterfelde-West zum Potsdamer Platz überfüllt. —

Im überfüllten Abteil sitzt ein Kadett, der gerade aus dem Vorkorps gekommen. — Eine alte, ärmlich gekleidete Frau steigt ein. Mit einer großen Kiepe Hamsterwaren. — Der Kadett **bleibt** sitzen. Auch als ihm ein Kamerad einen Wink gibt, bietet er seinen Platz **nicht** an. Er meint: „Ja, wenn es ein junges Mädchen wäre!" Am Montag darauf: Ein Kadett-Unteroffizier hat den Vorfall berichtet. Donnerwetter in der Stube! Kadett-Unteroffizier Wenk I, Alter Naumburger. Ein Vorbild als Mensch und Soldat! 1918 gefallen. — Der Bruder unseres Kadetten-Kameraden General der Panzertruppen a. D. Wenk (Generaldirektor Diehl-Werke).

Wenk I donnert: „Kadett K! Sie haben **jeder** Frau Ihren Platz anzubieten, ohne Rücksicht auf Alter, ohne Rücksicht auf Herkunft! — Sie haben ritterlich zu sein gegenüber jeder Frau! Stets als Königlich-Preußischer Kadett! Als Offizier!"

Das Beispiel beweist: Das Erziehungsideal der Kadettenkorps war über Jahrhunderte hinweg: „Die Ritterlichkeit!"

Daß diese ritterliche Einstellung zur Offizierfrau, zur Frau des ehemaligen Kadetten richtig war, zeigte sich in Krisenzeiten. In Krisenzeiten **wuchs** die unbekannte Frau des alten Kadetten, die **unbekannte Offizierfrau,** vor allem die Offizierwitwe mit unversorgten Kindern **über sich hinaus:**

Von 1914—1918: Hungerwinter. — Nach 1918: Inflation! Deflation!

Von 1939—1945: Bombennächte! Evakuierung — Vertreibung!

Nach 1945: Wiederaufstieg nach stärkster Deklassierung.

Begegnung der Federfechter

„Neue Sprachdenkmäler" 1/66, S. 22

Zu Hauptmann Kremsers Abhandlung nehme ich wie folgt Stellung:

1. Wer den Abkürzungsfimmel glossiert, sollte eigentlich selbst die Zucht der Sprache beherrschen.
2. Ausdrücke wie z. B. „Wortbeschneidungen", „Vereisung", „Bedeutungszusammenhang", „Zerschandeln", „Verstümmelung" und „Verkrüppelung", „Kahlschlagstil", „rohe Hanswurstiaden, Prügelszenen oder pöbelhafte Belustigungen" offenbaren, daß der Verfasser die Zucht der Sprache vermissen läßt, obwohl diese gemäß Erlaß des Bundesministers der Verteidigung „Bundeswehr und Tradition" — Fü B I 4 Az 35-08-07 vom 1. 7. 1965 in Nr. 19 eine soldatische Grundhaltung ist.
3. Als Offiziere sollten wir einen Stil pflegen, der Kraftausdrücke und Übertreibungen ausschließt und der Würde des Soldaten entspricht.
4. Wenn man die Abhandlung liest, weiß man nicht, ob man sich nicht mehr über den ungepflegten Stil des Verfassers als über den Abkürzungsfimmel wundern soll.
5. Aufgabe aller Disziplinarvorgesetzten ist es, den Abkürzungsfimmel im mündlichen Ausdruck zu unterbinden.

Oberstleutnant Berthold Schirmer

Zum Sammeln geblasen

Traditionstreffen:

Sturmartillerie. 16. großes Bundestreffen aller ehemaligen Einheiten und Angehörigen dieser Waffe am 18./19. Juni 1966 in Karlstadt/Main. Anmeldung und Auskunft durch die Bundesgeschäftsstelle, 8 München 8, Wörthstr. 43.

2. Waffentag „Kavallerie — Schnelle Truppen" in Verbindung mit dem PzAufklBtl. 1, Braunschweig, vom 20.—22. Mai.

22. und 23. Panzer-Division. Das Treffen wird abgehalten in der „Traditionsstadt" der badisch-württ. 23. PzDiv, in Ludwigsburg, am 18./19. Juni 1966. Anmeldung und Auskunft über Norbert Kujacinski, 714 Ludwigsburg, Otto-Geßler-Straße 9, Tel. 89779.

Ehem. Braunschweigisches Husaren-Regiment Nr. 17. Diesjähriger Regimentstag in Verbindung mit der Feier des 80jährigen Bestehens des Vereins ehem. Braunschweiger Husaren am 7. und 8. Mai 1966 in Braunschweig. Auskunft: W. Wellner, Braunschweig, Geysostr. 5, Tel. 31821.

14. Panzer-Division. 21./22. 5. 1966 in Külsheim mit Einweihung der Gedächtnisstätte. Betreuung durch PzBtl. 364 in der Prinz-Eugen-Kaserne. Rückfragen an Rolf Grams, 813 Starnberg, Gradstraße 1.

56. Inf.-Div. 7./8. 5. 1966 in Hann. Münden mit Einweihung einer Gedenktafel. Rückfragen an Edmund Blaurock, 8213 Aschau (Chiemgau), Pöching 10.

1. ostrpr. Inf.-Div. 14./15. 5. 1966 in Wuppertal-Elberfeld-Arenberg mit Kameradschaftsabend in den Zoogaststätten. Rückfragen an Otto Monck, 56 Wuppertal-Barmen, Bogenstr. 68.

Wir beglückwünschen

Zwei hochverdiente Panzergenerale haben in letzter Zeit das 80. Lebensjahr erreicht.

General der PzTr. **Frhr. Geyr von Schweppenburg** wurde am 2. 3. 1886 in Potsdam geboren und trat 1904 in das DragRgt. 26 ein, wo er schöne Friedensjahre verleben konnte, über sein Regiment hinaus bekannt für gute Pferde, mit denen er zahlreiche reiterliche Erfolge erringen konnte. Den 1. Weltkrieg begann v. Geyr als Ord.-Offizier seines Regimentsstabes in Frankreich. Da er schon im Frieden den russischen Dolmetscher gemacht hatte, wurde er bald als I c im Osten eingesetzt und dann als Generalstabsoffizier in verschiedenen Verwendungen. Nach dem Kriege in die neue Reichswehr übernommen, war er zunächst als Schwadronschef, dann als Generalstabsoffizier in der 3. KavDiv. tätig und führte mehrere Jahre das wegen seiner reiterlichen und sonstigen Leistungen bekannte Reiter-Regiment 14. 1932 zum Oberst befördert, war er von 1933—1937 Militärattaché in London, Brüssel und Den Haag. Danach erhielt er die 3. PzDiv., die sich auf Grund seiner neuzeitlichen Ausbildung später im Krieg, zum Teil unter seiner Führung als Komm. General, so bewährt hat. Am 1. 4. 1940 zum General der PzTr. befördert, knüpfen sich an seinen Namen die großen Erfolge der Jahre 1941 und 1942 im Osten im Rahmen der Armee Guderian. Dessen Vertrauen berief ihn dann auch 1943 als Befehlshaber der Panzergruppe West nach Frankreich vor und während des ersten Teils der Invasion, und anschließend als Inspekteur der PzTr. zur Aktivierung der gepanzerten Verbände und Schulen in das Ersatzheer.

General von Geyr war ein Truppenführer von besonderem Format und zugleich ein hervorragender Ausbilder mit modernen Ideen u. a. hinsichtlich der Nachtausbildung. Er spricht drei Fremdsprachen und ist noch heute ein ebenso im Ausland wie in Deutschland bekannter Militärschriftsteller, der furchtlos seine Meinung sagt, wie er dies schon früher im Frieden und Krieg getan hatte.

General der PzTr. **Otto von Knobelsdorff** wurde am 31. 3. 1886 in Berlin geboren. Er trat aus der Kadettenanstalt in das Inf.-Regiment 94 ein, wo er 1906 Leutnant wurde. Den 1. Weltkrieg machte er in der Front und als Generalstabsoffizier mit. Auch er wurde sofort in die Reichswehr übernommen und abwechselnd als Generalstabsoffizier wie in der Truppe verwendet, so z. B. 1926 zusammen mit Guderian in der Stettiner 2. Division. 1935 erhielt er als Kdr. das InfRgt. 100 und wurde am 1. 1. 1939 zum Generalmajor befördert. Im Krieg führte er längere Zeit die ausgezeichnete niedersächsische 19. PzGrenDiv. und war anschließend nach seiner Beförderung zum General der PzTr. Komm. General verschiedener Korps (II. A.K., XXIV., XXXXVIII. und XXXX. PzKorps), 1944 führte er im Osten die 1. Armee. Seine Verdienste als Truppenführer wurden mit dem Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern besonders gewürdigt. Nach dem Kriege war der General lange Jahre Vorsitzender der Landesgruppe Niedersachsen des VdS in Hannover, wo er auch heute noch in geistiger Frische im Ruhestand lebt.

Wir wünschen diesen beiden verehrten Generalen für die Zukunft weiterhin das Beste.

BUCHBESPRECHUNGEN

Lothar Rendulic:

„Soldat in stürzenden Reichen"

484 S., 5 Skizzen, 2 Bilder des Verfassers, Ln., DM 24,—, 1965, Damm Verlag München.

Dieses Buch enthält die persönlichen vielseitigen Erinnerungen des aus dem alten österreichischen Heer hervorgegangenen deutschen Generaloberst a. D. Rendulic. Außer der Schilderung eines sehr wechselvollen Lebens mit Höhen und Tiefen gibt es dem Leser gleichzeitig einen vorzüglichen Einblick in die Geschichte Österreichs der letzten 60 Jahre. Noch einmal tritt vor unser geistiges Auge der tragische Weg der alten Donau-Monarchie Österreich-Ungarn bis zur heutigen kleinen Republik. Kurzsichtige Politik der Alliierten nach dem verlorenen 1. Krieg, wirtschaftliche Schwierigkeiten, deutsches Zusammengehörigkeitsgefühl bestimmten das Auf und Ab der Entwicklung dieser Zeit.

Die Betrachtungen des Verfassers über die Kriegsjahre, die er als großdeutscher Soldat in immer höheren Stellungen erlebt hat, sind vor allem deshalb interessant, weil er an Fronten eingesetzt wurde, an denen das Politische mit dem Militärischen eng verzahnt war und daher besonderes Fingerspitzengefühl auch von dem soldatischen Führer verlangte. Da österreichische Offiziere mit diesen Problemen aufwuchsen, waren sie für solche Verwendungen besonders geeignet. Seine Tätigkeit als Armeeführer auf dem Balkan, in Lappland, Norwegen, sowie zweimal in Kurland, das damals schon abgeschnitten war, führt uns vor Augen, wie im letzten Kriege gerade die sog. Nebenfronten wertvollste Verbände — in Norwegen z. B. allein 261 Küstenbatterien und aktive Gebirgstruppen — absorbierten und den im Schwerpunkt kämpfenden Truppen bitter fehlten. Plastisch schildert der Generaloberst dabei die unnachahmlichen Leistungen der dort eingesetzten Verbände. Nur dadurch war das militärische Wunder, daß diese Fronten noch solange hielten, möglich. Wie vielfach die Truppe in der letzten Zeit des Krieges, so wurde auch Rendulic von Hitler als oberster Feuerwehrmann überall dort eingesetzt, wo es gerade brannte und zum mindesten die Lage gehalten oder wiederhergestellt werden mußte.

Dieses Buch ist in geschliffener Sprache geschrieben. Man hätte ihm auch den Titel geben können „Gedanken eines freimütigen Philosophen in Uniform", da laufend philosophische Überlegungen und Aussprüche berühmter Geschichtsschreiber oder großer Soldaten eingestreut sind, die den Blick vom Detail auf das große Ganze lenken. Freimütig schildert er auch seine Auffassung über den 20. Juli 1944, die von der heutigen abweicht. Man kann die Ausführungen dieses hochgebildeten, klugen Soldaten nur bereichert und nachdenklich lesen, auch wenn man in einigen Punkten vielleicht anderer Meinung sein kann.

zel.

Italienisch — Ein neuer Band in Langenscheidts Handwörterbuch-Reihe

Teil I: Italienisch-Deutsch. 455 Seiten. DM 19.80.
Teil II: Deutsch-Italienisch. 656 Seiten. DM 19.80.
Format 14,7 x 21 cm. Beide Teile in einem Band DM 39,—.

Langenscheidt, Berlin - München - Zürich.

Das soeben bei Langenscheidt erschienene Handwörterbuch ist das bisher größte in Deutschland bearbeitete Wörterbuch der italienischen und deutschen Sprache.

Stichwörter wie „telegiornale" (Tagesschau), „teleabonnato" (Fernsehteilnehmer) oder „autonoleggio" (Autovermietung) beweisen, daß es die Autoren mit der Modernität ernst genommen haben. Auch der moderne Fachwortschatz der verschiedensten Wissensgebiete wurde dabei berücksichtigt, wie z. B. die Stichwörter „missilistica" (Raketentechnik) oder „Fertigungsstraße" (via di produzione) zeigen. Insgesamt enthalten beide Teile des Wörterbuches rund 130 000 Stichwörter.

Jede einzelne Übersetzung spricht für die Zuverlässigkeit des Wörterbuches. Die Autoren haben offensichtlich große Sorgfalt darauf verwandt, die Entsprechungen jeweils in der gleichen Sprachgebrauchsebene zu bringen: z. B. „abwimmeln" (tener lontano qd.), „büffeln" (sgobbare), „anpumpen" (chiedere). Die Übersetzungen werden durch grammatische Erläuterungen, Anwendungsbeispiele und Redewendungen ergänzt. Anhänge mit Konjugations- und Deklinationstabellen, Verzeichnissen geographischer Eigennamen und Abkürzungen runden das Wörterbuch ab.

Bei aller Fülle des Gebotenen ist das neue Wörterbuch keineswegs unhandlich — ganz im Gegenteil: in praktischem Format bietet jede Seite eine größtmögliche Anzahl von Stichwörtern und Erklärungen in klarem, gut lesbarem Drei-Spalten-Satz. Das Werk ist nicht zuletzt deshalb ein echtes „Hand"-Buch für die tägliche Arbeit des Dolmetschers, Übersetzers, Philologen und Sprachstudenten.

„Bundeswehr und Recht"

In dieser jetzt im Carl Heymanns Verlag, Köln, erschienenen Broschüre, werden 3 Vorträge von 3 Professoren vor der Kommandeurtagung unter obiges Geleitwort gestellt. In tiefschürfenden Gedankengängen wird hier die Eingliederung des Soldaten in die moderne Staatsgesellschaft und die zweckmäßige Einfügung der Streitkräfte in die jetzige rechtsstaatliche Ordnung lebendig erläutert. Die ganzen Bestimmungen von heute unter Übernahme bewährter Regelungen von früher sollten an Gesetz und Recht binden und die unerläßliche Disziplin gewährleisten. Wie schwer allerdings auch manche Probleme praktisch zu lösen sind, zeigt besonders der mittlere Aufsatz über „Die Stellung der Streitkräfte im modernen Völkerrecht", wo doch vieles noch einer eingehenden Klärung und Verankerung bedarf. Daher sagt auch der Bundesminister für Verteidigung in seinem Vorwort, daß für die Angehörigen der Bundeswehr der Ausspruch Abraham Lincolns zu gelten habe:

„Laßt uns den Glauben haben, daß das Recht auch Kraft verleiht!"

Die Veröffentlichung dieser 3 Referate soll zwar nur einem größeren Kreis von Offizieren die dort ausgeführten Gedanken näherbringen und Rechtsberatern und Rechtslehrern der Bundeswehr Anregungen für ihre Arbeit geben. Uns erscheint dies aber ebenso wichtig für alle Juristen und im öffentlichen Leben Stehende. Tragen sie doch zum Verständnis bei, daß zwischen dem zivilen und militärischen Bereich gewisse naturgegebene Verschiedenheiten bestehen.

zel.

Friedrich Hoßbach:

„Zwischen Wehrmacht und Hitler 1934—1938"

Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen 1965.

Aus Anlaß der Herausgabe der 2. Auflage dieses aufschlußreichen Buches bringen wir nachfolgende Besprechung. Red.

General Hoßbach charakterisiert sein Buch als „die Wiedergabe persönlicher Erlebnisse und Auffassungen als begrenzten Beitrag zur Zeitgeschichte, nicht als eine militärgeschichtliche Beschreibung der Jahre 1934/38", das heißt, jenes Zeitraumes, in dem Hitler es verstand, sich die bis dahin weitgehend selbständige Wehrmacht in die Hand zu spielen. Es war eine dramatische und tragische Entwicklung, bei der menschliche Schwäche und passende Gelegenheiten durch Hitler in geschickter und zugleich rücksichtsloser Art und Weise, die ihn damals und später charakterisierten, ausgenutzt wurden.

Zwischen Hitler und den handelnden Soldaten des Heeres jener Zeit stand Hoßbach in einer einzigartigen Stellung, da er zugleich militärischer Adjutant bei Hitler und ebenso Chef der einflußreichen „Zentralabteilung" des Generalstabes des Heeres war, eine schwierige Doppelunterstellung, die ihn m. E. in Konflikte treiben mußte, wie sie sich dann auch entwickelt haben.

Das Buch ist spannend geschrieben; es liest sich leicht und gibt einen tiefen Einblick in jene Zeit und jenes Geschehen, das die heutige Generation einfach nicht versteht, weil ihr die Atmosphäre von damals fehlt. Um so wertvoller ist diese Niederschrift aus der Zeit kurz nach dem Kriege (1. Auflage!), die nach den Worten des Verfassers in der vorliegenden 2. Auflage nicht verändert worden ist, weil „die Erinnerungen mit zunehmendem zeitlichen Abstand nicht genauer werden". Sie dürfte als wertvolle Geschichtsquelle anzusprechen sein. Viele sollten sie lesen, neben Historikern gerade auch Politiker und ernsthaft zu nehmende Journalisten, dabei aber stets bedenken, unter welchen Gegebenheiten der außen- und innenpolitischen Lage, der Volksstimmung, der Unkenntnis des wahren Charakters Hitlers, des menschlichen Versagens einzelner zu hoch eingeschätzter Persönlichkeiten, der Selbstentmannung des Reichstages am 24. März 1933 und anderer impedimenta sich die Dinge entwickelten.

Hoßbach behandelt vorzugsweise neben Hitler die Spitzen der Wehrmacht von 1934/38, ihre Organisation, ihr Verhältnis untereinander und zu Hitler. Er geht auf die damaligen militärpolitischen Probleme der Wehrpflicht und der Rheinlandbefreiung ein. Er schildert die skandalöse Intrige um den hochverdienten Oberbefehlshaber des Heeres, Freiherrn v. Fritsch, wobei Hitler und sein Helfer Himmler mit erwiesenermaßen falschen Zeugen diesen aufrechten Ehrenmann, der noch ein Herr im guten Wortsinn war, kalt stellten, da er Hitlers törichten und verbrecherischen Kriegsplänen vom 5. November 1937 eindringlich widersprochen hatte, wie übrigens auch Feldmarschall v. Blomberg, wie der Verfasser betont. Er bespricht eingehend auch die Denkschrift des Generalobersten Beck, die eine gleiche ablehnende Auffassung vertrat, die m. W. weitestgehend vom Offizierkorps des Heeres geteilt wurde. Er befaßt sich dann sehr zutreffend mit der Verantwortlichkeit der 1934/38 führenden Generale. Er schließt dann mit Ausführungen über das Verhältnis von Politik und Kriegführung, wobei er harte Urteile über die Generale v. Brauchitsch und Halder fällt. Der Verfasser begründet sie mit der erhöhten moralischen Verpflichtung zur Beratung des Obersten Befehlshabers der Wehrmacht, weil „auf dessen Stuhl ein Laie saß, der im Staat allmächtig" war. Er hat damit recht; es fragt sich nur, wie weit Hitler sich diese Beratung gefallen ließ. Hoßbach schreibt selbst in anderem Zusammenhang auf Seite 148 oben: „Für einen selbständigen Feldherrn war unter Hitler kein Raum." Aufgrund der Erfahrungen bis 1945 darf man wohl hinzufügen: „Für einen verantwortungsbewußten Berater auch nicht", wie die Schicksale Brauchitschs, Halders, Zeitzlers und Guderians zeigen.

Merkwürdigerweise erwähnt Hoßbach den General Jodl als operativen Berater Hitlers nicht und den General Keitel nur am Rande (Seite 176).

Immerhin stellt er in einem kurzen Absatz fest, daß „die **Führung der Außenpolitik und die entsprechende Beratung Hitlers in erster Linie eine Aufgabe des Reichsministeriums des Äußeren war**", womit er m. E. den Nagel auf den Kopf trifft.

Hoßbach beendet seine Ausführungen mit dem eindrucksvollen Protokoll des unglücklichen Oberbefehlshaber des Heeres, Frhrn. v. Fritsch, vom 23. 2. 1938:

„. . . Eine so schmachvolle Behandlung hat zu keiner Zeit ein Volk seinem Oberbefehlshaber des Heeres angedeihen lassen. Ich gebe das hiermit ausdrücklich zu Protokoll, damit die spätere Geschichtsschreibung weiß, wie im Jahre 1938 der Oberbefehlshaber des Heeres behandelt worden ist . . ."

Walther K. Nehring, General der Panzertruppe

General der Flak-Art. a. D. Otto Wilhelm von Renz:

„Deutsche Flug-Abwehr" im 20. Jahrhundert

208 Seiten, 124 Abbildungen, Verlag Mittler & Sohn, Frankfurt/M.

Auf engem Raum zusammengedrängt, werden hier Erfahrungen von 2 langen Kriegen dargeboten.

Gestützt auf reichhaltiges Zahlen- und Bildmaterial konnte der Autor dank seiner einzigartigen Erfahrung und Sachkenntnis als einer der ältesten Flakartilleristen mit seinem historischen Werk den deutschen Wissenschaftlern, Ingenieuren und Industriearbeitern, die der deutschen Flugabwehr ihre Waffen schufen, ein Denkmal von unvergänglichem Wert setzen, das der heutigen Generation ein Beispiel und Ansporn sein möge.

Werner Haupt:

„Der Westfeldzug 1940" — „Sieg ohne Lorbeer"

Wer den Krieg an der vordersten Front in all seiner Scheußlichkeit wirklich erlebt hat, spricht erfahrungsgemäß nur ungern davon und liest nur gelegentlich über Dinge, zumeist solche, die er selbst miterlebt hat und subjektiv auf seine Wahrheit bezw. auf Irrtümer des Historikers prüfen kann.

Bei der Labilität der deutschen politischen Geistigkeit sind Kriegsbücher kaum je Bestseller. Trotzdem begrüßt man es, wenn Bücher erscheinen, die aus der beruhigenden Wirkung des zeitlichen Abstandes den Vorzug bieten, gleich gern von Persönlichkeiten mit Führungsschulung wie von Kampfsoldaten gelesen zu werden, oder die dies verdienen. Zu letzterem gehören zwei Werke des in Waiblingen, der „Stadt der Ghibellinen" wohnhaften Stuttgarter Historikers Werner Haupt. Er veröffentlichte in den letzten Monaten zwei wertvolle Arbeiten über die Vernichtungsschlacht von Kiew 1941 im Osten und über den Westfeldzug 1940. Das letztere Buch trägt den Nebentitel: "Sieg ohne Lorbeer."

Das Gesamtbild des Buches „Der Westfeldzug 1940" ist packend, der Nebentitel: „Sieg ohne Lorbeer", ob ihn nun der Verlag bestimmt oder der Autor ihn vorgeschlagen hat, ist unberechtigt. Das Buch vom Westfeldzug 1940 ist doch in Wirklichkeit trotz mancher Irrtümer im Einzelnen ein Heldenepos der deutschen Truppe, seiner Offiziere, Unteroffiziere und Landser, denen der Lorbeer dieses Sieges gebührt. Von dieser Bewertung soldatisch denkbar treuer Pflichterfüllung ist natürlich der anmaßende Dilettantismus der obersten Gefreitenführung und seiner Cronies auszuschließen. Daß eine solche umfangreiche Arbeit Irrtümer im Einzelnen enthält, ja enthalten muß, ändert an dem Gesamtwert der lesenswerten Arbeit nichts. Auch von Büchern gilt das Wort, daß die Kritik leicht, die Kunst schwer ist. Die Bebilderung und die Anlagen des Buches verleihen ihm besonderes Interesse. Wer, wie der Verfasser dieser Worte, fast alle höheren Führungspersönlichkeiten auf deutscher Seite und eine erhebliche Anzahl der gleichen Rangordnung auf der Gegenseite, in England, Belgien und Holland kennengelernt hat, für den ist sein Inhalt geradezu ein Geschenk.

v. G.

Im Verlag der Scharnhorst Buchkameradschaft, Neckargemünd 1966, ist ein beachtenswertes Buch von Hermann Büschleb mit dem Titel

„Feldherrn und Panzer im Wüstenkrieg"

erschienen. B. beschreibt nach den notwendigen Vorbemerkungen über Art und Kampfwert der beteiligten deutsch/italienischen und der englischen Truppen nach gerechter Würdigung der besonderen Schwierigkeiten des nordafrikanischen Kriegsschauplatzes an der Hand von ausgezeichneten Skizzen vierzehn Tage durchlaufender Kämpfe zwischen Tobruck und der ägyptischen Grenze im Herbst 1941, die auf englischer Seite den Decknamen Crusader trugen und deutscherseits durch das Stichwort Hochwasser gekennzeichnet wurden. Diese Schlacht im Viereck, wie sie auch sonst bezeichnet wird, ist ein hervorragendes Beispiel beweglicher Panzerführung, wie sie nur in wüstenähnlichem Gelände möglich war. Dabei blieb auf dem stets wechselnden Kampffeld der Panzerverbände den italienischen Truppen auf Grund ihrer begrenzten Ausrüstung nur die Möglichkeit, sich als Stellungs-Divisionen zu bewähren, soweit es nicht glückte, bewegliche Kräfte an solche Plätze zu stellen oder bis dahin vorzuziehen, die sie auf Grund ihrer Motorisierung gerade noch erreichen und sich im Rahmen deutscher Panzerverbände des englischen Ansturms erwehren konnten. Die Gefechtsführung in der Wüste war aber auch ein Muster dafür zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten der Panzerführer zu rechnen hat und welches Improvisitionstalent dazu gehört, eine solche Truppe nicht nur im Kampf zu führen, sondern auch mit allem Notwendigen zu versorgen, eine Fähigkeit, die auf beiden Seiten vorhanden war. Wenn man sich mit Recht angewöhnt hat, von dem fairen afrikanischen Krieg zu sprechen, so kommt in dieser frontnahen Darstellung jener vierzehn Tage die Härte der Kämpfe, die am Totensonntagabend und mit zunehmendem Ende der Kampfhandlungen schließlich auf beiden Seiten zur völligen Erschöpfung führte, und die Tapferkeit der Truppe, die ohne Kenntnis der großen Lage mit immer wieder verkehrter Front in den Kampf geht und die schwersten Lagen durchsteht, besonders klar zum Ausdruck. HC

„Der Rebell"

Im Druffelverlag Leoni am Starnberger See, erschien ein bemerkenswertes Buch des spanischen Journalisten Torcuato Luca de Tena, „Der Rebell" mit dem Untertitel „Hauptmann Palacios und die Russen".

So klangvoll wie der Name ist auch die Sprache des Verfassers, aber dieses ist es nicht, was so beeindruckt, sondern die Gesinnung, die aus diesem Buche spricht. Hauptmann Palacios war Offizier der „Blauen Division", ein spanischer Patriot, der in seinem freiwilligen Kriegseinsatz gegen die Sowjets in Gefangenschaft gerät und dort die Ehre seines Vaterlandes und seine Offiziersehre verteidigt gegen die Übermacht seiner Bewacher ohne Rücksicht auf die Konsequenzen, die sich aus seiner Ohnmacht ergaben.

Dieser spanische Hauptmann existierte. Er selbst hätte dieses Buch wahrscheinlich anders geschrieben, bescheidener, weniger schwungvoll. Aber die Initiative, die Geschichte ihres Hauptmanns der Nachwelt zu erhalten, gingen von seinen mitgefangenen Kameraden aus, die zu ihm aufsahen, denen er Vorbild war und auf den sie stolz waren. Dies ist also keine Legende zur Erbauung begeisterungsfähiger Falangisten. Das muß man wissen, denn die Ichform des Buches könnte zu der Annahme verleiten, der Autor wolle sich selbst ein Denkmal setzen.

Es geht in der Hauptsache um Folgendes. Die Sowjets hielten sich nicht an die Genfer Konvention und erklärten die Millionen Verschleppter, Soldaten und Zivilisten als Arbeiter für die Wiedergutmachung. Das heißt, wer die russischen Verhältnisse kennt, daß sie nichts anderes als Arbeitsskiaven wurden, die unter den unwürdigsten Bedingungen mit einem Minimum an Ernährung ein Maximum an Arbeitsleistung zu erzielen hatten. Dieses Schicksal haben Millionen Deutscher geteilt, es beginnt in Vergessenheit zu geraten.

Hauptmann Palacios weigerte sich vom ersten bis zum letzten Tage seiner Leidenszeit, diesen willkürlichen Akt anzuerkennen. Er begegnete allen Versuchen der Russen, ihn zur Arbeit zu zwingen, ihn zu demütigen, sein Vaterland zu verleumden und seine Männer zu beeinflussen, mit entschiedener Opposition bis zur letzten Konsequenz, bis zum Hungerstreik.

Wir, die wir in russischer Kriegsgefangenschaft waren, kennen diese Methoden. In diesem Buch ist nichts übertrieben, nichts dramatisiert oder verteufelt. Wer es ablehnte zu arbeiten, war Saboteur, wer sich gegen die politische Bevormundung auflehnte, war Faschist. Wer den Mut dazu hatte, bezahlte es mit dem Leben, nicht direkt, man machte ihn fertig.

Es gab viele solche Rebellen, von denen kein Buch erzählt, aus Stolz, aus Ehrgefühl, aus Verachtung gegenüber der Opportunisten, die sich weitgehend anzupassen wußten. Von diesen spricht Hauptmann Palacios mit großer Verachtung.

Er schont dabei seine eigenen Landsleute nicht, allerdings merkt man in diesem Buche auch die Enttäuschung über das Verhalten der Mehrheit der deutschen Kriegsgefangenen, die sich willig, nach seiner Ansicht allzu willig, ihren Besiegern beugten. Dazu ist natürlich einiges zu sagen.

Die Spanier waren ein kleines Häuflein Berufssoldaten, die aus politischer Überzeugung freiwillig in diesen Krieg gegangen waren. Das konnte man von der Mehrheit der deutschen Soldaten nicht sagen. Sie waren in der überwiegenden Mehrheit Reservisten und politisch wenig interessiert. Einen spanischen Staat, eine spanische Macht, wenn sie auch klein war, gab es noch. Für uns Deutschen gab es nichts dergleichen. Wir waren ganz allein auf uns gestellt, keine Macht der Welt kümmerte sich um unser Schicksal. Erst als die Welt sich in zwei Hälften teilte, begann man wieder sich der Millionen Zwangsarbeiter zu erinnern. Der deutsche Offizier, der als Lagerführer oder Vorarbeiter bestimmt war, zeigte sich als ein schlechter Antreiber. In den meisten Fällen vertrat er seine Leute den Russen gegenüber hartnäckig. So wurden sie denn nach und nach durch willfährige Werkzeuge ersetzt. Das politische Aktiv der Kriegsgefangenen schaltete sich ein, organisierte Resolutionen gegen die faschistischen Offiziere.

So wurde denn eines Tages ein Regierungserlaß verlesen des Inhalts, daß die kriegsgefangenen Offiziere bis zum Hauptmann einschließlich zu arbeiten hätten.

Die Reaktion auf dieses Ansinnen war bei den meisten Offizieren der deutschen Wehrmacht und Waffen-SS ähnlich wie die des Hauptmann Palacios. Den Stolz und das Ehrgefühl besaßen sie auch.

Aber ein Beharren auf der Arbeitsverweigerung hätte die Selbstvernichtung bedeutet. Das mußten die älteren Offiziere ihren jungen Kameraden erst klarmachen. Es hieß hier ganz einfach, sich dem Vaterlande zu erhalten.

Damit war der Nation mehr gedient, als an Dystrophie zu enden. Verräter, Speichellecker und labile Typen, die von einem Extrem in das andere fallen, gibt es überall. Sie waren aber bedeutend in der Minderheit und fielen in der Dauer der Gefangenschaft der allgemeinen Verachtung heim.

Vor dem Mut dieses Spaniers salutieren wir deutschen Kameraden und sie werden es auch damals getan haben. Ihnen blieb aber nichts weiter übrig, als die Fäuste in der Tasche zu ballen und ihre Pflicht zu tun. Über sie ist noch kein Buch geschrieben worden, das so lesenswert gewesen wäre, wie das über Hauptmann Palacios. G. S.

Gordon A. Craig:

„Königgrätz"

— eine Übersetzung des 1964 erschienenen Buches **"The Battle of Königgrätz"** durch Karl Federmann ist im März 1966 von der Paul Zsolnay Verlag Gesellschaft m. b. H. — Wien, Hamburg — herausgebracht worden. Das vorliegende Werk ist 301 Seiten stark, bringt ausführliche Anmerkungen, auf die laufend im Text verwiesen wird, ein reichhaltiges Quellenverzeichnis und ein Namensregister (Index) — 11 Kartenausschnitte. Preis 22,— DM.

Der 1913 in Schottland geborene Autor studierte in Oxford und Princeton und unterrichtet heute als Historiker an der Stanford University, USA. Das bisher international wohl bekannteste Werk des Autors ist das Buch „The Politiks of the Prussian Army, 1640—1945". — Der Autor erhielt 1962 das Ehrendoktorat der Freien Universität Berlin.

Der Verfasser beschränkt sich im vorliegenden Werk nicht auf die Schlacht bei Königgrätz, wie man nach dem Buchtitel annehmen könnte. Er gibt in der sechs Seiten langen Einleitung ein Résumé über die Schlacht und die in ihr aufgetretenen Stärkeverhältnsise und Zufälligkeiten. Schon die kurzgefaßte, geistreiche Einleitung fesselt den Leser. In acht verschiedenen, in sich abgeschlossenen und straff gegliederten Abschnitten, behandelt der Verfasser sowohl die politische als auch die militärische Ausgangslage einschließlich der Kriegsvorbereitungen und schließlich die Mobilmachung und die beiderseitigen Aufmärsche. Es folgen die Einleitungsgefechte in Böhmen, die Schlacht bei Gitschin, die Kämpfe entlang der Bistritz und der Vormarsch der Zweiten Preußischen Armee. Vor unserem geistigen Auge ziehen vorbei der Vormittag der Schlacht bei Königgrätz, das Fehlschlagen der sächsischen Offensive, der Zusammenbruch der Stellung in Probus und der Nachmittag der Schlacht bei Königgrätz. Wir erleben das „letzte Aufflammen allen Glanzes und Prunkes" der ehrwürdigen K. u. K.-Monarchie besonders farbkräftig in der Kavallerieschlacht. Und schließlich werden vor unseren Augen die politischen Folgen und militärischen Auswirkungen des Einigungskrieges von 1866 (nicht Bruderkrieges!), der die Lösung der seit langem umkämpften deutschen Frage im preußischen Sinne brachte, ausgebreitet. — Wie ein roter Faden zieht sich durch das Werk eine objektive charakterliche und fachliche Beurteilung der führenden Persönlichkeiten auf beiden Seiten und ein vorsichtiges Abwägen der beiderseitigen Möglichkeiten. Mit Takt und seltenem Einfühlungsvermögen werden die vorgekommenen Fehler wie höchst ruhmvolle Taten geschildert. In dramatischer Weise werden die zahlreichen Krisen wie die daraus resultierenden Reaktionen der Feldherren und ihrer Führer, die Reibungen im Befehlsapparat und wechselvollen Eindrücke von der Moral der Truppe und schließlich das Schicksal der Feldherren in meisterhafter Weise nachgezeichnet. —

Für eine wünschenswerte 2. Auflage dieses Werkes sei angeregt, den klaren Skizzen den entsprechenden Maßstab künftig beizufügen. Auch würde es begrüßt, wenn die Kartenausschnitte am Ende des Buches herausnehmbar gebracht würden, um ein Umblättern der Seiten bei vergleichsweiser Betrachtung zu vermeiden.

Es ist durchaus zu begrüßen daß das knappgefaßte, hervorragende Buch, das zu den Standardwerken der neueren Geschichte gehört, gerade 100 Jahre nach dem preußisch-österreichischen Feldzug, der das politische Gesicht der Welt nachhaltig veränderte und damit die Geschichte beeinflußte, in deutscher Sprache erschienen ist. Abschließend sei dem Übersetzer des Werkes für seine saubere Arbeit und lebendige Sprache gedankt. Auch verdient der Verlag noch ein Lob für die gute Wiedergabe der Lithographie „Benedeks Rückzug nach der Schlacht bei Königgrätz, 3. 7. 1866" von F. Hartwich nach F. Kaiser auf dem Waschzettel.

S. E.

Paul Sérant:

„Die politischen Säuberungen in Westeuropa"

344 S., Ln. DM 24,—. Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg.

Fünfeinhalb Jahre hatte der Zweite Weltkrieg gedauert, fünfeinhalb Jahre lang waren die Leidenschaften in Europa dem Höhepunkt zugetrieben.

Die Geschichte dieser Säuberungen — in Deutschland und in Österreich, aber auch in Frankreich, Italien und allen anderen westeuropäischen Ländern — wird hier zum erstenmal umfassend dargestellt: mit dem ehrlichen Bemühen, Vorurteile auszuräumen, die Tatsachen zu ergründen und Licht und Schatten gerecht zu verteilen.

Die großen Prozesse jener Zeit, vom Nürnberger Prozeß bis zu den Verfahren gegen Frankreichs Staatschef, Marschall Pétain und seinen Ministerpräsidenten Laval, erscheinen hier in völlig neuem Licht. Der Autor zeigt immer wieder das Schicksal des einzelnen Menschen zwischen Schuld und tragischer Verstrickung. Neben bekannten Politikern und Soldaten wie Darlan, Weygand und Giraud, Mussolini und Graziani, Henrik de Man, Quisling, stehen die Namen engagierter Schriftsteller wie Knut Hamsun, Ezra Pound, Charles Maurras, Robert Brasillach. Der rätselhafte Tod Saint Exupérys wird ebenso untersucht wie der Fall Otto von Habsburg und viele andere dramatische Ereignisse jener ersten Nachkriegsjahre.

„Die politischen Säuberungen in Westeuropa" hat der Autor in der Überzeugung geschrieben, daß sich unsere Völker besser kennenlernen müßten, um sich ihres gemeinsamen Schicksals bewußt zu werden, „trotz allem, was sie einmal voneinander trennte". Und er beruft auf Churchills berühmtes Wort: „Wir müssen vergessen können, wenn Europa einer glücklicheren Zukunft entgegensehen soll."

Oberstlt. Schirmer:

„Befehl und Gehorsam"

Carl Heymanns Verlag, Köln.

Oberstleutnant Schirmer hat sich als früherer Volljurist in seiner literarischen Tätigkeit schon mehrfach den Fragen der Disziplin, Verbesserung gesetzlicher Bestimmungen für die Bundeswehr und ähnlicher Probleme angenommen.

Im obigen Buch gibt er eine umfassende Betrachtung über die heute schwierigeren Fragen von Befehl und Gehorsam mit zahlreichen Hinweisen auf die Gesetzesbestimmungen und entsprechenden Vorschriften sowie Erlasse des Verteidigungsministeriums. Anhand zahlreicher Beispiele aus der Truppenpraxis versteht er es, diesem wichtigen aber oft recht trockenen Stoff Leben zu geben und manchmal auch erst Klarheit. Denn für den Laien ist das juristische Deutsch nicht immer gut verständlich. Es ist aber dringend notwendig, daß jeder Offizier seinen Männern in diesem Unterricht die Bedeutung von Befehl und Gehorsam für das Gefüge der Armee absolut klar darstellt, denn es sind die Grundpfeiler der militärischen Ordnung, sine qua non.

Der Verfasser, der natürlich auch seine eigene Meinung sagt, will damit vor allem auch weitere Verbesserungen anregen, denn auch die besten Gesetze müssen sich immer wieder der Zeit und ihren neuentstehenden Forderungen anpassen und dürfen nicht erstarren. Daher interessiert sich auch die Schutz- und Kriminalpolizei stets für seine Abhandlungen.

In einem Anhang sind die einschlägigen Bestimmungen des Grundgesetzes, des Soldatengesetzes, Wehrpflichtgesetzes, der Wehrdisziplinarordnung usw. im Wortlaut aufgeführt.

Das Büchlein, das leider etwas teuer ist, schließt mit dem so beherzigenswerten Ausspruch des Feldmarschalls Graf v. Moltke: „Gehorsam ist ein Prinzip. Der Mann steht über dem Prinzip." zel.



Ein gutes Buch für einen neuen Abonnenten

Sie kennen unsere Zeitschrift **KAMPFTRUPPEN,** die — frei und unabhängig — es sich zur Aufgabe macht, in lebendigem Geiste soldatische Tradition mit Fortschritt zu vereinen. Eine Zeitschrift, von der kürzlich **General der Kampftruppen Jordan sagte:**

„Ich begrüße es, daß eine Zeitschrift, die den Namen unserer Truppengattung führt, es sich so verantwortungsvoll zur Aufgabe gemacht hat, das Wissen und vielfältige Wirken der Kampftruppen in den Vordergrund zu stellen. Ich wünsche mir für die Zeitschrift »Kampftruppen« eine große Zahl von Offizieren und Unteroffizieren unserer Waffengattungen als freimütige und passionierte Mitarbeiter von nie ermüdender geistiger Regsamkeit ebenso wie eine wachsende Zahl aufgeschlossener und interessierter Leser."

Oder wie uns ein anderer Bezieher schrieb:

„. . . sie ist einmalig unter all denen, die mir bisher in die Hand gekommen sind!"

Wir glauben daher, daß Sie gern bei Ihren Kameraden, Freunden und Bekannten für diese allseits anerkannte Zeitschrift werben werden.

Wenn Sie einen neuen Jahresbezieher für unsere Zeitschrift gewinnen, erhalten Sie ein gutes Buch oder eine wertvolle Schallplatte. Unsere Auswahllisten enthalten aktuelle Neuerscheinungen und Erfolgsbücher sowohl der schöngeistigen als auch der Fachliteratur sowie Schallplatten.

Prospekte und Probehefte für Interessenten stehen Ihnen auf Anforderung gern zur Verfügung. Bitte schreiben Sie an den

MAXIMILIAN-VERLAG - 49 HERFORD - POSTFACH 371

Kampftruppen



MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 3 Juni 1966

Brig-General Karst

Die Bundeswehr in der Industriegesellschaft

Unklares Epochenbewußtsein?

Der historisch geschulte Zeitgenosse, der sich den Kopf frei und das Herz mutig behält, gegen die Klischees der Zeit und die nicht selten manipulierte öffentliche Meinung ein eigenes Denken zu bewahren, stellt einen Tatbestand immer wieder fest: daß unser Denken, Reden und Theoretisieren oft von der angeblich völligen Andersartigkeit unserer Epoche, verglichen mit früheren, ausgeht. Begründet wird dieses Anderssein mit den gewaltigen technischen, sozialen und politischen Veränderungen der letzten Jahrzehnte. Meist verweist man dabei auf die Astronautik, auf Atom und Verkehr, Automation und Kybernetik, auf die „birth-explosion" und das Ende von Nationalismus und Kolonialismus. (?)

Indessen beweist diese Argumentation zunächst nur den enormen Verlust an geschichtlichem Wissen in unseren Tagen. Jede Epoche ist anders als die vorhergehende. Es gab Epochen vor uns, die sich ähnlich umstürzend empfanden. Jaspers hat in der Einleitung zu seiner „Geistigen Situation der Zeit"[1]) Zeugnisse bedeutender Männer zusammengestellt, die diesem Epochenbewußtsein meist düsteren Ausdruck gaben. Ich greife nur die französische Revolution von 1789 heraus. Sie wurde, vor allem in Europa, als Anbruch einer neuen Weltzeit betrachtet, die jahrtausendalte Erfahrungen, Gesetze, Traditionen und Besitzverhältnisse zunichte machte. Goethe hat in „Hermann und Dorothea" diese Empfindung dargestellt; im 9. Gesang stehen jene Verse, die auch unsere Umbruchzeit charakterisieren könnten:

„. . . denn alles bewegt sich
Jetzt auf Erden einmal, es scheint sich alles zu trennen.
Grundgesetze lösen sich auf der festesten Staaten —,
Und es löst sich der Besitz los vom alten Besitzer,
Freund sich los von Freund: so löst sich Liebe von Liebe . . . .
Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr; es wandern die Schätze;
Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf und neu sich gestalten."

Wer das Schrifttum der Reformationszeit und der Renaissance studiert, bemerkt die säkulare Aufbruchsstimmung, das beflügelte Bewußtsein einer neuen Weltsicht und ein grundlegend verändertes Zeitgefühl. Als sich die Brüder Orville und Wilbur Wright mit dem ersten Motorflugzeug der Welt in die Lüfte erhoben, schien der alte Ikarustraum der Menschheit der Verwirklichung nahe. Liest man heute Zeugnisse ihrer Zeitgenossen, erkennt man, wie revolutionierend dieses Geschehen gewertet wurde. Eindringlich hat Henry Benrath in „Die Kaiserin Galla Placidia" dargestellt, wie der Zusammenbruch des Imperium Romanum unter den Angriffen der Germanen und Hunnen, unter dem Sieg des Christentums, eine Ordnung, die fast 800 Jahre in der antiken Welt geherrscht hatte, zum Einsturz brachte. Die Rede des Vandalen Stilicho, damals Oberkommandierender der Streitkräfte des Imperiums, am 21. Mai 408 vor dem Römischen Senat könnte, mit einigen Abweichungen, heute gehalten werden und träfe die Lage.[2])

Unsere Zeit, bald „Atomzeitalter", bald „technisches Zeitalter"[3]) genannt, ist gekennzeichnet durch den rapiden Fortschritt naturwissenschaftlicher Forschung, technischer Konstruktion und industrieller Produktion, ohne gleichzeitig eine neue Idee der Gesellschaft durchzusetzen und ohne moralisch und geistig mit dem technischen Fortschritt Schritt zu halten. Forscher wie der englische Professor Fred Hoyle, der deutsche Physiker Sebastian von Hoerner, aber auch Carl Sagan, Frank Drake und andere erhoffen die Heilung von einer künftigen Begegnung mit den vermutlich höher entwickelten Gesellschaften auf den Gestirnen, — eine „ungeheure Bereicherung aller Wissenschaften . . . und Unterricht in der Technik einer beständigen Weltregierung" (Alastair Cameron). Hinzu kommt, daß dieser Umbruch „weltweit", wie das Modewort unserer Zeit lautet, ist, Armut und Elend bei zwei Dritteln der Menschheit kaum zu verhindern vermag und durch die wachsende Interdependenz der Lebensbereiche zu Katastrophen führen kann, wenn die Menschheit als Ganzes sich nicht besser verständigt. Daran dürfte solange wenig zu denken sein, wie China „coming on age" ist und die Agrargesellschaften gegen die Industriegesellschaft zum Kampf aufruft.

Die Ausgangsmotivation zu einem solchen neuen Denken war in der Bundesrepublik besonders verständlich. Man wollte sich mit bewußter Negation von der entarteten Vergangenheit absetzen. Aber 12 Jahre Hitlerregime sind nicht die deutsche Geschichte. Auch der Diktator stand in Entwicklungen, die über ihn hinweggingen, mag er sie gefördert oder gehemmt haben. Technik und Industrie gab es vor Hitler; er hat sie zweifellos vorangetrieben, ganz gleich, aus welchen Motiven.

Als die Wehrmacht am 22. 6. 1941 zum Unternehmen „Barbarossa" antrat, verfügte sie, zusammen mit ihren Verbündeten, an der Ostfront über rund 600 000 Kraftfahrzeuge, 3 580 Panzer, 7 184 Geschütze und 1 160 Kampfflugzeuge, 720 Jagdflugzeuge und 120 Aufklärer.[4]) Unsere Schlachtschiffe „Bismarck" und „Tirpitz", die sogenannten „Westentaschenkreuzer", Fernmeldemittel und Elektronik, Raketentruppen — sie hießen zuerst „Nebelwerfer" — und U-Bootflotten, Instandsetzungsdienste und Depots, später die Fernraketen V 1 und V 2, machten diese Wehrmacht keineswegs untechnisch, oder, wie es heutzutage gerne abhebend heißt „vortechnisch", auch wenn das Pferd noch eine Rolle spielte und das Heer über starke Infanterieverbände verfügte. Schon damals stellte sich z. B. das Problem des technischen Spezialisten in seinem Zusammenwirken mit dem taktischen Führer, vom Schirrmeister bis zum Truppeningenieur („Regierungsbaurat"), vom Feuerwerker bis zum

---

1) Sammlung Göschen, Band 1000, Seite 11 pp: „Während das Publikum mit Bildung und Fortschritt zufrieden war, waren eigenständige Geister voll bösen Ahnens." (1931, Neudruck Berlin 1955)

2) Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, 1951, Seite 15 pp: . . . „Wir hatten nicht genug Truppen, meine Herren, weil die auf der Legion aufgebaute römische Armee — also das von nationalem Pflichtgefühl getragene römische Bürgerheer — aus wirtschaftspolitischen Gründen zusammengebrochen war und — incredibile dictu — infolge eines völligen Schwundes des militärischen Geistes durch Söldnerheere hatte ersetzt werden müssen. Ein Söldnerheer bewährt sich nur dann, wenn ihm regelmäßig, in barem Golde, das auf den Tisch klingt, sein Lohn ausbezahlt wird." Seite 25 pp: Selbst „Beatniks" und „Gammler" gab es bereits in Rom; sie hießen „Geranopepe" und „Pippizi", ,,welche schon hier in Rom unter dem Gespött der Gassenjungen ihr ärgerliches Wesen getrieben hatten" (30)

3) So z. B. Georg Picht in „Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr", Witten-Berlin 1965, Seite 7 pp

4) Nach H. A. Jakobsen „1939—1945 — Der zweite Weltkrieg in Chronik und Dokumenten", Darmstadt 1959, Seite 36

Raketenforscher vom Schlage eines General Dr. Ing Walter Dornberger oder Wernher von Braun. Nach dem Abschuß der ersten V 2 notierte General Dornberger: „Wir haben unsere Generation vor die Schwelle des Weltraumes geleitet— der Weg zu den Sternen ist offen."[5]) Rakete und Atomsprengkörper wurden im 2. Weltkrieg entwickelt. Wieder stellt sich bei genauem Zusehen heraus, daß es keinen Anfang bei Null gibt, und wir mehr Erben sind, als einige Theoretiker wahrhaben wollen. Außerdem wird bei soziologischen Analysen der industriellen Gesellschaft die us-amerikanische mit der westdeutschen oft gleichgesetzt, was sich ebenso verbietet wie eine Gleichsetzung der US-Streitkräfte mit der Bundeswehr. Der Stand technischer Perfektion in den US-Streitkräften ist erheblich weiter gediehen als in den westdeutschen. Dagegen ist, der inneren Struktur nach, ein Panzerbataillon der Wehrmacht von einem modernen Panzerbataillon wenig unterschieden, sieht man vom politisch-geistigen Vorzeichen ab.

Ohne die taktischen Erfahrungen der Vergangenheit und ohne eine leistungsfähige nach vorn gerichtete deutsche Industrie hätte es keine Bundeswehr gegeben. Meist liegen die Wurzeln also weiter zurück. Um 1900 schrieb Friedrich Naumann, Theologe und demokratischer Politiker, Lehrer von Theodor Heuß, in seinem Werk „Demokratie und Kaisertum": „Was die Qualitäten der Soldaten aus der Industrie anlangt, so sind sie vielfach im Ertragen von Strapazen etwas geringer als die der Bauernsöhne, aber sie haben dafür in der Mehrzahl etwas, worauf es im modernen Heer gewaltig ankommt: technisches Verständnis. Das Heerwesen wird immer technischer. Die neuen Waffen sind feine, komplizierte Maschinen. Der alte Unteroffizier, dessen Leistungen in Körperkraft und Strammheit bestanden, wird je länger desto mehr verschoben von einem Mann, der gewisse technische Intelligenz besitzen muß. Das industrielle Zeitalter schafft sich einen industriell gearteten Krieg. Wir werden unsere Überlegenheit nicht in der reinen Ziffer an sich suchen dürfen, sondern nur darin, daß wir eine technisch besser gebildete Masse zur Verfügung haben . . . Es liegt also offenbar ein großer Teil der militärischen Kraft des deutschen Reiches in seinen industriellen, demokratischen Elementen . . . Aus dieser Sachlage ergeben sich Folgerungen sowohl für die Staatsregierung wie für die geistigen Leiter der Demokratie."[6]) Derartige Überlegungen waren Allgemeingut bei den denkenden Köpfen in Armee und Wissenschaft zu Beginn unseres Jahrhunderts; aber sie wurden zu wenig grundsätzlich und praktikabel in die militärische Wirklichkeit umgesetzt. Wir sind heute dabei und hoffen, daß das technische Verständnis der jungen Generation sich bessert. Noch stehen wir in den Anfängen.[7]) Es wäre denkbar, daß in etwa hundert Jahren selbst unser Zeitalter als „vortechnisch" charakterisiert würde. Das Tempo des naturwissenschaftlich-industriellen Fortschritts ist so beachtlich, daß Lösungen von heute bereits morgen veraltet sind. In seiner Antrittsbotschaft vom 20. 1. 1965 hat Präsident Lyndon Baines Johnson erklärt: „Der nächste, der hier an meiner Stelle steht, wird sich Verhältnissen gegenübersehen, die sich von der derzeitigen gänzlich (!) unterscheiden. Denn wir leben in einer Zeit des Wandels, der die Enthüllung immer neuer Geheimnisse der Natur ermöglicht, neue Staaten entstehen läßt, neue Waffen zur Gestaltung der Umwelt wie zur Zerstörung in unsichere Hände (!) legt, an überkommenen Wertbegriffen rüttelt und überkommene Lebensformen zerschlägt!" Das klingt wie die moderne politische Version der Verse Goethes aus „Hermann und Dorothea". Aber auch Johnson betont, daß es in diesem Wandel nicht nur darauf ankomme, den Schritt ins Ungebahnte, Neue zu tun, mit kühnem Zugriff, der Zeit voraus, die Welt umzugestalten — er erläuterte dabei seine Vision der „großen Gesellschaft" —, sondern „inmitten dieses Wandels auf dem unwandelbaren Charakter und Glauben unseres Volkes" aufzubauen. Mit Genugtuung verzeichnet „Der Spiegel" in Nr. 14 (20. Jahrgang, 23. 3. 1966) als Motto über seiner Serie „Jesus und die Kirchen" das Wort von Ernst Troeltsch von 1898 „Meine Herren, es wackelt alles!". Aber wenn auch „alles wackelt" und ein bindungsloser Liberalismus, innerlich ratlos, aber sich äußerlich modernistisch gebend, die Freiheit proklamiert, keine Gesinnung zu haben und behauptet, eben dies sei Gesinnung, so muß der denkende Mensch, der noch den Willen hat, die Zeit zu gestalten und sich nicht von ihr das Maß vorschreiben zu lassen, auch unverlierbare Konstanten hüten. Das ist fast schwieriger, ja risikoreicher, als Veränderungen avantgardistisch zu rühmen. Fesseln abzustreifen oder zu zerstören, ist eine der vornehmsten Aufgaben des freien Geistes. Bindungen abzulehnen hingegen ist der Aufstand der Unfreien. Nun drängt sich die Beobachtung auf, daß viele Zeitgenossen zwischen Fesseln und Bindungen nicht recht zu unterscheiden wissen und daher „ihre Freiheit zum Feind der Freiheit" (Thielicke) machen. Das ist um so bedenklicher, als sie für sich in Anspruch nehmen, die wahre Freiheit zu vertreten und die Zukunft gepachtet zu haben. Auf der anderen Seite hat sich jeder ungeistige Traditionalismus noch nie so entwertet wie heutzutage, wo nur der aufgeschlossene und kritische Geist sich über die Zeit zu erheben vermag. Es gilt also, beiden Seiten gegenüber nüchtern zu bleiben. Fußend auf Äußerungen von Adorno und Ligeti hat Wolf-Eberhard von Lewinski in seinem Aufsatz „Die Moderne stirbt viel zu langsam" in „Christ und Welt" vom 4. 3. 1966 den gescheiten Satz geprägt: „Eine Anti-Avantgarde, die sich nicht aus Reaktionären zusammensetzt, sondern die Experimente von gestern auswertet, anstatt sie eben ad absurdum fortzusetzen, habe weit mehr Bedeutung gewonnen, als Super-Fortschrittliche, die sich einbildeten, die Crême von übermorgen zu sein." (Seite 17).

Zusammenhang zwischen Wehrtechnik und Technologie der Gesellschaft

Ein Charakteristikum der Industriegesellschaft ist ihre Neigung, in Klischees zu denken und sich damit die Umwelt einigermaßen zu ordnen. Eine Armee in einer solchen Industriegesellschaft kann heute, zumal, wenn sie so integriert ist wie die Bundeswehr, nur begrenzt ein „Staat im Staate" sein, selbst wenn sie es wollte. Wir versuchen, die gesellschaftlichen Erscheinungen mit Begriffen zu fassen, denen die Wirklichkeit längst enteilt ist. Sieht man von dem Typ des „Steinzeitsoldaten" ab, d. h. des Soldaten, der sich nicht auf die zivilisatorischen Apparate und industriellen Errungenschaften allein abstützt, sondern auch unabhängig von ihnen zu kämpfen versteht, so ist die Bundeswehr arbeitsteilig verzahnt mit dem zivilen Bereich. Das bewirkt jenes Phänomen, das Morris Janowitz die „Verzivilisierung" der Soldaten[8]) nennt. Die Bundeswehr steht und fällt, was ihre Ausrüstung angeht, mit dem Stand technischer Erfahrung, wirtschaftlicher Produktion und wissenschaftlicher Leistung der Industriegesellschaft; sie könnte gar nicht mehr „autonom" sein. 130 000 Beamte, Angestellte und zivile Arbeiter stehen in ihrem Dienst. Zusammenarbeit und partnerschaftliche Anerkennung dieser Mitarbeiter sind Voraussetzungen des Erfolges. Die Gesellschaft kann der Armee jederzeit „den Hahn abdrehen"; die Kontrolle ist lückenlos. Soziologisch ist ihr Führerkorps offen. Gefahren, die wenige sehen, kommen aus der Technik selber — darüber später —, aus der Gesellschaft und ihren Ideologien.

Was allgemein wenig beachtet wird, ist die Tatsache, daß von der Wehrtechnik erhebliche Impulse auf Forschung und Industrie ausgehen. Man könnte fast sagen, daß eine Nation, die über keine atomaren Waffensysteme verfügt, forschungsmäßig und industriell auf die Dauer ins Hintertreffen gerät. Ich möchte nicht so weit gehen wie General Gallois, der der Bundesrepublik prophezeit, sie sei im Begriff, „ein unterentwickeltes Land zu werden, ein Land, das nicht mehr schöpferisch sei". („Christ und Welt" vom 11. 3. 1966 Nr. 10, S. 3, „Würde Frankreich uns verteidigen?") Aber der Wille, auf diese Weise Anschluß an die Forschung zu behalten, ist sicherlich einer der Gründe, weshalb der französische Staatspräsident zäh an seiner „Force de Frappe" festhält. Die Non-Pofilera-

---

5) Ulrich Detlev Rose „Die unheimlichen Waffen", München 1957, Seite 27

6) „Verteidigung der Freiheit", von Emil Obermann, Stuttgart 1966, S. 422 pp

7) Vgl. dazu Prof. Dr. Gottfried Brombach, Basel, „Die Automatisierung und die heutigen Strukturwandlungen in Wirtschaft und Gesellschaft", „Universitas" 21. Jahrgang, März 1966, Heft 3: „Das Ifo-Institut hat neulich betont, wie wenig sich die Bildungspolitik noch auf die Anforderungen einer modernen Industrie einstellt. Von Grund auf veränderte Situationen werden zum Teil überhaupt noch nicht zur Kenntnis genommen, obgleich die Dinge immer wieder beschrieben werden: der gelernte Arbeiter alter Tradition verliert an Bedeutung, der angelernte setzt sich durch. Unser herkömmliches Bildungswesen scheint nicht die nötige Flexibilität zu besitzen, um rasche Strukturwandlungen mitzuvollziehen." Seite 290

8) „Militär und Gesellschaft", Boppard 1965, Seite 26 pp

tion hat nicht nur moralische oder politische Motive; sie hat auch wirtschaftliche und machtpolitische Hintergründe. Die Bundesrepublik hat sich vertraglich festgelegt, keine eigenen Kernwaffen zu produzieren. Das ist völkerrechtlich bindend; nur muß man wissen, was eine solche Verpflichtung bedeutet.

Die technische Perfektion des Militärwesens bringt aber nicht nur wachsende Zusammenarbeit mit zivilen Bereichen mit sich, vermittelt Impulse an die Forschung; sie zwingt auch mehr als früher viele Offiziere, zu diskutieren und zu kooperieren, d. h. vom hierarchischen Denken abzuweichen. Sie zwingt umgekehrt zivile Kreise, sich mit den Militärs in Kontakt zu setzen und ihre Fragen zu studieren. Das ist in den USA ausgeprägt, bei uns weniger. Vor allem in der Zusammenarbeit Truppe — Universität sind in der Bundesrepublik erst Ansätze da. Ich würde sagen: je mehr die Soldaten von der Sache her genötigt sind, sich mit industriellen und technischen Erscheinungen zu befassen, desto mehr sind Politiker, Wissenschaftler und Behörden gehalten, sich mit verteidigungspolitischen und militärischen Sachfragen zu beschäftigen. Daran fehlt es noch. Wir haben den Nachdruck darauf gelegt, die verfassungsrechtliche Einordnung der Bundeswehr in unseren freiheitlichen Rechtsstaat zu bewerkstelligen und zu überwachen. Ob die so verfaßte Bundeswehr, von der strategischen Konzeption bis zur Ausrüstung, ihrem Zweck angemessen war, stand zunächst weniger im Vordergrund des allgemeinen Interesses. Die Folge ist, daß wir, z. B. im Vergleich mit den angelsächsischen Ländern, kaum über zivile Wehrexperten verfügen. In den USA z. B. hat die Universität sich dieser Lebensfragen angenommen — ich denke nur an die „Rand-Corporation". Die Probleme der strategischen Konzeption bis zum Zusammenhang der industriellen Produktion mit Struktur und Auftrag der Bundeswehr sind, auf lange Sicht, mindestens ebenso wichtig wie die Fragen der inneren Führung und Besoldung.

Der Zivilisierung der Streitkräfte sind aber Grenzen gesetzt. Der amerikanische Wehrsoziologe Janowitz hat das in seinem Werk „Militär und Gesellschaft" erfreulich klar dargetan: „Während man nicht abstreiten kann, daß die moderne Kriegführung den Zivilisten und den Soldaten fast gleichen Risiken aussetzt, sind doch die Unterschiede zwischen militärischen und zivilen Rollen nicht aufgehoben."[9]) Das wird in unserer Publizistik und von bestimmten Leuten abgestritten.

Widersprüche

Man leugnet jede soldatische Eigengesetzlichkeit. Der Beruf des Soldaten sei „ein Beruf wie jeder andere", so sagen offizielle Verlautbarungen und Presseartikel. Ohne Sachanalyse und Prestigedenken auseinanderzuhalten, wird es in der Truppe nachgeredet und führt zu Fragen, wieso z. B. dann der längerdienende Soldat vereidigt werde, was doch bei anderen Berufen nicht der Fall sei, sieht man von Beamten ab.

In seiner Rede in Sonthofen am 25. Juni 1965 sagte Bundeskanzler Erhard: „Militaristisches Denken hat mir noch niemand vorgeworfen, wohl aber werde ich von manchen Kommentatoren als ‚barocker' Mensch gekennzeichnet. Selbst also auf die Gefahr hin, daß man mich da für militaristisch, dort wiederum für altmodisch hält, erkläre ich, daß ich den Dienst des Soldaten anders bewerte als eine berufliche Tätigkeit schlechthin. Das Soldatsein schließt eine innere Bindung und ein Bekenntnis ein. In seinem Treueverhältnis zum Staat, in dem die Lebensinteressen der Gesamtheit Ausdruck finden, ist der Berufssoldat nicht wie im freien Wirtschaftsleben Arbeitnehmer im Sinne eines Tarifpartners." Erst als die ÖTV ihre Verfassungsklage einreichte, wurde deutlich, welcher Pferdefuß in dem Slogan vom „Beruf wie jeder andere" steckt. Brötchenbacken gleich Atombombenwerfen als eine im Prinzip unterschiedslose gleiche Berufsausübung aufzufassen, deutet auf eine Verwirrung der sittlichen Maßstäbe. Die Problematik des Soldaten liegt nicht darin, daß er, wie jeder Bürger, im Ernstfall sterben kann. Das war früher nicht viel anders. Sie liegt darin, daß der Soldat in bisher unvorstellbarem Maße Gewalt anwenden muß, während der Bürger sich mit vollem Recht in Sicherheit bringt oder fremdes Leben und Gut rettet. Da man diese „entscheidenden Unterschiede" (Janowitz) nicht anerkennen will, kommt es zu Unklarheiten, die der Truppenoffizier ausbadet. Nur ein Beispiel: ein junger Hauptmann, leicht angetrunken, gerät nach Dienst und außerhalb der Unterkunft in Streit mit ebenfalls nicht nüchternen Soldaten und schlägt einen von ihnen nieder. Streng genommen ist das eine Privatangelegenheit zwischen zwei Staatsbürgern, da kein Vorgesetztenverhältnis gem. § 17 (1) Soldatengesetz vorlag. Die Reaktion der Presse aber war anders. Im Gegensatz zu sonstigen Versicherungen, daß nach Dienst die militärische Hierarchie weitgehend aufgehoben sei, ereiferten sich die Journale in der Darstellung „Hauptmann schlägt Soldaten nieder!" Der Hauptmann ist eben außer Dienst doch weiter Hauptmann, ob man will oder nicht. Ansonsten wäre eine Prügelei zwischen, sagen wir, einem Obersten und einem Rekruten nach Dienst und auf nichtmilitärischem Boden eine Privatsache, die die Bundeswehr nichts anginge.

Deutlicher wird der Widerspruch durch die Einführung der 5-Tage-Woche in der Bundeswehr. Sie wird als Anpassung an die Gepflogenheiten der Industriegesellschaft gedeutet und als Entsprechung zum zivilen Arbeitsprozeß. Industriegesellschaft kommt vom lateinischen „industria" = der Fleiß. Jene Spirale „Weniger Arbeit, mehr Lohn!" stellte eine Anpassung an die Wohlstandsgesellschaft dar, die aus der Industriegesellschaft lebt. Industriegesellschaft und Wohlstandsgesellschaft werden meist nicht unterschieden. Von 540 Tagen seines Grundwehrdienstes hat der Soldat in Zukunft rund 200 Tage frei. In seiner schon zitierten Rede vor Unteroffizierschülern in Sonthofen betonte der Bundeskanzler: „Sie, meine jungen Kameraden, die Sie hier vor mir stehen, sind jung und hoffentlich unbeschwert. Aber wenn Sie sich eines Tages mit der Frage nach dem Sinn und der Aufgabe des Menschseins befassen, wenn Sie mit sich selbst ringen, dann denken Sie an diese Stunden, in denen Ihnen der deutsche Bundeskanzler sagte: höchsten Lohn und größtes Glück empfindet der dem Gemeinwesen Dienende im Bewußtsein rechtens und gerecht erfüllter Pflicht. Charakter und Leistung bestimmen seinen Wert und Weg. Möge man das für altpreußisch, altbayrisch oder schlechthin für unzeitgemäß (!) halten, ich stehe dennoch dafür ein, daß das die Tugenden sind, ohne die ein Gemeinwesen nicht bestehen kann." In Praxis erfüllen die meisten Soldaten der Bundeswehr hinfort 2 Tage und 3 Nächte pro Woche diese Pflicht nicht, sondern sind zu Hause oder unterhalten sich in den Lokalen der Garnison. Es fällt ihren Vorgesetzten nicht leicht, ihnen klarzumachen, daß sie 5 Tage und 4 Nächte in der Woche alarmbereit sein müssen, während sie 3 Nächte und 2 Tage ins zivile Leben untertauchen. Und wenn dann der junge Offizier in der Rede des Bundespräsidenten an der Schule der Bundeswehr für innere Führung vom 9. 3. 1964 nachliest und die Sätze findet: „Ein nicht überall anzutreffendes hohes Maß an Gemeinsinn ist im soldatischen Bereich zu Hause. Dagegen gehören Freizeit (!), feste Wohnsitze, familiäres Leben und sonstige Annehmlichkeiten nicht zu den besonderen Merkmalen ihres Daseins. Es wäre nicht schlecht, wenn recht viele unserer Landsleute etwas mehr davon wüßten" — dann mag er in Zweifel kommen, ob das Wort oder die Praxis gilt. Er vernimmt zugleich, daß er zeitgemäß sein solle. Das ist insofern eine dubiose Vokabel, als unsere Umbruchzeit sich selber wenig traut, in Krisen, Wandel und Konflikte verstrickt ist, und er sich oft aufgefordert erlebt, Haltungen zu praktizieren, die keineswegs zeitgemäß sind. Darüber hat sich Prof. Dr. Wilhelm Roebke drastisch ausgelassen.[10]) Der Astronaut John Glenn hob in Bremen hervor, daß die Zeit ein zu unklares Gebilde sei, um dem Menschen als Maßstab zu dienen. Ich bin der Meinung, daß eine Armee vor allem ihrem **Zweck** entsprechen muß, d. h. kriegstüchtig sein muß, weil sie auch nur dann wirksam abschreckt. Gerade, wenn die Bundeswehr sich den vordergründigen Trends der Zeit versagte und ihr in tieferem Sinne voraus wäre, könnte sie hilfreich für die innere Gestaltung unseres Gemeinwesens sein. In diesem

---

9) a. a. O. Seite 29 pp

10) „Wo stehen wir heute?", Gütersloh 1960, im Aufsatz „Zwischen Furcht und Hoffnung", Seite 73 pp

Sinne fuhr Bundeskanzler Ehrhard in Sonthofen fort: „Wenn Sie diese Tugenden auch in unserer oft recht materialistisch anmutenden Zeit leben wollen, so kann Ihnen zwar kein Bundeskanzler dafür Lohn versprechen, gewiß aber wird jeder Bundeskanzler Ihrer und Menschen Ihrer Art bedürfen, denn das Gemeinwesen wird nicht von denen getragen, die nur fordern und nehmen wollen, sondern von denen, die auch zum Geben bereit sind; von denen, die sich engagieren und nicht von denen, die beiseite stehen."

Aber die Wirklichkeit ist anders. Lebte der Soldat, wenigstens im Führerkorps, derart, dann stände er tatsächlich unzeitgemäß da. Es liegt aber in der Zeit, Forderungen zu erheben. Jede Gruppe drängt sich, ihren Anteil an der Zuwachsrate des Sozialproduktes zu erhalten. Der Staat sieht sich oft als Verteilerinstitution in der Rolle des Schiedsrichters, der für Ausgleich sorgt. Alle ökonomischen Besserungen haben bisher den Nachwuchsschwund in den sog. Dienstleistungsberufen nicht gebremst. „Für diese Bereiche Kräfte zu finden, wird immer schwieriger" (Prof. Dr. Bombach, Basel).[11]) Man muß mit klingender Münze aufwarten. Wir erziehen „Wirtschaftsbürger in Uniform", weniger Staatsbürger. So wie man Industriegesellschaft und Wohlstandsgesellschaft verwechselt, verwechselt man Staatsbürger und Wirtschaftsbürger. Viele Unterführer halten wir mit Prämien und Vorschüssen. Die hohen Vokabeln tun diese Wirkung nicht; es wirken die Weiterverpflichtungsprämie, die Aussicht auf mehr Freizeit, bessere soziale Verhältnisse, Unterbringung, Versicherungswesen und Wohnungsbeschaffung! Neuerdings sollen die Stuben der Unteroffiziere gemütlicher eingerichtet werden. Unser Staat, der Geist und Freiheit verteidigt, kann Opfersinn und Dienstwillen seiner Bürger offenbar nur appellieren, indem er mehr Geld gibt und die Anforderungen senkt. Letztlich würde damit ein forderndes Soldatentum erzogen. Die Welt ändert sich — und die preußischen Vorstellungen vom „Ich dien" gewinnen anachronistischen Anstrich.

Allerdings machen gewisse Beobachtungen stutzig. Als Summe der Erfahrungen des Koreafeldzuges veröffentlichte die „New York Times" schon vor Jahren unter dem Titel: „Wieder harte Ausbildung im Heer": „Bei den jahrelangen Bemühungen, Männer zum Heeresdienst mit Versprechungen bezüglich eines guten Gehaltes, Sicherheit und einer geeigneten Berufsausbildung zu locken, hat man feststellen müssen, daß solche Versprechungen den Soldaten weder geistig noch körperlich auf den Kampf vorbereiten." Erfreulicherweise existiert im Führerkorps der Bundeswehr noch genügend soldatische Substanz, daß die Aufbauleistung möglich wurde. Diese soldatische Substanz wird zwar oft verdächtigt; man rechnet aber stillschweigend mit ihr. Hätte man nur auf Kritiker und Avantgardisten gewartet, stände keine Einheit der Bundeswehr. In „Soldaten im Feuer" hat der amerikanische General Marshall betont: „Ich kann mir unter den heute erhobenen Forderungen keine für unser Volk schädlichere denken, als daß die Armee die Formen des Zivillebens übernehmen soll, indem sie dessen Behaglichkeit, dessen gesellschaftliche Sitten und dessen Justiz sklavisch nachahmt, statt auf einem höheren Niveau von persönlichem Verantwortungsbewußtsein zu beharren. Denn wo findet man heute in der zivilen Gesellschaft noch eine Mehrheit von Männern und Frauen, die bereit wären, aus freien Stücken in dem Maße zusammenzuarbeiten, wie es notwendig ist, um die großen Ziele eines demokratischen Staates zu erreichen, ja, um überhaupt den demokratischen Gedanken an sich zu erhalten?"[12]) Bundespräsident Lübke unterstrich in seiner Neujahrsansprache 1963/64: „Daher ist der Dienst mit der Waffe zur Verteidigung von Recht und Freiheit für uns ein Ehrendienst. Von der Wehrbereitschaft unserer jungen Mannschaft hängt es ab, ob unser militärischer Beitrag wirksam ist."

Ohne Frage dürfte die Bundeswehr die fleißigste Armee der deutschen Wehrgeschichte sein. So, wie die Heidelberger Studentenromantik einem nüchternen, nicht selten beschränkten „Büffeln" fürs Examen gewichen ist, so sind die aristokratischen Bilder, die aus der Vergangenheit vom Offizierdasein in die Gegenwart ragen, überholt. Harte, unablässige Arbeit, die meist bis an die Grenzen physischer Leistungsfähigkeit geht, kennzeichnet den Alltag vieler Offiziere, sofern sie ihren Beruf ernstnehmen. Und die meisten nehmen ihn ernst. Aber ihr Leistungswille verpufft nicht selten. Die Verhältnisse sind oft stärker. Dazu hat der Journalist Weinstein beobachtet: „Das Offizierkorps ist der Zahl nach die kleinste Gruppe der Streitkräfte, aber wenn es dadurch der Elitevorstellung, die sich lange mit dem Begriff Militär bei uns verband, noch am nächsten kommt, droht die Gefahr, daß es dem vielfachen Druck erliegt, dem es sich ausgesetzt sieht. Die Offiziere haben Verantwortungsbewußtsein. Sie sind immer noch bereit, sich mit allen Schwierigkeiten, die ihnen in der Bundeswehr begegnen, auseinanderzusetzen. Sie haben nach wie vor eine hohe Auffassung von ihrem Beruf. Doch scheinen alle diese Ideale in der Truppe selbst wenig Echo zu finden." Das stimmt. Optimistische, schönklingende Reden setzen der Substanz nichts zu und bleiben fruchtlos. Just diese fleißigste Truppe unserer Geschichte, die mit zahlreichen Widrigkeiten zu kämpfen hat, lud den Ruf des „Gammelns" auf sich. Sie geriet in den Verdacht, Leerlauf zu kultivieren, unsachgemäß auszubilden, die Zeit zu verplempern. Und tatsächlich gibt es, trotz der unablässigen Bemühungen der Offiziere und vieler Unteroffiziere, gelegentlich Leerlauf, — vielleicht sogar wegen dieser ständigen Überforderung in einer bürokratischen Armee. Das zu erläutern, wäre eine eigene Untersuchung wert! —

Würde man aber die Anpassung an die moderne Industriegesellschaft konsequent durchführen, dann müßte der Kommandeur z. B. eines Panzerbataillons rund 4 500,— DM monatlich bekommen, ein Brigadekommandeur rund 8 000,— DM, geht man von betrieblichen Vergleichen aus. An solchen Beispielen wird deutlich, wie schief die Vokabel von der Anpassung ist. Ihre Erwähnung hört stets auf, wo die Konsequenz realistisch wird. Dann beruft man sich wieder auf die überkommene Vorstellung vom „Dienst an der Gesellschaft". Wäre die soldatische Menschenführung wirklich ständig zeitgemäß, müßte sie sich schnell ändern. Der Wandel der Zeit ist rapid. Mit Überraschung stellt man aber fest, daß eigentlich immer gefragt wird, ob sich in der Inneren Führung auch **nichts** geändert habe. Eine der beliebtesten Fragen von Publizisten ist die, ob das innere Gefüge der Bundeswehr auch gleich geblieben sei. Bestätigt man das nicht, äußern sie Sorgen über die Zukunft. Solche fast belustigenden Widersprüche schlagen der These „Stabilität durch Flexibilität" ins Gesicht, sind aber handelsüblich.

Der ehemalige Wehrbeauftragte Heye äußerte in der „Quick": „Der Trend zum Staat im Staate ist unverkennbar. Auf allen Gebieten des menschlichen Daseins machen wir heute in der Bundesrepublik einen gewaltigen Umwandlungsprozeß durch. In der Familie, in der Gesellschaft, am Arbeitsplatz, in der Politik. Es ist die Wandlung von der Industriegesellschaft zur reinen Verbrauchergesellschaft mit allen Begleiterscheinungen und Konsequenzen. Ein gewaltiger Prozeß! Ein atemberaubender Vorgang! In der Bundeswehr aber nimmt man davon keine Notiz. Hier glaubt man, ohne einen Stilwandel durchkommen zu können. Das ist gefährlich! Das ist bedenklich!" Ganz abgesehen davon, daß hier Wandel an sich schon als positiv begrüßt wird — man erinnere sich an Hitlers These von der "Bewegung" („Mit uns marschiert die neue Zeit!") und abgesehen davon, daß der Autor dieser Vorwürfe, wer immer es gewesen sein mag, wenig von der Bundeswehr wußte und kaum verstanden haben dürfte, was eine „Verbrauchergesellschaft" ist, so verlieh kurz danach die Universität Hamburg drei Generalen der Bundeswehr den Freiherrn-vom-Stein-Preis, weil sie diesen Umwandlungsprozeß in der Bundeswehr vollzogen hätten. Solche Widersprüche, die sich beliebig vermehren ließen, stammen letztlich aus einer Quelle: daß man nicht mehr recht weiß, was ein Soldat in einer modernen Industriegesellschaft ist und sein muß. Diese Unklarheit hängt mit einer anderen Frage zusammen, die in der Bundesrepublik, auch aus der geschichtlichen Erbschaft her, besonders zu beschwichtigenden Formeln geführt hat, mit denen man sich die Wirklichkeit zu verstellen trachtet.

(Schluß folgt)

---

11) „Universitas", März 1966, Heft 3, Seite 283

12) Huber & Co., Frauenfeld, 1959, Seite 179 pp

Hans-Justus Kreker

Wohin steuert Frankreich?

Betrachtungen zur jüngsten NATO-Krise

„Ne prétendons changer la nature des choses" (Epictète)

Dieser Satz des griechischen Philosophen, den General de Gaulle dem Kapitel „Politik" seines 1934 erschienenen Buches „Zur Berufsarmee" voranstellt, könnte als Leitmotiv seiner eigenen Politik angesehen werden. In den letzten Wochen hat Frankreichs beabsichtigter Austritt aus der NATO nicht nur Schlagzeilen für die Presse geliefert, sondern auch den Verantwortlichen Kopfschmerzen bereitet. Ob sich schließlich nur die Form der Verträge ändert, ob Frankreich auf Grund zweiseitiger Verträge mit den NATO-Partnern liiert bleibt, oder ob es in absehbarer Zeit eine NATO ohne Frankreich geben wird, ist eine Angelegenheit, über die die zuständigen Gremien sicher noch lange und hart beraten und verhandeln werden und die hier nicht diskutiert werden soll. Interessant ist aber die Begründung, die de Gaulle für seinen Schritt gibt: die Bedrohung aus dem Osten habe nachgelassen.

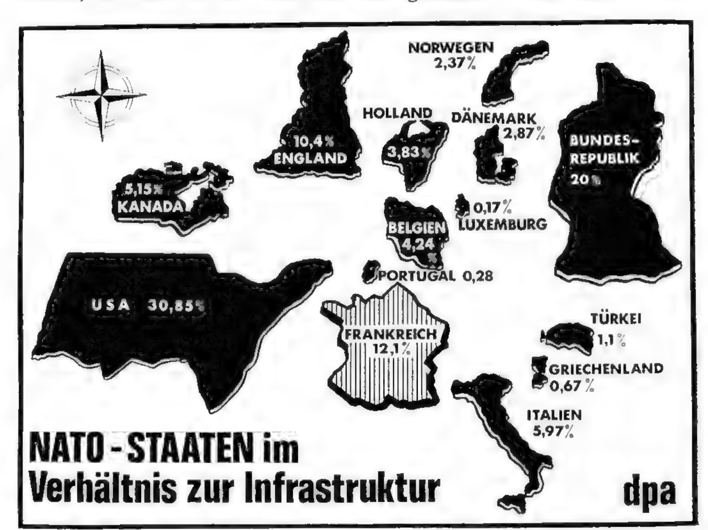
Sicher sind die Spannungen nicht mehr so stark wie vor einigen Jahren. Aber es ist doch sehr kühn, das Nachlassen der Spannungen als so erheblich hinzustellen, daß die Folge eine mögliche Auflösung des NATO-Verteidigungsbündnisses ist. De Gaulles Ankündigungen rufen eher den Eindruck hervor, daß er den Augenblick für günstig hält — nicht die NATO zu reformieren, sondern gegen die USA zu optieren. Warum?

Nach Meinung des Verfassers gibt es dafür zwei Gründe. Während de Gaulle sich nach Frankreichs Niederlage 1940 bemühte, trotzdem die Bedeutung seines Landes auf eine Ebene mit den USA, Großbritannien und der UdSSR zu stellen, schätzten die Amerikaner Frankreichs und damit de Gaulles Bedeutung für die damaligen Verhältnisse weitaus realistischer ein und ließen das de Gaulle immer wieder ungeschminkt fühlen. Für den Mann, für den Frankreichs Ruhm und Macht über alles gehen, bedeutete das Demütigungen, die er nicht vergessen hat. Noch im April 1945 schrieb das State Department in einem Memorandum für Präsident Truman über die außenpolitische Lage: . . . Sie (die Franzosen) haben folglich immer wieder Forderungen gestellt, die durchaus nicht ihrer gegenwärtigen Stärke angepaßt sind, und in bestimmten Fällen, besonders in Verbindung mit Indochina, haben sie unbegründeten Argwohn über amerikanische Ziele und Motive gezeigt. Das Memorandum fährt fort, man solle diesen psychologischen Faktor beachten, Frankreich aber nicht nach seiner gegenwärtigen, sondern nach seiner möglichen Stärke behandeln. Sicher haben die Amerikaner das getan, aber anders, als es nach Meinung de Gaulles hätte getan werden müssen. Für die Amerikaner war Frankreich ein Verbündeter, neben England im Laufe der Zeit vielleicht der wichtigste, doch kamen die Größe und der Ruhm des Frankreich de Gaulles dabei zu kurz. Für ihn war Amerika die Nation, die ihm 1943 in Casablanca durch Roosevelt gesagt hatte, daß der kommende Friede ein amerikanischer sein würde, in Frankreich wie woanders. De Gaulle hat sich immer gegen eine — eingebildete oder tatsächlich bestehende — amerikanische Hegemonie gewehrt, und er sieht jetzt für Frankreich den Zeitpunkt gekommen, alle festen amerikanischen Bindungen abzuschütteln.

Anders ist de Gaulles Verhältnis zu Rußland. Es waren die Russen, die im August 1944 die Engländer und Amerikaner drängten, die de-Gaulle-Regierung als provisorische französische Regierung anzuerkennen. Im Dezember 1944 besuchte de Gaulle Moskau, womit er unabhängige Politik beweisen wollte. Sein Ziel war, Frankreich aus der übermäßigen Abhängigkeit von Großbritannien und den USA zu lösen. Zu dieser Zeit war de Gaulle der Meinung, daß Frankreich und Rußland die beiden vorherrschenden Militärmächte auf dem Kontinent sein würden, die in Zukunft Deutschland niederhalten könnten. Beide Staaten müßten zusammengehen, zumal ihre Ansichten und Interessen sich wesentlich von denen der Engländer und Amerikaner unterschieden. De Gaulle sagte hierzu einmal, als sein Moskaubesuch vorbereitet wurde und der Gedanke auftauchte, Churchill dazuzuladen, damit man einen Dreierpakt abschließen könne: „. . . Inadmissable. On ne saurait assimiler les relations de la France et de la Russie, entre lesquelles n'existe aucun différend, avec les rapports entre la France et l'Angleterre, que divisent encore de sérieuses divergences d'interêts . . ."*)

Zwar betrachteten die Russen Frankreich nicht als ernstzunehmenden militärischen Partner, aber trotzdem gelang es de Gaulle, mit Stalin einen französisch-sowjetischen Bündnisvertrag abzuschließen, den Frankreich für seine Sicherheit als unerläßlich betrachtete, und der es ihm erlaubte, nach Kriegsende eine „unabhängige" Politik, eine Politik zwischen Ost und West zu beginnen. Nach mancherlei Zickzackwegen scheint de Gaulle auch heute noch diese Politik für die einzig richtige zu halten. Dementsprechend bemüht er sich, die alten Bindungen zu Rußland, die eigentlich niemals ganz abgerissen waren, zu verstärken.

Der zweite Grund für de Gaulles Politik ist das Verhältnis zu Deutschland. Zwar gibt es nach wie vor den deutsch-französischen Vertrag, aber auf den Enthusiasmus, mit dem er abgeschlossen wurde, ist inzwischen mancher Reif gefallen. Wenn auch bereits auftauchende Bemerkungen über ein eisiges Verhältnis sicher übertrieben sind, so ist doch nicht zu übersehen, daß einerseits Deutschland für Frankreichs Ostpolitik kein Verständnis hat, andererseits de Gaulle das Verhältnis Deutschlands zu den USA immer mehr mit Mißtrauen betrachtet.



Der Kurs der französischen Politik, den Deutschland nicht mehr vorbehaltlos unterstützen kann, zwingt Deutschland zu engerer Bindung an die USA. Frankreich befürchtet, daß sich hieraus ein neuer deutscher Nationalismus entwickelt, dessen Gefahr es allein nicht begegnen kann. Da Frankreichs Vorstellungen von einer Zusammenarbeit nicht denen der USA entsprechen, sieht de Gaulle nur den Weg eines mehr oder weniger lockeren Zusammengehens mit Rußland, um dem französischen Sicherheitsbedürfnis vor Deutschland Rechnung zu tragen.

Das französische sécurité-Denken ist nicht das gleiche wie vor 1939. Man weiß, daß die Bundesrepublik keine Gefahr für Frankreich darstellt, aber man fürchtet den Tag, wo Magdeburg und Leipzig mit Hamburg und München wiedervereinigt werden, und lebt unter dem Alpdruck, daß eines Tages auch Breslau und Königs-

*) Unzulässig. Man kann nicht die Verbindungen zwischen Frankreich und Rußland, zwischen denen keine Differenzen bestehen, mit denen zwischen Frankreich und England verschmelzen, die noch durch ernste Interessengegensätze getrennt sind.

berg wieder deutsch werden könnten. Und wenn das geschieht — könnte nicht einmal auch Wien wieder deutsch werden? Gegen solche Befürchtungen, auch wenn sie noch so absurd sind, versucht Frankreich sich abzusichern und schon heute die Weichen der Politik so zu stellen, daß das verhindert wird, oder, wenn es nicht verhindert werden kann, doch über ein Bündnissystem zu verfügen, das Frankreichs Sicherheitsbedürfnis garantiert.

Sicher wäre nichts verkehrter, als Frankreichs NATO-Austritt als Option gegen den Westen und für den Osten anzusehen. De Gaulle versucht vielmehr, französische Großmachtpolitik zu treiben, und da er hierfür im Westen bei seinen derzeitigen Verbündeten nicht die gewünschte Unterstützung findet, versucht er ein Paktieren mit dem Osten. Es ist allerdings fraglich, ob die Begründung — und damit stehen wir wieder am Ausgangspunkt der Überlegungen —, die Bedrohung aus dem Osten habe nachgelassen, die de Gaulle an den Ausgangspunkt seiner Politik stellt, zutreffend ist.

Die russische Politik ist flexibel genug, ihren Druck von heute auf morgen wieder zu verstärken. Sie wird es bestimmt tun, wenn sie die immer sichtbarer werdenden Risse im NATO-Bündnis für tief genug hält, um sich von einer politischen Offensive Erfolg zu versprechen.

Es ist reine Spekulation, aber wenn man de Gaulles enger werdende Ostkontakte (Moskaureise) und dagegen die Bindung eines Teils der amerikanischen Macht in Südvietnam betrachtet, wo nach Meinung maßgeblicher Persönlichkeiten die reale Gefahr der Entwicklung eines dritten Weltkrieges besteht, dann liest man doch nachdenklich in Sokolowskis Buch „Militärstrategie" folgende sowjetische Hypothesen: „. . . Der Krieg gegen die Sowjetunion und das sozialistische Lager insgesamt kann von den imperialistischen Kräften sowohl durch einen direkten Überfall auf die UdSSR oder andere sozialistische Länder entfacht werden als auch infolge irgendeines aggresiven, lokalen Krieges gegen ein nichtsozialistisches Land, wenn dieser Konflikt die grundlegenden Interessen der sozialistischen Staaten berührt und den Frieden auf dem Erdball gefährdet . . . Es ist nicht ausgeschlossen, daß auf die Seite des sozialistischen Lagers im zukünftigen Weltkrieg auch einige nichtsozialistische Staaten treten werden, besonders im Verlauf des Krieges. . . ."

Frankreichs Weg ist ein gefährlicher Weg, der der russischen Politik hervorragende Ansatzpunkte bietet, und man kann de Gaulle nur wünschen, daß er alle Fallen im Interesse Frankreichs und des Westens erkennt und vermeidet.

Literatur:
de Gaulle: Vers l'armée de métier, Paris 1934
Lacouture: de Gaulle, Paris 1965
Sokolowski: Militärstrategie, Köln 1965
Truman: Memoris, Volume One, Year of Decisions, New York 1965

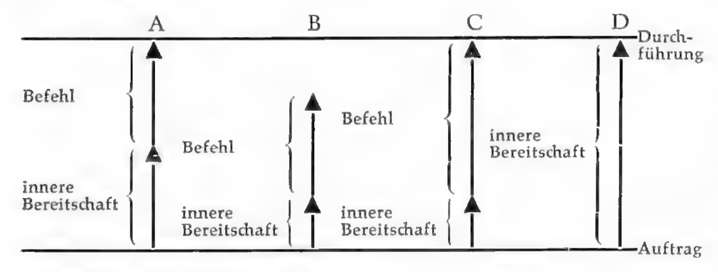
Werner Leitmeier, Ingolstadt

Probleme der Inneren Führung

Nachstehende Gedanken eines „noch nicht Soldaten" zeigen, wie ernsthaft sich bereits mancher junge Mann von heute mit Fragen der Ausbildung und Erziehung des Soldaten auseinandersetzt. Red.

„While we put on the soldier, we did not lay aside the citizen." „Als wir den Soldaten anzogen, legten wir den Bürger nicht beiseite." Dieser Satz, der im Amphitheater von Arlington bei Washington zu lesen steht, beinhaltet den Grundgedanken dessen, was wir als Innere Führung in der Bundeswehr verstehen. Den Schöpfern der Bundeswehr war bewußt, daß das vollkommenste Kriegsgerät, die beste Ausbildung und die hervorragendste Führung wertlos bleiben, wenn den Soldaten der Kampfeswille fehlt. Daher versucht man heute einen neuen Weg zu beschreiten, nämlich einen Soldaten zu formen, der seinen Kampfauftrag selbständig durchführen kann. Dieses Ziel verfolgt die Innere Führung durch die geistigseelische Rüstung (psychologische Rüstung) der Soldaten.

Hier Skizze von der verschiedenen Verhaltensweise des Soldaten bei Aufträgen:



Zu obiger Skizze folgende Erläuterungen:

A. Im Normalfall herrscht zwischen innerer Bereitschaft zum Befehlsempfang und dem Befehl selbst ein ausgewogenes Verhältnis. Innere Bereitschaft und Befehl ergänzen sich zur Befehlsausführung.

B. In Grenzsituationen kann durch psychologische Einwirkungen die innere Bereitschaft stark herabgemindert werden, so daß ein Befehl nicht durchdringt. Der Soldat wird nicht mehr angesprochen und die Ausführung des Befehls unterbleibt.

C. Um bei mangelnder innerer Bereitschaft (wie in B) dennoch die Befehlsausführung zu erreichen, müßte der Befehl erweitert bzw. verschärft werden (durch Drohung bzw. Zwang).

D. Hier liegt der Idealfall vor, wie er wohl von der Inneren Führung angestrebt wird. Dem Soldaten wohnt eine so hohe Bereitschaft inne, daß er (im Rahmen des allgemeinen Gefechtsauftrags) selbständig handelt.

Wohl kein Thema aus dem militärischen Bereich wurde und wird von der Presse so gründlich ausgeschlachtet wie das vom „Staatsbürger in Uniform". Dabei werden freilich Auswüchse sichtbar, die man einfach als Ergebnis eines Wunschdenkens bezeichnen muß. Hier scheint oft das „Modernsein um jeden Preis" die tragende Rolle zu spielen. Ob damit das Ziel der Inneren Führung, dem Soldaten Rückgrat zu geben, erreicht werden kann, wage ich zu bezweifeln. In Grenzsituationen (Kriegs- oder Katastrophenfall) bedarf der Soldat doch nötiger denn je einer inneren Stabilität und eines inneren Haltes. Er muß sich besonders in Krisenlagen, wo tausenderlei unberechenbarer seelisch-geistiger Eindrücke auf ihn einstürmen, in eine geistige Heimat, in eine gute alte Tradition, verwurzelt und eingebettet fühlen. Daher besteht meiner Ansicht nach eine der wichtigsten Aufgaben der Inneren Führung darin, den Soldaten die hohen ethischen Werte, die aus der Tradition entspringen, in zeitgerechter Form nahezubringen und ihn nicht in der Wüste einer materialistisch gesinnten Welt verdursten zu lassen.

Wahrscheinlich aber dürfte es unmöglich sein, einem Wehrpflichtigen in seiner relativ kurzen Soldatenzeit die erwähnten Werte zu vermitteln, so daß der Zustand D erreicht wird (Skizze).

Ich bestreite nicht die Notwendigkeit einer zeitgerechten Menschenführung im militärischen Bereich. Andererseits kann man jedoch eine Armee nicht in jenem formalen Sinn demokratisieren, daß der Wille sich von unten nach oben bildet; ihr Aufbau kann gar nicht demokratisch sein, wenn sie Armee sein und bleiben will. (Siehe Dr. Richard Jaeger: Soldat und Bürger — Armee und Staat).

Mein persönlicher Eindruck läßt in mir die Befürchtung wachsen, daß die Innere Führung der Bundeswehr allzusehr vom Idealbild eines Soldaten, von einer Ausnahme also, ausgeht. Ausnahmen aber bestätigen die Regel. Denn: Wo immer Menschen erzogen und ausgebildet werden, wird es sich in der Mehrzahl um Durchschnittsnaturen handeln!

An Durchschnittsmenschen sollen und können nur Durchschnittsforderungen gestellt werden.

Oberst Friedrich Doepner

Über die Erhaltung der Kampfkraft in der Abwehr (II)

Wir bringen nachfolgend den Hauptteil des in Ausgabe 2/65 begonnenen Artikels.
Der Verfasser legt Wert auf die Feststellung, daß der Aufsatz nicht allein die Verwendung nichtmechanisierter Infanterie behandelt. Eine Abwehr ist nur im Zusammenwirken aller Waffengattungen denkbar; das Problem der Erhaltung der Kampfkraft in der Abwehr konnte allerdings nicht ohne eingehende Behandlung der Rolle der nichtmechanisierten Infanterie behandelt werden, die sich in das neuzeitliche Gefecht schlecht einordnen läßt, anderseits aber für verschiedene Aufgaben unentbehrlich ist.
Wenn Friedrich der Große und Clausewitz zitiert wurden, so steht das mit den Problemen nichtmechanisierter Infanterie nicht in unmittelbarem Zusammenhang. Ihre Lehren sind zeitlos.

Wahl der Kampfarten

Jede Untersuchung taktischer Fragen muß nicht nur die atomare und die herkömmliche Gefechtsführung für sich berücksichtigen, sondern auch innerhalb der atomaren Gefechtsführung wiederum beide Möglichkeiten ins Auge fassen, wobei Verfügbarkeit, Anwendungsmöglichkeit und Einsatz atomarer Mittel Fragen aufwerfen, die bei der Verwendung herkömmlicher Waffen in dieser Form nicht auftreten. Atomare Waffen können in Verbindung mit den drei Kampfarten Angriff, Verteidigung und hinhaltender Kampf verwandt werden; ohne Zweifel kommt ihre Wirkung in Kombination mit einem Gegenangriff am besten zur Geltung. So werden denn auch Angriff und das „kräftesparende" Feuer[22]) in der „Truppenführung" bei der Behandlung der Abwehr ausführlich behandelt; es drängt sich jedoch die Frage auf, ob nicht besonders auch wegen der angedeuteten Problematik in der Anwendung von Atomwaffen der Hinhaltende Kampf mehr herausgestellt werden sollte, um den Feind „zum Angriff und damit zur Abnutzung seiner Kräfte zu zwingen"[23]) „und ihm Verluste beizubringen, ohne sich selbst allzusehr auszusetzen".[24]) Die Verteidigung wird weiterhin eine wichtige Rolle spielen; zwar stellt schon Clausewitz fest, daß „solche passive Verteidigung des Bodens gewöhnlich nicht mehr die Hauptsache" ist,[25]) „denn alle örtliche Verteidigung hat etwas höchst Verfängliches und Gefährliches",[26]) aber sie bietet doch viele Vorteile, wenn der Angreifer „gegen die Vorteile des Bodens"[27]) ankämpfen muß. Wesentlich ist die Wendigkeit der Führung und Truppe im schnellen Wechsel der Kampfarten; der Abwehrende soll von seinen Möglichkeiten Gebrauch machen, den Angreifer „durch Form und Stärke seiner Anfälle zu überraschen".[28]) Im folgenden soll der Gedanke der Erhaltung der Kampfkraft in den einzelnen Kampfarten der Abwehr behandelt werden.

Angriff

Vor jedem im Rahmen der Abwehr zu führenden Angriff muß geprüft werden, ob der erstrebte Erfolg die zu erwartenden Verluste rechtfertigt; ferner, auf welche Weise sich die Verlustquote herabmindern läßt. Abgesehen von Ansatz und Verwendung der Angriffskräfte ist das beste Mittel hierzu das eigene „kräftesparende" Feuer, und dabei wiederum hat das atomare den Vorzug vor dem herkömmlichen. Stehen Atomwaffen nicht zur Verfügung oder können sie nicht eingesetzt werden, wird die eigene Feuerwirkung außerordentlich eingeschränkt; damit wird der eigene Angriff erschwert, und die Höhe der zu erwartenden eigenen Verluste steigt. Wenn für das nichtatomar geführte Gefecht gefordert wird, daß „die gesamte Abwehr vermehrt angriffsweise geführt werden" soll, so muß bedacht werden, daß das eigene Feuer erheblich geschwächt ist. Nach dem Grafen Schlieffen ist „die Vernichtung des Feindes durch Angriff die Seele aller Kampfführung";[29]) doch darf daraus nicht geschlossen werden, daß in jeder Lage das Heil im Angriff zu suchen wäre. Eine eindeutige Überschätzung des Angriffsgedankens bedeutet es zum Beispiel, wenn bemerkt wird, daß „unsere mechanisierten Divisionen" für alles andere als „für wuchtige Gegenschläge" „zu schade" seien;[30]) derartige Gedanken können sich allerdings gerechtfertigt finden, wenn die Gefechts- und Kampfarten in eine Skala der Wertigkeit eingeordnet werden. Eine Andeutung in dieser Richtung ist in der Bemerkung der Vorschrift zu sehen, daß das Bewußtsein, Angreifer zu sein, ein Gefühl der Überlegenheit weckt,[31]) und daß das wiederholte Aufgeben von Gelände in der Verzögerung nachteilig auf die Kampfmoral der Truppe wirken kann.[32]) Das „Gefühl der Überlegenheit" des Angreifers erkennt Clausewitz zwar ebenfalls an, fügt aber folgende Einschränkung hinzu: „Die Sache ist an sich wahr, nur geht das Gefühl sehr bald in dem allgemeineren und stärkeren unter, welches einem Heere durch seine Siege oder Niederlagen, durch das Talent oder die Unfähigkeit seines Führers gegeben wird".[33]) Diese Erfahrungen hat das deutsche Heer im Zweiten Weltkrieg immer wieder machen können. Der Geist der Truppe und damit ihre Leistung hängt in hohem Maße von der Fähigkeit der Führer ab, ihr Verluste zu ersparen, weniger von der jeweiligen Gefechts- und Kampfart.[34]) Entscheidend in jeder Lage ist es, daß die Führung die feindliche Waffenwirkung einschätzt und berücksichtigt; wenn festgestellt wird: „Man kann daher im konventionellen Gefecht Panzer konzentrieren wie vor 60 Jahren die Infanterie",[35]) so ist einmal die kaum abzuschätzende Wirkung der verschiedenartigen Panzerabwehrwaffen nicht berücksichtigt, und zum anderen die Tatsache, daß mindestens seit Königgrätz bekannt ist, daß eine Angriffstruppe nicht konzentriert sein darf. Die damals, also vor hundert Jahren, gemachten Erfahrungen haben sich nicht nur im Burenkrieg und im russisch-japanischen Krieg (wohin Deutschland einen hervorragenden Attaché als Beobachter entsandt hatte), sondern auch wieder 1914 durch schwerste Verluste bestätigt — dann wohl endgültig. Seit es eine brauchbare Panzerabwehr gibt, unterliegt der Panzerangriff derselben Problematik wie der klassische Infanterieangriff; der Angreifende muß die „Abnutzung seiner Kräfte" in Kauf nehmen.[36])

Verteidigung

Die Einordnung der Verteidigung in das beweglich zu führende Abwehrgefecht bereitet dann Schwierigkeiten, wenn man sich nicht der Beschränkungen bewußt ist, denen diese Kampfart unterliegt,

22) TF Nr. 456
23) TF Nr. 548 — Die Verzögerung ist ja die dem Hinhaltenden Kampf entsprechende Gefechtsart
24) TF Nr. 490
25) Clausewitz, a. a. O., 6. 2
26) a. a. O., 6. 20. A
27) a. a. O., 6. 25
28) a. a. O., 6. 2
29) Zitiert nach TF, S. 149
30) Oberst Wilhelm Osterhold: „Was ist der Infanterist heute noch wert?" Truppenpraxis 1963, Heft 5, S. 364
31) TF Nr. 59
32) TF Nr. 550
33) Clausewitz, a. a. O., 6. 3
34) Die Diskussion über Gefechts- und Kampfarten leidet darunter, daß das Wort „Angriff" sowohl eine Kampfart als auch in Zusammenfassung von Angriff, Verteidigung und Hinhaltendem Kampf eine Gefechtsart bedeuten kann. Als mit der TF 60 der Begriff „Abwehr" aus der TF 33 wieder aufgenommen wurde, hätte entsprechend auch ein Oberbegriff für den Angriff gefunden werden sollen. Hierfür sei „Offensive" vorgeschlagen.
35) Osterhold, a. a. O.
36) TF Nr. 548

und nicht die Bedingungen berücksichtigt, die erfüllt werden müssen, wenn sie erfolgreich verlaufen soll. Clausewitz tadelt als Methodismus ein Verfahren, bei dem Methoden kritiklos nachgeahmt werden, die sich in der Vergangenheit bewährt hatten; er erwähnt in diesem Zusammenhang allerdings nicht die andere Möglichkeit, daß nämlich Methoden geübt werden, die sich mit keiner Kampferfahrung in Einklang bringen lassen. „Verhängnisvoll ist es, die Erfahrungen früherer Kriege ungeprüft zu übernehmen und bei den Erkenntnissen der Vergangenheit stehen zu bleiben", stellt die Vorschrift richtig fest;[37]) ebenso groß ist aber die Gefahr, daß gültige Erfahrungen früherer Kriege nicht zur Kenntnis genommen werden. Die Kriegsgeschichte aller Nationen der letzten hundert Jahre bietet dafür zahlreiche Beispiele. Zu prüfen ist nun die Frage, wie die Verteidigung geplant und durchgeführt werden muß, damit die Verluste der eigenen Truppe sich in Grenzen halten. Folgende Gesichtspunkte sollen betrachtet werden:

— Schnelligkeit,
— Lage der Verteidigungsräume und Riegel,
— Geländewahl,
— Das Problem der Naht.

Schnelligkeit

Die Forderung nach Beweglichkeit läßt sich nur erfüllen, wenn die Verbände schnell reagieren können. Das setzt voraus, daß für die einzelnen Kampfarten Verfahren entwickelt werden, die es ermöglichen, sie „rasch aufeinander folgen" zu lassen;[38]) die in unseren Vorschriften vorgeschriebene Methode der Verteidigung berücksichtigt die Forderung nach Schnelligkeit aber nur sehr bedingt. Zwar ist es vorgesehen, Verteidigungsräume „so spät wie möglich zu besetzen";[39]) Voraussetzung dafür sind aber eine eingehende Erkundung und vorbereitende Maßnahmen, die wegen der Zentralisierung wesentlicher Aufgaben in der Hand des Bataillonskommandeurs zwangsläufig sehr zeitraubend sind. Besonders auffällig ist die Forderung, daß der Bataillonskommandeur die Lage der Stützpunkte bestimmen soll;[40]) für die Kompaniechefs der motorisierten Panzergrenadiere ist angeordnet, daß das Schwergewicht die „Erkundung der Stützpunkte" bildet, beziehungsweise „ihre genaue Festlegung, wenn ihre Lage bereits durch den Bataillonskommandeur befohlen ist",[41]) während die mechanisierten Panzergrenadiere an längerem Zügel geführt werden, denn der Kompaniechef erkundet „den Stellungsraum und die Lage der Stützpunkte und schlägt sie dem Bataillon vor", nachdem der Bataillonskommandeur „den zu erkundenden Raum nur grob nach der Karte bestimmt" hat.[42]) Am meisten Freiheit wird den Kompanien der Panzertruppe zugebilligt, denn ihnen werden nur „Stellungsräume" befohlen;[43]) daß für die unterstellten Panzergrenadiere, wenn sie abgesessen kämpfen, die Lage der Stützpunkte „auf Vorschlag des Führers der Panzergrenadiere" vom Bataillonskommandeur befohlen wird,[44]) hat seine Rechtfertigung darin, daß in diesem Falle die Lage der Stützpunkte als einziges statisches Element für die Kampfführung des Bataillons besondere Bedeutung hat. Es ist schwer zu erkennen, warum — im Gegensatz zur Panzertruppe — beim Einsatz des Panzergrenadierbataillons in der Verteidigung die Verwendung der einzelnen Züge durch den Bataillonskommandeur befohlen wird, unter Umständen sogar ohne Vorschlag der Kompaniechefs;[45]) das widerspricht einmal dem Grundsatz der Auftragstaktik und der Delegierung von Verantwortung, hat aber den besonderen Nachteil, daß die Erkundung und Vorbereitung kompliziert werden und damit zeitraubend. Ein schneller Wechsel der Kampfarten ist so nicht möglich. Der Übergang zur Verteidigung könnte wesentlich beschleunigt werden, wenn den Kompanien neben dem Auftrag — der für jede Kompanie Besonderheiten enthält — nur der Gefechtsstreifen befohlen wird; das für den Aufbau der Verteidigungsräume vorgesehene sehr gründliche Verfahren läßt sich in ein beweglich geführtes Abwehrgefecht nur schlecht einordnen.

Im Gegensatz zum Verteidigungsraum ist für Riegel die Möglichkeit vorgesehen, sie „rasch aufzubauen", ohne Vorbereitung, wenn sich die Notwendigkeit dazu „plötzlich aus der Lage" ergibt;[46]) dementsprechend ist für die motorisierten Panzergrenadiere ein „schnell gebildeter Riegel" vorgesehen,[47]) für die Panzertruppe die Notwendigkeit, „unter Verzicht auf jede Erkundung den Riegel schnell zu besetzen",[48]) und die Panzergrenadiere auf Schützenpanzer können „unvermutet zur Verteidigung eines Riegels eingesetzt" werden.[49]) Der Riegel entspricht demnach den Forderungen eines unter dem Gesichtspunkt der Schonung der Kräfte beweglich zu führenden, schnell verlaufenden Abwehrgefechts mehr als der Verteidigungsraum, jedenfalls solange dessen Erkundung und Vorbereitung nicht dezentralisiert werden.

Lage der Verteidigungsräume und Riegel

Der Wunsch, „die Beobachtungs- und Aufklärungsräume der eigenen Artillerie zu erhalten" führt dazu, Verteidigungsräume, die „als Eckpfeiler für eigene Gegenangriffe unentbehrlich sein" können,[50]) am vorderen Rand des Abwehrraums auszuwählen. Diesem Prinzip wird in unseren Planübungen und Geländebesprechungen so oft gefolgt, daß fast von einem Methodismus im Clausewitzschen Sinne gesprochen werden kann. Selten wird die andere Methode angewandt, im vorderen Teil des Abwehrraums hinhaltend zu



Skizze 1:
Verteidigungsräume auf „Beherrschenden Höhen" am Vorderen Rand des Abwehrraums.

kämpfen, um dann „in der Tiefe des Abwehrraums (zu) verteidigen, Riegel (zu) besetzen" oder die Verbände „zur Reserve treten" zu lassen.[51]) Dabei entspricht dies Verfahren weit mehr der Forderung, daß der Feind „im Abwehrraum zunächst federnd aufgefangen werden" soll;[52]) ein Verfahren, das ohne Zweifel die Möglichkeit gibt, die Feindkräfte unter Schonung der eigenen abzunutzen und dadurch die für den eigenen Gegenangriff erforderliche Überlegenheit herzustellen; es ist auch mehr geeignet, „den Feind zu überraschen", „ein ausschlaggebendes, zuweilen das einzige Mittel, Unterlegenheit auszugleichen und den Erfolg zu erringen".[53])

Die Gefahr, daß der Feind „in hoher Geschwindigkeit"[54]) an einem vorn im Abwehrraum liegenden Verteidigungsraum vorbeistößt und ihn einschließt, ist groß. Deshalb müssen in diesem Fall von vornherein starke Kräfte für die Rundumverteidigung vorgesehen oder eingesetzt werden; die Abwehrkraft, die in der Hauptangriffsrichtung des Feindes zur Wirkung kommt, sinkt dadurch. Wird die Verteidigung nicht abgebrochen und kommt es zur Einschließung, so werden bald Versorgungsschwierigkeiten auftreten, in der Munitionsversorgung zunächst, dann im Betriebsstoffnachschub, außerdem in der Verwundetenversorgung. Je knapper die Munition wird, um so weniger kann der Kampf kräftesparend geführt werden. Die Einschließung von Teilen der Brigade macht einen Gegenangriff gepanzerter Kräfte notwendig, dessen Durchführung nicht auf einem freien Entschluß der Führung beruht, sondern der vom Feind diktiert wird, nach Zeitpunkt und Gelände.

37) TF Nr. 8
38) TF Nr. 60
39) TF Nr. 476
40) HDv 211/1, Das Panzergrenadierbataillon (mot), Vorläufer, März 1962, Nr. 434; HDv 231/1, Das Panzergrenadierbataillon (SPz), Vorläufer, März 1962, Nr. 478
41) HDv 212/1, Die Panzergrenadierkompanie (mot), Januar 1963, Nr. 267
42) HDv 232/1, Die Panzergrenadierkompanie (SPz), Vorläufer, August 1963, Nr. 301
43) HDv 221/1, Das Panzerbataillon, Vorläufer, April 1962, Nr. 412
44) HDv 221/1, Nr. 414
45) HDv 211/1, Nr. 455
46) TF Nr. 477
47) HDv 211/1, Nr. 507
48) HDv 231/1, Nr. 450
49) HDv 231/1, Nr. 551
50) TF Nr. 476
51) TF Nr. 490
52) TF Nr. 458
53) TF Nr. 80
54) TF Nr. 460

Solche Operationen sind zwangsläufig verlustreich, ebenso wie die anschließende Zurückführung der Verteidigungstruppe. Noch ungünstiger werden die Verhältnisse, wenn die eingeschlossene Truppe sich ohne Hilfe von außen durchschlagen muß; die Bataillonsvorschriften lassen das klar erkennen.[55]) Für ein eingeschlossenes und in der Verteidigung festgehaltenes Panzerbataillon liegen die Verhältnisse sicher noch am günstigsten; aber ein Ausbruch aus einem Kessel ist auch für Panzerverbände problematisch.[56]) Ohne Zweifel müssen alle Waffengattungen dafür ausgebildet und darauf eingestellt sein, in der Einschließung zu kämpfen und sich zur eigenen Truppe durchzuschlagen. Die Mittlere Führung muß aber alles tun, um es nicht zu solchen Lagen kommen zu lassen, da sie hohe Verluste mit sich bringen.

Bedenklich erscheint es, wenn die Mittlere Führung das Einschließen eines Verteidigungsraumes zwar zunächst in ihren Kampfplan einbezieht, dann aber den eingeschlossenen Truppenteilen den Ausbruch befiehlt, „wenn ein Halten an dieser Stelle nicht mehr notwendig ist",[57]) und es erhebt sich die Frage, ob sich ein solches Verfahren mit dem Prinzip der Erhaltung der Kampfkraft in Übereinstimmung bringen läßt.

Geländewahl

Für keine Kampfart ist die Geländewahl von solcher Bedeutung wie für die Verteidigung. Die anderen Kampfarten sind ihrem Wesen nach Bewegung: der sich verteidigende Verband dagegen ist auf einen bestimmten Raum beschränkt. Der zu Fuß kämpfende Soldat ist in seiner Stellung fast unbeweglich — die Bewegung außerhalb der Stellung ist die Ausnahme —; die im Kampfpanzer, Jagdpanzer oder Schützenpanzer kämpfenden Soldaten sind zwar auch in der Verteidigung beweglich, bieten dafür aber meistens ein deutliches und großes Ziel, das an einen gewissen Raum gebunden ist. Es kommt also darauf an, die Lage des Verteidigungsraumes oder Riegels so zu wählen, daß die gesamte Kampftruppe der beobachteten Waffenwirkung entzogen wird, soweit es möglich ist. Diese Erkenntnis war bereits im Ersten Weltkrieg gewonnen worden: „Verteidigungsanlagen der Infanterie liegen praktisch am günstigsten auf den dem Feind abgekehrten Hängen nahe der Kammlinie (Hinterhangstellung)."[58]) „Das Schußfeld ist von geringerer Bedeutung" und „geringes Schußfeld genügt" — so heißt es weiter. Das waren umstürzende Neuerungen, denn das bis dahin gültige Exerzierreglement von 1906 hatte „freies und weites Schußfeld" gefordert; nur „daneben" war „gute Feuerwirkung auch auf nahe Entfernung zu fordern".[59]) Außerdem sollte der Schütze erzogen werden, „alle Rücksichten auf Deckung denen auf Feuerwirkung unterzuordnen."[60]) Das entsprach der für den Angriff geltenden Anweisung: „Vorwärts auf den Feind, koste es, was es wolle."[61]) Dieselben Gedanken finden sich in der gesamten Militärliteratur jener Zeit;[62]) unbegreiflicherweise kehren sie nach dem Ersten Weltkrieg wieder — alle Opfer waren umsonst gewesen.

Die „Ausbildungsvorschrift für Infanterie", nach der vor dem Zweiten Weltkrieg ausgebildet und verfahren wurde, legte fest: „Für die Abwehr ist offenes, deckungsarmes und flaches Gelände, das die volle Ausnutzung der Waffen mit gestreckter Flugbahn und Beobachtung auf weite Entfernung ermöglicht, vorteilhaft" und: „Der dem Feind zugewandte Hang (Vorderhang) ermöglicht gute Wirkung der Waffen mit gestreckter Flugbahn."[63])

Die Vorschrift „Pionierdienst aller Waffen (All.Pi.D.)" hatte schon 1935 bestimmt, daß die Feuerstellungen der Infanterie so festzulegen und auszubauen seien, „daß man gut beobachten und die eigenen Waffen gut wirken lassen kann", und brachte für die Wahl aller Kampfanlagen wieder den fatalen, heute noch nicht widerrufenen Grundsatz: „Wirkung geht vor Deckung."[64]) Als ob es nie einen Ersten Weltkrieg gegeben hätte, wird auf das „Taschenbuch für den Pionieroffizier" von 1904[65]) zurückgegriffen, in dem — damals noch ohne die Erfahrungen des Burenfeldzugs und des Russisch-Japanischen Krieges — gefordert worden war, daß „Infantlinien auf die nach d. Feinde abfallend. Böschgen. v. Höhen" gelegt werden sollten. Vielleicht damals noch entschuldbar, aber wie stand es 1935 oder 1940?

Hier mag eingewandt werden, daß heute sämtliche Bataillons-, Kompanie- und Zugvorschriften die Ausnutzung des Hinterhangs in der Verteidigung fordern. Das trifft zwar zu, aber das Prinzip der Überraschung, das Clausewitz für den Verteidiger fordert, und das durch die Kampfweise ihren Ausdruck finden muß, kommt nicht hinreichend zum Ausdruck. „Je mehr sich der Angreifer nähert, desto stärker greifen alle Waffen des Bataillons in den Kampf ein und überschütten den Feind mit Feuer"[66]) — das Element der Überraschung fehlt. „Eigene Maschinengewehr- und Gewehrschützen, die ihre Stellung zu früh durch Feuer verraten, laufen Gefahr, von den Feindpanzern niedergekämpft zu werden."[67]) Das Prinzip des Schutzes vor der feindlichen Waffenwirkung ist hier zwar ausgedrückt, aber eindeutige Anweisungen, daß der Feind auch in der Verteidigung überrascht werden muß, finden sich selten: „Oft ist es zweckmäßig, den Feuerkampf überfallartig zu beginnen, sobald der Feind eine im Gelände festgelegte Linie überschritten hat"[68]) und — in klassischer Formulierung — als Kampfanweisung für die „vorn eingesetzten Teile", daß sie den Feind „auflaufen" lassen und ihn dann „schlagartig mit gutgezieltem Feuer" überfallen.[69])

Zu einem schlagartigen, überraschenden, gutgezielten Überfall mit Feuer der Infanterie gehört die Feuereröffnung auf kurze Entfernung. Zwar fordert die Vorschrift, daß „das Feuer im allgemeinen erst auf Entfernungen von 300 m und darunter eröffnet" wird;[70]) dem widerspricht aber an anderer Stelle die Forderung, daß in der Verteidigung die „wirksame Schußentfernung des Maschinengewehrs — bis 600 m — auszunützen" sei.[71])

In der Vorschrift „Schießausbildung mit MG" ist der Grundsatz der überraschenden Feuereröffnung in der Verteidigung kaum angedeutet;[72]) an anderer Stelle finden sich dagegen eindeutige Grundregeln für Sturmabwehr und Panzerabwehr auf nächste Entfernung, und zwar in einer Zugvorschrift.[73])

Das schwierigste Problem in der Verteidigung ist neben dem der Koordinierung beweglicher und statischer Elemente ohne Zweifel das Zusammenwirken von Waffen mit kurzer und weiter Schußentfernung, d. h. der Handwaffen des Panzergrenadiers mit den Panzerkanonen, 2-cm-Waffen und weitreichenden Panzerabwehrwaffen. Wenn die weitreichenden Waffen aus dem Verteidigungsraum oder Riegel heraus wirken, verraten sie die Stellungen der Infanterie; dann kann der Feind nicht „zum Auflaufen gezwungen" werden.[74]) Sie sollten deshalb hinter ihr stehen und den Feind über-

55) HDv 211/1 Nr. 493—494 und, optimistischer, HDv 231/1 Nr. 539
56) HDv 221/1, Nr. 435—438
57) TF Nr. 517
58) Teil I a der Vorschriften für den Stellungskrieg „Allgemeines über den Stellungsbau" vom 15. 8. 1917, Neubearbeitung vom 18. 8. 1918 (Skizze 2)
59) D. V. E. Nr. 130, Exerzier-Reglement für die Infanterie vom 29. 5. 1906, Berlin, Mittler & Sohn, Nr. 400—401
60) a. a. O., Nr. 152
61) a. a. O., Nr. 265
62) Näheres über dies Gebiet in folgenden Aufsätzen des Verfassers:
a) Infanterie und Panzer. Wehrkunde Heft 3/61
b) Über die Auswertung von Kriegserfahrungen in der infanteristischen Verteidigung. Wehrkunde Heft 6/61
c) Gedanken über die Verteidigung im atomaren Krieg. Wehrkunde Heft 12/62
d) Vergessene Erfahrungen. Ein Beitrag zur Geländebeurteilung. Truppenpraxis 11/63
e) Vergessene Erfahrungen. Erwiderung zur Antwort von Major v. d. Marwitz und Major Blätterbauer. Truppenpraxis 2/64
63) A. V. I., HDv 130/9, Führung und Kampf der Infanterie, das Infanteriebataillon, Vlg Offene Worte, Berlin, 1940, Nr. 25 und 27.
64) All. Pi. D. vom 11. 2. 1935, Nachdruck 1936, Verlag Mittler & Sohn, Berlin, Nr. 349 und 340; ZDv 3/11 Infanterie-Gefechtsausbildung aller Truppen (Der Einzelschütze). Neudruck 1959, II. g) Nr. 513 (Seite 314)
65) Verlag von A. Bath, Abschnitt III, Feldbefestigung
66) HDv 211/1, Nr. 476
67) HDv 213/1, Nr. 384
68) HDv 232/1, Nr. 318
69) HDv 231/1, Nr. 523
70) HDv 212/1, Nr. 285
71) ZDv 3/11, Infanterie-Gefechtsausbildung aller Truppen (Der Einzelschütze), Nachdruck Nov. 1959, Nr. 346
72) ZDv 3/14, Nr. 40
73) HDv 213/1, Nr. 385
74) TF, Nr. 490, vorletzter Absatz

raschend dann fassen, wenn er auch in den Feuerbereich der Handfeuerwaffen und Panzerfäuste geraten ist. Eine andere Möglichkeit ist der vorübergehende Einsatz v o r dem Verteidigungsraum oder Riegel; eine solche Verwendung gehört aber zum Hinhaltenden Kampf, der der Verteidigung vorausgeht. Diese Kombination von hinhaltendem Kampf und Verteidigung, die dem „federnd auffangen" der „Truppenführung" am besten entspricht, setzt aber ein Gelände voraus, das den hinhaltend kämpfenden Teilen ein verlustloses Sichabsetzen ermöglicht und den Feind überraschend auf das Bataillon auflaufen läßt, das von weitreichenden Panzerabwehrwaffen unterstützt wird.



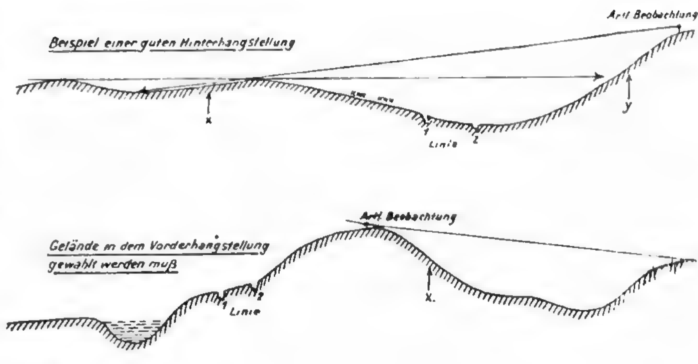
Skizze 2:
Überraschende Feuereröffnung durch den Verteidiger mit allen Waffen.

Hierzu eignet sich nicht das „beherrschende Höhengelände" mit „Bastionen" und „Eckpfeilern", sondern die „unscheinbare Gegend", von der Clausewitz spricht, „wenn sie uns Gelegenheit gibt, uns versteckt darin aufzustellen".[75])

Die Geländewahl in der Verteidigung ist nicht eine Sache der Bataillons- und Kompanievorschriften; die Mittlere Führung muß die Forderungen der Infanterie und Panzer nach Deckung und Überraschung bei der Festlegung der Grundsätze für die Geländewahl berücksichtigen. Die Forderung, daß „die Beobachtungs- und Aufklärungssysteme der eigenen Artillerie" erhalten werden sollen und dem „Feinde die Beobachtung in das eigene Gelände verwehrt werden soll",[76]) führt, für sich allein berücksichtigt, oft zu einer Vernachlässigung der Eigeninteressen der Panzertruppe und Infanterie einschließlich der Panzerabwehr, weil für diese das „Beherrschende Höhengelände" in der Verteidigung ungeeignet ist. Hier wird eingewandt werden, daß die Artillerie niemals eine B e s e t z u n g der Höhen fordert, auf deren Sicherung sie Wert legt; die Praxis sieht aber anders aus, und die Vorschrift stellt dazu fest: „Um ein Gelände zu beherrschen, muß es meist in der Hand der Truppe sein."[77]) Wenn der Verlauf des Vorderen Rands des Abwehrraums „durch die Forderung nach guten Beobachtungsmöglichkeiten der Artillerie meist bestimmend beeinflußt" wird,[78]) so ist die Gefahr groß, daß Truppen in einem Gelände festgelegt werden, das ihren Forderungen nicht entspricht.

Die „Truppenführung" des Jahres 1933 hatte bei der Festlegung der Grundsätze der Geländewahl den Gesichtspunkt des Schutzes vor feindlicher Waffenwirkung besonders berücksichtigt mit der Formulierung, daß die vordersten Verteidigungsanlagen des „Hauptkampffeldes" tunlichst lange der feindlichen Beobachtung und Beschießung entzogen bleiben und den Gegner durch ihre Lage überraschen sollen.[79]) Daß Forderungen der Artillerie nicht allein maßgebend sein können, war durch den Satz ausgedrückt: „Dagegen muß man sich für die unmittelbare Verteidigung des Hauptkampffeldes gelegentlich mit begrenzter Sicht begnügen."[80]) Diese Grundsätze sollten auch heute von der mittleren Führung wieder berücksichtigt werden und in der Vorschrift dort zum Ausdruck kommen, wo ein Anhalt für die Auswahl von Verteidigungsräumen und Riegeln gegeben wird.[81]) Das Gelände für den Verteidigungsraum muß so ausgesucht werden, daß es den Forderungen der in ihm kämpfenden Truppe entspricht. Der Hinweis, daß er „dem Gelände angepaßt" sein soll, ohne wenigstens die Grundsätze zu bestimmen, die dafür maßgebend sein sollen, ist kaum ausreichend.[82])

Im Ersten Weltkrieg wurden „Vorschriften für den Stellungskrieg für alle Waffen" herausgegeben; in dem Heft „Allgemeines über den Stellungsbau"[83]) ist eine schematische Darstellung einer Stellung (damals mit 1. und 2. Linie) wiedergegeben, die zeigt, wie — in einem Idealgelände — die Forderungen der Artillerie nach Beobachtung und die der Infanterie nach Deckung gleichmäßig erfüllt werden können. Unsere Vorschrift „Infanteriegefechtsausbildung



Skizze 3:
Schematische Darstellung der Geländeausnutzung in der Verteidigung (1918).

aller Truppen" zeigt in dem Abschnitt „Geländebeurteilung" zwar drei schematische Geländedarstellungen mit einem feuernden Schützen am Vorderhang, aber keinen am Hinterhang![84]) Sollte nicht das alte „Wirkung geht vor Deckung!" in dem Abschnitt „Kampfweise"[85]) besser durch

„Keine Wirkung ohne Deckung"

ersetzt werden? Dieser Grundsatz sollte für den Einzelschützen ebenso gelten wie für jede einzelne Waffe, für die Kompanie wie für das Bataillon.



Skizze 4:
Verteidigung am Hinterhang.

Die Naht

„Probleme der Naht" ist der Titel einer Studie, die 1959 veröffentlicht worden ist.[86]) Es ist erstaunlich, daß dieser Begriff trotz der außerordentlichen Bedeutung, den er im letzten Kriege angenommen hatte, aus der Terminologie völlig verschwunden ist. Nun kann er im Bereich der Operation und dem der beweglichen Gefechtsführung tatsächlich als synonym mit „Grenze" betrachtet werden; im Bereich der Verteidigung hingegen bedeutet er, wenn Grenze und Naht auch geographisch dasselbe sind, etwas ganz spezifisches, nämlich nicht Abgrenzung, Trennung, sondern im Gegenteil Zusammengehörigkeit, gemeinsame Verantwortung, Zusammenhalt.

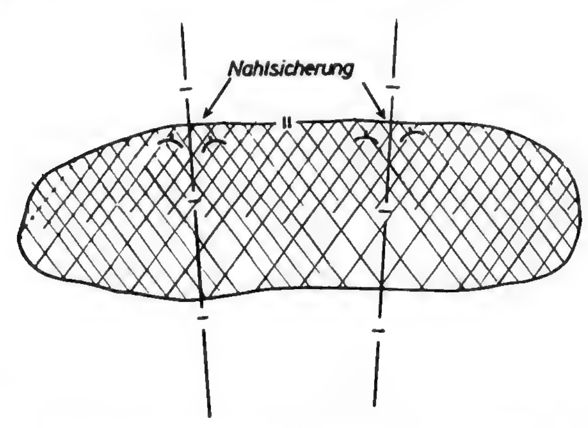
Die Sowjetarmee kennt den Begriff „Naht" offiziell (russ.: styk); man kann ihn definieren als „Geländeraum, in dem benachbarte Einheiten, Truppenteile und Verbände Berührung haben und der im Interesse eines ununterbrochenen Zusammenwirkens zuverlässig durch Feuer, Sicherungen, Aufklärung, koordinierte Handlungen und andere Maßnahmen gesichert wird".[87])

---

75) Vom Kriege, 6. 2
76) TF, Nr. 476
77) TF, Nr. 86. Hier ist auch Nr. 475 heranzuziehen, nach der Verteidigungsräume und Riegel auch „in dem wichtigen Gelände" selbst liegen können.
78) TF, Nr. 530
79) TF 33, Nr. 445
80) TF 33, Nr. 447
81) TF Nr. 461, 476, 530
82) HDv 231/1, Nr. 476
83) Teil 1a vom 10. August 1918, herausgegeben vom Generalstab des Feldheeres
84) ZDv 3/11, Nr. 38
85) ZDv 3/11, Nr. 513
86) Von Generalmajor Joachim Schwatlo-Gesterding, Heft 10 der Wehrwissenschaftlichen Rundschau
87) Deutsches Militär-Lexikon, Deutscher Militärverlag Berlin 1961, S. 289. Siehe auch Merkblatt Nr. 10 des Heeres, Nr. 25 und 153

Die Bedeutung des Zusammenhalts in der Verteidigung ist an anderer Stelle bereits so ausführlich erörtert worden, daß hier nur auf das Ergebnis dieser Untersuchungen verwiesen werden soll.[88]) Die Verwendung von Atomwaffen im Gefecht beeinflußt auf den untersten Ebenen zwar das Verhalten der Soldaten und damit auch der Teileinheiten, aber kaum die Kampfweise. Eine wesentliche Erkenntnis für die Kampfführung in der Verteidigung im Zweiten Weltkrieg war die Bedeutung der Nahtsicherung. Auch heute wird in den Dienstvorschriften sinngemäß auf dies Problem verwiesen: „Dringt der Feind zwischen zwei Stützpunkten ein, so setzt der Kompaniechef alles dran, ihn durch Feuer zum Stehen zu bringen und abzuriegeln. Ob dieser Feind anschließend durch das zusammengefaßte Feuer aller Waffen zerschlagen oder im Gegenstoß zurückgeworfen werden soll, entscheidet der Bataillonskommandeur."[89])

In diesen Sätzen kommt die ganze Problematik der Stützpunktverteidigung zum Ausdruck. Wie soll der Feind zwischen den Stützpunkten nichtmechanisierter Infanterie vernichtet werden, wenn die eigenen Waffen vom Feind niedergehalten werden oder die Munition knapp wird? Was geschieht bei Nacht oder Nebel? Warum verteidigt man die Lücken zwischen den Stützpunkten nicht von vornherein, statt die eigene Infanterie nach dem Eindringen des Feindes in einem verlustbringenden Gegenstoß zu opfern? Warum schafft man auf der Naht keine klare Verantwortlichkeit durch Befehlen einer Grenze, die durch Nahtkommandos zu sichern ist? Warum muß die Entscheidung des Bataillonskommandeurs abgewartet werden? Warum sollen die gegen Ende des Zweiten Weltkriegs vom Oberkommando des Heeres herausgegebenen Vorschriften und Merkblätter keine Gültigkeit mehr haben, die für die nichtmechanisierte Infanterie keine Stützpunktverteidigung kannten? Warum muß die für die Mittlere Führung maßgebende Vorschrift Einzelheiten der Kampfführung bestimmen, die unterhalb der Kompanieebene liegen, indem sie für abgesessene Panzergrenadiere die Verteidigung aus Stützpunkten vorschreibt?[90])



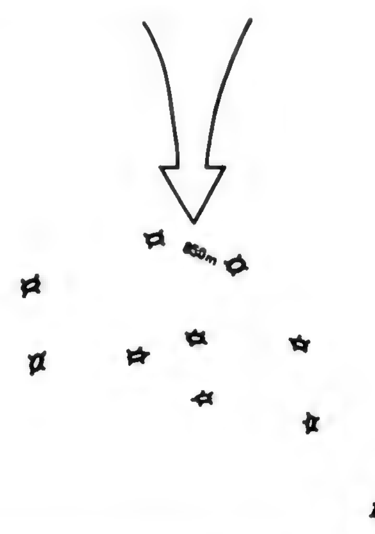
Skizze 5:
Verteidigungsraum nichtmechanisierter Infanterie; Verantwortung der Kompanien durch Gefechtsstreifen geregelt (Vorschlag).

Auch die Erfahrungen des Koreakrieges sprechen eindeutig gegen die Stützpunktverteidigung.[91]) Aus der Literatur seien nur zwei Beispiele angeführt, um zu zeigen, welche Auffassungen hinsichtlich der Stützpunktverteidigung zur Zeit bestehen:

1. In einem Aufsatz „Der Stützpunkt des Panzergrenadierzuges"[92]) wird erklärt, daß diese Kampfesweise sich auf „unwiderlegbare Erfahrungen grundsätzlicher Bedeutung stützte, die im vergangenen Kriege gewonnen und mit dem Blute deutscher Soldaten teuer bezahlt wurden". Das widerspricht den während des Krieges veröffentlichten Vorschriften und Merkblättern; das von dem Verfasser des Artikels angeführte Beispiel, wo die in „linear errichteten Vorderhangstellungen" eingesetzte Truppe „im beobachteten Feuer massierter Feindartillerie" zerschlagen wurde, während in einem anderen Fall eine Division sich in einem an Hinterhängen errichteten Stützpunktsystem mit geringen Verlusten erfolgreich schlug, sagt über den Vorteil der Stützpunkte gar nichts aus. Sechs beigefügte Skizzen zeigen, wie die Infanterie, statt ihren Gefechtsstreifen abzudecken, sich in einzelnen Stützpunkten einigelt. Wie nichtmechanisierte Infanterie in einer solchen Gliederung ihren Gefechtsstreifen verteidigen soll, ist schwer verständlich. Der Diskussion ist auch damit nicht gedient, daß Begriffe wie „Sichfreimachen von altgewohnten Gedankengängen", „überkommene Vorstellungen" und „Umdenken" in die Debatte eingeführt werden und daß von „einem gewissen Beharrungsvermögen" die Rede ist; wichtiger wäre zu wissen, wie die Infanterie ihren Auftrag erfüllen soll, wenn der Feind einen mit automatischen Waffen aller Art besetzten Stützpunkt niederhält und durch die absichtlich gelassenen Lücken an ihm vorbeistößt.

   Warum wird die Truppe nicht „truppweise in Anlehnung an unauffällige schachbrettartig liegende Anklammerungspunkte" eingesetzt,[93]) um den ganzen Streifen abzudecken, unter Bereitstellung von Reserven besonders an den Nähten?

2. In der taktischen Aufgabe Nr. 1, Lage FRAUENBERG,[94]) wird auf einer Planpause ein Bataillon dargestellt, das unter Ausnutzung eines „Beherrschenden Höhengeländes", das noch dazu die Verbindungsaufnahme sehr erschwert, in Stützpunkte aufgesplittert ist. Wenn von Zugtrupps und selbstverständlich den Kraftfahrern abgesehen wird, wirken zunächst nur 60 automatische Waffen gegen den Angreifer, aber auch diese aufgespalten in zwei isolierten, 850 m voneinander entfernten Stützpunkten, insgesamt etwa der 11. Teil aller im Bataillon überhaupt vorhandenen Waffen!



Skizze 6:
Isolierte Stützpunkte im Verteidigungsraum — kein Gefechtsstreifen — keine Verantwortung der Kompanien (nach Lage Frauenberg).

Warum wird die nichtmechanisierte Infanterie zugweise der Vernichtung ausgesetzt, statt sie zur Verteidigung des Raumes so einzusetzen, daß sie den Feind überraschend mit überlegenem Feuer überall dort trifft, wo er angreift? Eine einfache Rechnung zeigt, daß das Bataillon über eine ausreichende Zahl automatischer Waffen und Panzerabwehrwaffen verfügt, um die Normalbreiten in der Verteidigung ausreichend abzudecken und Reserven in der Tiefe bereitzustellen. Diese Kampfweise entspricht dem Wesen der abgesessenen Infanterie, die ihrer Natur nach gegen Flankierung empfindlich und für Gegenstöße wenig geeignet ist; sie begünstigt besonders auch die Ausnutzung einer „unscheinbaren Gegend" und ermöglicht es, die Truppe „versteckt aufzustellen".

(Schlußkapitel folgt)

88) Siehe Fußnote 62, Nr. b, c, d
89) HDv 212/1, Nr. 286
90) TF, Nr. 476, letzter Satz
91) Siehe hierzu Marshall: Der Überfall am Chongchon, Verlag Huber & Co., Frauenfeld (Schweiz)
92) Truppenpraxis 1960, Heft 8, Seite 603, von Oberst von Notz
93) Teil 8 der Vorschriften für den Stellungskrieg: „Grundsätze für die Führung der Abwehrschlacht im Stellungskrieg" vom 1. 9. 1917, Nr. 31
94) Truppenpraxis 1963, Heft 5, S. 349

10 Jahre Bundeswehr (II)

Die Entwicklung der Panzertruppe

Es war nur eine kleine Zelle — drei Offiziere und einige Unteroffiziere —, die im Amt Blank für die Vorbereitung einer zukünftigen neuen deutschen Panzertruppe verantwortlich waren. Sie schufen unter Auswertung der besonders reichen Erfahrungen des zweiten Krieges, wozu auch eine Anzahl noch im Zivilberuf stehender Panzeroffiziere mit Gutachten herangezogen wurden, die ersten Grundlagen organisatorischer und taktischer Art für die im Rahmen der 12 NATO-Divisionen geplanten Panzerverbände.

Am 1. 4. 1956 wurde das erste Panzerbataillon als Lehrtruppe für die Panzertruppenschule in Munster aufgestellt, an einem Ort, dessen Namen bereits seit 1935 mit den ersten großen Versuchen einer neuen Organisationsform gepanzerter Großverbände — den deutschen Panzerdivisionen des 2. Weltkrieges — verknüpft ist. Die USA-Armee hatte Panzer vom Typ M 47 zur Verfügung gestellt sowie ein Ausbildungsteam, das die technische Umschulung durchführte.

In Munster war auch die geistige Ausbildungsstätte für die Panzertruppe — wie für die Panzergrenadiere — vorgesehen. Nach einem 6-wöchigen Vorbereitungslehrgang allgemeiner Art trat daher der Schulstab in einem Kasernenblock des sogenannten alten Lagers zusammen, der nach dem Kriege als englisches Kriegsgefangenenlager für deutsche Offiziere gedient hatte. Die ersten Lehroffiziere standen vor einer sehr schwierigen Aufgabe. Im wahren Sinne des Wortes mußten sie aus dem Nichts die Schule aufbauen und gleichzeitig die bereits für die ersten Panzerbataillone eintreffenden Offiziere und Unteroffiziere ausbilden. Dies war technisch schwerer als taktisch, da die bisherigen technischen Kenntnisse vergessen oder veraltet und auch bei den vielen Typen, die das alte Heer hatte, sehr unterschiedlich waren.

Die Sorgen der jungen Panzertruppe lagen auf mehreren Gebieten. Größte Mühe machte Jahre hindurch die technische Instandsetzung und Wartung, da weder an der Schule noch in den meisten Standorten irgendwelche technischen Einrichtungen, wie Werkstatthallen, Waschanlagen oder anderes vorhanden waren, die auch nur annähernd den Bedürfnissen einer hochtechnisierten Waffe entsprachen. Ebenso schwierig war die Durchführung der Gefechtsausbildung. Die Enge des westdeutschen Raumes, das Fehlen oft kleinster Übungsmöglichkeiten am Standort und die Überbelegung der wenigen großen vorhandenen Plätze durch andere NATO-Truppen stellten die Truppenführer vor Aufgaben, die noch erschwert wurden durch den laufenden Wechsel des Personals auf Grund des vierteljährlichen Einstellungsrhythmus Es war ein besonderes Glück für die Waffe, daß an die Spitze des Heeres der panzererfahrene Generalleutnant Röttiger gestellt wurde. Denn es mußten sehr bald gerade für diese Waffe wichtigste Entscheidungen getroffen werden. Die erste war die Wahl des Panzertyps für die weitere Aufstellung von Bataillonen. England bot hierfür seinen bewährten Centurion an, Amerika eine verbesserte Ausführung des M 47, den M 48. Beide Typen wurden in Munster einer längeren praktischen Prüfung unterzogen. Beide zeigten hierbei gute, wenn auch im einzelnen unterschiedliche Leistungen. Zu der abschließenden Vorführung erschien im Flugzeug aus Bonn der gesamte Verteidigungsausschuß. Die Schule schlug den amerikanischen Panzer vor, weil dieser im Gelände wendiger und auch sonst schneller war und somit unserer Auffassung vom Panzereinsatz eher entsprach. Beide Panzer waren nach unserer Meinung zu hoch und hatten den Nachteil, daß nur ein Teil der Munition jederzeit griffbereit war. Für den Entschluß, den das Parlament faßte, waren jedoch vor allem logistische Gründe ausschlaggebend. Die Mehrzahl der in Deutschland stationierten Divisionen stellte die USA. Auch Belgien und Kanada hatten die Panzer M 47. So erschien es zweckmäßig, bei dem Typ zu bleiben, mit dem bisher die bereits stehenden Bataillone der Bundeswehr ausgerüstet waren. Auch heute noch ist die gesamte Panzertruppe mit den amerikanischen M-Panzern ausgestattet, wenn auch jetzt als erste technische Fortentwicklung eine Neuausstattung mit dem neuen deutschen Panzer Leopard beginnt. Eine zweite Entscheidung galt dem Ziel, eine Zusammenarbeit der beiden gepanzerten Waffengattungen, die stets aufeinander angewiesen sind, durch eine feste Dachorganisation sicherzustellen. Schon im alten Heer standen Panzer und Panzergrenadiere und damals auch noch die Panzerabwehr — einige Einheiten der Pioniere und Panzerartillerie — Schulter an Schulter an den Schulen zusammen, die als Ausbildungsstätten für Offizieranwärter, Zugführer, Kompanie-, Bataillons- und Regimentsführer dienten. Bei der Aufstellung der Bundeswehr hatte man zunächst für jede Waffengattung eine Schule aufgestellt. Der Inspekteur des Heeres hielt es jedoch für richtig, für die mech. Kampftruppen die schulische Ausbildung, die truppentechnischen Versuche, Lehrübungen und wichtige Ausbildungsvorhaben in eine Hand zu legen. Es erfolgte daher im Laufe des Jahres 1957 die Zusammenlegung der Panzergrenadier- und Panzertruppenschule und anschließend noch die Eingliederung der Schule der Panzeraufklärung.

Um eine einheitliche Ausbildung innerhalb der Waffengattungen im gesamten Heer nach den neuen Vorschriften, die möglichst bald einheitlich geschrieben werden mußten, überwachen zu können, wurde auch noch die frühere, bewährte Einrichtung der Inspektionen für jede Waffengattung befohlen.

Mit diesen Maßnahmen waren die Weichen für die Entwicklung der Panzertruppe gestellt.

Taktische Entwicklung

Bereits bei der Aufstellung des neuen Heeres und nach den ersten größeren Übungen wurde es klar, daß die anfangs angeordnete Gliederung der Divisionen in je nach Lage verschieden zusammengesetzten Kampfgruppen unter straffer Führung der Division im Falle eines Atomkrieges zu unhandlich sein würde. Das große Problem der richtigen Einstellung auf diese revolutionierende Waffe war sowohl im Strategischen wie auf dem Gefechtsfeld auch in den Staaten, die ihre Armeen nach dem Kriege behielten, zwar theoretisch viel erörtert worden, praktisch war jedoch sehr wenig erfolgt. Erst als der Osten in atomarer Hinsicht nachzog, wurde die Notwendigkeit erkannt, nunmehr auch die erforderlichen organisatorischen und technischen Maßnahmen in die Wege zu leiten. Als erste entschloß sich die Bundeswehr, hieraus die Konsequenzen zu ziehen und zunächst die Kampfverbände kleiner und beweglicher zu machen. 1958 entstand nach Truppenversuchen in Munster und Bergen hieraus die neue Organisationsform der Brigaden. Da eine Panzerung für alle Verbände einer Division nur in ferner Zukunft zu erreichen war, wurde erstrebt, wenigstens einen Teil sofort voll zu panzern. Dies wurde in den „Panzerbrigaden" verwirklicht. Die bleibende Bedeutung der Panzertruppe trotz der gestiegenen Schwächen, die vor allem auf dem Gebiet des Schutzes gegen die soviel stärker gewordene Panzerabwehr liegen, ist damit festgelegt worden. Der Panzerschutz besitzt neben dem Schutz gegen leichte Feuerwaffen zugleich die Eigenschaft, die Entwicklung atomarer Geschosse zu mindern. Hierdurch wird die Truppe in die Lage versetzt, auch gegebenenfalls verstrahltes Gelände frühzeitiger zu durchschreiten als ungepanzerte Verbände. Im übrigen blieben die Grundsätze des Einsatzes von Panzern die gleichen. Durch Feuer und Bewegung, durch frontale Bindung und umfassenden Angriff an möglichst feindschwachen und geländegünstigen Stellen kämpfen die Panzerbataillone im Rahmen ihrer festgefügten Brigaden in enger Zusammenarbeit mit den anderen Waffen. Auch in der Ab-

wehr werden die Panzerbataillone wie früher beweglich eingesetzt, wobei das Auflaufenlassen auf rasch gebildete Riegel und ein Nachstoßen im geeigneten Augenblick häufig angewendet werden kann. Somit sind die Panzer in den Brigaden die Schwerpunktwaffe geblieben. Durch die Aufstellung von drei Panzerdivisionen, die aus 2 Panzer- und einer Panzergrenadierbrigade bestehen, läßt sich auch operativ ein Schwerpunkt, soweit dieser nicht durch Atomwaffen bestimmt wird, bilden.

Die technische Entwicklung

Schon immer ist die Geschichte der Waffenentwicklung ein hartes Ringen zwischen den Soldaten, dem Techniker und den bewilligenden Stellen gewesen. Revolutionär und mehr konservativ Denkende hat es in allen Gruppen gegeben! Meinungsverschiedenheiten unter Fachleuten sind an sich nützlich, jedoch ist es Sache der verantwortlichen Spitze, eine Einigung zu erzielen und klar zu bestimmen, welcher Weg in die Zukunft eingeschlagen werden soll. Je reibungsloser und enger von Anfang an die Zusammenarbeit aller Stellen sich gestaltet, desto weniger Fehlerquellen werden später auftreten. Obwohl die alten Panzersoldaten, die in die Bundeswehr übernommen wurden, glücklich waren, sofort in einen Panzer steigen zu können, der zweifellos manche Verbesserungen gegenüber den Kriegstypen aufwies, so hatten sie doch manches zu beanstanden und suchten daher nach Wegen, die Mängel abzustellen und für die Zukunft einen neuen, zeitgemäßeren Panzer zu schaffen. Dieser sollte die eigenen Kriegserfahrungen mit dem Stand der Technik und dem modernen Kriegsbild in Einklang bringen. Die militärischen Forderungen gipfelten in folgenden Hauptpunkten:

An erster Stelle steht eine Kanone mit schneller Schußfolge und hoher Treffgenauigkeit und Durchschlagsleistung.

Nächstwichtige Punkte sind eine hohe Geländegängigkeit und großer Fahrbereich, was technisch einen starken Motor, eine lange breite Auflagefläche der Kette und einen großen Tankinhalt erfordert.

An letzter Stelle steht der Panzerschutz. Das Geschoß hat seine Überlegenheit über die Panzerung immer mehr vergrößert. Alle Versuche, ein anderes, zäheres und dabei spezifisch leichteres Material als Stahl zu verwenden, sind bisher erfolglos geblieben. Es kann daher nur der Weg gesucht werden, durch möglichst geringe Höhe des Panzers, größere Wendigkeit und Schnelligkeit sowie bessere Unterstützung durch andere Waffen — Artillerie, Luftwaffe, gepanzerte Infanterie, Pioniere — Verluste beim Angriff herabzusetzen und vor allem auch durch besondere taktische Maßnahmen — Überraschung und Ausnutzung der Nacht — die Angriffswucht zu erhalten.

Einrichtungen zum Tiefwaten und Tauchen, bessere Möglichkeiten zur Führung des Kampfes bei Nacht und Selbstschutz gegen feindliche Flugzeuge, gehören weiter zu den Eigenschaften eines modernen Panzers.

Auf Grund einer Vereinbarung der Verteidigungsminister von Frankreich und der Bundesrepublik hatten beide Länder nach den gleichen militärischen Grundforderungen je einen Panzertyp zu bauen, die später in einem Endwettbewerb konkurrieren sollten, um danach den besten auszusuchen. Für die deutsche Seite war dieser Auftrag besonders schwer zu lösen. Von den erfahrensten Fachleuten standen nur noch wenige zur Verfügung und die Firmen, die sich früher mit dem Panzerbau beschäftigt hatten, waren auf andere Industriezweige umgestellt worden, auch anfangs sehr wenig geneigt, sich nach den Nachkriegserlebnissen noch einmal mit militärischen Entwicklungen zu beschäftigen. Trotzdem gelang das Werk dank des alten Zusammengehörigkeitsgefühls aller jetzt wieder Beteiligten. Auch die Zusammenarbeit mit den französischen Kameraden war gut und brachte für beide Teile manche wertvolle gegenseitige Anregung. Daß trotzdem zwei im einzelnen zwar unterschiedliche, wenn auch sehr ähnliche Typen entstanden und zuletzt keine Einigung erzielt werden konnte, lag an zeitlichen, wirtschaftlichen und technisch-logistischen Gründen. Vor allem die Logistik spielte eine entscheidende Rolle. Der neue deutsche Panzer hat die gleiche Kanone wie der umgerüstete amerikanische Panzer und verschießt die gleiche Munition, während die Franzosen an ihrer guten eigenen Kanone festhielten, die eine ganz andere Munition braucht. Mit diesem ersten deutschen Panzer, für den sich der Bundestag entschied und der zur Freude der alten Panzermänner den Namen „Leopard" erhielt, hat die deutsche Technik auf diesem Gebiet wieder den Anschluß an andere Länder gewonnen. Gewiß ist diese erste Entwicklung noch ein konventioneller Übergang zum atomaren Zeitalter. Aber mit diesem Kampffahrzeug stehen wir wieder in der Spitzengruppe der zur Zeit im Dienst befindlichen Panzer der Welt. Ein erfreulicher Ausklang der ersten zehn Jahre für die Panzertruppe.

Organisation und Ausbildung

Es konnten und wurden von Anfang an viele wertvolle Erfahrungen des letzten Krieges übernommen. Zwar gibt es entsprechend der neuen Brigadegliederung keine Panzerregimenter mit zwei oder drei Bataillonen mehr. Aber die jetzigen selbständigen Bataillone in Panzerbrigaden sind einmal ebenso rasch zusammenzuziehen und kämpfen jetzt außerdem in ständiger Verbindung mit allen anderen Waffen, so daß die früher oft vermißte Hilfe nunmehr sichergestellt ist. Richtiger Panzereinsatz ist und darf zudem nicht die Kunst einzelner Panzeroffiziere sein, sondern muß von allen gekonnt werden.

Jedes Bataillon hat seine eigenen Versorgungseinrichtungen, soweit diese fürs erste benötigt werden, zusammengefaßt in einer Stabs- und Versorgungskompanie. Innerhalb der Kampfkompanien blieb der Zug zu 5 Panzern unangetastet, doch sind es gegenüber den früheren leichten Kompanien nur noch 3 Züge. Dies ist bei der Notwendigkeit größerer Auflockerung auch zweckmäßig, vorausgesetzt, daß es möglich bleibt, die Züge annähernd gleichstark zu halten, ein Problem, das im Krieg meist nur durch Zusammenlegen von Kompanien gelöst werden konnte. Wesentlich geändert hat sich die Kopfstärke der Kompanien gegenüber früher. Dies wurde einmal erreicht durch Herausnahme der I-Gruppen und Wegfall der Wechselbesatzungen, dann aber auch durch Verringerung der Besatzung im Panzer von 5 auf 4 Mann. Dieses hat für den Friedensdienst leider seine erheblichen Nachteile, da nun die Kompanien an chronischem Personalmangel leiden, während für den Kriegsfall das Einsparen von Menschen nur begrüßt werden kann.

Die **Ausbildung** der Panzertruppe mußte nach den Kriegserfahrungen vielseitiger als früher werden. Der große Zeitbedarf für den technischen Dienst, befohlene freie Sonnabende, Kürze der Dienstzeit sowie fehlende oder unzureichende Übungsmöglichkeiten erschweren sie jedoch erheblich. Lange Zeit konnte nur die einheitliche Ausrichtung durch die Panzertruppenschule und eine zu Anfang erarbeitete Bataillonsvorschrift die Gewähr bieten, daß nicht auf verschiedenen Geleisen gefahren wurde. Nachdem die neue Truppenführungsvorschrift erschienen war, konnten jetzt die einzelnen Truppenvorschriften, die als Entwürfe zur praktischen Nachprüfung in die Truppe gegeben wurden und die neuen Grundsätze, Gefechtsformen und Möglichkeiten der engen Zusammenarbeit — vor allem mit den Panzergrenadieren — enthalten, gleichfalls als erfreuliches Ergebnis der ersten zehn Jahre verbucht werden.

Abschließend kann festgestellt werden, daß die Panzertruppe der Bundeswehr auf ihre ersten zehn Jahre, die einen ganz anderen Rhythmus gehabt haben als die Aufbaujahre in der Wehrmacht, mit Genugtuung zurückblicken kann. Die Leistungen der Schulen und der alten übernommenen Offiziere und Unteroffiziere der Panzerwaffe und der Sturmgeschützartillerie, die als wertvoller Beitrag dieser jetzt nicht mehr bestehenden Waffe zur Panzertruppe stieß, müssen besonders hervorgehoben werden. Viele Schwierigkeiten müssen weiter überwunden werden. Sie gibt es aber bei allen Waffen und bei allen Armeen.

Es ist schwer zu sagen, wie sich die nächsten zehn Jahre gestalten werden. Aber schon jetzt zeichnen sich weitere Entwicklungsmöglichkeiten auf allen Gebieten ab. So mag es sein, daß das Gefecht der verbundenen Waffen sich immer mehr auf die Ebene der Bataillone in verschiedener Zusammensetzung verlagern wird, um

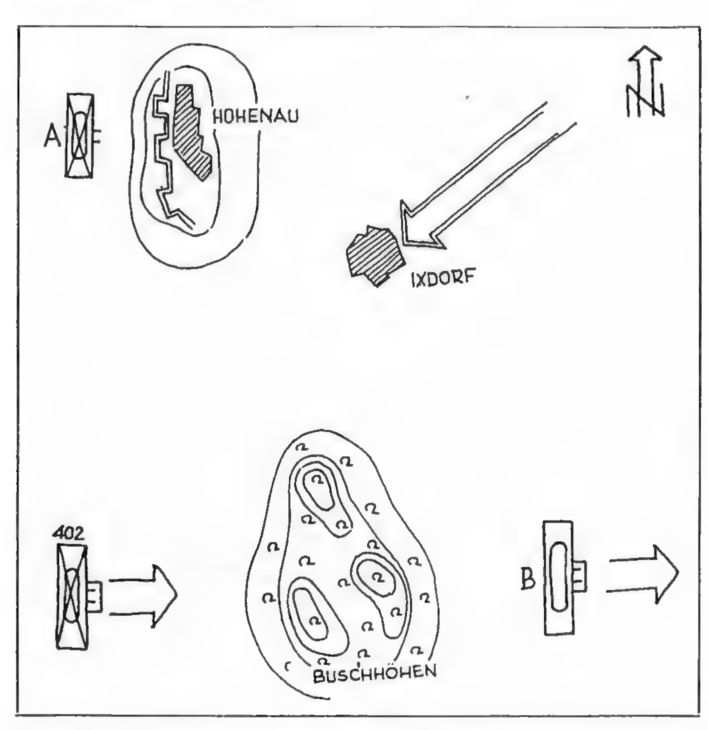
jede Zusammenballung zu verhindern und um auf dem Gefechtsfeld noch beweglicher zu werden. Das wird aber wohl erst möglich sein, wenn alle Waffen in ihrer Leistungsfähigkeit sich gesteigert haben und wirklich, einschließlich der Versorgung, ausreichend gegen atomare Einwirkung geschützt sind. Weiterhin bieten sich große Zukunftsmöglichkeiten durch die Ausnutzung der 3. Dimension an, die mittels gepanzerter Luftfahrzeuge als Hubschrauber oder Senkrechtstarter die Beweglichkeit allein noch entscheidend erhöhen könnten. Es wäre dies ein revolutionärer Weg, der der stets neuzeitlich eingestellten Panzerwaffe gemäß wäre und ihre Bedeutung auch für die ferne Zukunft — wenn auch in anderer Form als bisher — sichern wird. Er ist sicherlich noch schwieriger und kostspieliger als der Übergang vom Pferd zum Motor. Doch darf es keinen Stillstand geben. Denn nur das rasche Erfassen und Verwirklichen neuer taktischer und technischer Erkenntnisse, gepaart mit geistiger Zucht und Beweglichkeit, garantieren den Fortschritt in einer modernen Armee. Daß die Panzertruppe hierbei mit an der Spitze stehen möge, ist sicherlich ihre feste Absicht für die Zukunft.

13

Wilhelm Osterhold

Vorsicht bei „einfachen" Lagen!

Neulich wurde in einer militärischen Fachzeitschrift eine Folge taktischer Aufgaben angekündigt. Sie wurden als kurz und einfach angepriesen. Ist die Kürze einer taktischen Lage ein Kriterium für ihren Lehrwert? Sehen wir uns die erste dieser Aufgaben daraufhin einmal an. Hier ist sie:



PzGrenBrig 40 im Angriff nach Osten. Während sich die weit zurückhängende Angriffsgruppe A noch in hartem Kampf mit Feind bei HOHENAU befindet, hat Angriffsgruppe B Feind auf BUSCHHÖHEN geworfen und stößt zügig weiter nach Osten vor.

Funkmeldung von der Angriffsgruppe B: „Feind in Stärke von etwa 25 SPz und 9 mKPz von Nordosten im Vorgehen auf IXDORF. Vorderste Teile in IXDORF eingedrungen.

Entschluß des Kdr PzGrenBtl (SPz) 402?

Als erstes fällt auf, daß das Bataillon 402 keinen Auftrag hat. „Greift an" ist bekanntlich kein Auftrag. Es ist üblich Ziel und Zweck zu nennen, die mit dem Angriff verfolgt werden. Außerdem können für rückwärtige Teile Nebenaufträge vorliegen wie z. B. Flankenschutz, auch könnte in irgend einer Weise der Rhythmus des Nachziehens geregelt sein, weil man es nicht riskieren möchte, daß das — für feindliche Panzer-Gegenstöße verhältnismäßig empfindliche — Panzergrenadierbataillon im gedankenlosen Nachtrotten ausgerechnet in einem ungünstigen Gelände vom Panzerfeind erwischt wird.

Besonders muß bemängelt werden, daß keine Entfernungen angegeben sind. Entfernungen sind aber wichtig, wenn man entscheiden will, ob man den Feind in IXDORF beachten muß. Man kann keine maßgerechte Gedankenarbeit von seinen Schülern verlangen, wenn man eine Lageskizze ohne Maßstab ausgibt.

Dagegen scheint es sich nur um einen lapsus zu handeln, wenn die Lage sagt, die vordersten Teile des Feindes seien in IXDORF „eingedrungen". In IXDORF wird aber nicht gekämpft, es liegt eindeutig im Abwehrraum des Feindes und wird offenbar erst jetzt besetzt, um die aufgerissene Flanke zu schützen. Allerdings — das ist störend an einer solchen Überlegung — der Feind treibt reichlich viel Aufwand. Auch die Hälfte hätte für den Zweck ausgereicht. Man denke nur an die spezifische Stärke einer Ortsverteidigung. Oder sucht die Leitung hier eine Gelegenheit, die Daseinsberechtigung unserer 20 mm Kanonen zu demonstrieren und unterstellt deshalb einem naiven Feind, daß er einen infanterieschweren Gegenangriff gegen die Flanke eines mech. Verbandes fahren will? Doch gleich wie die psychoanalytische Einschätzung des Feindes (oder der Leitung) ausfallen mag, es wird nicht schaden, wenn der Kdr 402 erst einmal die BUSCHHÖHEN zu erreichen trachtet. Da können ihm die 9 Panzer des Feindes nicht viel anhaben, und zu diesem Zeitpunkt bereits kann er erkennen, ob der Feind sich in IXDORF zur Verteidigung einrichtet, oder ob er am anderen Ende heraustritt. Doch wie geht es weiter? Anschließend kommt man wieder ins Schwimmen. Es fehlt die Kenntnis der Entfernungen, um entscheiden zu können, ob man dem Panzerbataillon in einem Sprung folgen kann.

Es fehlt ferner eine Angabe darüber, ob hinter dem Bataillon 402 noch kampfkräftige Teile der Brigade kommen, oder ob man befürchten muß, daß der Feind von IXDORF aus sich auf unsere Trosse stürzt, wenn sie nichtsahnend vorbeiziehen.

Und noch einen Mangel müssen wir aufzeigen: Im Zeitalter der motorisierten und mechanisierten Kampfführung kann die Lagekarte in Angriffsrichtung nicht weit genug Einblick geben. Dort können recht interessante Angriffs- oder Zwischenziele liegen. Viel wichtiger als alle X-, Y- und Z-Dörfer zusammengenommen. Welche beachtliche Strecke kann man in einer halben Stunde eines (nicht auszuschließenden kampflosen) Vorgehens in Richtung des Angriffszieles zurücklegen! So etwas muß man — wenn man Entschlußfassung üben will — ins Kalkül einbeziehen, erst dann ist es reizvoll, abzuwägen zwischen den Forderungen des Auftrags und dem (scheinbaren) Gebot des Augenblicks. Ein Gebot, das sich später, wenn nicht immer als Verlockung des Teufels, so doch oft als die kleinere Lösung entpuppt. Das mußte schon der Prinz von Homburg erfahren.

Es zeigt sich, daß eine sogenannte einfache Lage oft gar keine ist. Nicht einmal ein Computer, der jeden Monat 300 000 DM Miete kostet, kann Entscheidungen treffen, wenn der „Input" nicht genügend Information gibt. Und mag auch der Speicher (mit Kenntnissen aus der TF) noch so reich gefüllt sein, man kann von dort nichts abrufen, weil der Abrufcode fehlt.

Jetzt wird uns wahrscheinlich ein TF-Zitat entgegengehalten, daß nämlich der militärische Führer oft Entscheidungen treffen muß, ohne alle Informationen zu haben, die er sich wünschen möchte. Das ist absolut richtig. Aber im vorliegenden Beispiel versagt man dem lernbeflissenen Schüler offensichtlich auch solche Information, die er ohne allen Zweifel hat, wie eine Kenntnis der Entfernungen oder einen vollständigen Auftrag.

Vor solchen „einfachen" Lagen muß gewarnt werden. Sie geben nicht nur wenig her, sondern erwecken darüber hinaus den Eindruck, konventionelle Kampfphasen seien Bagatellen, die man über den Daumen peilend lösen könnte. Die Schuld für eine solche Geringachtung des konventionell-taktischen Details liegt bei denen, die ihre Planspiele seit Jahren nur noch um den Atomeinsatz kreisen ließen. Woher sollten wir etwas können, was wir nicht geübt haben?

Nichts gegen das Schulen des Atomeinsatzes in Planübungen, das muß sicherlich sein. Aber mit gleicher Berechtigung gilt, daß Taktik der Gebrauch **solcher Mittel** zum Zwecke des Gefechtes ist, **die man verfügbar hat,** nicht solcher Mittel, die man sich erhofft und die man dann vielleicht doch nicht bekommt, oder die Freund und Feind nicht einsetzen wollen oder einzusetzen wagen.

Wenn man den Dingen auf den Grund geht, dann werden Zusammenhänge erkennbar, die bedenklich stimmen müssen. Nicht allein die oben besprochene Lage ist zu „einfach" und deswegen steril. „Einfach" macht man es sich auch bei den meisten Planspielen, die man im Lande abhält, während früher bei der Anlage einer Planübung große Mühe darauf verwendet werden mußte, ein ausgewogenes Kräfteverhältnis ins Spiel zu bringen, wobei trotz aller Ausgewogenheit der Kräfte und Mittel doch gewisse Diskrepanzen sichtbar wurden, sobald man diese Kräfte auf den Punkt und in der Zeit zu vereinigen trachtete. Das zu durchschauen war Übungszweck.

Heute dagegen ist alles so einfach. Man beginnt mit einem x-beliebigen Stärkeverhältnis und schaut dann wohlgefällig zu, wie mit Atomsprengkörpern die Feindstärke solange reduziert wird, bis die Relationen für den entscheidenden Gegenangriff der Panzerkräfte stimmen. Dann ist aber das Planspiel schon „gelaufen", und nähert sich rasch seinem Ende, denn einige Herren müssen noch den 6-Uhr-Zug erreichen. Die Teilnehmer erfahren noch rasch, daß der eigene Panzerangriff gelungen ist, und das war dann der konventionelle Teil des großen Planspiels.

Wenn sechs Jahre lang „atomares Denken" als wahre Kunst angesehen und konventionelle Taktik als eine Art Folklore gewertet oder abschätzig als „Segelschiffausbildung" bezeichnet wird, dann dürfen wir uns nicht wundern, wenn für die Entschlußfassung im herkömmlichen Kampf unbefriedigende Lagen angeboten werden.

Dabei sollten wir uns im Klaren darüber sein, daß konventioneller Kampf nicht überflüssig geworden ist und daß — akzeptieren wir ruhig ein atomares Kriegsbild — in den konventionellen Phasen eines mit Atomsprengkörpern geführten Gefechts, manche harte Nuß zu knacken sein wird, denn Atomeinsatz „haut durchaus nicht immer hin". Das wird sichtbar, wenn man statt des wenig beweiskräftigen Planspiels ein richtiges Kriegsspiel mit zwei Parteien abhält. Dann wird man erkennen, daß unsere Kommandeure nicht so leicht in einen Vernichtungsfeuerraum „hineintapsen" wie der synthetische Feind aus der Retorte der Leitung. Sie werden nach einem Atomschlag, den sie haben einstecken müssen, noch manches dem feindlichen Gegenangriff entgegenzusetzen haben, denn sie wissen allmählich, „wie der Hase läuft", so als hätten sie Wippchens berühmten Kriegsberichte aus dem Zulukrieg gelesen, wo von jenen Stellen berichtet wird, die man frei gelassen hat, „damit dort die Würfel fallen können".

Hauptmann Fritz v. Wyszecki

Wie kann der Mangel an geeigneten Übungsplätzen in etwa ausgeglichen werden?

Wie schade, daß man noch nie in unserer Presse eine Überschrift sah, wie: „Mangel an Übungsplätzen gefährdet Verteidigungsbereitschaft" — „XY fordert Gesetz zur Sicherstellung von Übungsmöglichkeiten für die Bundeswehr!" Nun, das wäre wohl zu viel verlangt. Es interessiert anscheinend niemanden, ob die Bundeswehr gut oder schlecht ausgebildet wird, viel interessanter ist doch, daß da neulich schon wieder so ein „Schleifer" durch einen Kriegsdienstverweigerer angezeigt wurde. „Diese ‚Schleifer' rütteln an den Grundfesten unserer Demokratie . . . !"

So sieht es doch heute leider aus. Dabei ist der Mangel an geeigneten Übungsplätzen ein so ernstes Problem, daß es nötig ist, es der Öffentlichkeit einmal vor Augen zu führen.

Wie sieht die Situation im Augenblick aus?

In der Bundesrepublik existieren z. Zt. 17 Truppenübungsplätze, von denen mehr als die Hälfte noch unter alliierter Verwaltung stehen und von der Bundeswehr nur zeitweise — zum Teil fast gar nicht — benutzt werden dürfen. Überdies sind von diesen 17 Truppenübungsplätzen nur 4 Plätze 1 000—2 000 ha groß, 3 weitere Truppenübungsplätze haben eine Größe zwischen 2 000—4 000 ha. Genauere Angaben können aus verständlichen Gründen hier nicht gemacht werden.

Demgegenüber steht der Platzbedarf für die Verbands- und Schießausbildung von 36 Brigaden des Heeres sowie der Bedarf für die Ausbildung der Luftwaffenausbildungsregimenter und der Fliegerabwehr.

Hinzu kommt ab 1966/67 in steigendem Maße der Bedarf an Ausbildungs- und Schießmöglichkeiten für die Territoriale Verteidigung. Die erwähnte Beschränkung bei der Mitbenutzung der noch unter alliierter Verwaltung stehenden Truppenübungsplätze sei hier bei Bergen-Hohne, als dem wichtigsten Truppenübungsplatz, einmal aufgezeigt: Der NATO-Übungsplatz Bergen-Hohne steht der Bundeswehr nur 28 Wochen im Jahr, vor allem im Winterhalbjahr, zur Verfügung! Das muß Anlaß zur Kritik sein.

Selbstverständlich haben unsere Alliierten das gleiche Interesse wie wir an möglichst vielen Übungsplatzaufenthalten. Die derzeitige Aufteilung steht aber in gar keinem Verhältnis zu den Truppenstärken alliierter und deutscher NATO-Verbände auf dem Territorium der Bundesrepublik Deutschland.

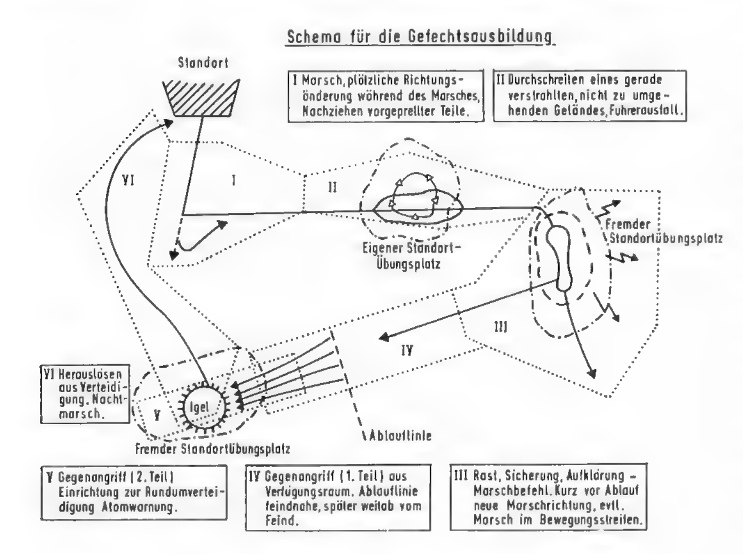
Es ist also kein Wunder, wenn jedem Bataillon der Kampftruppen im Halbjahr nur ca. 10—12 Tage zum Schießen und zur Verbandsausbildung auf Truppenübungsplätzen zur Verfügung stehen. Die 6 Tage, die pro Halbjahr jede Brigade einen Truppenübungsplatz

zugeteilt erhält, werden dringend für die notwendigsten Brigadeübungen benötigt. Diese Situation ist für den von Sorge um die Verteidigungsbereitschaft der Bundeswehr ernsthaft erfüllten Soldaten nahezu untragbar. Deshalb will ich in folgenden sechs Möglichkeiten aufzeigen, mit denen man den Mangel an Truppenübungsplätzen zum Teil beheben oder doch wenigstens lindern kann:

1. Es ist nunmehr mit Entschiedenheit die Einrichtung eines weiteren großen Truppenübungsplatzes im nordbayerisch-hessischen Raum (bei Wildflecken) zu betreiben. Das Argument, die Bundesrepublik sei zu dicht besiedelt, ist nicht mehr stichhaltig, seit bekannt ist, daß ca. 600 000 Bauern ihre unrationellen Höfe werden aufgeben müssen. Dabei muß es möglich sein, durch Ankauf oder notfalls durch Umsiedlung einen entsprechenden Raum mit landwirtschaftlich weniger wertvollem Boden als neuen Übungsplatz zu erschließen.

2. Wenn wir und unsere NATO-Partner unsere gemeinsamen Verteidigungspflichten ernst nehmen, muß es möglich sein, die Truppenübungsplätze im benachbarten Ausland besser zu nutzen — auch wenn dabei höhere Kosten entstehen.

Es ist dabei meines Erachtens wenig sinnvoll, Fernmeldebataillone und andere Verbände, die nicht zur Truppengattung Kampftruppen gehören, nach Frankreich zum Gefechtsschießen mit Handfeuer-



waffen zu entsenden; stattdessen sollte geprüft werden, wie weitere PzGrenBtl (SPz) und PzBtl entsandt werden können. Es sollte dabei zur stehenden Regel werden, daß kein PzGrenBtl mehr ohne seine PzKp auf einen Truppenübungsplatz geht. Dafür müssen natürlich gemeinsame Übungs- und Schießmöglichkeiten geschaffen werden. Ein Wort zur Erklärung: In der PzGrenBrigade, der ich zuletzt angehörte, waren die drei PzGrenBtl fest mit je einer PzKp auf Zusammenarbeit angewiesen (Couleur-Verhältnis). Dieses Verfahren hat sich außerordentlich bewährt, ohne daß dadurch der geschlossene Einsatz des PzBtl bei Brigadeübungen irgendwie gefährdet wurde.

3. In die Verbandsausbildung, insbesondere aber in die Einheitsausbildung müssen die vorhandenen Standortübungsplätze noch mehr einbezogen werden. In meiner alten Division war zu meiner Zeit ein Schema für die Gefechtsausbildung befohlen, welches die obige Skizze zeigt.

4. Bei der Verbands-, insbesondere aber bei der Einheitsausbildung, kann man den Mangel an Truppenübungsplätzen ausgleichen, wenn man mit einem benachbarten NATO-Verband Fühlung aufnimmt. Dabei wird nicht nur der so wünschenswerte Kontakt zwischen uns und unseren Verbündeten gefördert, sondern es ergibt sich oft auch die Möglichkeit, deren Übungsplätze mitzubenutzen, ja es ist sogar möglich, in kleinem Rahmen zu gemeinsamen Übungen zu kommen. Ich spreche hier aus Erfahrung und möchte Zweiflern sagen: „Versucht's doch wenigstens einmal!"

Sicher geht das nicht überall, aber oft wird es klappen und wird dann zur weiteren Möglichkeit den Mangel an Übungsmöglichkeiten etwas zu beheben.

5. Ein anderes Verfahren, den drückenden Mangel teilweise auszugleichen, ist das Üben außerhalb jeglicher Übungsplätze! Ich weiß, daß auch das nicht überall möglich ist, weil nicht alle zivilen Dienststellen so entgegenkommend sind, wie es bei uns in Niedersachsen allgemein der Fall war und ist. Auch sind nicht alle Landeigentümer einsichtig genug, um uns auf ihrem Lande üben zu lassen. Trotzdem ist es möglich, unter Einschaltung der WBKs die Ausbildungsgebiete Marsch (in allen Variationen), Spitzenzug, Sicherung und Aufklärung sowie Beziehen von Verfügungsräumen in „freier Wildbahn" zu üben.

Voraussetzung ist dabei allerdings, daß man a) den gewaltigen Papierkrieg auf dem Verwaltungssektor schon für eine Kp-Übung nicht scheut, b) eine längere Vorbereitungszeit in Kauf nimmt und c) entstandenen Flurschaden sofort reguliert. Hierzu ein Beispiel aus der Praxis: Ich übte mit meiner PzKp „Schutz von Versorgungseinrichtungen" in unserer Patengemeinde. Dabei fielen beim Schießen mit Manöverkartuschen auf einen Schlag 7 Fensterscheiben aus den umliegenden Häusern. 15 Minuten danach hatte mein Spieß die Rahmen abgeholt, 90 Minuten danach brachte er die neueingeglasten Fenster wieder zurück. Die Bezahlung erfolgte am nächsten Tage durch den Truppenverwaltungsbeamten. Abends beim Manöverball wurde auf den Schrecken angestoßen, und der Vorfall war vergessen.

6. Ich habe mich bei meinen Ausführungen bewußt auf den Mangel an Übungsplätzen für die Verbands- und Einheitsausbildung beschränkt. Für die Vollausbildung im Zug- und Gruppenrahmen gibt es meines Erachtens kaum Schwierigkeiten. Schlagen wir uns alle an die Brust! Haben wir wirklich alle Möglichkeiten zur Zug- und Gruppenausbildung ausgenutzt? Seit ich an einer Kampftruppenschule Dienst tue, sehe ich, daß ich vieles hätte besser machen können Wir neigen alle dazu, auf nicht vorhandene Übungsmöglichkeiten zu schimpfen, dabei haben wir uns nicht genügend überlegt, wie unsere Züge und Gruppen noch weiter ausgebildet und gedrillt werden können. Wenn wir das auf dieser Ausbildungsebene auf unseren Standortübungsplätzen wirklich tun — auch wenn T-Offiziere und Schirrmeister gemeinsam schimpfen, weil die sauberen Panzer oder Schützenpanzer „schon wieder" dreckig gemacht werden — dann erst dürfen wir auf dieser Grundlage uns über mangelnde Übungsplatzmöglichkeiten für die höhere Ebene der Verbandsausbildung beklagen.

Fast alle großen Übungen bei der Bundeswehr gelingen, weil jeder sich 3 Tage zusammenreißt und weil fast jedes Bataillon bereits einen gesunden Korpsgeist besitzt. Der Teufel aber sitzt im Detail! Er kann nur durch vermehrtes Üben gefaßt werden. **Dazu brauchen wir mehr Übungsmöglichkeiten.**

Leser schreiben an die Redaktion:

Als ihr langjähriger Abonnent halte ich die „Kampftruppen" für die augenblicklich beste deutsche Militärzeitschrift. Ihr ist es gelungen, Tradition und Fortschritt in sehr abgewogener Form zu verbinden.

Hauptmann W. D. L., Augustdorf

Major K. H. Lorenz

Vor 50 Jahren: Die ersten Panzer greifen an!

In diesem Jahr jährt sich zum 50. mal der erste Einsatz von Panzern auf dem Gefechtsfeld. Eingesetzt von den Engländern erschienen sie im September 1916 auf den Schlachtfeldern der Westfront an der Somme. Wie kam es zum Einsatz von gepanzerten Kraftfahrzeugen in dem 1. Weltkrieg?

Gewisse Anklänge an gepanzerte Fahrzeuge und Mittel lassen sich weit in die Geschichte zurück verfolgen. Sie dienten jedoch kaum der Lösung taktischer Aufgaben im heutigen Sinn, sondern waren im allgemeinen als Schutz des Einzelnen gegen äußere Einwirkungen gedacht. Mit Beginn des 20. Jahrhunderts begannen hüben und drüben Offiziere und Techniker sich mit der Frage zu beschäftigen, den Motor mehr als bisher für militärische Zwecke nutzen zu können und schließlich das Automobil von Straßen und Wegen unabhängig zu machen, also ein geländegängiges Fahrzeug zu schaffen. Durch den Beginn des Ersten Weltkrieges am 1. August 1914 wurden diese Arbeiten nicht unterbrochen, sondern vor allem bei den Engländern sehr bald verstärkt vorangetrieben. Der Schlieffenplan, mit dem Deutschland hoffte, den Krieg in wenigen Monaten siegreich beenden zu können, mißlang. Die Fronten erstarrten, der Grabenkrieg begann. Die geltende Doktrin der Felddienstvorschrift: „Umfassung statt Durchbruch", hatte hier keine Bestätigung gefunden. Aber auch frontale Angriffe mit dem Ziel, die feindliche Abwehr aufzureißen und einen Durchbruch zu erzielen, scheiterten trotz oft tagelanger Artillerievorbereitung (Trommelfeuer) letztlich an der großen Feuerkraft der Maschinengewehre jeweils auf Seiten der Verteidiger. Es mußte nach einem neuen Mittel gesucht werden, durch das das Maschinengewehr ausgeschaltet würde, zum mindesten gegen das es sich nicht durchsetzen und behaupten könnte.

Die Engländer faßten den Plan, Traktoren dazu auszunutzen, „Maschinengewehre zu vernichten, querfeldein zu fahren, Schützengräben und Drahtverhaue zu überwalzen und Erdbefestigungen zu erklettern". Durch Zusammenarbeit aller Teilstreitkräfte konnte bereits im September 1915 der erste Panzer-Prototyp vorgestellt werden. Anfang 1916 begann die Serienfertigung. Der Panzer erhielt die Bezeichnung „Tank". Die Engländer wählten diese Bezeichnung Tank (laut Lexikon ist Tank ein großer Behälter für Flüssigkeiten) aus Geheimhaltungsgründen. Während des Transportes per Schiff und Eisenbahn mußten diese Ungetüme, unter Planen verborgen, natürlich Aufsehen erregen. Auf neugierige Fragen anwortete man, es handele sich um große Wassertanks für die Front. Diese Bezeichnung Tank blieb den Panzerkampfwagen viele Jahre.

Im September 1916 war es soweit. Bereits seit dem ersten Juli griffen Engländer und Franzosen unter stärkstem Artillerie-Einsatz die deutschen Stellungen an der Somme an. Aber die Sturmangriffe scheiterten auch hier, die Front war nicht zu durchbrechen. In der Nacht zum 15. September fahren 49 englische Tanks in ihre Verfügungsräume. 17 Tanks haben Maschinenschaden oder bleiben im Trichtergelände der Somme stecken. Die übrigen erreichen die befohlenen Punkte. Im Morgengrauen rollen sie, begleitet von englischen Sturmtruppen, schwerfällig über das trichterübersäte Schlachtfeld auf die deutschen Stellungen zu. Die Soldaten in den deutschen Gräben sind wie immer, allem feindlichen Artilleriefeuer zum Trotz, abwehrbereit. Aber aus dem Dunst des Vorfeldes schieben sich diesmal statt der erwarteten Engländer mit ihren flachen Stahlhelmen schwere, graue stählerne Ungetüme heran; sie werden größer und größer. Und die Maschinengewehre der Verteidiger sind zum erstenmal machtlos. Aller Einsatz der Grabenkämpfer ist umsonst, ihr Mut, ihre Aufopferungsbereitschaft sind vergeblich. Ihre Gräben werden überrollt. Erst vor den Stellungen der Feldgeschütze kommt der Angriff der Engländer zum Stehen.

Wenn auch der operative Durchbruch noch nicht gelungen war, der Tank schien die in ihn gesetzten Erwartungen erfüllen zu können. General Haig, der englische Oberkommandierende, sagte nach den ersten Einsätzen: „Überall, wo die Tanks vorgingen, erreichten wir unsere Gefechtsziele." Der englische Generalmajor a. D. Fuller schreibt in seinem Buch „Gedanken eines freimütigen Soldaten": „Ein Tank, der in der Nähe des Dorfes Flers einen Graben entlangfuhr, erzwang dadurch die Übergabe von ungefähr 300 Deutschen." Und an anderer Stelle sagte er: „Eine neue Form des Kampfes war eingeführt, eine Form, die dazu bestimmt war, die Kriegsführung zu Lande zu revolutionieren, und zwar in dem gleichen Maße, wie die Einführung der Dampfmaschine die Seekriegsführung revolutioniert hatte."

In den englischen Fabriken begann die Fabrikation von Tanks auf Hochtouren zu laufen.

Doch es war noch ein weiter Weg, bis aus den anfangs vereinzelt auftretenden, die Infanterie begleitenden und unterstützenden Tanks die schlachtentscheidenden Panzer-Verbände des Zweiten Weltkrieges wurden. Der Tank war eine neue Waffe, für die es keine Vorschriften gab, keine Lektüre über Taktik, über Einsatzgrundsätze. Ihre Möglichkeiten in der ganzen Tragweite wurden erst spät erkannt und verwirklicht. Weder das konservative britische Hauptquartier noch die deutsche Oberste Heeresleitung sahen in dem Tank die neue Waffe, die, nicht als Hilfswaffe der Infanterie, sondern geschlossen als Schwerpunktwaffe eingesetzt, die Entscheidung auf dem Schlachtfeld erzwingen kann. Was sagte Mr. Churchill im Herbst 1917, weitschauend: „Der Panzerwagen ist das wichtigste Mittel, die Bewegung auf dem Schlachtfeld wiederherzustellen", und die Zukunft bestätigte die Wahrheit seiner Ausführungen. Aber bis zur Verwirklichung dieser Ideen war ein weiter Weg. Nur zu oft wurden diejenigen, die an die für die damalige Zeit wohl einmaligen Möglichkeiten des Panzers glaubten, für Phantasten gehalten, ihren Ausführungen wenig oder gar keine Beachtung geschenkt.

Auch nach dem Ersten Weltkrieg sah man in dem Panzer in erster Linie vor allem eine Begleitwaffe der Infanterie, die sie durch Feuer unterstützen konnte. Daß der Panzer Feuer **und** Bewegung, diese beiden Hauptelemente jedes Kampfes, in sich vereinigt, vermochten viele nur schwer zu erfassen und zu begreifen. Letztlich war es Generaloberst Guderian, der als erster eine operative Panzerwaffe aufbaute und damit verwirklichte, was manche Engländer, allen voran Generalmajor a. D. Fuller, in vielen Abhandlungen aufgezeigt hatten.

AUS DEM LEBEN DER SCHULEN

Kampftruppenschule II

Befehlshaber besuchten die Panzertruppenschule

General de Martino und General Graf von Kielmannsegg im Panzer-Zentrum der Bundeswehr

Im Verlauf seines Deutschlandbesuches kam der Befehlshaber vom COMLANDSOUTH (Europa-Süd), der italienische Viersterne-General Umberto de Martino am 19. und 20. April 1966 nach Munster, um sich dort im Panzer-Zentrum der Bundeswehr zu informieren. General de Martino wurde begleitet von seinem Nachbar-Befehlshaber COMLANDCENT (Europa-Mitte) und Gastgeber dem deutschen Viersterne-General Graf von Kielmannsegg, der vielen Munsteranern ja nicht unbekannt ist. Begleitet wurden die beiden Befehlshaber von Offizieren ihrer Stäbe, den italienischen Obersten Christaldi und Caffiero und den deutschen Oberstleutnanten i. G. Wenzel und von Rosen. Dazu waren nach Munster gekommen die Kommandeure der beiden naheliegenden Divisionen, Generalmajor von Tempelhof von der 3. Panzerdivision und Generalmajor von Plato von der 1. Panzergrenadierdivision. Die Gäste



Befehlshaber besuchten die Panzertruppenschule: General (****) Umberto de Martino, Befehlshaber COMLANDSOUTH (mit Lederjacke); rechts davon General (****) Graf von Kielmannsegg, Befehlshaber COMLANDCENT; rechts davon Brigadegeneral Philipp, Kommandeur der Panzertruppenschule; links außen und Mitte die Kommandeure der Munster nahegelegenen Divisionen Generalmajor Plato (1. Panzergrenadierdivision) und Generalmajor Tempelhof (3. Panzerdivision).

landeten am 19. April nachmittags mit Hubschraubern bei Müden an der Oertze. Am Abend hatte der Kommandeur der Panzertruppenschule, General Philipp, als Gastgeber zu einem Repräsentativen Abendessen ins Gemeinsame Offizierheim nach Munster eingeladen.

Am nächsten Morgen wurden die beiden Befehlshaber mit ihrer Begleitung von Müden abgeholt und mit Ehreneskorte des Feldjäger-Wachkommandos Munster unter Hauptmann Vent in die Panzertruppenschule eingeholt und dort von General Philipp offiziell begrüßt. Nach einem einleitenden Vortrag über Aufgaben und Gliederung der Schule, den der Besucher-Offizier der Schule, Hauptmann Freiherr von Eickstedt, in Englisch hielt, begann dann das vorbereitete Programm mit einer Besichtigung der Ehrenhalle, der Traditionshörsäle, des Technischen- und des Schieß-Ausbildungszentrums.

Dann wurde den Gästen die Gefechtsübung „HAIDMÄRKER", der Sofortangriff eines verstärkten Panzerbataillons auf dem Truppenübungsplatz Munster-Nord unter der Leitung des Kommandeurs der Panzerlehrbrigade, Oberst von Schultzendorff, vorgeführt.

Nach dem Mittagessen stellten im Vorführgelände des Übungsplatzes Munster-Süd die Panzertruppenschule und die Panzerabwehrschule neue Panzerfahrzeuge vor: den Kampfpanzer Leopard, den Kanonenjagdpanzer, den Raketenjagdpanzer, die HS 30 Gruppe und Mörser und den M 109 (die neue 155 mm Haubitze). Oberstleutnant von Senger, Kommandeur des PzLBtl, gab in Englisch über Lautsprecher fachliche Erläuterungen dazu. Nach einer Aussprache und der Verabschiedung im Gemeinsamen Offizierheim fuhren die hohen Gäste, von der Ehreneskorte bis zur Autobahn begleitet, zur Fortsetzung ihrer Besuchsreise nach Hamburg weiter.

Erb

Erfolgreicher Aufgalopp der Krad-Geländefahrer

Die Motorsportsaison 1966 begann für die Krad-Geländefahrer der Panzertruppenschule und Panzerlehrbrigade mit sehr schönen Erfolgen.

Bei der zu Ostern ausgefahrenen XII. Internationalen Norddeutschen ADAC-Geländefahrt „Onkel Toms Hütte" in Kaltenkirchen, die zwei Tage dauerte und bei schwierigstem Gelände und schlechtem Wetter sehr hohe Anforderungen an Fahrer und Maschinen stellte, holte sich der Bundeswehrmeister 1965, Oberfeldwebel Lenz von der Panzertruppenschule, den Klassensieg und damit eine Goldmedaille in der 250er Klasse; in der Mannschaftswertung, zusammen mit Feldwebel Schubert (Bronzemedaille) und Stabsunteroffizier Fromm (Bronzemedaille), holte er sich die Bronzemedaille in der Gesamt-Mannschaftswertung vor zwei schwedischen Mannschaften auf der bekannten Husquarna. Dieser Mannschaftserfolg ist in gewissem Sinne einer der stolzesten Erfolge der Munsterschen Fahrer, weil er mit der in der Konstruktion fast 10 Jahre alten 250er Maico gegen modernste Geländesportmaschinen aller Klassen errungen wurde.

Nach neuen, vom Bundeswehramt herausgegebenen Bestimmungen, dürfen künftig Lizenzfahrer, die ihre Lizenz länger als zwei Jahre haben, nicht mehr dienstlich als Fahrer oder Beifahrer am offenen Motorsport teilnehmen; in besonderen Fällen dürfen als Ausnahme 3 Wettbewerbe jährlich mitgefahren werden. Ohne diese Maßnahme kritisieren zu wollen, muß sachlich festgestellt werden, daß sie militärisch wohl ihren Sinn darin finden soll, eine breite Spitze von Wettbewerbs-Fahrern zu entwickeln, sportlich aber das Laufbahnende der Spitzenfahrer der Bundeswehr bedeutet, die seit Jahren die Bundeswehr auf nationalen und internationalen Veranstaltungen eindrucksvoll vertreten haben. Keine andere Sportart unterliegt in der Bundeswehr einer solchen Beschränkung.

Leider werden durch diese Bestimmungen auch einige bekannte Munstersche Fahrer getroffen. Als erster ist bereits OFw Lenz aus dem Sattel seiner Bundeswehr-Maico gestiegen. Ihm haben die Nürnberger Hercules-Werke eine ihrer 100-ccm-Geländesportmaschinen als Werksmaschine anvertraut. Prompt hat er sich — nunmehr als Privatfahrer — am 24. April 1966 in Rodheim-Biber in Hessen mit dieser Maschine strafpunktfrei die erste Goldmedaille geholt — obwohl er mit ihr noch „per Sie" ist (— wie er sagt). Daß er in Rodheim als Oberfeldwebel in Uniform fuhr spricht von einem soldatischen Geist, der besser belohnt werden sollte.

Am selben Tage startete die Mannschaft der Panzerlehrbrigade 9 bei der Delmenhorster Fahrt „Rund um die Hünengräber" des ADAC-Gaues Weser-Ems. Nachdem ca. 70 % der Teilnehmer unterwegs ausgefallen waren, kam die Mannschaft der Lehrbrigade mit Feldwebel Schubert, Stabsunteroffizier Fromm und Gefreiter Lampe als 2. Mannschaft in der Gesamtwertung und als einzige Bundeswehrmannschaft ins Ziel. Als Mannschaftssieger in der Klasse Bundeswehr erhielt sie den Ehrenpreis des ADAC-Gaues Weser-Ems. In der Einzelwertung erhielten Fw Schubert eine Bronzemedaille und StUffz Fromm und Gefr Lampe je eine Silbermedaille.

Das sind Erfolge, die eine wirkliche breite Spitze des Motorrad-Geländesportes in Munster beweisen. Viele junge Talente werden

in diesem Jahre noch ins Feuer geschickt werden, noch mehr Interessierte möchten nun auch fahren. Es ist die alte Sache von der Anziehungskraft eines männlich-harten, technisierten Sportes. Für den Soldaten aber ist er mit allem Drum und Dran eine hervorragende Übung für soldatische Aufgaben.

Ein weiteres Ereignis im Motorrad-Geländesport beweist das eben Gesagte und berechtigt zu festen Hoffnungen auf den Nachwuchs:

Die „Harz-Heide-Fahrt 1966 für Motorräder" des ADAC-Gaues Niedersachsen auf dem Gelände des Truppenübungsplatzes Munster-Nord. Es war eine in jeder Beziehung einmalig schöne und gelungene Veranstaltung. 114 Fahrer am Start, keine Unfälle, ein ausgezeichneter und schwerer Kurs von ca. 54 km auf Munster-Nord, der viermal zu durchfahren war, der landschaftlich so schöne und geräumige Kummerland-Sportplatz für Start und Ziel, Fahrerlager und parc - fermé, herrliches Wetter, ein nicht zu trockener und nicht zu nasser Boden und genügend freiwillige Helfer von Schule und Brigade — vom Soldaten bis zum Oberstabsarzt. In der Bundeswehr-Klasse starteten 13 Fahrer aus Munster, alle kamen ins Ziel. Klassensieger wurde Fw Schubert von der Panzerlehrbrigade, der zusammen mit den Stabsunteroffizieren Bicking und Fromm auch den Mannschaftssieg holte. Von den 13 Fahrern aus Munster fuhren 8 eine Goldmedaille, 4 eine Silbermedaille und 1 eine Bronzemedaille heraus. OFw Lenz, der Bundeswehr-Meister, startete als Privatfahrer auf seiner Werks-Maico in der 125er-Klasse mit dem Ergebnis Klassensieg und Goldmedaille.

Eines sei noch am Rande vermerkt: an der Fahrt nahmen ungewöhnlich viele Gespanne teil, es waren 18, darunter 12 schwere BMW- und Zündapp-Maschinen. Und manchem der alten Soldaten, die an der Strecke zuschauten, kamen wehmütige Erinnerungen an die große Zeit der Gespanne in der Wehrmacht. Wenn man übrigens Meister in Sattel und Boot eines Gespannes auf der Strecke beobachtete, dann kamen sie einem gar nicht so unzeitgemäß vor — Jeeps wären da jedenfalls nicht mehr durchgekommen.

Es gab Preise vom ADAC für die Soldaten und von Oberst Dübbers, dem Kommandanten des Truppenübungsplatzes Munster und Gastgeber für die besten zivilen Fahrer — eine schöne Geste; und es gab vom ADAC für den Gastgeber als Dankeschön eine große Flasche Hochprozentigen, damit er „den Staub seines Übungsplatzes hinunterspülen" könne!

General Philipp, der Kommandeur der Panzertruppenschule, hatte Preise für die Bundeswehr gestiftet — sie blieben in Munster. Es gab vor allem viele Dankesworte vom Veranstalter und den Fahrern und die Hoffnung, im nächsten Jahre wiederkommen zu dürfen: die Harz-Heide-Fahrt 1967 soll als Lauf zur Deutschen Meisterschaft gewertet werden. Alle, die dieses Jahr dabei waren, drücken den Daumen, daß es möglich sein wird! Erb

Der Wettkampf um den Rommelpreis 1966

In der Zeit vom 3. bis 14. Mai 1966 wurde auch in diesem Jahr wieder das „Rommelpreisschießen" durchgeführt.

Es ist erfreulich, daß durch den nun schon zum 5. Male ausgetragenen Wettkampf dieser hervorragende Heerführer auch jüngeren Soldaten bekanntgemacht wird und somit eine Tradition entsteht, in der in idealer Weise das Streben nach Leistungssteigerung in der Schießausbildung und das Andenken an die Leistung eines großen Soldaten des 2. Weltkrieges miteinander verbunden werden.

Da die bisherigen Wettkämpfe immer von der Kampftruppenschule I in Hammelburg ausgerichtet worden sind, soll der diesjährige Austragungsort, Grafenwöhr, etwas näher beschrieben werden.

Der Truppenübungsplatz Grafenwöhr, in Oberfranken gelegen, wurde in den Jahren 1909—1911 für das III. Armeekorps der königl. bayer. Armee geschaffen. Nach dem 1. Weltkrieg diente er der Reichswehr und der bayer. Landpolizei und später der Wehrmacht als Übungsplatz. Im Laufe der Zeit geriet er durch die dort herrschenden extremen Witterungsunterschiede in den Ruf eines „Bayerischen Sibiriens". Nach dem 2. Weltkrieg übernahm ihn die US-Armee und heute dient er überwiegend der 7. US-Armee als Ausbildungszentrum. Nach dem äußerlichen Eindruck wird dieser Platz sehr intensiv genutzt. Der Donner amerikanischer Geschütze oder Panzer verstummt bei Tag und Nacht kaum jemals, so daß den dort übenden Soldaten schon rein akustisch ein kriegsnaher Eindruck vermittelt wird. Gelegentliche Kurzschlüsse unterstreichen diesen Eindruck sehr drastisch.

Darüber hinaus steht der Platz auch anderen NATO-Partnern zur Verfügung. Z. Zt. des „Rommelschießens" übten neben amerikanischen Panzer- und Artillerieeinheiten auch deutsche SPz- und MTW-Grenadiere und französische Raketenartillerie.

Das Wettkampfschießen selbst wurde am 11. und 13. 5. ausgetragen, nachdem die Mannschaften vom 3. 5. an Gelegenheit erhalten hatten, sich mit den Verhältnissen der für sie ungewohnten amerikanischen Anlage vertraut zu machen. Dieses vorbereitende Training, das bei unterschiedlichem Wetter stattfand, trug ohne Zweifel dazu bei, die durchschnittlichen Schießergebnisse der Mannschaften allgemein zu verbessern.

Als nach dem ersten Wertungstag, an dem das 1. bis 5. Rennen der Gewehrmannschaften schoß, die Mehrzahl der Mannschaften noch eng zusammenlagen, zeichnete sich auch in diesem Jahr wieder ein spannender Endkampf ab.

Der Ausgang dieses Wettkampfes blieb praktisch wieder bis zum letzten Rennen der MG-Mannschaften offen. Als Sieger ging nach Auswertung der letzten MG-Ergebnisse das für das Truppenamt gestartete PzGrenLehrBtl 351 hervor, das schon 1964 Sieger geworden war. Zweiter wurde, wie im letzten Jahr, das PzGrenBtl 111, nachdem es bis zum vorletzten Rennen noch Aussichten auf den ersten Platz gehabt hatte.

Die Tatsache, daß sich auf den ersten fünf Plätzen mit Ausnahme des Wachbataillons nur süddeutsche Einheiten placierten, läßt den Schluß zu, daß sich dieser Wettkampf unter den süddeutschen Divisionen besonderer Beliebtheit erfreut und daß dort das Training mit mehr Energie betrieben wird. Schon 1964 und 1965 hatten fast ausnahmslos Mannschaften süddeutscher Divisionen auf den vorderen Plätzen gelegen.

Im einzelnen sah die Placierung 1966 wie folgt aus:

Bester Gewehrschütze:	Gefr Breuer	137 Ringe TrAmt
Bester Pistolenschütze:	OLt Gravenstein	113 Ringe TrAmt
Beste MG-Mannschaft:	OFw Schiffbauer	
	Gefr Bauer	201 Ringe PzGrenBtl 302

Der Wettkampf wurde mit der Siegerehrung abgeschlossen, bei der die Siegermannschaft den Wanderpreis aus der Hand des Inspizienten der Kampftruppen, Generalmajor Jordan, empfing und alle Angehörigen der ersten drei Mannschaften eine Plakette mit dem Porträt Rommels in Gold bzw. Silber oder Bronze erhielten.

Am Abend des Wettkampftages versammelten sich alle Mannschaften sowie die Gäste und der Leitungsstab zu einem gemeinsamen Essen, während dem in mehreren kurzen Reden noch einmal auf die Bedeutung dieses Wettkampfes hingewiesen wurde, und die besten Einzelschützen der Gewehr-, Pistolen- und MG-Mannschaften mit einem Buchpreis ausgezeichnet wurden. Der Tag klang aus mit einer Serenade bei Fackelschein, ausgeführt vom Musikkorps der 12. Panzerdivision.

Das PzGrenLehrBtl 351 wird nun die Bundeswehr bei dem Prix Leclerc vertreten, der am 29. Juli 1966 in Hammelburg ausgetragen wird und bei welchem die besten Mannschaften der in Mitteleuropa stationierten NATO-Streitkräfte ihren Meister im Schießen mit leichten Infanteriewaffen ermitteln werden. Hptm. Richter

Gebhard Plangger, OFw, Mittenwald

Rallye Ski Alpinistico

Wenn es auch jetzt schon Sommer ist, so bringen wir dennoch diese lebendig geschilderte sportliche Leistung unserer Gebirgsjäger. Red.

Ein kühler Nordwind streicht über die Terrasse an der Seilbahnstation Piani d' Erna, vertreibt das letzte Grau der Dämmerung zerrt ungeduldig an der Starter-Flagge. Fröstelnd ziehen wir die Schultern hoch und stecken die Hände in die Hosentaschen. Im Tal, tausend Meter tiefer, blinken die Lichter von Lecco und eben schickt der Starter eine der Mannschaften auf die erste Etappe der Rallye Ski Alpinistico.

Lecco — wer aus der Schar versierter Besucher der Apenninenhalbinsel kennt es nicht? Angler, Bergsteiger, Taucher, Spaziergänger, Badelustige und Segler geben sich hier Sommer für Sommer ein Stelldichein. Seit einiger Zeit sind auch die Skifahrer vertreten — im Winter natürlich. Mit dem Bau etlicher Seilbahnen an der südlichen Höhenkette des Valsassina und der Fertigstellung einer Reihe von Sessel- und Schleppliften in Höhen um 1800 m weckten findige Touristikbeflissene sonnige Skigebiete aus dem Dornröschenschlaf. Pistenwedler und Wanderliebhaber, Hangrutscher und Tiefschnee-Enthusiasten sind Kostgänger gleichermaßen. Den Höhepunkt wintersportlicher Betriebsamkeit bildet ein von den Leccorianern erstmals im vergangenen Jahr durchgeführter dreitägiger Skiwettbewerb, die „Ralleye Ski Alpinistico Internationale delle Funivie Lecco — Valsassina", ein Mannschaftslauf, bei dem Orientierungssinn, Ausdauer, Zeitberechnungsvermögen, skifahrer- und bergsteigerisches Können eindringlich geprüft werden.



Eine ungewohnte Sache ist das, eine Skirallye. Das Tempo der Dreiermannschaft wird von Karte und Uhr bestimmt, Stunde um Stunde, bergauf, bergab.
(Foto: Ulmer/Plangger, 8102 Mittenwald)

Mehr als Frühlingsfahrt also begann die Winterzwecken dienende Reise an die Gestade des Comersees. Nicht ganz gewöhnlich auch insofern, daß HFw Michl Anderl, mit Fw Jürgen Seifert und StUffz Jens Ulmer bereits einen Tag zuvor in Lecco eingetroffen, mich an den Zügen erwartete, die an der „Partenza" überschrifteten Tafel genannt wurden. Vergeblich. Weder Zug noch vierter Mann kamen. Im Italienischen nicht ganz sattelfest, hatte unser Staffelkapitän die Abfahrtszeiten erwischt.

Am vorangegangenen Abend, bei der Auslosung der Startreihenfolge, waren wir dann vollzählig — die Mannschaft der Kampftruppenschule IV Mittenwald stand sozusagen Gewehr bei Fuß. Fortuna zeigte sich freundlich und bedachte uns im Konvoi der 25 Mannschaften aus Spanien, Frankreich, Österreich, Deutschland und dem Gastgeberland Italien mit der Startnummer 12. Vor uns kamen die Drei aus Grenoble zu liegen, die Vorjahressieger vom Alpinen Verein Innsbruck erhielten die 13.

Mittlerweile hat sich der Tag breit gemacht. Eben sind die Franzosen gestartet, die einzige Staffel mit einer Frau in der Mitte. Es wird Zeit für uns.

„Tre, due, uno, avanti!" — und zügig setzen wir uns in Trab. Nur Jürgen, seines Zeichens Skilangläufer, flankiert von zwei Bergsteigern, Michl und mir, will sofort im gewohnten Tempo auf und davon. Nichts da! Heut' werden keine Geschwindigkeitsrekorde aufgestellt!

Drei Mann, Stöcke in der Hand, Skier im Rucksack, aufgestellten Schneepflügen nicht unähnlich, wandern wir über Grasrücken, queren auf schmalem Steiglein einen felsdurchsetzten Hang, bücken uns unter Stauden und holen die Franzosen ein. Nach einer halben Gehstunde müssen Seil und Steigeisen angelegt werden. Die folgende, abschüssige Schneerinne hinauf freut sich unser Langläufer, endlich einmal mit Zwölfzackern gehen zu dürfen. Am Gipfel des Vetta Resegnone (1 860 m) drückt man uns Papierbecher mit heißem Tee in die Hand, bietet uns eine vernebelte Umgebung und anschließend eine Abfahrt mit Eis und Windharsch. Danach — Wege, Wiesen, Wälder, Palmkätzchen an den Bäumen und Schneeanemonen im Gras.

Eine ungewohnte Sache ist das, eine Rallye. Legen wir mal einen etwas schnelleren Schritt vor, schon schaut Jürgen mahnenden Blickes auf den bierdeckelgroßen Chronometer, den er um den Hals hängen hat. Das Tempo bestimmen Uhr und Karte. Jeder Etappe liegt eine vorgeschriebene Zeit zugrunde. Pro Minute, die das Ziel früher oder später erreicht wird, erhält die Mannschaft einen Strafpunkt. Außerdem werden auf der Strecke geheime Zeitkontrollen durchgeführt. Hier zählt eine Minute je einen Viertelstrafpunkt.

Den heutigen Weg gilt es in 5 3/4 Stunden zu bewältigen. Wir gehen jetzt schnell und plötzlich stehen wir in Olino vor einer Kontrollstelle. 2 1/2 Stunden zeigt unsere Uhr, selbstsicher stapfen wir am Posten vorbei. Dann aber, als uns für die letzten drei Kilometer noch 1 1/2 Stunden zur Verfügung stehen, scheint die Rechnung nicht mehr ganz aufzugehen. Sind wir zu schnell?

Abends am Piani di Artavaggio (1 694 m), dem Etappenziel, halten wir die Ergebnisliste des ersten Tages in Händen. Nun, zu langsam waren wir nicht. Mit allerlei Zeitschindemanövern waren wir zwar noch auf die richtige Einlaufzeit am Ziel gekommen, hatten uns jedoch an der Kontrollstelle 11 Strafpunkte eingehandelt. 44 Minuten zu früh waren wir dort vorbeigewandert. Mit dem 6. Platz sind wir nicht einmal schlecht bedient.

In der Nacht fällt etwas Schnee, der Morgen bringt Sonne. Zwei Halbtagsetappen stehen heute auf dem Programm, in der Pause zwischen beiden ein Riesentorlauf mit Akja auf Zeit. Kein Kontrollposten kann uns mehr ängstigen. Gestern abend haben wir uns einen Zeitplan zurechtgelegt, an Hand dessen wir die 2 1/2 Stunden in Richtung Piani di Bobbio marschieren. Durch eine frischverschneite Hochgebirgslandschaft verläuft die Spur in ständigem Auf und Ab, gestattet herrliche Ausblicke, schlängelt sich um Buckel und durch Mulden, überwindet einen schwindelnden Felsgrat und führt über eine lange Abfahrt ins Ziel. Wie schon am Abend zuvor erwartet uns Jens, dem das Schicksal die undankbare Rolle des Ersatzmanns zudiktiert hat, mit einem Rucksack voller Orangen.

Ein begeisternder Skizirkus erstreckt sich im Rund des Piani di Bobbio (1 700 m), An einem der zahlreichen Lifthänge ist mit 20 Toren ein flüssiger Riesenslalom ausgeflaggt. Michl, unser

Leichtgewicht, muß zwischen Rucksäcken, Eisbeilen, Skiern und Stöcken mit dem Platz im Akja vorliebnehmen.

„Avanti!"

Viel Kraft kostet die kaum fallende Schrägfahrt nach dem Start. Unsere Kurzskier laufen alles andere als schnell. Die ersten Tore erwischen wir gut, schneiden die nächsten enger an und retten uns gerade noch ohne Sturz aus dem letzten. Im folgenden Flachstück stehen die zwei Minuten vor uns gestarteten Franzosen, wir müssen ihnen im Tiefschnee ausweichen, Sekunden gehen verloren. Die drei-, vierhundert nur mäßig geneigten Meter vor dem Ziel tragen wir den Akja förmlich.

2.26,0 wird für uns gestoppt. Dies bringt uns auf den 4. Platz und eine freudig begrüßte Punktegutschrift.

Nach einer ausgiebigen Spaghettipause — manch einer verfällt dabei dem Drehwurm — wird die zweite Halbtagsetappe angegangen, die mit 2 ³/₄ Stunden ausgeschrieben ist. Die drei vom Alpinen Verein Innsbruck hatten sich am ersten Tag einen Vorsprung von 2 Punkten zu uns geholt. Nun marschieren sie konsequent zwei Minuten hinter uns her, wissend, daß sie so nie mehr Strafpunkte als wir kassieren können und im Endergebnis immer vor uns sein werden.

In Biandino (1 496 m), dem Endpunkt der Etappe, steht uns Besonderes bevor: Biwakieren. Jürgen, schon mit persönlichen Erstlingsrekorden im Steigeisengehen und Akjafahren, ist von seiner ersten Biwaknacht nicht unbegeistert. Kunststück, in unseren Fußsäcken schlafen wir wie die Murmeltiere. Lediglich Michl wird von Rückenschmerzen geplagt. Auch der Zollmannschaft aus Innsbruck, die neben uns nächtigt, geht es nicht besonders gut.

Auf Platz vier in der Rangfolge hatten wir am Vorabend gelegen, einen vor uns die Mannschaft vom Alpinen Verein Innsbruck. Die Reichenhaller Gebirgsjäger, bis zum Akjafahren unmittelbar hinter uns plaziert, waren etwas zurückgefallen.

Noch im Morgengrauen machen sich die ersten Staffeln auf den Weg. Die letzte Etappe, mit 8 ¹/₄ Stunden berechnet, verspricht die interessanteste, aber auch die schwierigste zu werden. Eine Weile geht es ziemlich flach taleinwärts, wir gehen an stillen Dörfern vorüber, wenden uns dann jäh ansteigenden Hängen zu, Kehre reiht sich an Kehre, und erreichen schließlich die Morgensonne am Grat. Eine steile Flanke von Fels und Schnee richtet sich vor uns auf. Anseilen.



„45 Grad bestimmt!" vernehmen wir die Innsbrucker hinter uns. Ein paar brüchige Wandstellen werden noch überklettert, dann leitet eine flache Gipfelschneide zum höchsten Punkt der Rallye, dem Pizzo 3 Signori (2 554 m). Das hat noch gefehlt — ein Kontrollposten beschäftigt sich eifrig mit Stoppuhr, Zettel und Bleistift. Nach einer Abfahrt von beträchtlichem Höhenunterschied verläuft die Strecke auf zwölf Kilometer Länge fast immer im Bereich eines langgestreckten Grates. Es ist ein landschaftlich großartiger Weg auf dem weißen First zwischen grünen Tälern. Manchmal müssen die Skier ein Stückchen getragen werden, Wächten und Felstürme sind zu umgehen, mehr und mehr bleibt der massive Aufbau des Pizzo 3 Signori zurück. Gegen Mittag rasten wir an einer verschneiten Hütte, schlingen in Eile ein paar Bissen hinunter und stapfen weiter. Unerbittlich brennt die Sonne auf den Grat herab, über dem sich kein kühlender Windhauch regt. Ein weiteres Mal bestimmen Chronometer und Marschtabelle das Tempo. Trotzdem ist das ganze Unternehmen ein Wanken zwischen Wenn und Aber. Niemand kennt die Zeit der Kontrollen. Sind wir zu langsam oder wie am ersten Tag zu schnell? Rallye ist so vieles, nicht zuletzt ein Glücksspiel. Erneut taucht ein Kontrollposten auf, Abfahrten und Aufstiege wechseln in rascher Folge, bis ein letztes Mal auf dem Gipfel der Cima Margno (1 800 m) die Steigfelle abgenommen werden. Jetzt gilt es angeseilt einen Riesenslalom zu absolvieren. Wie üblich sind wir zu früh dran, vertreiben die Zeit mit langen Schrägfahrten zwischen den Toren, riskieren die letzten 30 Sekunden eine Schußfahrt — Jürgen mit der Uhr in der Hand — und flitzen auf die Sekunde genau ins Ziel.

Nach einer Biwaknacht, 60 in Luftlinie gerechneten Kilometern Marsch bei 8 000 Höhenmeter haben wir Feiern verdient. Und bei einer Flasche Rotwein geloben wir den Innsbrucker „Nervensägern" Revanche — wenigstens im Nervensägen. So ganz zufrieden sind sie aber auch nicht. Denn mit nur 0,5 Punkten Vorsprung — bei insgesamt 1 207 Punkten — müssen sie den Ragni von Lecco (ein Kletterklub) den ersten Platz überlassen. Mit 0,9 Punkten Rückstand auf die Innsbrucker belegen wir den dritten Platz und erhalten den Preis für die **beste** Militärmannschaft. Die Gebirgsjäger aus Bad Reichenhall, die zweite deutsche Staffel, kommt auf Platz sieben.

Mit einem letzten, sehnsüchtigen Blick hinauf zu den winterlichen Regionen, schnallen wir dann die Skier auf das Auto, verstauen Gepäck und Pokale und rollen mitten durch den Frühling nach Hause. Arrivederci!

Hoher Besuch aus Frankreich

Pulverdampf über dem Gefechtsfeld

Koblenz. Die in Koblenz stationierte Panzerbrigade 14 unter der Führung von Brigadegeneral Heinz Guderian hatte im Mai einen großen Tag. Avisiert durch das Verteidigungsministerium hatte sich der französische Verteidigungsminister Messmer zum Besuch angesagt.

Kaiserwetter herrschte über dem Rheintal, als der Minister mit seiner „Suite" auf dem Truppenübungsplatz Schmittenhöhe pünktlich eintraf. In seiner Begleitung befanden sich u. a. sein Generalstabschef, General Ailleret, und seitens der Bundeswehr der Generalinspekteur, General Trettner, sowie der Kommandierende General des III. Korps, Generalleutnant Schnez. Bei der Ankunft wurden sie vom Kommandeur der 5. Panzerdivision, Generalmajor Hükelheim empfangen.



Interessiert verfolgt Verteidigungsminister Messmer, Frankreich, die Ausführungen bei der Waffen- und Geräteschau. Links neben ihm der Generalinspekteur, daneben Generalstabschef der franz. Streitkräfte, General Ailleret.

Ein Querschnitt durch die Brigade

In Anwesenheit des Brigadekommandeurs führte zunächst Hptm. Otto vom PzGrenBtl 142 Waffen und Geräte einer Panzerbrigade vor. Interessiert folgten die französischen Offiziere den Ausführungen und stellten fachliche Fragen. Angefangen vom Panzer M 48 A 2 bis hin zu den Panzernahbekämpfungswaffen war alles ausgestellt. Komplette Sanitäts- und ABC-Abwehrausrüstung ergänzten die Schau. Besonders interessierten die Spezialkampffahrzeuge wie Mörserträger (SPz), Raketenträger, Leichtgeschützträger und Sanitätsgefechtsfahrzeug.

Panzer schossen Grenadiere nach vorne

Anhand einer Lage unterrichtete anschließend OTL Lentz, Kommandeur des PzGrenBtl, die Gäste über den Ablauf der nachfolgenden Übung, die „Das Zusammenwirken zwischen Panzergrenadieren und Panzern im Angriff" zum Thema hatte. Die 3./142, verstärkt durch einen Panzerzug des PzBtl 144, hatte als Spitzenkompanie den Auftrag, eine vom Feind auf der gegenüberliegenden Höhe aufgebaute Verteidigungsstellung zu nehmen, um dadurch den gebildeten Brückenkopf über den Rhein auszuweiten. Artillerie und Mörser waren zur Unterstützung in Stellung gegangen. Aus gut gewählten Stellungen schossen die Panzer vom Typ M 48 A 2 die Grenadiere nach vorne, in dem sie durch gut gezieltes Feuer aus allen Rohren Feuerschutz für die rasch vorfahrenden Schützenpanzer gaben. Über einen Brückenlegepanzer wurden die flinken Kettenfahrzeuge über einen Bachgrund befördert. Detonationen aus Panzerkanonenrohren und 2-cm-Rohren dröhnten über das Gefechtsfeld, das zeitweilig in regelrechten Pulverdampf gehüllt war. Die Gäste folgten in M 113-Schützenpanzern abschnittsweise dem Geschehen. Sie zeigten sich sehr beeindruckt. Beim Abschied stellte der französische Verteidigungsminister den Koblenzer Grenadieren und Panzersoldaten ein gutes Zeugnis über die vorzüglichen Leistungen aus.

Klein

Begegnung der Federfechter

Leserstimmen zum Thema:

Namen für die neue deutsche Panzerfamilie

Der neue deutsche 40 t Kampfpanzer, der den Namen „Leopard" erhielt und seine Leistungsfähigkeit in tropischer Hitze und extremer Kälte bewiesen hat, ist das erste Vollkettenfahrzeug, welches nach dem 2. Weltkrieg eine besondere Bezeichnung erhalten hat, wie es früher in der Panzertruppe und für spezielle Kettenfahrzeuge üblich war.

Aus der zu schaffenden Gruppe der leichten gepanzerten Vollkettenfahrzeuge von 17 t— 24 t mit vielfach gleichen Bauelementen befindet sich der Jagdpanzer, Kanone, zur Zeit in der Auslieferung an die Truppe.

Bald werden die Jagdpanzer, Rakete und die ganze Typenreihe der

„Schützenpanzer"

für die PzGrenBtl (SPz) folgen.

Es liegt nahe, diesen Fahrzeugen nach bewährter Tradition ebenso charakteristische Namen zu geben. Eine treffende Namensnennung prägt sich leicht ein und übt eine nicht zu unterschätzende Suggestivwirkung aus.

Was halten Sie von

„Widder" — „Wisent" — „Wolf" oder „Wildkatze"

für Ketten-Kfz, je nach ihrem Verwendungszweck?

Auch für den Bergepanzer mit dem Fahrgestell des „Leopard" müßte noch ein „kraftvoller" Name gefunden werden!

Wir geben gerne diesen Leserbrief bekannt. Schreiben Sie einmal Ihre Meinung oder machen Sie weitere Vorschläge für eine Namensgebung der neuen deutschen Panzerfamilie. Postkarte genügt. Wir werden das Ergebnis zur gegebenen Zeit in unseren „Kampftruppen" veröffentlichen. Red.

„Die Ehre des Soldaten" 2/66 Seite 35

Der Beitrag zu o. a. Thema von OTL B. Schirmer ist sehr zu begrüßen und sollte zum Gegenstand einer breiten Diskussion gemacht werden.

Es sei mir deshalb gestattet, zunächst einige Bemerkungen zu dem Beitrag zu machen, und daran anschließend noch einige neue Gedanken hinzufügen. Die Bemerkungen bitte ich jedoch keinesfalls als Kritik aufzufassen, sondern sie sollen nur eine Ergänzung sein. Gleich am Anfang heißt es:

„Eine richtungsweisende und verbindliche Stellungnahme erscheint aber deshalb dringend erforderlich, weil in der heutigen Massengesellschaft, in der wir leben, Wertvorstellungen, also Tugenden wie Sauberkeit, Ordnung, Pünktlichkeit, Höflichkeit, Gehorsam, Autorität, Anstand, Sitte, Frömmigkeit, Treue, Dankbarkeit, Zuverlässigkeit, Tapferkeit und Ehre weitgehend verlorengegangen und vielfach nur materielle Vorstellungen — wieviel verdiene ich? — für die Menschen unserer Zeit ausschlaggebend sind. Das rein materielle Denken in unserer Zeit unter Ausnutzung einer schrankenlosen Freiheit ohne sittliche Bindungen kann aber zum Untergang der Nation führen, wenn keine Pflichten gegenüber der Gemeinschaft anerkannt werden."

Hier wird also die heutige Massengesellschaft ziemlich abgewertet. Unser heutiger Wohlstandsstaat ist aber nun einmal da, und mit ihm sind Dinge zu uns gekommen, die nicht mehr hinwegzudenken sind. Oder wer wollte diesen Wohlstand wohl noch einmal missen? Unsere heutige Jugend kennt nichts anderes, es ist ihr Staat, ihr Leben, und wenn man so will auch ihre Moral. Es ist unmöglich, dieser Jugend einzureden, sie wäre unordentlich, unsauber, untreu, nicht tapfer, hätte keine Ehre, und wie es in obigem Absatz noch weiter beschrieben ist.

Es ist wohl immer so gewesen, daß die folgende Generation anders war, als die vorhergehende. Zugegeben, der Unterschied zwischen Eltern und Jugend ist heute vielleicht etwas kraß, außergewöhnliche Verhältnisse haben dies bewirkt, aber muß diese Jugend deshalb schlechter sein als wir? Es ließen sich viele Zitate großer Männer aus allen Zeiten anführen, worin immer dieser Zustand beklagt wird.

An anderer Stelle heißt es dann weiter:

„Auch die Ansichten darüber, was mit der Ehre verträglich ist, wechseln innerhalb bestimmter Gruppen nach Völkern und Zeitaltern."

Hier wird also schon zugegeben, daß sich bestimmte Ansichten, hier die Auffassung über die Ehre, im Laufe der Zeit ändern.

Am Schluß folgt die Aufforderung an die politische Führung, den Dienst in der Bundeswehr als sogenannten „Ehrendienst" herauszustellen.

Und hier möchte ich nun anknüpfen und gewissermaßen den Versuch unternehmen, zur Lösung des Problems beizutragen.

Der Schluß des oben genannten Artikels bringt keine Lösung. Man kann nicht Dinge oder Werte, die unseren Vätern und uns hoch und heilig waren, auf die heutige Jugend übertragen, und es geht nicht, die Zeit um einige Jahrzehnte zurückschrauben zu wollen. Sicher wäre dies schön und lobenswert, aber die heutige Jugend wird dies nicht verstehen.

Ich möchte hier ein Beispiel anführen, welches in derselben Richtung liegt:

Kürzlich wurde ich aufgefordert, vor Studenten ein Referat zu halten über das Thema „Das Vaterland". Nach mir sprach noch ein alter Herr der betreffenden Studentenverbindung und dann begann die Diskussion. Schon nach einiger Zeit geriet die Diskussion in eine Sackgasse, aus der es scheinbar keinen Ausweg mehr gab. Die anwesenden alten Herren versuchten immer wieder, **ihre Werte,** Vorstellungen und Begriffe vom Vaterland auf die jungen Studenten zu übertragen und konnten es einfach nicht fassen, daß diese keinesfalls bereit waren, diese Vorstellungen zu übernehmen. Diese erkannten an, daß dies alles lobenswerte Werte waren, für die es sich auch gelohnt hat, das Letzte einzusetzen, aber für die heutige Generation — stellten sie fest — haben diese Werte in der damaligen Form keine Bedeutung mehr. Die alten Herren waren völlig verzweifelt, und als die Diskussion völlig zum Erliegen kam, ergriff ich noch einmal das Wort und sagte: „Hier besteht offensichtlich ein echtes ‚Generationsproblem'." Ich erklärte den jungen Studenten einige heute für **sie** gültigen „Werte", mit denen sie ihr „Vaterland" ausfüllen können, bzw. wofür es sich für **sie** lohnt, sich nötigenfalls einzusetzen. Die Studenten klatschen offen Beifall und waren einverstanden.

Die heutige Zeit ist eine andere als unsere, die Denkvoraussetzungen und die Sprache der Jugend sind anders. Die Struktur unserer Gesellschaft ist eine andere, als sie früher war. Wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, die Kluft zwischen der Jugend und uns tiefer werden zu lassen, müssen wir versuchen, heute anders zu reden.

Es ist das Vorrecht der Jugend, immer zu Neuem vorwärts zu stürmen, denn sonst wäre der Lauf der Welt nicht weitergegangen. Es ist aber auch die Pflicht der Alten, diese Energie der Jugend in die richtigen Bahnen zu lenken, damit sie sich nicht verrennt und alles zur Katastrophe führt. Dazu gehört viel Einfühlungsvermögen, Verständnis, Geduld und Wille zur Tat. Niemals ist es aber damit getan, zu versuchen, eine Entwicklung zurückzudrehen. Teilweise können wir auf den verschiedensten Gebieten in der Bundesrepublik derartige Versuche beobachten, und wie die Jugend darauf reagiert, das sehen wir ja alle.

Man soll deshalb der Jugend nicht einreden, ihr Dienst in der Bundeswehr sei ein „Ehrendienst", in Zeiten der Vollbeschäftigung ist es für die meisten eben „ein notwendiges Übel". Derartige Begriffe wie

— Ehrendienst

— Einsatz für Volk und Vaterland

— Opferung des Lebens usw.

versteht die Jugend anders als wir und lehnt sie ab. Sagen wir ihr doch

— Willst Du, daß Dir die Freiheit erhalten bleibt? (Wobei man das Wort Freiheit schon definieren muß, damit sie weiß, was damit gemeint sein soll.)

— Willst Du, daß das erhalten bleibt, was Du Dir jetzt geschaffen hast?

— Willst Du weiter frei reden und schreiben können?

— Willst Du Dir Deinen Arbeitsplatz jederzeit frei wählen können?

— Willst Du Deinen Urlaub in das Land antreten können, wo es Dir am besten gefällt? ... usw.

Zu all diesen Punkten werden die meisten jungen Menschen heute ja sagen. Und wenn sie ja gesagt haben, dann muß man ihnen klar machen, daß dafür ein Preis bezahlt werden muß. Und einer dieser Preise ist die Ausbildung zum Soldaten, damit man demjenigen, der einem das oben angeführte wegnehmen will, auf die Finger klopfen kann bzw. daß es erst gar keiner versucht.

Wenn man die jungen Menschen so anspricht, werden sie den „Sinn" einsehen, warum sie 18 Monate opfern müssen; lehnt ihr diese Opfer ab, muß man ihnen sagen, so lauft ihr Gefahr, einmal alles zu verlieren.

In dieser Richtung liegt nach meiner Meinung eine der Hauptaufgaben unserer Generation, nämlich der Jugend klar zu machen: „warum sie dienen muß!" Wenn sie dies auch nicht mit Begeisterung tut, so ist das noch lange kein Beweis dafür, daß sie im Verteidigungsfall nicht genauso ihre Pflicht tun würde, wie wir dies getan haben, zur Verteidigung **ihrer** Werte.

Die großen Vorteile einer Demokratie bringen es eben mit sich, daß es darin auch Dinge gibt, die wir vielleicht nicht verstehen, die für die Jugend aber selbstverständlich sind. Und hierzu gehört auch eine freie Meinungsäußerung, die wie es heißt: „keine Intimsphäre mehr unberührt läßt und auch oft die Ehre des Soldaten schmäht."

All diese Dinge werden sich einspielen. Sorgen wir aber dafür, daß aus oft reiner „Geldmacherei und Sensationslust" echte „Information" wird und wenden wir uns mit unserer Arbeit, Erziehung und Ausbildung klar an den Teil unserer Bevölkerung, der in 20—30 Jahren die von uns geschaffene Demokratie führen und weiterführen soll. Es gilt also, nicht Vergangenem nachzutrauern oder wieder erwecken zu wollen, auch wenn es noch so schön und ehrenvoll war, sondern die Gegenwart zu meistern, um dadurch die Zukunft zu gewinnen.

Oberstleutnant Waller

Anmerkung der Redaktion:

Wir würden uns freuen, wenn zu diesem wichtigen Thema auch noch andere, insbesondere junge Offiziere, Stellung nehmen würden.

Sportlehrer Liske, Munster

SPORT FÜR ALLE

Das moderne Lauftraining

Der Erfolg jeder körperlichen Ausbildung, besonders beim Lauftraining, liegt in der methodisch geschickten Anleitung und im klar durchdachten Aufbau. Gerade der Lauf verlangt ein aufbauendes Training und ein langsames und dosiertes Fortschreiten zur Schulung der Willenskraft.

Ökonomisch richtiges Laufen lernt man nur durch laufen.

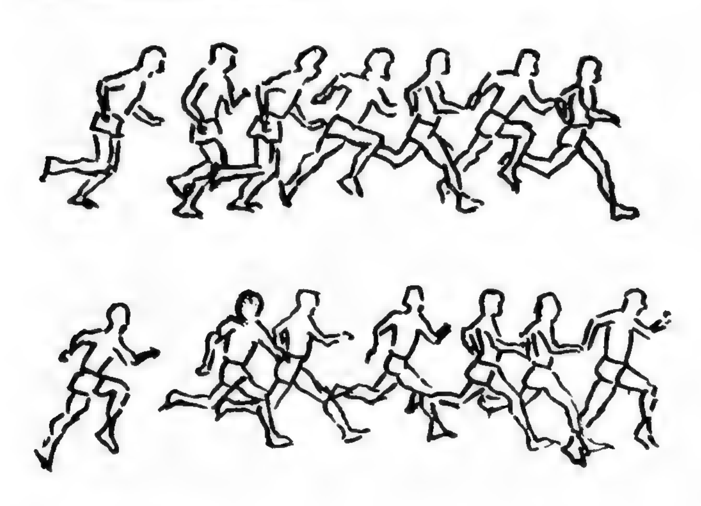
Bei der Anpassung des Organismus an eine Dauerleistung sollten am Anfang die sogenannten vorbereitenden Übungen zum Kapitel „Lauf" stehen.

Wir verstehen darunter den Überhollauf, den Dreiecks-, den Vierecks-, den Diagonallauf u. a.

Merke: Der Aufbau eines Läufers erstreckt sich über viele Jahre. Erst wenn die Form- und Funktionsverbesserung spürbar wird, sollte eine erhöhte Leistungsanforderung gestellt werden.

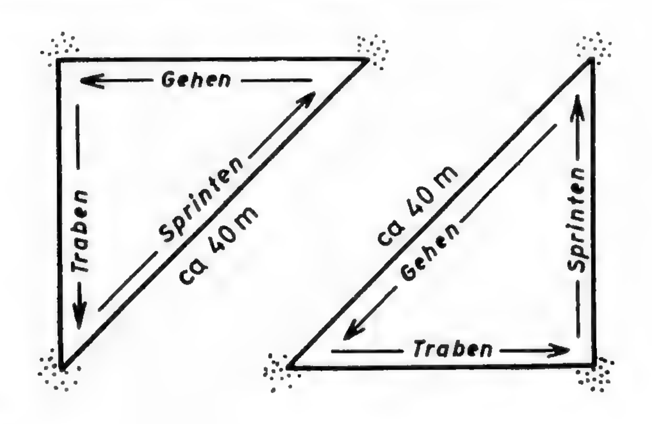
Der Überhollauf

Wir teilen den Zug in 2 oder 3 Gruppen, laufen langsam im Abstand von 2 bis 3 m, auf Pfiff sprinten die hinteren Läufer und setzen sich an die Spitze. Der Sieger erhält einen Punkt für seine Laufgruppe. Nach mehreren Überholläufen können wir eine Mannschaft als Sieger feststellen.



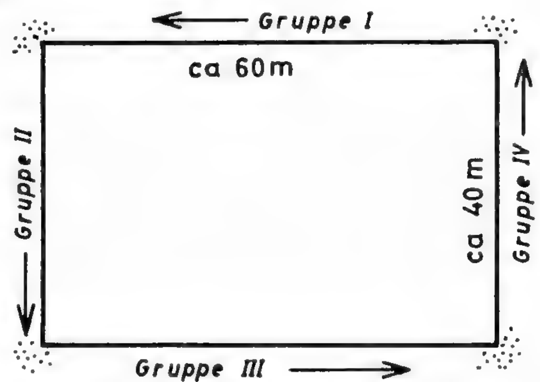
Der Dreieckslauf

Der Zug wird in 3 oder 6 Gruppen aufgeteilt, die sich im Dreieck bewegen. Dabei wechselt die Belastung des Läufers durch die angegebenen Tempi: Gehen — Traben — Sprinten.



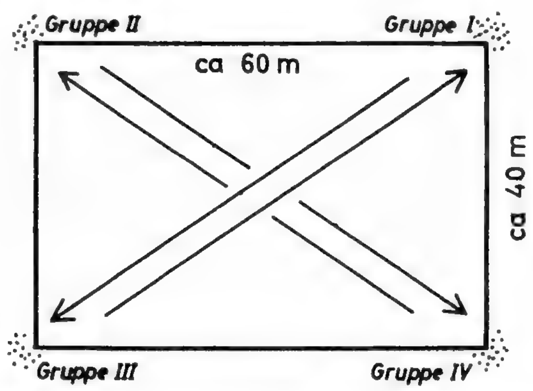
Der Viereckslauf

Wir verlängern die Strecke des Sprints auf 60 m und kennen nur 2 Tempi: Sprinten — langsames Traben — Sprinten — langsames Traben.



Der Diagonallauf

Die Gruppen laufen (ohne sich zu behindern) auf Kommando zum freigewordenen Platz der in der Diagonale stehenden Mannschaft. Auch gleichzeitiges Ablaufen der Gruppen ist möglich mit kurzem abdrehen in der Mitte des Platzes und zurück zum Ausgangspunkt.

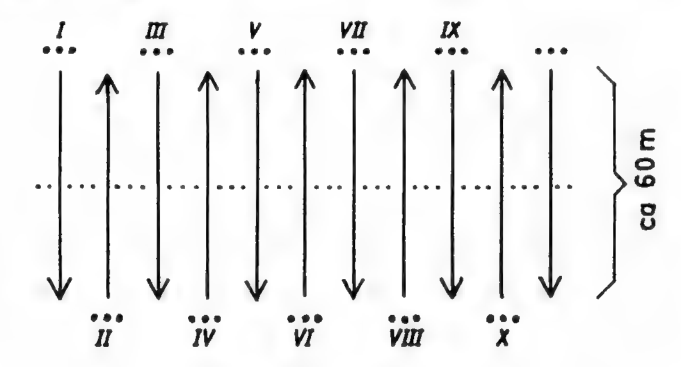


Der Frontallauf

Je 3 bilden eine Mannschaft, die einen Platzwechsel zur gegenüberliegenden Startlinie durchführt. 3 x sanftes Tempo (Trab), 3 x mittleres Tempo, 3 x full speed, oder abwechselnd.

Eine Steigerung der Anforderungen und eine Hinführung zum sportlichen Dauerlauf bietet sich an in der Aufgabe: 1 min Laufen, 1 min Pause (gehen), 1 min Laufen (anschließend Gehpause), 1 min erneutes Laufen im zügigen Tempo.

Langsame Steigerung zum 3 x 3-Minuten-Lauf (mit gleichlangen Pausen), zum 3 x 5-Minuten-Lauf und zum 3 x 7-Minuten-Lauf haben sich in der Praxis bewährt.



Das Fahrtspiel

Ein weiteres Mittel zur Leistungssteigerung stellt das Fahrtspiel dar: Ein halbstündiges bis dreiviertelstündiges pausenloses Laufen in Leistungsklassen, wobei das Tempo der Gruppe jeweils das Tempo des Schlechtesten ist. Niemals auf Laufbahn oder Asphaltstraßen laufen, sondern im Gelände, wobei das Auf und Ab der Bodenbeschaffenheit und der zweite Pullover eine zusätzliche Belastung darstellt (overload — Prinzip). Gehen, Laufen, Traben, zusätzliche Gymnastik, Einlagen von Sprints, von fliegenden Sprints oder Steigerungsläufen sind möglich und erhöhen die Kondition.

Das Intervalltraining

Der nächste Schritt führt zum Intervalltraining. Man beginnt am Besten mit einer Intervallserie von sechs Wiederholungen, etwa dem Hundert-Meter-Lauf, oder Zweihundert-Meter-Lauf und steigere langsam zu der Anzahl von Wiederholungen, die in untenstehender Tabelle angegeben ist.

Strecke	Anzahl	Tempo	Trabpause
100 m	10—15	15—16 sek	50—60 sek
200 m	8—15	33—35 sek	80—90 sek
400 m	4— 6	68—74 sek	3— 5 min
1000 m	2— 3	3:15—3:30 min	6— 8 min
1200 m	2— 3	4:00—4:20 min	8—10 min

Laufmischungen dieser Strecken ergeben die beste läuferische Kondition.

Erst wenn die angegebenen Zeiten und Zahlen der Wiederholungen erreicht werden, sollte zu Möglichkeiten einer weiteren Leistungssteigerung übergegangen werden: a) Vermehrung der Anzahl der Wiederholungen, b) Verkürzung der Pausen, c) Steigerung des Tempos.

Bereits bei Beginn des Intervalltrainings ist der Trainingszustand sorgfältig zu beobachten. Bei Pausenende darf die Pulsfrequenz nicht mehr als 120 bis 140 pro Minute betragen — d. h. niemals bis zur Grenze der Erschöpfung laufen lassen! Außerdem sollte ein Trainingsheft geführt werden.

Der Tempolauf und der Tempowechsellauf

Eine weitere Form stellen die Tempo- und Tempowechselläufe dar. Durch Tempoläufe sollen die Übenden die verschiedenen Tempostufen beherrschen lernen, das günstigste Schrittmaß finden und sich während des Laufes eine Entspannungsfähigkeit aneignen. Beim Tempowechsellauf wird auf einer Strecke die Geschwindigkeit mehrmals verändert.

Der Tempowechsellauf besteht meist aus einem kurzen Lauf mit hoher Geschwindigkeit, anschließendem Trab und Tempolauf.

Z. B. über 100 m: 50 m Steigerungslauf, 30 m mittlere Geschwindigkeit, 20 m Sprint.

Über 200 m: 50 m Steigerungslauf, 50 m mittlere Geschwindigkeit, 20 m Sprint, 80 m mittlere Geschwindigkeit.

Über 400 m: 50 m Steigerungslauf, 50 m Traben, 30 m Sprint, 50 m Traben, 100 m mittlere Geschwindigkeit usw.

Merke: Wichtiger als das Tempo ist die Zahl der Wiederholungen und ein Mischungsverhältnis, das die Leistung des Übenden hebt.

Waldläufe, Hindernisläufe, Querfeldein- und Orientierungsläufe.

Diese Läufe sind erst die Krönung des vorbereitenden Trainings und sollten an seinem Ende stehen, um Aufschluß über die geleistete Arbeit zu geben.

Walther K. Nehring, General der Panzertruppe a. D.

Feldmarschall Graf Helmuth v. Moltke und die Zeit um 1866

Es gibt Sternstunden in der Geschichte von Völkern. Die von Preußen — Deutschland lagen in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Durch eine besonders harmonische Zusammenarbeit von Staatsspitze, politischer und militärischer Führung konnten die damaligen großen Ergebnisse erzielt werden, die uns über 40 Jahre eine gedeihliche, friedliche Entwicklung bis 1914 brachten. Wir Soldaten gedenken dabei in erster Linie des Generalfeldmarschalls von Moltke aus Anlaß seines Todestages am 24. 4. vor 75 Jahren.

Am 30. März 1863 hatte sich Dänemark entschlossen, die mit ihm in Personalunion verbundenen deutschen Herzogtümer Schleswig-Holstein, die Mitglieder des damaligen Deutschen Bundes waren, endgültig in seinen Staat zu übernehmen

Der Bund erhob dagegen Einspruch und beauftragte seine beiden größten Staaten Österreich und Preußen, durch eine Bundesexekution die Aufhebung der dänischen Maßnahmen zu erzwingen.

Daraus entstand der deutsche **Koalitionskrieg gegen Dänemark im Jahre 1864,** dessen Operationsplan der Generalleutnant Helmuth v. Moltke in seiner Eigenschaft als Chef des Generalstabes der preußischen Armee entworfen hatte. Im 2. Abschnitt des Feldzuges wurde Moltke vorübergehend auch Chef des Generalstabes der Operationsarmee. In dieser Stellung bewährte er sich besonders erfolgreich, so daß ihm König Wilhelm I. von Preußen nach Friedensschluß im August 1864 bestätigen konnte: „daß Sie damit Gelegenheit hatten, Ihre Talente zur Kriegführung auf eine so eklatante Art zu dokumentieren."

Aus dieser Zeit stammte das bis zum Tode des Königs 1888 andauernde Vertrauensverhältnis beider großer Männer.

Am 1. 8. 1864 schrieb Moltke vorausschauend an seinen Bruder Adolf: „So ist nun dieser Krieg zu Ende . . . **Jetzt kommt der zweite Akt,** die deutsche Frage, für wen wir das Blut unserer Soldaten vergossen ... haben."

Die gemeinschaftliche Verwaltung der von Dänemark zurückgegebenen Herzogtümer Schleswig-Holstein durch die Siegerstaaten Östereich und Preußen, die um die Führung in Deutschland rivalisierten, führte zwangsläufig zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen diesen beiden deutschen Staaten.

Moltke stellte dazu in seiner Selbstdarstellung wörtlich fest: „Österreich hatte die Initiative der Rüstung ergriffen. Preußen erfaßte die des Handelns und schrieb dadurch ... dem Gegner das Gesetz des Handelns vor . . ."

Der **Operationsplan** des späteren Feldmarschalls sah eine eindeutige **Schwerpunktbildung** aller 9 preußischen Armeekorps gegen den Hauptgegner Österreich unter schwacher Abdeckung durch etwa 40 000 Mann gegen Hannover, Sachsen, Hessen und Bayern vor, die gegen Preußen eingestellt waren. Dazu wurden 3 preußische Armeen gebildet, die mit der Eisenbahn — eine neue Methode! — an die Grenze in Linie Zeitz — Halle — Görlitz — Freyburg herangeführt wurden. Von hier aus wurde dann in weit voneinander **getrennten Marschgruppen** vorwärts in Richtung auf den sich in Böhmen versammelnden Feind (Feldmarschall Benedek) aufgeschlossen und dessen **Umfassung auf dem Schlachtfeld** vorbereitet.

Am 4. Juli 1866 kam es zur siegreichen Umfassungsschlacht von **Königgrätz,** die trotz zahlreichen Reibungen unter der sicheren Führung Moltkes zielbewußt durchgeführt wurde. Sie brachte **zugleich die Entscheidung des ganzen Feldzuges** und damit schon am 23. August den Frieden, nachdem Ende Juni Hannover ausgeschaltet worden war und die süddeutsche Bundesarmee am 2. August Waffenstillstand geschlossen hatte. Dabei hatte der politisch denkende Soldat Moltke der Forderung des weitvorausschauenden Politikers Bismarck nachgegeben, von einem Einmarsch in die feindliche Hauptstadt abzusehen, um nicht eine spätere freundschaftliche Annäherung von vornherein zu unterbinden.

Die Hauptpunkte des großzügigen, klugen **Friedensvertrages** waren:

1. Der Deutsche Bund wird aufgelöst.
2. Österreich scheidet aus Deutschland aus, da seine Interessen an anderer Stelle liegen.
3. Es erkennt die Eingliederung von Hannover und Hessen an. Das Königreich Sachsen bleibt selbständig.
4. Es tritt seine Rechte in Schleswig-Holstein an Preußen ab, vorbehaltlich des **Selbstbestimmungsrechtes der Bevölkerung** von Nordschleswig (zu Preußen oder zu Dänemark!).
5. Die deutschen Staaten nördlich des Mains bilden einen Bund unter preußischer Führung.
6. Die süddeutschen Staaten haben das Recht, einen unabhängigen Bund zu schließen.

Damit war der Weg zu den kommenden Schutzbündnissen zwischen Preußen und den süddeutschen Staaten frei!

Noch am 20. Mai hatte Moltke realistisch festgestellt, daß „wir in Deutschland keinen Freund haben. Der Bund ist eine österreichische Institution geworden . . . Mit Preußen fällt Deutschland . . . Die österreichischen Blätter behaupten, daß zwei Großstaaten in Deutschland nebeneinander nicht bestehen können. Einer muß untergehen . . ."

Unter dem Eindruck der großen militärischen und politischen Erfolge schreibt er aber selbstbewußt am 19. August 1866: „Kaiser Napoleon hätte keinen schlechteren Augenblick für einen Krieg wählen können (mit dem er drohte!) ... Wir hätten selbst Süddeutschland für uns gehabt und konnten es schlimmstenfalls mit Österreich und Frankreich zugleich aufnehmen. Es wäre dann nicht bloß **ein geeinigtes Norddeutschland, sondern Ganzdeutschland entstanden..."**

*

Der Feldzug von 1866 hatte die **Grundlage für die 1870/71 folgende Einigung Gesamtdeutschlands** gebracht. Obwohl ein völkischer Bruderkrieg, hatte er die politischen Fronten geklärt, ohne grundsätzliche bittere Empfindungen beim besiegten Rivalen zu hinterlassen, der mit seinen Problemen im ungarischen und slawischen Raum vollauf beschäftigt war, während es Preußen um die politische Zusammenfassung aller Deutschen in ihrer angestammten Heimat ging, wobei die politische Form eine untergeordnete Rolle spielte.

Am Erreichen dieses Zieles war Helmuth v. Moltke auf dem militärischen Sektor **entscheidend beteiligt.**

*

Einhundert Jahre sind in diesen Tagen seit der glorreichen Schlacht von Königgrätz vergangen, durch die Preußen zur führenden Großmacht in Deutschland aufstieg und Helmuth v. Moltke Feldherrnruhm erwarb — fünfundsiebzig Jahre seit seinem Tode am 24. April 1891!

Lebt dieser große Mann noch im Gedächtnis unserer Zeit? Ist er ein Begriff für unsere jungen Soldaten, denen schon der Name eines Guderian zu entgleiten droht? Stehen seine Denkmäler noch in unserem vielfach geteilten Vaterland?

Wer war dieser Mann, den seine Zeit den **„großen Schweiger"** nannte?

Am 26. 10. 1800 geboren, wurde er zunächst dänischer Kadett und Offizier, um dann in preußische Heeresdienste überzutreten. Hier wurde er durch den preußischen Begriff vom Staat, von der Staatsauffassung des selbstlosen Dienens für die Gesamtheit zum Preußen geprägt. Es erging ihm, wie vor ihm vielen großen Männern, die Preußen geworden waren, nicht durch Geburt, sondern durch ihre Haltung.

Der junge Moltke weitete seinen Blick und damit seine Urteilskraft durch eine jahrelange Dienstleistung in der türkischen Armee und durch zahlreiche Reisen in das benachbarte Ausland, so daß er der weitestgereiste Offizier seiner Zeit war. Er war auch ein begabter Schriftsteller, besaß einen klaren Stil und eine plastische Darstellungsgabe in Wort und Schrift. Daher schrieb er hervorragende Berichte, Denkschriften und Reden, die ihn charakterisierten. Mit überlegener Ruhe und Taktgefühl auch in schwierigen Lagen verstand er es, andere von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Diese Eigenschaften verschafften ihm später als Chef des Großen Generalstabes ein nahezu legendäres Ansehen.

Bei alledem war er ein innerlich bescheidener Mann, der ein Zurücktreten der Person hinter die zu vertretende Sache verlangte, eine Forderung, die heute häufig in das Gegenteil verkehrt wird. Aus seinen militärischen Planungen und Denkschriften ist zu erkennen, wie Helmuth v. Moltke in seine umfassenden Aufgaben hineinwuchs und sein Lebenswerk, den **Preußischen Großen Generalstab,** aufbaute, um den die Welt Deutschland beneidete. Die Kühnheit seiner Pläne, um durch schnelle Erfolge Bundesgenossen zu gewinnen oder mögliche neue Gegner abzuschrecken, ist besonders anzuerkennen.

Moltke hat keine schulmäßige „Lehre vom Kriege" aufgestellt, wohl aber Erfahrungen, Lehren, Beispiele weitergegeben oder hinterlassen, die sich noch heute auswirken. Er hielt an seinem gefaßten Entschluß fest, wechselte aber in der Art seiner Ausführung je nach der besonderen Lage. Er vertrat die Ansicht, den unterstellten Führer in der Durchführung der erteilten Befehle selbständig handeln zu lassen, weil dieser an Ort und Stelle den besten Überblick hatte. Ein Grundsatz des deutschen Heeres, der erst 1940 von Hitler abgeschafft wurde. Das Schlagwort, „getrennt marschieren, vereint schlagen", geht auf Königgrätz zurück.

Beachtenswert war Moltkes großes **Verständnis für die damaligen technischen Errungenschaften** der Eisenbahn und des Telegrafen. Die bewegliche und schnelle Bahn zog er dem Bau von starren Festungen vor.

Bewundernswert war seine **Zusammenarbeit mit dem Politiker Bismarck** und seine operative Anpassungsfähigkeit an dessen politische Forderungen. Beide arbeiteten trotz gelegentlicher harter Zusammenstöße vorausschauend Hand in Hand, weil sie wußten, daß der politisch erstrebte Erfolg von ihrer gegenseitigen Abstimmung abhing. Der Soldat mußte dabei häufig nachgeben, auch wenn sich, wie vor der Schlacht von Königgrätz, unerfreuliche militärische Nachteile ergaben. Andererseits lieferten Moltkes planende Denkschriften der politischen Führung häufig ausgezeichnete Unterlagen für ihre politischen Entschlüsse. Bei ihrem Studium ist man versucht, dem Feldmarschall seherische Gaben zu unterstellen. In Wirklichkeit war es nur eine nüchterne militärpolitische Beurteilung der Lage, die sich auf den gegebenen Tatsachen aufbaute — wie heute auch!

Diese ideale Zusammenarbeit der beiden Paladine unter ihrem alten König und Kaiser Wilhelm I. **bedeutete den Höhepunkt der deutschen Machtstellung.**

Über Moltkes **Einstellung zum Krieg** gibt es eindeutige Unterlagen. Vor dem Krieg gegen Österreich schrieb er am 20. 5. 1866 an seinen Bruder Adolf: „Bei uns hat niemand den Krieg gewollt."

Später stellte er fest, „daß jeder Krieg, auch der siegreiche, ein Unglück für das eigene Volk sei". Eine richtige Behauptung, die damals im 19. Jahrhundert nicht unbestritten war.

Am 14. Mai 1890 **warnte er in einer Reichstagsrede** Freund und Feind davor, „Europa in Brand zu stecken. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden . . .", wie wir ihn seit 1914 wortwörtlich erlebt haben.

*

Moltkes Persönlichkeit ist damit in wesentlichen Punkten charakterisiert worden. Zu ergänzen bleibt der Hinweis auf sein Treueverhältnis zu seinen fünf Königen, denen er nacheinander vorbildlich gedient und deren Ruhm er durch zwei überaus erfolgreiche Kriege vermehrt hatte. Besonders nahe stand er Wilhelm I., dem er ein Menschenalter verbunden war.

Der Feldmarschall machte **seinen Berufsweg** als armer Offizier ohn besondere Verbindungen, ohne Protektion, ohne auffallende, glänzende persönliche Erscheinung. Er wirkte allein durch sein Wissen und Können, durch seinen Charakter, durch seine Überzeugungskraft, durch seine Erfolge.

Er war sein Leben lang: Lernender — Lehrer — Vorbild. „Genie ist Fleiß", war seine Devise.

Von äußerlich kühler Korrektheit, wurden seine Pflichttreue, seine strenge Sachlichkeit, seine Bescheidenheit, seine Selbstlosigkeit, seine beherrschte Ruhe, die ihn nie verließ, seine Güte, die nie Ungeduld zeigte, voll anerkannt; sie strahlten ihre Wirkung in die Armee aus . . .

Er war einer der wenigen ganz großen Männer, von denen nichts Nachteiliges berichtet werden kann. Auf Bismarcks Frage, was er sich nach seinen überragenden Erfolgen im Leben noch Erstrebenswertes wünschen könnte, war seine ihn kennzeichnende Antwort: „Einen Baum pflanzen und wachsen sehen . . ."

*

Rückblick

Was ist nun aus seinem und Bismarcks Werk in diesen 100 Jahren seit dem Beginn der Einigung Deutschlands geworden? Es ist zerschlagen worden. Die Schöpfung Bismarcks, unterstützt und betreut von seinem weisen Kaiser und König Wilhelm I., ist durch zwei Weltkriege von über dreißigjähriger Dauer (einschließlich eines „Waffenstillstandes" von 1919 bis 1939) in drei Teile aufgesplittert, die deutschen Ostgebiete bis auf Weiteres vom Vaterlande abgetrennt und unter fremder Verwaltung, während die Bevölkerung gewaltsam vertrieben ist.

Die beiden Weltmächte USA und Sowjetrußland stehen sich mitten in Deutschland an der Elbe mit der Atombombe in der startbereiten Rakete gegenüber! 800 000 Mann aller Nationen sind bereit, demokratische oder kommunistische Ideale auf deutschem Boden notfalls mit der Waffe in der Hand zu vertreten.

Es ist eine unglaubhaft schlechte politische Lage, in die uns das Schicksal in diesen vergangenen 100 Jahren mit und ohne unsere Schuld gebracht hat, wobei sehr viele Faktoren mitgewirkt haben. Es ist nicht möglich, sie in diesem Rahmen zu erörtern.

Nur eins steht fest: Kein Unglück ist ewig! Das Rad der Geschichte dreht sich weiter, wie 1939 sich der polnische Armeegeneral bei der Übergabe seiner Truppen an den deutschen Befehlshaber Rommel gegenübert ausdrückte. Er sollte recht behalten.

Denken wir auch an die patriotische Standhaftigkeit des polnischen Volkes in seiner scheinbaren Hoffnungslosigkeit der Aufteilung unter drei Großmächte von 1772 bis 1918!

Resignieren wir daher nicht!

Oberst a. D. Wolfgang Müller

Das Kadettenkorps als soziale Institution

Eine überzeitlich gültige Tradition

Aus Anlaß des großen Treffens ehemaliger Kadetten in Bensberg am 21./22. Mai bringen wir nachstehenden Artikel mit freundlicher Genehmigung des Verfassers, Oberst a. D. Wolfgang Müller. Wir bemerken dazu, daß das Schloß Bensberg heute wieder ein Internat für belgische Soldatenkinder beherbergt. Es hat die Aufgabe, diesen die bestmögliche Schulbildung für das Leben zu geben. Die belgische Armee sichert sich durch diese echte Fürsorge einen wertvollen Nachwuchs. Ein nachahmenswertes Beispiel. Red.

Nach den Akten des Kriegsministeriums und des Militärkabinetts haben bei den Entscheidungen über die Entwicklung des Kadettenkorps 1713—1918 Probleme mitgespielt, welche bei den Beurteilungen über das Kadettenkorps heute nicht gewertet werden.

Beim Offenstehen von Offizierstellen wurde immer wieder vom Kriegsministerium darauf hingewiesen. „Wir können heute keine Erschwerung zum Erreichen der Offizierslaufbahn vornehmen, wenn uns dadurch der Andrang von geeigneten Bewerbern zur Offizierslaufbahn sinkt."

Sicher ein wichtiger Grund, weshalb man in Preußen nicht von jedem Kadetten das an sich erwünschte Abitur verlangt hat. — Dazu kam eine Auffassung, die General von Werder — 1862 — dem General Edwin von Manteuffel meldete: „Ich halte fest am Ausspruch des Hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III., Majestät: ‚Ich brauche nicht allein Gelehrte, ich brauche auch Frontoffiziere!'"

Staatsdiener waren im vorigen Jahrhundert in Preußen wirtschaftlich meist nicht so gestellt, daß sie für ihre Söhne das Internat bezahlen konnten. —

Versuche, Stipendien beim Gymnasialbesuch für spätere Offiziere zu erhalten, wurden stets abgelehnt.

Die Masse der armen Offiziere, die mit ihren Kindern von Garnison zu Garnison geworfen wurden, konnten nur dann ihre Söhne vor dem sozialen Abstieg retten, wenn diese in das Kadettenkorps kamen.

Dieser moralische Zwang zur sozialen Hilfe für die Söhne der verarmten Offiziere wird nun in den Schriftsätzen des Prinzen von Preußen (späteren Kaiser Wilhelm I.), des Prinzen Friedrich-Karl und des General Edwin von Manteuffel obenan gesetzt. —

Demgegenüber steht die Forderung der Kritiker des Kadettenkorps: „Gleicher Start für alle." —

Im Gegensatz dazu lobt ein unbekannter kommandierender General 1862, daß „alle einschlägigen Verfügungen einen spezifischen Geist des Wohlwollens für die Söhne unbemittelter Militärs charakterisieren." (Militär-Cabinett II 15 vol. 1).

Der General lobt, daß den „Söhnen der Offiziere geholfen wird, die durch häufigen Garnisonwechsel in ihrer formalen Bildung zurückbleiben müssen."

Schon 1828 wußten die unbemittelten Militärs, Aktive und Veteranen, daß ihre Söhne durch den Aufenthalt in den Kadettenkorps den Beruf des Vaters erreichen würden. —

Bei dieser Fürsorge wurden — besonders unter Kaiser Wilhelm I. — die Söhne Gefallener und Kriegsbeschädigter bevorzugt! Das galt als Ehrenpflicht!

Diese Fürsorge war bei dem Vermögensstand eines großen Teils der Staatsdiener dringend. Diese Fürsorge war eine bedeutende Hilfe für alle die Offiziere und Beamten, welche pekuniär nie in der Lage gewesen wären, ihre Söhne auf die Universitäten zu schicken. Typisch lesen wir in den Memoiren von Cordt von Brandis — 1966 — daß seine Eltern — verarmte Gutsverwalter in Ostpreußen — mit der kinderreichen Familie nie in der Lage waren, den Besuch eines Gymnasiums für zwei Söhne zu bezahlen. Cordt von Brandis mußte daher als Sextaner auf das Kadettenhaus Naumburg. —

Und die finanzielle Lage eines großen Teiles der Kadetten war stets sehr schlecht. Das beweist ein Bericht des Kommandeurs des Kadettenkorps — 1875 — an den preußischen Kriegsminister von Kamecke.

Es heißt darin:

„Beim Eintritt der Fähnriche in die Armee 1875 betrugen die Mindestsätze der monatlichen Zulagen:

Für die Garde-Kavallerie	*100 Thaler*
Für die Linien-Kavallerie	*50 Thaler*
Für Infanterie und Artillerie der Garde	*30 Thaler*
Für Linien-Infanterie und Linien-Artillerie	*15 Thaler*

Diesen Anforderungen konnte ein großer Teil der Kadetten 1875 nicht genügen. Über ein volles Drittel hatten eine geringere Zulage als 15 Thaler monatlich zu erwarten."

Über ein Drittel der Kadettenfähnriche waren also die Ärmsten der Armen im Offizierskorps. Und trotzdem: die Armee hatte ihnen geholfen und half ihnen weiter. Die großen Soldatenerzieher des vorigen Jahrhunderts legten nur Wert darauf, daß der „Offizier ein Ritter in Denkungs- und Handlungsweise" geworden war. — Durch die Erziehung im Kadettenkorps.

So brauchten auch der mittellose Kadett und der Offzier mit Königszulage keine Minderwertigkeitskomplexe zu haben gegenüber den Reichen. Überall dort, wo echte Tradition herrschte.

Im hohen Lebensalter aber danken heute viele frühere mittellose Kadetten auch dem Kadettenhaus dafür, daß es eine solche Sozialinstitution war.

Der Schreiber dieser Zeilen hätte niemals mit der geringen Witwenpension der Mutter das Gymnasialabitur erreichen können. Die Leser mögen daher verstehen, wenn er der „großen sozialen Einrichtung des Kadettenkorps" heute nach 54 Jahren dankt.

Die Leser werden verstehen, wenn er aus eigener Erfahrung sagt: „Diese Hilfe der Offiziere, diese Hilfe des Königs, für die Söhne der Kameraden, vor allem für die Waisen, war vorbildlich, sie war vorbildliche Kameradschaft."

Jean Jaurés sagt: „Tradition bewahren, heißt nicht Asche aufheben, sondern die Flamme am Brennen halten."

Ist nicht diese selbstverständliche Fürsorge für die Söhne der Kameraden, der Gefallenen, der Kriegsbeschädigten eine gute Tradition?

Ist es nicht eine überzeitliche Tradition, wenn auch in Zukunft den Familien der Berufssoldaten so energisch geholfen wird, wie es 1717 bis 1918 im Kadettenkorps geschah?

Die Form der Hilfe ist vergänglich. Aber die grundsätzliche Einstellung muß bleiben: „Es ist die Pflicht des Soldaten, den Kameraden und ihren Söhnen zu helfen."

Die Flamme dieser Tradition möge auch von unseren Freunden in der Bundeswehr am Brennen erhalten bleiben.

Oberstabsarzt Dr. Schönfeld

Was hättest Du getan?

Sanitäts-Quiz Nr. 7

Lage:

Die Wache ist angetreten. Es wird befohlen, die scharf teilgeladenen Waffen zu entladen. Bei Ausführung dieses Befehls löst sich aus zunächst nicht geklärter Ursache bei einer Waffe ein Schuß und trifft den Wachhabenden in die rechte Brustseite. Der Wachhabende bricht zusammen und beginnt nach einiger Zeit zu husten, wobei er schaumig-blutigen Auswurf entleert.

Ein Soldat ruft sofort im SanBereich an und meldet den Vorfall, ein anderer stellt die Waffe sicher.

Was ist zu tun, bis der Verwundete vom SanPersonal abtransportiert wird?

a) Liegen lassen und bis zum Abtransport nichts tun?
b) Verbinden und danach auf den Rücken legen?
c) Verbinden und danach auf der gesunden linken Seite lagern?
d) Wunde soweit möglich luftdicht und straff verbinden, danach auf der rechten (verletzten) Seite lagern?

Richtige Antwort: d)

Bemerkungen:

Es handelt sich hier um eine offene Verletzung des Brustraumes. Bei derartigen Verletzungen, ganz gleich, ob sie durch Schuß, Stich oder Splitter hervorgerufen werden, ist bei Durchführung der Kameradenhilfe an folgende Gefahren zu denken:

1. Im Brustraum herrscht ein Unterdruck. Entsteht eine offene Verbindung zur Außenwelt, wie in unserer Lage, dann kann mit jedem Atemzuge Luft in den Brustraum eingesogen werden. Die Folge wäre, daß die Lunge zusammenfällt und damit für ihre eigentliche Aufgabe, die Sauerstoffaufnahme, ausfällt. In extremen Fällen kann soviel Luft eingesogen werden, daß auch die gesunde Lunge noch zusammengepreßt wird und dadurch akuter Sauerstoffmangel mit Erstickungsgefahr entsteht. Die erste Maßnahme bei allen offenen Brustverletzungen muß also sein, die Verbindung des Brustraumes mit der Außenwelt (d. h. die Wunde, in unserem Fall Ein- und Ausschuß) so schnell wie möglich luftdicht zu verbinden. Womit dieser Wundverschluß erreicht wird, hängt von der Situation und den vorhandenen Möglichkeiten ab. Steht ein Verbandpäckchen zur Verfügung, so deckt man die Wunde zunächst mit Mull ab und legt über diesen Verband die luftdichte Hülle des Verbandpäckchens oder Plastikfolie, breite Leukoplaststreifen oder etwas ähnliches. Hat man nichts zum Abdichten, dann empfiehlt sich ein straffer Verband mit Handtuch oder Dreiecktuch um die ganze Brust.

Den Verletzten liegen zu lassen bis das SanPersonal kommt, wäre also ein grober Fehler, der für den Verletzten verhängnisvoll werden könnte.

2. Bei der vorliegenden Verletzung muß damit gerechnet werden, daß die Organe des Brustraumes, die Lunge, mitverletzt sind und in den Brustraum hineinbluten. Die Folge davon wäre einmal die Kompression der Lunge und ihr Funktionsausfall. Gleichzeitig wird aber auch dabei die zirkulierende und damit sauerstofftransportierende Blutmenge abnehmen und sich damit eine Schocksituation entwickeln (Blutmangelschock, siehe SanQuiz Nr. 3!).

Die Beseitigung der Ursache des Schocks, die Blutung in den Brustraum, kann am Unfallort nicht vorgenommen werden, sie ist nur am Operationstisch möglich. Je weniger Zeit vom Unfall bis zur Operation verstreicht, desto größer ist die Chance der Rettung. Das Einzige, was getan werden kann, ist die Lagerung des Verletzten auf die kranke, rechte Seite. Durch das Körpergewicht wird damit zunächst die Wunde zusammengepreßt und das Ansaugen von Luft verhindert, außerdem kann das Körpergewicht als eine Art „Druckverband" innere Blutungen vermindern oder verhindern und schließlich hat die gesunde linke Seite, die vielleicht allein für die Atmung noch zur Verfügung steht, genügend Platz, sich auszudehnen.

Nach dem Abdichten der Wunden muß also eine Lagerung auf die verletzte Seite erfolgen und nicht auf die gesunde linke. Gleichzeitig muß auf Schocksymptome geachtet werden. Treten sie ein (fadenförmiger, schlecht tastbarer schneller Puls, fahlgraue Blässe, Schweißausbruch, Bewußtlosigkeit), so ist Schocklagerung einzunehmen und die „Autotransfusion" durchzuführen.

BUCHBESPRECHUNGEN

Werner Lahne:

„Unteroffiziere"

Werden, Wesen und Wirken eines Berufsstandes. Deutscher Bundeswehr-Verband. Südwest Verlag Neumann & Co. KG, München. 518 Seiten, 33 Fotos und 13 Abbildungen. DM 14,—.

Fußend auf einer umfangreichen Materialsammlung, die Ende der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts erschlossen und in einer über 1200 Druckseiten umfassenden „Geschichte des deutschen Unteroffiziers" veröffentlicht und vom Reichstreubund ehemaliger Berufssoldaten herausgegeben wurde, unternimmt es der Verfasser, die Gestalt des deutschen Unteroffiziers im Ablauf der letzten drei Jahrhunderte nachzuzeichnen in ihrem historischen Entwicklungsprozeß und dabei gleichzeitig vor dem wechselnden kultur- und sittengeschichtlichen Hintergrund der verschiedenen Epochen preußisch-deutscher Militärgeschichte ihren jeweiligen soziologischen Standort zu bestimmen.

Vor dem Auge des Lesers zieht die Zeit der Landsknechte und Söldner vorbei, und wir erleben die Ranggruppe der Unteroffiziere, der Drillmeister, aber einen noch nicht fest abgegrenzten Berufsstand. Es folgt das Bild des Unteroffiziers im brandenburgisch-preußischen Heere bis 1740 und die Entwicklung eines besonderen Unteroffizierstandes. Wir sehen die Reorganisation des preußischen Heeres durch Scharnhorst und damit ein neues, in der militärischen Hierarchie als solches anerkanntes und gefördertes Unteroffizierkorps. Es wird gezeigt, wie in der Zeit der Befreiungskriege bis zum ersten Weltkrieg aus dem „Hilfslehrer"-Korps auch im Sinne taktischen Einsatzes ein Unteroffizierkorps entsteht, dessen beste Kräfte in der Lage waren, an die Stelle von Offizieren zu treten. Dann lesen wir, wie in der Berufsarmee der Reichswehr ein neuer Unteroffizier geschaffen wird, an den noch weit höhere Anforderungen gestellt werden und der bald in der Lage ist, einen deutlichen Korpsgeist und Berufsstolz zu entwickeln. Es wird die Zeit des raschen Heeresaufbaues seit 1935 mit ihren jahrelangen Überforderungen von Offizier wie Unteroffizier mit all den hiermit verbunden gewesenen Folgen und des mit den vielen Neuaufstellungen verbunden gewesenen häufigen Wechsels des Truppenteils und schließlich des hohen Blutzolls der Unteroffiziere in unser Gedächtnis zurückgerufen. Endlich wird die nach dem Zusammenbruch 1945 planmäßig vom Aus- und Inland einsetzende Diffamierung allen soldatischen Wesens, vor allem aber des deutschen Unteroffiziers, die sich bis auf den heutigen Tag in den vielen Fehlstellen von Unteroffizieren bei der 1956 aufgestellten Bundeswehr auswirkt, gezeigt.

Autor, Verlag und Bundeswehrverband ist mit dem flüssig geschriebenen Buch ein guter Wurf gelungen. Das Buch bringt eine Fülle von wenig bekannten, ja auch bisher weithin unbekannten heeresgeschichtlichen Einzelheiten. Es bleibt jedoch bedauerlich, daß der Autor nicht immer in der gleichen Weise die vielen geschichtlichen Fakten im Text mit dem Literaturverzeichnis am Ende des Werkes in der üblichen Weise in Beziehung bringt, so daß ein Nachprüfen der Quellen besonders im ersten Teil des Buches häufig nicht möglich ist. Diese Einschränkung soll den Wert des verdienstvollen Buches jedoch nicht einschränken, sondern einen Hinweis darauf geben, wie man das Buch in einer 2. durchaus wünschenswerten Auflage verbessern könnte. Auch sollte dann den Druckfehlern des Buches eine größere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Alles in Allem ein sehr interessantes Buch, dem eine weite Verbreitung, und zwar nicht nur innerhalb der Bundeswehr, gewünscht wird.

H. H. B.

„General Ernst Köstring"

Profile bedeutender Soldaten Band 1

bearbeitet von H. Teske. Verlag Mittler & Sohn, Frankfurt/M. 336 Seiten, Gzln., DM 28,60.

Wer ist General Köstring? Wer ist dieser Offizier, der in der Stellenbesetzungsliste des Deutschen Heeres 1939 als Militärattaché bei der Deutschen Botschaft in Moskau aufgeführt ist? Mit einer gewissen Spannung nimmt man daher die Aufzeichnungen dieses Mannes zur Hand, dem — wie der Untertitel besagt — militärischen Mittler zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion 1921-1941.

Geboren und aufgewachsen im zaristischen Rußland, Kavallerieoffizier in Westpreußen, Erster Weltkrieg. Hier Zusammentreffen mit dem späteren Schöpfer der Reichswehr — General v. Seeckt, welcher für ein Jahrzehnt Köstrings militärischen Lebenslauf beeinflussen sollte. Nach Kriegsende wechseln Tätigkeiten im Ministerium und als Kavallerie-Kommandeur einander ab. Als Adjutant Seeckts erlebt er dessen Rücktritt. Nachdem 1931 wieder ein Militärattaché an die Deutsche Botschaft nach Moskau entsandt werden sollte, wurde Köstring hierzu ausersehen, wenngleich ein ängstliches Auswärtiges Amt ihm den Start in Moskau nicht erleichterte, formaljuristischer Bedenken wegen.

Der Leser erhält anhand der nach 1945 niedergeschriebenen Lebenserinnerungen, aus beigefügten offiziellen Berichten und privat-dienstlicher Korrespondenz ergänzt, ein eindrucksvolles Bild über die nun folgenden Jahre bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. Zugleich wird aber auch das tragische Schicksal dieses Mannes offenbar, der zusehen mußte, wie durch ein vorgefaßtes politisches Weltbild die damalige Führung des Deutschen Reiches alle militärischen Warnungen über Rußland, die in diesem keinen Platz hatten, totschwieg oder nicht sehen wollte. Damit war für Köstring das Ende seines Lebenswerkes gekommen, damit hat das Schicksal ihm den Erfolg versagt.

Neben beachtenswerten Aufzeichnungen über die innerrussische Situation in diesen Jahren, wie z. B. der großen „Säuberung" oder dem Aufbau der Roten Armee, Übungen der ersten Fallschirmjägerverbände, der Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse, interessiert uns vor allem das über die Zusammenarbeit zwischen Reichswehr und Rote Armee in den dreißiger Jahren Gesagte. Köstring hat in sehr anschaulicher Art über diese Zeit deutsch-russischer Freundschaft und illegalen Ehe geschrieben, zugleich aber auch mit falschen Vorstellungen aufgeräumt. Letzteres gilt in gleicher Weise für die noch immer kursierenden Gerüchte über eine deutsche Initiative an der russischen Säuberung, über die von dem tschechischen Staatspräsidenten Benesch in Umlauf gesetzten Geschichten, wonach er Stalin rechtzeitig gewarnt habe.

Dem Bearbeiter ist zu danken, daß es ihm gelungen ist, diese für uns wertvollen Unterlagen des 1953 verstorbenen Generals der Kavallerie Köstring aufzuspüren, zu ergänzen und zu veröffentlichen. Ganz ohne Zweifel liegt hiermit eine Dokumentation vor, welche eine erhebliche Bereicherung vorhandener Unterlagen über die Geschichte der neueren Zeit darstellt. Der Band bringt Neues, ergänzt und trägt zum Verständnis vergangener Jahre bei, er kann daher nur empfohlen werden.

SW

„Soldat in der Telegraphen- und Nachrichtentruppe"

Von General der Nachrichtentruppe a. D. Albert Praun (1966).

Das vorliegende Buch ist ungewöhnlich in jeder Hinsicht und **daher einmalig** in der bisher vorliegenden Literatur beider Weltkriege. Es sind nicht die persönlichen Erlebnisse des Verfassers, die den Leser und Rezensenten besonders fesseln, sondern die lebendige Schilderung des Werdens einer neuen Waffengattung aus kleinsten und bescheidensten Anfängen zum entscheidenden Führungsmittel neuzeitlicher Heere! Es ist **erstaunlich**, was General Albert Praun als aufmerksamer Nachrichtenoffizier von 1913 bis 1945 dienstlich erlebt hat — wie er an der ungeahnten Entwicklung der Nachrichtentechnik mitwirken durfte, zuletzt als Nachfolger Fellgiebels als Chef der Wehrmachtverbindungen im Oberkommando der Wehrmacht und zugleich als Chef des Heeresnachrichtenwesens im O. K. Heer — wie er Infanteriedivisionen im Osten (Ritterkreuz!) und Westen in schwierigen Gefechtsphasen zu führen hatte — wieviel Dienststellen und noch mehr Menschen in führenden Stellungen er kennenlernte und sich darüber ein Urteil erlauben konnte, dem man auf Grund eigener Personenkenntnis grundsätzlich zustimmen darf, soweit Namen genannt werden — wie er alle diese Dinge und Personen anschaulich zu charakterisieren versteht, wobei die Angabe von Orten, Daten und Personennamen (deren lebende Träger noch zahlreich zur Befragung zur Verfügung stehen!) den Tatbestand erhärten. Daher ist das Werk eine **Quellenunterlage** von unschätzbarem Wert auf sehr verschiedenen Gebieten. Es ist ein kritischer Überblick über die Struktur des deutschen Heeres von 1913 bis zum Mai 1945, wobei sehr viele Themen angeschnitten werden, auch solche, die am Rande liegen.

Für die **Nachrichtentruppe** bedeutet es die erste zusammenhängende Darstellung aus beiden Weltkriegen, über ihre Gliederung, ihre Aufgaben und ihre noch heute nur teilweise bekannten ungeahnten Leistungen! Es enthält unendlich viel mehr als sein bescheidener Titel zunächst vermuten läßt.

Das Buch gliedert sich in die zeitlichen **Abschnitte:** Frieden und Krieg 1913/18, dann die Aufbaujahre 1918/39, dann den Zweiten Weltkrieg einschl. der Verwendung als Infanteriekommandeur, dann als Chef des Heeresnachrichtenwesens 1944/45, dann ab 14. Mai 1945 als Kriegsgefangener. Am Schluß folgen lehrreiche Erfahrungsberichte und außerdem eindrucksvolle Leitungsskizzen sowie Kartenskizzen im Sonderheft. 23 Fotos sind im Text eingeheftet. Eine Namensliste befindet sich auf den letzten Seiten.

Leider ist es nicht möglich, hier auf Einzelheiten einzugehen. Man kann nur empfehlen, das Werk zu lesen, richtiger gesagt, zu studieren, um alles gut aufzunehmen, zu verarbeiten und — soweit dafür in der jungen Bundeswehr die Voraussetzung besteht — auch auszuwerten. Der Verfasser, dem Rezensenten wohlbekannt, ist ein Soldat von großer Aktivität, mit Wissen und Können, dem nichts mühelos zugefallen ist. Er hat sich seine Erfolge erarbeitet.

Das Leitmotiv des Buches ist die entscheidende Bedeutung einer rechtzeitigen und **gesicherten Nachrichtenverbindung,** um die operative und taktische Führung ständig zu gewährleisten. Dazu ist es unerläßlich, die Nachrichtenoffiziere (Fernmeldeoffiziere) frühzeitig in jede Planung einzuschalten (Seite 115 und 219, vorletzter Absatz).

Der Funk allein ermöglichte die schnelle, straffe, weiträumige Führung der Panzertruppe und damit ihre großen Erfolge. Richtungweisend wirkte auch hier Generaloberst Guderian (S. 76/82, 91/92, 121/125, 137/138, ferner Beilagenheft S. 3—5). Beispielgebend war der Dienstbetrieb in seinem Stabe, dessen Chef der Rezensent war, für alle schnellen Verbände der Wehrmacht (S. 123/124) schon ab 1939.

Eindrucksvoll waren die Erfolge der **Funkaufklärung** in Rußland (S. 188), in der Normandie (S. 216) und 1945 in Polen (S. 240 Mitte). Grundsätzlich sollte man daher den eigenen Funkeinsatz durch **Horchverbände** überprüfen lassen (S. 86 3. Absatz), um sich nicht einer Selbsttäuschung hinzugeben. Analog ist der Einsatz von **Lauschtrupps** (S. 54) gegen gefährdete eigene und gegen feindliche Fernsprechverbindungen vorzusehen.

Die Drahtverbindungen stellten teilweise ganz ungewöhnliche Leistungen dar (S. 134, 235 und Beilagenheft S. 25 und 30). Um die eingeschlossene Heeresgruppe Kurland zu erreichen, sprach und schrieb man im Herbst 1944 4 500 km weit vom OKH bei Rastenburg über Berlin — Oslo — Petsamo — Helsinki bis Riga!

Über die Verhältnisse im gefährdeten **Ost- und Westpreußen** 1931/33 berichtet der Verfasser anschaulich auf den Seiten 58/68. Man liest über General v. Blomberg, den dortigen Befehlshaber, ein erfreulich objektives Urteil.

Oldenburg-Januschau wird genannt und sogar der weltberühmte Trakehner Hengst „Tempelhüter". **„Wir waren unweit des Bolschewismus,** von dessen Methoden wir mehr hörten **als die Bayern, die seit 100 Jahren keine blutenden Grenzen mehr hatten",** urteilt der Bayer Praun.

Zu S. 84 ist berichtigend zu sagen, daß die Verlegung der unfertigen Panzerdivisionen auf westliche Übungsplätze im März 1936 eine reine **operative Täuschungsmaßnahme** war, die ihren Zweck erfüllt hat. Generaloberst Frhr. v. Fritsch war sich über die mangelhafte Einsatzbereitschaft nach seinen eigenen Worten gegenüber dem Rezensenten völlig klar. Als interessierter Beobachter in hohen Stäben stellt Praun ständig wiederholt **die Schwierigkeiten** heraus, die man Guderian und seiner Schöpfung, **der Panzertruppe,** machte (S. 89, 91, 95, 111 u. a.). „Die Überlegungen des **Personalamtes** waren **unerforschlich",** schreibt er auf S. 205, wobei sich der Rezensent auf Grund seiner Erfahrung anschließen möchte.

Auf S. 231 gibt der Verfasser **die Stärke der Heeresnachrichtentruppe** mit 200 000 Mann an, die die hellgelbe Waffenfarbe trugen. Die Nachrichtentruppe der Luftwaffe (damals schon fast ohne wirksamen Einsatz in der Luft!) beziffert er auf „etwa doppelt so stark!"

Sein Urteil über Hitler ergibt sich aus dem Vorwurf im November 1941: „Die oberste Führung hatte jedes Maß und Ziel verloren" (S. 152) und 1945 aus den angeführten Äußerungen (S. 249) des Befehlshabers der Heeresgruppe Süd, General W., wonach „der oberste Befehlshaber in allen seinen Befehlen gegen die einfachsten Führungsgrundsätze verstieß".

Mit dieser kleinen Auswahl von Stichworten muß der Rezensent abschließen. Nur eines bleibt zu sagen noch übrig: die alten Nachrichtensoldaten rechnen sich wie jede andere Waffe **zur Kampftruppe.** Durch ihre Leistungen als Störungssucher in feindlichem Feuer und im Partisanengebiet sowie durch ihren entscheidend wichtigen Einsatz auf dem Gebiet der Führung ist dieser Ausspruch gerechtfertigt.

W. K. Nehring

Das Buch erscheint nur **im Selbstverlag,** ist also durch den Buchhandel **nicht** zu beziehen. **Anschrift für Bestellungen:** Albert Praun, 87 Würzburg, Mittl. Dallenbergweg 42 a. Preis DM 24,50.

H. W. von Rabenau, Oberst i. G.:

„Die militärische Personalbeurteilung"

Ein Handbuch für die Praxis.

Verlag E. S. Mittler & Sohn GmbH, Frankfurt/M., 240 Seiten, Plastik-Band, DM 16,80.

In seinem Geleitwort schreibt der Staatssekretär im BMVtdg Gumbel u. a. „Der Verfasser hat in dankenswerter Weise Wesen und Zweck der Beurteilungen in größeren Zusammenhängen aufgezeigt, grundlegende Begriffe erklärt und die einzelnen Vorschriften erläutert. Zu einer Reihe von Einzelfragen hat er kritisch Stellung genommen . . .Ich wünsche dem Buch eine weite Verbreitung."

Dem kann sich der Leser, der selbst mit Beurteilungen zu tun hat, nur anschließen. Das Buch sollte in keiner Stabsbücherei oder Schreibstube fehlen.

Die in mehreren Einzelerlassen, Ergänzungen und Richtlinien enthaltenen Beurteilungsbestimmungen für Soldaten sind hier endlich einmal inhaltlich zusammengefaßt, übersichtlich geordnet und erläutert worden. Die Beurteilungsbestimmungen für Beamte und Arbeitnehmer wurden berücksichtigt. Damit dient das Handbuch den Disziplinarvorgesetzten aller Ebenen, sowie den in der Personalbearbeitung tätigen Sachbearbeitern als Hilfsmittel und Ratgeber für die Anfertigung von Beurteilungen.

Das Buch gibt dem Beurteilenden klare Auskunft und wertvolle Anregungen über alle mit seiner schwierigen Aufgabe zusammenhängenden Fragen, in rechtlicher, arbeitstechnischer und geschäftsmäßiger Hinsicht. In zwei Anhängen enthält es den vollen Wortlaut der Beurteilungsbestimmungen und eine Formularsammlung. v. S.

Nikolin u. Gorbatow:

„Geköpfte Armee"

Propyläen-Verlag, Berlin. Ganzleinen 14,80 DM.

In diesem aufschlußreichen Buch werden 2 Berichte gebracht, und zwar eine Biographie über den Feldmarschall Tuchatschewskij und eine Selbstbiographie des sowjetischen Generals Gorbatow, der als eines der wenigen Opfer Stalins später rehabilitiert wurde und im 2. Weltkrieg hohe Frontkommandos — zuletzt erster sowjetischer Kommandant von Berlin — innehatte. Seine Erlebnisse erschienen 1963 im Militärverlag des Verteidigungsministeriums der UdSSR.

Der aus adligem Hause stammende, hochbegabte Tuchatschewskij war nicht nur einer der bedeutendsten Militärschriftsteller der Roten Armee mit neuen Ideen, sondern auch 1919 im Kampf gegen die weißrussische Armee Denikins der siegreiche Führer und dann 1920 maßgeblich am Krieg gegen Polen beteiligt. Doch hier schon zog er sich mit seiner offenen Kritik das Mißfallen des späteren Nachfolgers Lenins, des argwöhnischen Stalin, zu, der selbst zu dem unglücklichen Ausgang dieses Krieges beigetragen hatte.

Tuchatschewskij hatte zweifellos sich bis in die Mitte der dreißiger Jahre einen führenden Einfluß in der ganzen Roten Armee erworben. Stalin, der immer ein schlechtes Gewissen hatte, fürchtete diesen klugen Mann und suchte wahrscheinlich schon lange nach einer willkommenen Gelegenheit, ihn zu beseitigen und die Armee, die sich immer selbständiger entwickelte, wieder zu schwächen. In einem Geheimprozeß, dessen Ablauf immer noch nicht im einzelnen bekannt ist, wurde dann Tuchatschewskij 1937 Beziehungen zum Westen während seiner Dienstreise dorthin — sicherlich fälschlicherweise — vorgeworfen. Anscheinend hat auch die deutsche Abwehr hierbei Stalin Belastungsmaterial in die Hände gespielt. Es begann nun ein Morden unter dem russischen Offizierkorps, dem von 19 Armeeführern 13, von 135 DivKdrn. 110 und Tausende andere Offiziere zum Opfer fielen, ein typisch bolschewistischer „Dank des Vaterlandes". Guderian kannte Tuchatschewskij von seinem Deutschlandbesuch und verfolgte stets mit großem Interesse die russische Militärliteratur. Wir glauben daher, daß er unter dem vor dem Kriege die ganze militärische Welt erschütternden Eindruck dieser Metzeleien auch etwas ähnliches nach dem 20. Juli durch Hitler befürchtete und dies daher unter Einsatz seiner ganzen Person — auch wenn er dadurch ins Zwielicht geriet — zu verhindern suchte. Dank hat auch er nicht dafür geerntet.

Gorbatow schreibt in seinen Erinnerungen seine Erlebnisse während der zwei Jahre, die er verhaftet und eingekerkert war. Er drückt sich sehr vorsichtig aus, obowohl damals gerade gegen den Stalinismus von Chruschtschow heftig gewettert wurde und nur dadurch die Veröffentlichung dieser Bekenntnisse möglich wurde. Seine Darstellungen sind ein Dokument, das beweist, wie eine Armee geschwächt werden kann, wenn ihm seine besten Köpfe genommen werden. Die Quittung war die Niederlage von 1941, die Rußland fast an den Rand des Ruins brachte. Die Schilderungen sind zugleich typisch für die russische Art, Geschichte zu schreiben. Der wahre Gehalt wird nur dem verständlich, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht und die Verhältnisse des Ostens selbst kennt. Leider gibt es zuviel Träumer bei uns, die immer noch die dortige Mentalität nach westlichen Maßstäben messen. Sie sollten besonders genau den Inhalt dieses Buches lesen. zel.

„Zuckerbrot und Peitsche"

Ein Bericht aus russischer Gefangenschaft — 20 Jahre danach — General a. D. Otto Lasch, letzter Festungskommandant von Königsberg.

206 Seiten mit Illustrationen, cellophanierter Pappband, DM 10,80.

Band I in der Reihe Das Dokument.

Ilmgau Verlag, Pfaffenhofen/Ilm 1965.

Die sowjetische Kriegsgefangenschaft übertraf alle Gefangenschaften an Dauer, in der Primitivität der Lager, an Unbarmherzigkeit und an Ungerechtigkeit. Die deutschen Soldaten, die in sowjetische Kriegsgefangenschaft gerieten, wurden entgegen den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung von 1907 und der Genfer Konvention für Kriegsgefangene von 1929 nicht wie Soldaten behandelt, sondern wie Verbrecher. Viele von ihnen wurden ohne Rechtsgrund, ohne Prozeß und ohne Rechtsbeistand pauschal zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Sie waren — wie die Gefangenen des Altertums — Sklaven, Kriegsbeute, Arbeitstiere.

„Zuckerbrot und Peitsche" ist der sachliche Bericht eines urteilsfähigen alten Soldaten über seine Erlebnisse und über seine Beobachtungen und Feststellungen, die er in zehn Jahren dieser harten russischen Kriegsgefangenschaft gemacht hat und nach weiteren zehn Jahren in Buchform erscheinen läßt. Der Bericht ist eine **Dokumentation** von hohem Wert, die erschütternd wirkt. Sie ist um so wertvoller, als sie rückblickend von hoher Warte niedergeschrieben worden ist. Sie schildert Tatsachen, die einen Einblick in die russische Mentalität geben, und aus ihnen Folgerungen über russische Methoden ziehen läßt, die auch von Politikern und Diplomaten bei ihren Verhandlungen beachtet werden sollten — aber auch von verhandelnden Wirtschaftsführern. Mit „Zuckerbrot und Peitsche" wurden die rechtlosen Kriegsgefangenen behandelt, die glaubten, in einen anderen Erdteil verschlagen zu sein, zu Menschen, die von westlicher Art und Geisteshaltung völlig verschieden sind. Es ist nicht möglich, hier alle Punkte einzeln aufzuzählen. Man muß den Bericht in seiner Eindringlichkeit selbst lesen.

Auch das **westliche Ausland** sollte diese Dokumentation kritisch prüfen. Man würde dann manche Dinge mit anderen Augen betrachten, vielleicht auch öfters anders handeln.

Sehr kritisch und mit Recht ablehnend behandelt der Verfasser das **„Nationalkomitee Freies Deutschland"**. Wörtlich stellt er fest, daß „der größte Teil der Generalsmitglieder (des Komitees) diesem aber treu geblieben ist . . . Einige sind nach Westdeutschland entlassen worden. Hier sind sie untergetaucht . . ." Es werden Namen genannt (S. 12, 38 u. f., 103).

Die Tatsache **deutscher Spitzel** und Denunzianten wird herausgestellt, darunter auch Generale (S. 40, 148).

Wie ein Stück aus einem Kriminalroman mutet die Überführung des Verfassers aus dem Lager Wojkowo nach Ostberlin an, wo der **russische Nachrichtendienst** mit allen Mitteln zwischen „Zuckerbrot und Peitsche" erfolglos versuchte, den General und seine in Westdeutschland lebende Familie zur Mitarbeit zu gewinnen.

Das Buch eignet sich m. E. ganz besonders als dokumentarische Unterlage für die notwendige Aufklärung weitester Kreise. W. K. Nehring

Siegfried von Vegesack:

„Als Dolmetscher im Osten"

Erschienen im Verlag Harro v. Hirschheydt, Hannover-Döhren, 265 Seiten, DM 19,80.

Der Verfasser unternahm in den Jahren 1942—1943 im Auftrag des Chefs des Wirtschafts-Stabes-Ost eine Reise kreuz und quer durch den damals von der Wehrmacht besetzten Teil der Sowjetunion. Hierbei benutzte er als „Anhalter" jeweils das Transportmittel, welches sich ihm gerade anbot, vom Pferdewagen über den Lkw, den Güterzug bis zum Flugzeug. Schon hierdurch kam er mit einer Unzahl von Menschen in Berührung, ins Gespräch. Soldaten aller Dienstgrade, Angehörige der zivilen Stäbe und Dienststellen und, worauf es ihm ankam, mit der Bevölkerung. Es waren jedoch vor allem die landwirtschaftlichen Außenstellen mit ihren angeschlossenen Betrieben, Sägewerke, Förstereien usw., die Vegesack interessierten, denn nur hier bot sich ihm die Gelegenheit und Möglichkeit zu sehen, zu hören, zu erfahren. Am grünen Tisch konnte man mittels Papier, Statistiken und Zahlen alles beweisen, jedoch nicht die Wahrheit.

Durch seine Kenntnisse der Landessprache vermochte er nicht nur aushilfsweise als Dolmetscher zu fungieren (hiervon wurde der nicht ganz die Sache treffende Buchtitel abgeleitet), sondern konnte sich selbst mit der ansässigen Bevölkerung unterhalten, um deren Sorgen, Nöte und Gedanken zu erfahren.

Seine Erlebnisse aus dieser Zeit finden sich in dem vorliegenden Buch. Sie sind, wie der Verfasser selbst sagt, natürlich lückenhaft und möglicherweise auch subjektiv, doch geben die Aufzeichnungen dem Leser einen Eindruck in die Vielfalt der Probleme mit denen man sich damals im Osten zu befassen hatte. Sie zeigen nicht nur die Vielseitigkeit, die Problematik, sondern auch das Unverständnis, das deutscherseits so häufig die besten Ansätze, das ernsteste Wollen Einzelner zum Scheitern bringen mußte. Eine Zivilverwaltung ohne ausreichende Sachkenntnis, ohne Einfühlungsvermögen in Land und Leute, korrupt, in ein verderbliches Denkschema gepreßt, mußte durch ihr Tun und Lassen es zu der nur zu gut bekannten tragischen Entwicklung kommen lassen.

Eine im Juli 1944 von Vegesack seiner vorgesetzten Dienststelle vorgelegte Denkschrift über „Die Behandlung der Bevölkerung in den besetzten Ostgebieten" faßt noch einmal die wesentlichen Punkte dieser so verfehlten „Ostpolitik" in ihrer ganzen Breite zusammen, bringt zugleich konstruktive Änderungsvorschläge, jedoch, das „schon zu spät" spricht zwischen den Zeilen mit.

Heute, mehr als zwei Jahrzehnte später, trägt das Buch mit dazu bei, falsche Vorstellungen auszuräumen. Durch teilweise bis ins Einzelne gehende Schilderungen wird die Vielfalt und Vielgestaltigkeit dieses Landes dem Leser erneut vor Augen geführt. SW

Karl Alman:

„Angriff, ran, versenken! — Der U-Bootkrieg im Atlantik"

328 Seiten, mit einem Vorwort von Großadmiral Dönitz, 4 Lagekarten, 24 Kunstdrucktafeln, Ganzleinen, DM 19,80. Erich Pabel-Verlag, Rastatt/Baden.

Männer aus diesem Holz geschnitzt und Männer dieses Geistes werden auch im bürgerlichen Leben ihren Mann stehen — sie werden dringend benötigt! Diese Auffassung zwingt sich dem Leser auf, der das oben genannte Buch aus der Hand legt. Und sie haben ihren Mann gestanden, auch im bürgerlichen Leben — diese tapferen U-Bootfahrer! Der Bericht Alman's will den Krieg nicht verherrlichen, er zwingt jedoch den Leser — auch den, der dieser Waffe nicht angehört hat — in seinen Bann, weil der Verfasser deutlich macht, daß es zur Zusammenarbeit auf jeden einzelnen ankommt, wenn das Zusammenwirken erfolgreich sein soll! Der Bericht nimmt insofern eine besondere Stellung in der großen Anzahl von Kriegsbüchern ein, als der Verfasser anhand von Tagebüchern und persönlichen Erlebnissen von U-Bootfahrern berichtet, was menschliche und soldatische Zusammenarbeit — was „team-Arbeit" — zu leisten vermag, die ja nicht nur im militärischen Bereich, sondern ebenso im bürgerlichen Leben allerorts benötigt wird: Freiwillige Unterordnung und Selbstdisziplin eines jeden zwecks Zusammenwirken des Ganzen, Verläßlichkeit eines jeden auf dem Posten, auf den er gestellt ist, und in jeder Lage, gleichgültig, ob ersterer hoch oder niedrig, die andere leicht oder schwer, alltäglich oder außergewöhnlich ist, Hingabe und Treue zu den auferlegten Pflichten! Sie führen insgesamt hin zum Zusammenwirken aller untereinander und zum erfolgreichen Einsatz — auch im bürgerlichen Leben wie ebenso zum guten Betriebsklima aller untereinander! Männer, die nur mit halbem Herzen bei der Sache sind, Halbheiten und Lauheit kannten diese tapferen U-Bootmänner nicht! — Der Verfasser stützt sich auf Erlebnisberichte und stellt in authentischer Weise den U-Bootkrieg im Atlantik dar — mit fast der gleichen Spannung, die diese Männer durchgemacht haben. Voller Ehrfurcht berichtet der Verfasser von dem Wagemut, der selbstlosen Hingabe, von der Einsatzbereitschaft, der Kampf- und Lebensgemeinschaft dieser U-Bootfahrer. Der Bericht Alman's zeugt von den höchsten menschlichen und besten soldatischen Tugenden. — Der Verfasser gibt einleitend einen Abriß der historischen Entwicklung, vom Aufbau und dem strategischen Einsatz der U-Boot-Waffe. Eine große Anzahl guter Bilder vervollständigen den Band.

Für die unwahrscheinlichen Taten der U-Bootfahrer bleibt in Erinnerung, daß sie Großbritannien in der unerbittlichen Auseinandersetzung bis an den Rand der Niederlage gebracht haben. Dieses Buch ist ein Denkmal für die U-Boot-Waffe und für ihre Männer — zugleich ein Dank an sie, die durch ihre Tätigkeit einen wirkungsvollen Beitrag zur Kriegführung des Heeres erbracht haben. H. v. M.

Friedrich Wiener:

„Fremde Heere — Warschauer Pakt"

Taschenbuch, Kart., DIN A 6, 176 Seiten, davon 130 Seiten Bilder und Skizzen, DM 6,80. Verlag Carl Überreuter, Wien.

Es handelt sich um Band 2 der Taschenbücher, die von der österreichischen Arbeitsgemeinschaft Truppendienst neben der gleichnamigen Ausbildungszeitschrift herausgegeben werden. Er informiert mit Text, Skizzen und zahlreichen Bildern über Stärken, Gliederung und Kampfgrundsätze der Armeen der Warschauer Paktstaaten und verwendet 110 Seiten allein auf die Darstellung von Waffen, Fahrzeugen, Flugzeugen und Gerät. Das Taschenbuch beschränkt sich auf die Heeres- und taktischen Luftstreitkräfte und legt hier das Schwergewicht auf die Organisation sowie die Ausstattung mit Waffen und Gerät. Es enthält aber auch einen allgemeinen Überblick über die Paktorganisation, die beteiligten Staaten und die übrigen Teilstreitkräfte.

Ein Teil „Kriegsbild, Führungs- und Kampfgrundsätze" führt in die beabsichtigte Verwendung der Streitkräfte ein.

Das Buch gibt den Stand vom Sommer 1965 wieder, es ist in dieser Zusammenstellung neuartig und aktuell. Es dient der Allgemeinbildung ebenso wie der Truppe bei der Unterrichtung über den Feind.

In memoriam



„Seeteufel" Felix Graf Luckner im Alter von 84 Jahren gestorben

Graf Felix Luckner, der deutsche Seeheld aus dem Ersten Weltkrieg, ist in Malmö in Südschweden im Alter von nahezu 85 Jahren nach längerer Krankheit gestorben.

Weltweit bekannt war der Name des Kapitänleutnants der Kaiserlichen Marine im Jahre 1917 geworden. Als Kommandant des Segelschiffes „Seeadler" durchbrach er die Blockade der Briten und konnte auf den Weltmeeren in wenigen Monaten 14 Schiffe mit Ladungen von hohem Wert kapern, ohne daß auch nur ein einziger Mensch dabei den Tod fand. Seine ritterliche Kriegsführung brachte ihm die unverhohlene Hochachtung der Gegner ein.

Graf Luckner, der am 9. Juni 1881 in Dresden geboren wurde, hatte eine nicht alltägliche Laufbahn als Seemann. Sie führte ihn vom Schiffsjungen — als Dreizehnjähriger war er von zu Hause fortgelaufen — bis zum hochverdienten Marine-Offizier im kaiserlichen Deutschland.

Graf Luckner war einer von den letzten „eisernen Kerlen, die auf hölzernen Schiffen" dienten.

Außer zahlreichen Ehrenbürgerbriefen wurde er im Laufe seines Lebens mit nicht weniger als neun internationalen Rettungsmedaillen ausgezeichnet. 1953 erhielt Luckner das Große Bundesverdienstkreuz.

Der Graf trat besonders als
So wurde sein Buch „SEETE
das in 16 Sprachen übersetzt
Bücher „SEETEUFEL EROBE
„AUS SIEBZIG LEBENSJAHR

Alle Bücher wurden von der
gesellschaft Herford, herausge

General a. D. Felix Steiner

Als ostpreußischer Infanterist
Jahre im Inf.-Rgt. 1 im 10
baute er in den 30iger Jahre
der Waffen-SS auf. Als Div.-
als Komm. General seines Ko
rer einer Pz.-Armee) verm
Truppe besondere Erfolge zu
aus seinem eigenen Munde,
hat unter den Fehlern und
Die Absicht — wenn auch ers
hier gründlich aufzuräumen,
und selbstverständlich (Äußer

Generaloberst a. D. Sepp D

Am 20. 4. 1966 ist der ehema
Leibstandarte „Adolf Hitler"
abberufen worden. Über 3500
Freunde aus allen Teilen Deut
hochdekorierten Soldaten —
kreuzes mit Eichenlaub und S
ten — das letzte Geleit.

Nach kurzem schweren Leiden

Oberst a. D. Dr. jur.

im 65. Lebensjahr. Dr. Reibe
bekannt durch seine Au
Reibert" sowie durch seine
im Verlag Mittler & Sohn.

Zum Sammel

5. großes Wiedersehen der eh

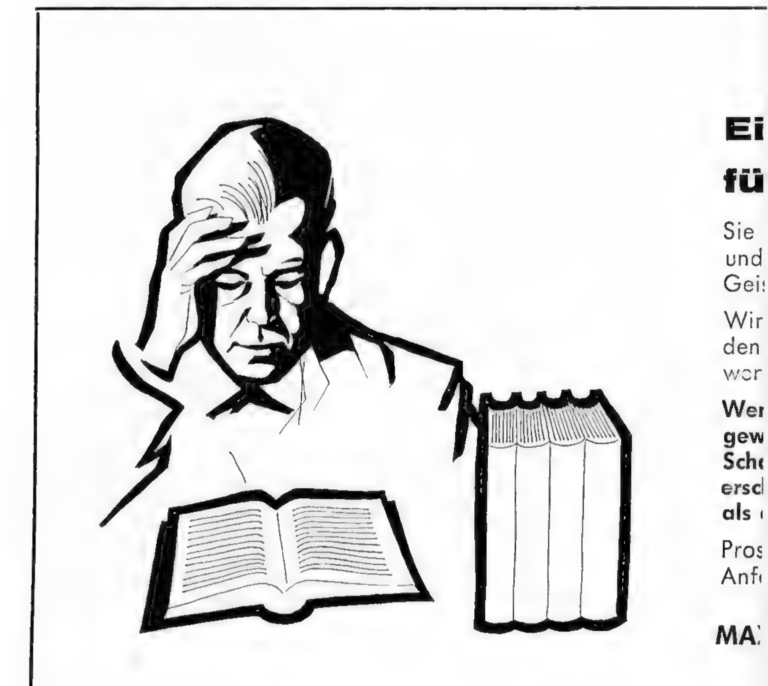
Das 5. große Wiedersehen a
am 8. und 9. Oktober 1966 in
dem Motto: Die 39er einhun
dorf. Hier treffen sich alle S
Nummer 39 getragen haben.
fragen an die Geschäftsstel
ehem. 39er in 4 Düsseldorf-N

9. Panzer-Division. 13. Div
treffen am Samstag, dem 24.
in der alten Garnisonsstadt
österreich). Alle Divisionsange
eingeladen. Postanschrift: Ka
Division 1061 Wien, Postfach

Bitte, senden Sie auch je ein kostenloses Probeheft an folgende Interessenten:

An den
Maximilian-Verlag
49 Herford
Postfach 371
Steintorwall 17

An den
Maximilian-Verlag
49 Herford
Postfach 371
Steintorwall 17



Unentbehrliche Standardwerke



Die deutschen gepanzerten Truppen bis 1945

von Generalmajor a. D. Oskar Munzel, unter Verwendung von Aufzeichnungen des Generalobersten Heinz Guderian

364 Seiten, 50 Fotos auf Kunstdruck und zahlreiche Skizzen im Text, Leinen DM 24,— (Ratenpreis DM 26,40), öS 177,60

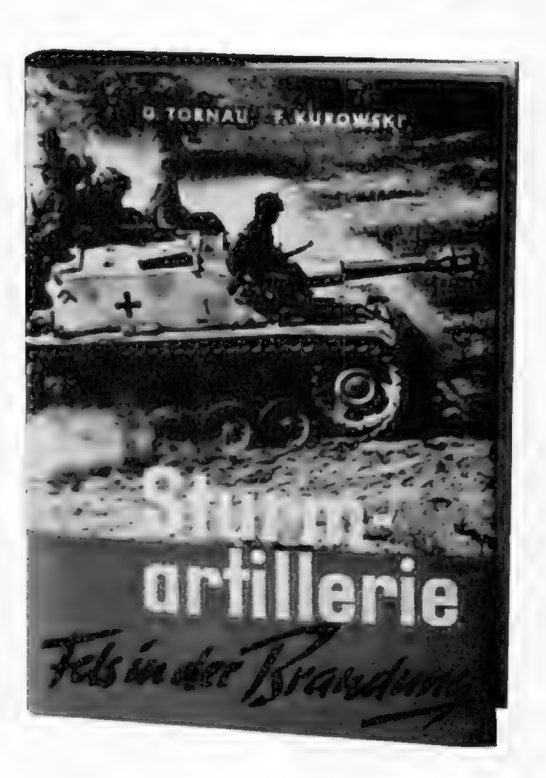
„Glänzender geschichtlicher Überblick über die Entwicklung der gepanzerten Truppen. Der sachkundigste Autor schuf dieses Werk mit Hilfe von 20 truppenerfahrenen Sachverständigen."
(Wehrausbildung)

Information für die Truppe, hrsg. v. Führungsstab der Bundeswehr:

„Das Buch ist die erste Gesamtdarstellung der Entwicklung der gepanzerten und teilgepanzerten Truppen von ihrem Entstehen bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Der Verfasser hat für sein Werk die Aufzeichnungen des ehemaligen Generaloberst Guderian verwendet. Hierdurch, aber auch durch langjährige eigene Erfahrungen mit gepanzerten Truppen ist Generalmajor a. D. Munzel — zuletzt Inspizient der Kampftruppen der Bundeswehr — die Gesamtdarstellung der organisatorischen, taktischen und technischen Entwicklung in solch umfassender Form möglich gewesen. Das Buch kann fachlich als das Standardwerk der deutschen Panzerwaffe bezeichnet werden — ein „zweiter Guderian".

Aus dem Inhalt:

Das Lebensbild Guderians / Die Panzertruppen des Generalinspekteurs (Panzerwaffe, Panzergrenadiere, Panzerabwehr, Panzerjäger, Panzeraufklärer, Panzertruppenschulen) / Die übrigen gepanzerten Verbände (Sturmartillerie, Panzerartillerie, Panzerpioniere, Werfertruppe, Flugabwehr) / Allgemeine Erfahrungen im Einsatz / Zusammenarbeit auf dem Gefechtsfeld / Gelände und Witterungseinflüsse / Besondere Gefechtslagen / Anhang: u. a. Gliederungen / Leitsätze / Erfahrungsberichte / Führung und Ausbildung im Felde usw.



Sturmartillerie - Fels in der Brandung

von Oberstleutnant Gottfried Tornau und Franz Kurowski
mit Geleitworten von Generalfeldmarschall von Manstein und Generalmajor a. D. Munzel

364 Seiten, 83 Fotos und 6 Wappentafeln auf Kunstdruck, Ganzleinen DM 28,— (Ratenpreis DM 30,80), öS 207,20

„Tornau und Kurowski haben es verstanden, die Erfolge, aber auch die Leiden und Opfer der Sturmartillerie ebenso plastisch wie unpathetisch nachzuzeichnen. Die Begleitwaffe der Infanterie wurde immer an den Brennpunkten der Front eingesetzt, sie rekrutierte sich bis 1943 ausschl. aus Freiwilligen." (dpa)

„Die Sturmgeschütze zählten zweifellos zu den erfolgreichsten Waffen des deutschen Heeres von 1939/45. Ihr Ruf war, vor allem bei der Infanterie, schon im Krieg legendär. Die Darstellung enthält eine Fülle von Einsatzbeispielen, die in ihrer Art einzig dastehen. Angaben über Organisation, Waffen und Gerät, Technik sowie über Führung und Kampfgrundsätze der Sturmgeschützwaffe (dabei ein Vorschriftenentwurf aus dem Jahre 1945!) beschließen das Buch. Darum sollte jeder Angehörige der Panzertruppen das Buch studieren, denn es wird ihm an Kriegsbeispielen den Panzerkampf von einer Seite zeigen, die ihm vielleicht doch neu ist." (Truppendienst)

Aus dem Inhalt:

Geschichtlicher Abriß / Berichte von allen Kriegsschauplätzen / Gliederungsbilder / Technische Daten / Führung und Kampf / Träger hoher Auszeichnungen (namentlich aufgeführt) usw.

MAXIMILIAN-VERLAG · 49 HERFORD

Ein Buch für SIE – Ein Buch von KOEHLERS

GRAF LUCKNER

SEETEUFEL



Ein toller Kerl, ein tolles Buch

SEETEUFEL

Abenteuer aus meinem Leben

von Felix Graf von Luckner

580.-587. Tausend, 280 Seiten, 32 Fotos, 64 Textabbildungen, Ganzleinen 16,80 DM

„Ein toller Kerl, dieser Seeteufel, und ein tolles Buch! Graf Luckner, der Mann, der ein Telefonbuch mittendurch reißen kann, erfolgreichster Hilfskreuzer-Kommandant des Ersten Weltkrieges, Seemann, Soldat, ritterlicher Gegner seiner Feinde, gefürchtet, bewundert, geliebt und bei lebendigem Leib zur sagenhaften Gestalt geworden, hat mit seiner Biographie seit 40 Jahren immer wieder die alten Leser neu verzaubert und neue dazugewonnen." Der Büchermarkt, München

„Graf Luckner gewann sich die Sympathien seiner Gegner durch eine humane, ritterliche Kriegsführung. Noch heute ist er einer der volkstümlichsten Deutschen im Ausland. Sein ‚Seeteufel' wurde in 16 Sprachen übersetzt und hat eine Lesergemeinde, die in Millionen geht. Der Zauber dieses Buches wird auch die Jugend von heute fesseln. Es ist eines der ganz großen Abenteuerbücher aller Zeiten."
Der Volksbote, München

Aus dem Inhalt:
Wie ein Seemann entsteht / Schiffsjunge / Fakirlehrling / Heilsarmeeleutnant / Preisboxer / Leuchtturmwärter / Tellerwäscher / Matrose / Steuermannsexamen / Offizier / Teilnehmer an der Skagerrakschlacht / Kommandant des Segelschiffs SEEADLER / Kaperfahrten unter der Piratenflagge / Schrecken der Meere / Schiffsbruch und Robinsonleben / 2300 Seemeilen im offenen Boot / Im Zuchthaus / Flucht aus dem Gefangenenlager.



● soeben neu erschienen ●

. . . so waren diese Flieger

Erlebnisse mit Fliegerinnen und Fliegern aus fünf Erdteilen

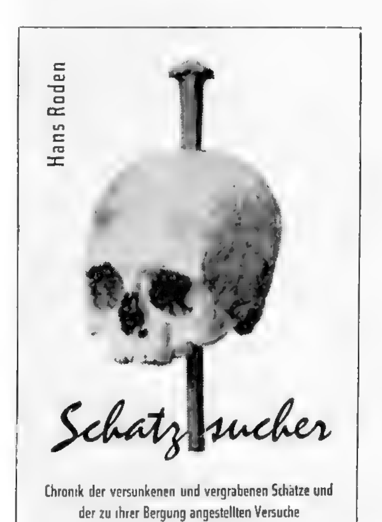
228 Seiten, 40 Fotos, Ganzleinen DM 19,80

Elly Beinhorn war schon in den Dreißiger Jahren die berühmteste Fliegerin Deutschlands. Sie gehört zu den mutigsten Frauen dieses bewegten Jahrhunderts.

Ihre erste große Leistung war 1931 ein Alleinflug nach Afrika. Bald folgten weitere kühne Unternehmungen, wie die Überfliegung des Himalaya im Kleinflugzeug und die Bezwingung der Kordilleren in einem 31 000 km-Flug.

Elly Beinhorn hatte das Glück, den legendären Gestalten, die man Abenteurer, Pioniere und Phantasten nannte, zu begegnen. Die charmante und geistreiche Journalistin plaudert über ihre Fliegerkameraden: „So waren sie!"

Aus dem Inhalt:
Einführung / Hermann Köhl / Karl Jatho / Ernst Udet / Marga von Etzdorf / Henri Lhote, die Sahara und Père Yacouba / The Flying Carpet. Richard Halliburton / Sir Charles Kingsford-Smith / Henri Guillaumet /Amelia Earhart / Der Prinz aus dem Märchenland / Antoine de Saint Exupéry / Jaqueline Auriol / Die beiden Düsenjäger / Max Conrad — der fliegende Großvater / Ausklang.



Nicht nur 1 000 000, sondern Milliarden warten auf Sie. Wo? Unser Autor zeigt es Ihnen.

SCHATZSUCHER

von Hans Roden

Bericht über versunkene und vergrabene Schätze und der zu ihrer Bergung angestellten Versuche. Mit einem Vorwort von Graf Luckner.

244 Seiten, 53 Bilder, 15 Karten, Ganzleinen 16,80 DM

Hier werden alle Geschichten der Suche nach den versunkenen Schätzen der Jahrhunderte in interessanter Form und fast wissenschaftlicher Genauigkeit dargeboten. Von Captain Kidd, Klaus Störtebecker bis zu den legendären SS-Schätzen erleben wir in dieser Chronik der versunkenen und vergrabenen Schätze die zu ihrer Bergung angestellten Versuche. Ein überaus amüsantes und interessantes Werk!
Deutsche Wochenzeitschrift, Hannover

Aus dem Inhalt:
Piratenschatz von W. Kidd / Das Schatzversteck des „Roten Teufels" / Gold in der Tobermory-Bucht / Die Galeonen von Vigo / Der Pfauenthron auf dem Meeresgrund / Das Diamanten-Halsband der Königin / Der Schatz von Abukir / Die Glocke der Lutine / Kokoinsel: Paradies der Schatzsucher / Navarino: 55 Schiffe unbekannten Namens / Das Russengold des Panzerkreuzers „Hampshire" / Der Schatz der „Egypt" / Der SS-Schatz.

KOEHLERS VERLAGSGESELLSCHAFT · 49 HERFORD

Kampftruppen



MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 4 August 1966
1 D 8153 F Einzelheft DM 2,75

ATTENTAT

Neuerscheinung

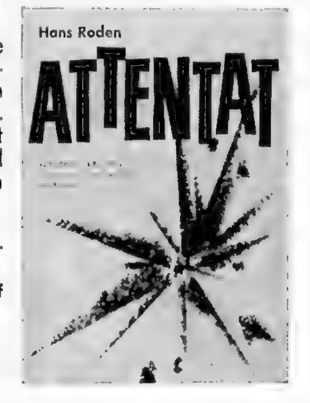
wer dieses Wort liest, spürt die Gewalttätigkeit, mit der zu allen Zeiten versucht wurde, den Lauf der Geschichte zu ändern. Hans Roden hat es meisterhaft verstanden, die Spannung und Explosivität in sein neues Buch

ATTENTAT

Von Caesar bis Kennedy in zeitgenössischen Berichten und Bildern.

ca. 200 Seiten, ca. 50-60 Fotos auf Kunstdruck, Ganzleinen 19,80 DM, 146,50 öS.

hineinzuprojezieren.



Aus dem Inhalt:

Kennedy ermordet!
Attentat auf Präsident John F. Kennedy — am 22. November 1963
„Du hast Dich verspätet!"
Attentat auf Mahatma Gandhi — am 30. Januar 1948
Anschlag in der Wolfsschanze
Attentat auf Adolf Hitler — am 20. Juli 1944
10 Millionen Kronen Belohnung
Attentat auf Reichsprotektor Heydrich — am 27. Mai 1942
„Diesmal ist's zu Ende!"
Attentat auf Leo Trotzkij — am 20. August 1940
500 000 Reichsmark Belohnung!
Attentat auf Adolf Hitler im Münchener Bürgerbräu — am 9. Nov. 1939
Schüsse in Marseille
Attentat auf König Alexander I. von Jugoslawien und den französischen Außenminsiter Jean Louis Barthou — am 9. Oktober 1934
„Dort kommt der Präsident der Republik!"
Attentat auf Staatspräsident Doumer — am 6. Mai 1932
Attentat in der Königsallee
Attentat auf Reichsaußenminister Dr. Walter Rathenau — am 24. Juni 1922
Erzberger ermordet!
Attentat auf Minister Matthias Erzberger — am 26. August 1921
„Es ist nichts — es ist nichts!"
Attentat auf das österreichische Thronfolgerpaar — am 28. Juni 1914
Des Königs letzte Worte
Attentat auf König Georg von Griechenland — am 19. März 1913
Vergeblicher Mordanschlag
Attentat auf König Victor Emanuel von Italien — am 14. März 1912
Eintrittskarte: Parkett, vierte Reihe
Attentat auf den russ. Ministerpräsident Stolypin — am 14. Sept. 1911
Königsmord in Lissabon
Attentat auf König Carlos von Portugal — am 1. Februar 1908
Zwei falsche Gendarmerieoffiziere
Attentat auf den russ. Ministerpräsident Stolypin — am 25. Aug. 1906
„Meinetwegen ist das alles passiert!"
Attentat auf König Alfons XIII. von Spanien — am 31. Mai 1906
„Hat man auf mich geschossen?"
Attentat auf Präsident McKinley — am 6. September 1901
„Von mir wurde er nicht geliebt!"
Attentat auf König Humbert von Italien — am 29. Juli 1900
„Ich glaube die Brust ist getroffen!"
Attentat auf Kaiserin Elisabeth von Österreich — am 9. September 1898
Er zielte auf den König
Attentat auf König Georg von Griechenland — am 26. Februar 1898
„Das sind die kleinen Unannehmlichkeiten unseres Berufs!"
Attentat auf König Humbert von Italien — am 22. April 1897
Bomben im Theater
Attentat im Liceo-Theater in Barcelona — am 7. November 1894
Caserio ersticht den Präsidenten
Attentat auf Präsident Sadi-Carnot — am 24. Juni 1894
Bombenwurf in der Abgeordnetenkammer
Attentat in der Pariser Kammer — am 9. Dezember 1893
„Und wenn es tausend Reichsgerichte gibt!"
Attentat auf Kaiser Wilhelm I. am Niederwalddenkmal — 28. 9. 1883
Ein Schuß auf die Königin
Attentat auf Königin Viktoria von England — am 2. März 1882
„Good morning, Mister President!"
Attentat auf Präsident James Abraham Garfield — am 2. Juli 1881
„Es ist noch lange nicht Abend!"
Attentat auf Zar Alexander II. von Rußland — am 13. März 1881
Eine Nuß voll Zyankali
Attentat auf Zar Alexander II. von Rußland — am 14. April 1879
„Unter den Linden" Nr. 18
Attentat auf Kaiser Wilhelm I. — am 2. Juni 1878
„Es tut mir leid, fehlgeschossen zu haben!"
Attentat auf Kaiser Wilhelm I. — am 11. Mai 1878
„Das Geschäft bringt es so mit sich!"
Attentat auf Fürst Bismarck in Kissingen — am 13. Juli 1874
Mordanschlag und Weltausstellung
Attentat auf Zar Alexander II. von Rußland — am 6. Juni 1867
Ein Leutnant rief: „Rindvieh"!
Attentat auf Ministerpräsident Bismarck in Berlin — am 7. Mai. 1866
Der geadelte Zaren-Retter
Attentat auf Zar Alexander II. von Rußland — am 4. April 1866
und andere.

Koehlers VERLAGSGESELLSCHAFT 49 HERFORD

Großartiger Wandkalender mit historischen Uniformen für 1967



UNIFORM

Eine kleine Kostümkunde nach Aquarellen von Wolfgang Tritt

29 x 40 cm, DM 16,80.

Die einzelnen Blätter zeigen Soldaten europäischer Staaten sowie der USA des 18. und 19. Jahrhunderts. Die prachtvollen farbigen Monturen der damaligen Zeit werden überzeugend wiedergegeben. Des Malers Liebe zum Detail kommt bei jedem Motiv deutlich zum Ausdruck. Der Sammler und Freund hat auch die Möglichkeit, die Motive gerahmt als Wandschmuck zu verwenden.

---

50 000 Exemplare der französischen Ausgabe in 6 Monaten verkauft

Pierre Accoce und Pierre Quet

MOSKAU WUSSTE ALLES

Ergänzte und berichtigte deutschsprachige Ausgabe der vieldiskutierten französischen Dokumentation:

„Der Krieg wurde in der Schweiz gewonnen"

250 Seiten, mit 16 Seiten Dokumentarfotos, Leinen DM 16,80

Der sensationellste Spionagefall des Zweiten Weltkrieges nach 20 Jahren aufgedeckt

Dieses Buch macht die Öffentlichkeit zum ersten Mal mit der geheimnisvollsten und entscheidendsten Nachrichtenverbindung des Zweiten Weltkrieges bekannt. Es berichtet, wie Informanten an höchster Stelle im OKW und im Führerhauptquartier den Russen jeden Operationsplan mit dem größtmöglichen Zeitvorsprung lieferten. Ihr Mittelsmann war „Lucy", alias Rudolf Rössler, ein deutscher Intellektueller. Er saß in der Schweiz und belieferte die Alliierten während des ganzen Krieges mit den geheimsten Informationen. Diese waren so präzise detailliert, daß die Russen lange Zeit nicht an ihre Echtheit glaubten. Der deutsche Geheimdienstchef SS-General Schellenberg ahnte die verräterische Nachrichtenverbreitung aus dem OKW erst, als den deutschen Heerführern kein Überraschungsangriff mehr gelang und sie ihre eigenen Operationspläne in überrannten Gefechtsständen vorfanden.

Zu beziehen nach Erscheinen über die

Steintor-Versandbuchhandlung · 49 Herford · Postfach 79

Gedenkfeier zum 20. Juli

im Hof des ehemaligen Reichskriegsministeriums in Berlin



General Speidel bei der Ansprache Foto: Schubert

Wie alljährlich, fand an der „Gedenkstätte 20. Juli" im Hof des ehemaligen Reichskriegsministeriums in Berlin eine Feierstunde für die Gefallenen dieses denkwürdigen Tages in der deutschen Geschichte statt. Es ist die Stelle, wo die ersten Soldaten des deutschen Widerstandes vor jetzt 22 Jahren in den Tod gingen. Neben den Hinterbliebenen und Freunden der Gefallenen des 20. Juli versammelten sich hier die Vertreter des öffentlichen Lebens und der soldatischen Verbände sowie breite Teile der Bevölkerung Berlins.

Erinnern wir uns, daß an jenem schicksalsschweren Tag hier in diesem Hof der Oberst Graf von Stauffenberg angesichts des Exekutionspolontons ausrief: „Es lebe das heilige Deutschland!" Hiermit ist wohl die patriotische Tat der Männer des 20 Juli überhaupt dokumentiert. Mit diesen letzten Worten Stauffenbergs leitete General a. D. Dr. Hans Speidel seine Gedenkrede ein. Damals war es ein Symbol der Abkehr vom Bösen, die Wiederherstellung der sittlichen Ordnung und die Hoffnung auf eine Zukunft. Heute möge man den Ausruf Stauffenbergs als eine Mahnung auffassen.

Kein anderer als General Speidel war wohl besser berufen, in den weiteren Ausführungen seiner Rede das Lebensbild zwei der bedeutendsten in aktiver Opposition zu Hitler stehenden Soldaten aufzuzeichnen: Ludwig Beck und Erwin Rommel. Mit beiden dieser überragenden Persönlichkeiten des deutschen Soldatentums, die ihr Leben für den Aufstand des Gewissens hingaben, war der Vortragende eng verbunden:

Ludwig Beck und Erwin Rommel, sie stehen im soldatischen Bezirke stellvertretend für alle unsere Freunde, deren Angehörige ich hier in Ehrfurcht grüße! Eng in Geist und Wille mit jenen tapferen Männern verbunden, verkörpern auch diese Soldaten eine gesunde und echte Tradition, Freiheit in Führung und Gewissen. Zwei Verhaltensweisen gegenüber der Gewaltherrschaft werden offenbar, die nicht nur durch die verschiedene Laufbahn von Beck und Rommel bedingt waren, sondern vielmehr dadurch, daß beide einen entgegengesetzten Typus nach Herkunft, Veranlagung und Werdegang darstellten.

In beiden Schicksalen liegt die Tragik eines Geschichte gestaltenden Berufes beschlossen — Symbol eines Soldatentums, das geistig-sittlicher Verantwortung verpflichtet ist. So weisen sie gemeinsam mit den Männern des 20. Juli durch ihren Tod über sich hinaus.

Becks menschliche Erscheinung mit dem durchgeistigten schmalen Kopf, nach unserem verewigten Eduard Spranger — dem „eines Denkers, den sein Berufsweg auf den besonderen Zweig strategischen Denkens geführt hat"; war der Typus eines wahren Generalstabschefs.

Geist und Willen waren in einer Einheit aufgegangen, die den Zügen des Lebenden etwas von einer großartig durchseelten Plastik gab. Ein besonderer Zauber ging von diesem klaren Geist, seinem menschlichen, gereiften Wesen aus: eine ausgeglichene, harmonische Persönlichkeit. Die große Ruhe, der seine Beherrschtheit entsprach, paarte sich mit menschlichem Takt, Selbstlosigkeit und Mut: er kannte keine Menschenfurcht, aber er beugte sich in Demut vor Gott. Er war von jener inneren Vornehmheit, die manchem überlebt erscheinen mochte; kompromißlos stand er gegenüber Unrecht, Unanständigkeit und Würdelosigkeit der Zeit.

Vor allem waren es die moralischen, die ethischen Faktoren, die er hervorhob. Wie einst Gneisenau, suchte er durch Kriegsakademie und militärische Bildungsanstalten eine Verbindung der Armee mit dem deutschen Geistesleben zu schaffen; der Generalstab sollte unabhängig, innerlich frei zu einer typenbildenden Kraft werden. Er wurde in seiner erzieherischen Aufgabe nicht müde, die Persönlichkeit zu bilden, den Funktionär auszuschalten.

Leben und Lehre Becks durchziehen das Maß im Sinne der Maxime eines La Rochefoucauld: „Rien ne tient sans le génie de la mêsure."

General Speidel ging dann auf die Stellungnahme Becks zum NS-Regime ein:

Die von Gneisenau und Moltke geprägte Mitverantwortlichkeit des Chefs des Generalstabes, für deren Beibehaltung Beck sich eingesetzt hatte, war von Hitler aufgehoben worden. Er wußte warum: so hat er einmal geäußert, wenn überhaupt, dann könne ein Beck ihm gefährlich werden.

Zunächst — im Februar 1938 — trat Beck mannhaft — leider nur als einer der wenigen — für den Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Frhr. von Fritsch ein, den Hitler, weil er seiner Kriegspolitik im Wege stand, am 4. Februar 1938 nach niederträchtiger Verleumdung des Oberbefehls enthoben hatte. Als Hitler nach Zusammenbruch der Intrige behauptete, die Ehre des Generaloberst Frhr. von Fritsch mit der Ernennung zum Chef des ArtlRgts. 12 wiederhergestellt zu haben, erwiderte General Beck: „Die Ehre ist etwas Unabdingbares und wird auch vor Ihrer Person nie Halt machen!"

Zwei folgenschwere Ereignisse hatten Beck schon vorher tief getroffen: die Niederschlagung der Röhm-Aktion am 30. Juni 1934, bei der das Verbrecherische des Regimes erstmals nach außen sichtbar wurde, sodann Hitlers überraschende Forderung der Eidesleistung auf seine Person am 2. August 1934, den Beck als den „schwärzesten Tag" seines Lebens bezeichnete. Er war sich der Grenzsituation der sittlichen Entscheidung bewußt und erkannte, daß der soldatische Gehorsam eine Grenze haben könne, daß der Gehorsam unter Umständen aufgekündigt werden müsse mit dem ewigen Rechte derer, die dem Bösen widerstehen. Hitler hatte den Boden des Rechts verlassen, so war der Eid nicht mehr bindend, der Eid, der in der europäischen Geschichte immer eine z w e i seitige Verpflichtung bedeutet. Für beide Partner ist der Wille zum rechtmäßigen Handeln die selbstverständliche Voraussetzung, nur so kann er in Gottes Namen gesprochen werden. Hitler hatte seine Verpflichtungen aus dem Eid vielfach gebrochen! Nur der Staat kann von seinen Bürgern füglich Gehorsam fordern, in dem Recht und Gerechtigkeit verbürgt sind. Politische Tyrannei und im Gewissen gebundener soldatischer Gehorsam schließen einander aus; so waren seine Gedanken, die wir beim inneren Ringen Rommels wiederfinden.

„Es ist ein Mangel an Größe und an Erkenntnis der Aufgabe, wenn ein Soldat in höchster Stellung in solchen Zeiten seine Pflichten und Aufgaben nur in dem begrenzten Rahmen seiner militärischen Aufträge sieht, ohne sich der höchsten Verantwortung vor dem gesamten Volk bewußt zu werden. Außergewöhnliche Zeiten verlangen außergewöhnliche Handlungen!"

Beck, begnadet mit dem von Clausewitz geforderten „Gesamtüberblick", warnte so vor dem Krieg: er müsse zu einem zweiten Weltkrieg und, wie er mir 1938 sagte, zur „Finis Germaniae" führen.

Auf die Rolle des Generalobersten Beck als Haupt der Widerstandsbewegung eingehend führte Speidel dann aus:

Wir können in dieser Feierstunde nicht auf die verschiedenen Aktionen und Pläne der Widerstandskämpfer eingehen. Sie reichten — wie Sie es ja selbst durchlebt haben — vom „legalen Staatsstreich" bis zu den unheimlich mißglückten Attentatsversuchen.

Für den befreienden Umsturz hatte Generaloberst Beck einen „Aufruf an die Wehrmacht" vorbereitet, der seine Auffassungen besonders deutlich umreißt: „Eine Staatsführung, die die Politik nicht mehr als die Kunst mit sparsamsten Kräfteeinsatz anstrebt, sondern in phantastischen Plänen grenzenloser Eroberung

schwelgt, die überhaupt keine sittlichen Bindungen weder dem eigenen noch einem anderen Volke gegenüber anerkennt, kann niemals zu einem Frieden mit den übrigen Völkern gelangen."

Verlauf und Auswirkung des 20. Juli 1944 sind Ihnen bekannt, weniger vielleicht zwei Telefongespräche, die Generaloberst Beck am Abend des 20. Juli hier oben geführt hat.

Dem Oberbefehlshaber West, Feldmarschall von Kluge, gab er als Weisung im Großen: „Der Krieg geht weiter! Er muß nur richtig geführt werden!" Er hoffte auf politische Verhandlungen über eine sofortige Beendigung des Krieges im Westen, wie sie auch den Gedankengängen des Feldmarschalls Rommel entsprach. Sodann gab der Generaloberst als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht im Wirbel sich widersprechender Nachrichten und Ereignisse persönlich den Befehl an die Heeresgruppe Nord (Kurland), sich hinter die Düna abzusetzen, um nicht nur die drohende Einkesselung zu vermeiden, sondern vielmehr diese Heeresgruppe zum Schutz der Heimat, zur Verteidigung von Ostpreußen zur Verfügung zu haben.

In Ludwig Beck, der hier oben für uns alle sein Leben beschloß, sahen Sie einen Mann, der im Anruf Gottes stand, mit der geistigen Haltung unserer Besten, für die Sie hier stehen, mit dem christlich-humanen Verantwortungsbewußtsein dem Staate, ja der Menschheit gegenüber. Beck hat gegen die satanische Dämonie das sokratische Daimonion gesetzt.

Vom Chef des Generalstabes klassischer Prägung nun zum großen Truppenführer, zu Feldmarschall Erwin Rommel, dessen letzter Chef des Generalstabes ich sein durfte.

Die Eigenschaften dieses großen Soldaten als Feldherr und als Mensch ergänzten sich in glücklicher Weise:

Vor allem besaß er die Gabe, das Schwierige auf eine einfache Formel zu bringen, sie kam ihm in der mittleren und höheren Gruppenführung zu Gute. Operative Planung und Führung lagen ihm ferner als die taktischen und technischen Aufgaben, die er beherrschte.

Bei der Menschenführung erfüllte er die Forderung Moltkes „die Ergänzung von Autorität und Vertrauen". In der Fülle seiner männlichen Eigenschaften fühlten alle Soldaten das Herz, das für sie schlug. Nur so konnte der Feldmarschall Sache und Geister beherrschen. Ein Soldat mit „Zivilcourage", dessen Liebe zu seinem Land sich auf Wahrhaftigkeit und wesenhaftes Verbundensein mit der Heimaterde und der ewig belebten Natur gründete. Lauter und klar, offen in Freund- und in Gegnerschaft, war er ein innerlich freier Mann. Ehrenhaft war ihm, was gewissenhaft war.

Nach mancherlei Schwankungen kamen vom Abschluß des Westfeldzuges an Rommel Bedenken über Staatsidee und Kriegsführung des nationalsozialistischen Regimes. Sie wurden durch viele bittere Erfahrungen bestätigt. Bei und nach El Alamain hatte er erstmals den Wunschträumen Hitlers Weltherrschaft widersprochen. Von jener Zeit an datiert das Mißtrauen Hitlers, der weiterhin versucht hat, sein Geschäft beim Volk mit dem „anständigen Rommel" zu machen.

Deshalb hat Hitler auch Rommel mehr herausgestellt als irgendeinen anderen General. Er tat es um so lieber, weil er in dem bewährten Troupier gleichzeitig einen Gegenspieler des ihm so verhaßten Generalstabs anpreisen zu können glaubte.

Aber nicht nur auf politischem und militärischem Gebiete wuchsen die Erkenntnisse Rommels, sondern auch im menschlichen Bezirke. Er erkannte die wachsende Amoralität des Regimes, das Staat und Wehrmacht zum Befehlsempfänger der Partei machte. Er wandte sich wiederholt gegen die Rechtsunsicherheit, die er als den kürzesten Weg zur Vernichtung des Staates ansah. Als sich auf allen Gebieten Irrtümer und Verbrechen Hitlers mehrten, stellte Rommel mit Schaudern die Schreckensmacht der Hybris fest.

Rommel rang wie Beck schwer um die Erkenntnis, daß der Gehorsam für den Feldherrn seine Grenzen finden muß in dem Gefühl der Verantwortung für das Schicksal der Nation und dort, wo das menschliche Gewissen den Aufstand befiehlt. Er wußte wohl um den Unterschied des Gehorsams gegenüber Gott und gegenüber den Menschen. Er mußte um des Volkes willen Außergewöhnliches auf sich nehmen, wenn alle anderen Mittel erschöpft waren. Er konnte noch einmal in einer mündlichen und schriftlichen Darlegung aller seiner Gedanken zu überzeugen versuchen, um Hitler die Möglichkeit zur Umkehr zu geben. Er hat dies getan. Dann aber, als auch dieser Ruf wie die vorhergehenden wie ungehört verhallte, war er seines Eides ledig. Dann war die Pflicht zur Tat gegeben, die eine Pflicht gegenüber dem Vaterland bedeutete. Rommel war der Auffassung, daß zu einer solchen Tat und zur metaphysischen Verantwortung nur der oberste militärische Führer befähigt, berechtigt und verpflichtet sein konnte — nicht der einzelne Soldat und Offizier, der solch hohe Einsicht nicht besitzen konnte. Und hier darf ich an Theodor Heuß erinnern, der über die Soldaten, die bis zur bitteren Schlußkatastrophe kämpften, am 20. 7. 1954 hier in Berlin sagte:

„Ich müßte dann ja Freunde und geliebte Verwandte anklagen, die Hitler, die den Nationalsozialismus haßten, aber, als sie starben, glauben mochten, glauben durften, daß ihr Kämpfen Deutschland vor dem Äußersten vielleicht doch rette. Und der gute Truppenoffizier dachte an seine Leute!"

Als Rommel nach ultimativer Forderung an Hitler zur Tat schreiten wollte, trat das Schicksal dazwischen. Am 17. Juli wurde Rommel durch schwere Verwundung in der Stunde ausgeschaltet, da ihn Heer und Volk am wenigsten entbehren konnten; alle aber, die mit ihm den Weg in eine neue, bessere Welt suchten, fühlten schmerzlich den Verlust ihrer Mitte.

Das Bild dieser beiden Männner konnte nur al fresco behandelt werden. Sie sahen zwei militärische Führer und Erzieher, Menschen, die uns auch heute Leitbilder für die Zukunft sein können: Verschieden im Verhalten, entgegengesetzt im Typus, waren sie gleich im Gefühl der Verantwortlichkeit, im Aufstand des Gewissens, gleich bis zum bitteren Ende.

Manche „viri illustres" mögen in Wirkung und Haltung uns nicht mehr ansprechen. Dies aber waren Männer, deren Vermächtnis für beide Teile unserer Heimat Gültigkeit besitzt und keine Grenzen politischer und geistiger Art kennt.

Beck und Rommel scheiterten wie ein Bonhoeffer, Delp, Goerdeler, Leber, Leuschner, Moltke, Olbricht, Stauffenberg, wie alle unsere Kämpfer für die Freiheit, im geschichtlichen Raum —, sie siegten aber in ihrem Sterben.

Die Achtung der Welt vor einem anderen, neuen Deutschland ist ihnen allen zu danken. So gilt für alle das Dichterwort: „Doch es gibt Lagen, in denen man auf den Erfolg nicht achten darf; man steht dann freilich außerhalb der Politik. Das gilt auch für diese Männer, und daher gewannen sie moralisch, wo sie historisch scheiterten. Ihr Mut, ihr Opfer war höherer Natur als sie das Schlachtfeld zeugt und wie sie nicht der Steg, wohl aber die Dichtung krönt." (Ernst Jünger)

Dank allen unseren Vorkämpfern, Ehrfurcht ihrem Leben und Sterben. Höchster Verpflichtung eingedenk, wollen wir in ihrem Geiste wirken, so lange es Tag ist: für unsere deutsche Heimat. Pro patria per orbis concordiam.

Nachdem General Speidel seine Rede — sie konnte hier nur in gekürzter Form wiedergegeben werden — beendet hatte, trat nach einer kurzen Pause Generalmajor Wilcke, Befehlshaber Wehrbereich II, an das Rednerpult und sprach die folgenden Gedenkworte als Vertreter der Bundeswehr:

Ich empfinde es als eine Auszeichnung, hier in Berlin an dieser geschichtlichen Stätte die Gedenkworte für die Bundeswehr zu sprechen.

Ich fühle mich nicht nur der alten Hauptstadt eng verbunden, es bewegen mich auch persönliche Erinnerungen an den Oberst Klaus von Stauffenberg, da wir zusammen vor 40 Jahren Soldaten wurden. Er starb an dieser Stätte.

Wenn heute die Bundeswehr in allen Garnisonen und Kasernen — von denen große Truppenunterkünfte die Namen von Generaloberst Beck, Julius Leber, Henning v. Treskow, Feldmarschall Rommel, Graf Stauffenberg und Alfred Delp tragen — des Jahrestages der Erhebung als einem „Aufstand des Gewissens" in Appellen gedenkt, so tut sie es in dem Bewußtsein, die Erinnerung an Männer wachzuhalten, die ihr Leben für Recht und Freiheit unseres Volkes geopfert haben und somit das Vermächtnis des 20. Juli zu wahren.

Je weiter dieser Tag zurückliegt, desto weniger stehen die Vorgänge selbst, als vielmehr die geschichtlichen Zusammenhänge und die Frage nach der sittlichen Berechtigung im Vordergrund unserer Verpflichtung und Betrachtungen. Ihr Wissen verpflichtete ihr Gewissen; sie setzten für ihre Überzeugung ihr Leben ein.

Dies den nach uns Kommenden nahezubringen, sehe ich als eine bleibende Verpflichtung an; denn in wenigen Jahren wird in unseren Streitkräften kein Offizier mehr sein, der diese Zeit bewußt miterlebt und zu diesen Männern dienstliche oder persönliche Bindungen gehabt hat.

Wir fühlen uns den Soldaten unter den Männern des Widerstandes besonders zu Dank verpflichtet. Sie haben uns gelehrt und aufgerufen, über die Fragen der Pflicht, des Eides und des Gehorsams tief nachzudenken.

Das Beispiel des 20. Juli zeigt uns aber auch, daß ohne **Gewissen** kein verantwortungsvolles **Handeln** möglich ist.

Wenn wir die Männer und die Tat des 20. Juli richtig sehen, so mahnen sie uns, über die Enge des täglichen Pflichtenkreises hinaus, das Ganze zu sehen.

Sie zeigen uns, wie notwendig es ist, unser Handeln stets der Entscheidung unseres Gewissens zu unterwerfen, das allein bestimmt wird durch das natürliche und göttliche Sittengesetz.

Eindringlicher als alle Worte lehrt uns der Aufstand des 20. Juli, wie unerträglich jede Gewaltherrschaft ist und wie schwer es ist, die einmal verlorene Freiheit wiederzugewinnen.

So haben uns die Männer des 20. Juli ein mahnendes und zugleich verpflichtendes Vermächtnis hinterlassen, das der 1. Generalinspekteur der Bundeswehr, General Heusinger, in diesen prägnanten Sätzen der Truppe als eine über alle Zeiten zu bewahrende Verpflichtung übermittelte:

„Die tragische Wahrscheinlichkeit des Scheiterns vor Augen, entschlossen sich freiheitlich gesinnte Kräfte aus allen Lagern, in vorderster Front Männer aus den Reihen der Soldaten, zum Sturz des Tyrannen. Das christlich-humanistische Verantwortungsbewußtsein, das diesen Entschluß bestimmte, gab ihrem Märtyrertum die Weihe.

Wir Soldaten der Bundeswehr stehen in Ehrfurcht vor dem Opfer dieser Männer, deren Gewissen durch ihr Wissen aufgerufen war. Sie sind die vornehmsten Zeugen gegen die Kollektivschuld des deutschen Volkes. Ihr Geist und ihre Haltung sind uns Vorbild."

Unter den Klängen des Liedes vom guten Kameraden legte er dann im Auftrage des Bundesverteidigungsministers einen Kranz an der Stelle nieder, wo Oberst Graf von Stauffenberg zusammen mit seinen Kameraden am Abend des 20. Juli 1944 den Tod gefunden hat.

Oberst i. G. a. D. H. Nolte,
1943 Chef GenStGenKdo Deutsches Afrika-Korps

Erinnerungen an Feldmarschall Erwin Rommel

Wir bringen diese persönlichen Erinnerungen zum Gedenken an den 20. Juli 1944 und danken dem Verfasser besonders dafür. Red.



Vor 22 Jahren, am 15. 7. 1944, sandte der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B an der Invasionsfront in Nordfrankreich, Feldmarschall Erwin Rommel, seine dritte und letzte Warnung an Hitler: die Heeresgruppe stehe in verzweifeltem, aussichtslosem Kampf gegen überwältigende Übermacht und müsse daher den „Führer" dringend darum bitten, die Konsequenzen zu ziehen. Die insgesamt drei Aufforderungen Rommels an Hitler vor jenem Aufstand gegen ihn als ultima ratio waren mit dem Stuttgarter Oberbürgermeister und Mitverschworenen gegen Hitler, Dr. Strölin, vereinbart worden. Die erste hatte Rommel schon am 12. 6. 1944, also gut eine Woche nach Invasionsbeginn ebenfalls schriftlich an Hitler gegeben; er hatte die Lage damals als „außerordentlich ernst" geschildert. Wenige Tage darauf, am 17. 6. 1944, hatte er gemeinsam mit Feldmarschall von Rundstedt, damals noch Oberbefehlshaber in Frankreich, Hitler und seinen Stab in Soissons mündlich beschworen, rechtzeitig realistische Schlußfolgerungen aus der verzweifelten Situation zu ziehen und die Westmächte um Frieden zu bitten. Das Gespräch verlief außerordentlich heftig und war erfolglos geblieben, wie ähnliche schonungslos offene Initiativen Rommels zuvor.

Am 17. 7. 1944, drei Tage vor dem Aufstand vom 20. 7. 1944 und zwei Tage nach seiner dritten vergeblichen Warnung an Hitler, wurde Rommel, wie allgemein bekannt, bei einer Frontfahrt von feindlichen Jabos lebensgefährlich verletzt. Eine weniger zähe Natur als die seine wäre damals den Verwundungen erlegen. Als Stauffenberg am 20. 7. 1944 die Bombe warf, lag Rommel, der designierte Oberbefehlshaber der Wehrmacht (unter Ludwig Beck als „Reichsverweser") schon tagelang bewußtlos im Lazarett. Als er etwa am 22./23. 7. 1944 wieder seiner Sinne mächtig wurde, hatte das Verhängnis seinen Lauf genommen, ohne daß der Feldmarschall auch nur den geringsten Einfluß auf den Ablauf der Ereignisse hatte nehmen können: fraglos ein Unglück mehr in der tragischen Escalation zur Katastrophe.

Am 14. 10. 1944 zwang Hitler dem notdürftig Genesenen durch die Generale Burgdorf und Maißel den Giftbecher in die Hand und in den Tod. Vor die Alternative gestellt: Ermordung seiner Frau, seines Jungen und Tod durch den Strang oder Freitod und Staatsbegräbnis — wählte er das Letztere. Ich persönlich bin überzeugt, daß der Feldmarschall in ungebrochenem Besitz seiner seltenen geistigen und moralischen Kräfte, so wie ich ihn vor Freund und Feind erlebt habe, sich anders entschlossen hätte.

Persönliche Erinnerungen

Etwa 1930 selbst Oberleutnant im IR. 18, Rommels großartiges Buch: **„Infanterie greift an"**. Ein aufrüttelndes Erlebnis für jeden jungen Soldaten in der Zeit des „Hinhaltenden Widerstandes", der hoffnungslosen eigenen Unterlegenheit an Zahl und Material jedem potentiellen damaligen Angreifer gegenüber. Keine üblichen schönen Worte über Geist und Mut, die allein den Schwachen zum Siege führen könnten. sondern nüchterne Tatsachenberichte als Nachweis für diese These.

1936 selbst als Hauptmann an der Kriegsakademie. Schiedsrichter beim III. (Jäger-) Batl. IR. 17, Goslar, wo Rommel damals Kdr. war, gelegentlich großer Manöver im Raum Grafenwöhr. Rommel leitete irgendwo einen größeren Schiedsrichterstab, so daß ich enttäuscht war, ihn nicht persönlich in Aktion sehen zu können. Dafür erzählten mir seine Offiziere desto mehr von ihm: Sie werden ihm nicht ansehen, was das für ein Kerl ist; knapp mittelgroß, einfach und schlicht, zurückhaltend! Aber der hat es in sich! Er spricht nicht viel, aber was er sagt, das stimmt. Er verlangt nichts, obwohl er älter ist als wir, was er nicht auch von sich selbst fordert. Und obschon etwa 45 Jahre alt, kann er noch besser Skilaufen als die meisten von uns, die wir doch jünger sind. Als Rommel das Batl. übernahm, waren wir gespannt, ob denn wirklich so viel mit ihm los sei. Erste Geländebesprechung mit uns im Harz; Winterzeit, natürlich auf Skiern. Zum Schluß schlugen wir eine schwere Abfahrt vor, wollten mal sehen und so. Da hat er uns gezeigt, was Skilaufen ist. Er immer vorweg. Als wir glücklich alle unten waren, hatte er noch lange nicht genug. Auf ein Neues, meine Herren! Und wir steigen zurück (Skilifte gab es damals dort nicht) — und wir fuhren wieder ab und — wir mußten wieder aufsteigen und wieder runter. Das ist Rommel. Auf den können Sie sich verlassen. Taktik natürlich ganz groß. Doch das können schließlich auch andere Leute.

Gelegentlich schaute Rommel dann einmal bei uns vorbei. Er war heiter, freundlich und schlicht. Zwischen ihm und seinen Männern wie Offizieren ein herzliches Einverständnis. Nichts an ihm von jenem sogenannten „Guten Aussehen", das (nach Clausewitz: „Vom Kriege") oft mit leicht hochfahrendem Wesen verbunden, vom soldatischen Durchschnitt als der bevorzugte „militärische Habitus" angesehen und leider allzu oft überschätzt wird! Vielmehr ein sehr klares, unprätentiöses, nicht ungewöhnliches Gesicht, kühle, prüfende, distanzierende Augen, jedoch nicht herrisch oder gar arrogant. Der Mann wußte, was er wollte, und konnte was. Ein treuer Freund offenbar dem, dem er vertraute: redlich und reell. Von Statur stämmig, drahtig. Nun kannte ich also Rommel.

Etwa 1938 in Ulm/Donau, inzwischen war ich Hauptmann i. G. der 5. ID., hatte ich die Division bei einer Parteiveranstaltung mit der Hitler-Jugend zu vertreten. Rommel, damals neben seiner Tätigkeit als Kriegsschul-Kdr. der HJ als Berater zugeteilt, sprach über seine Vorstellungen von Jugenderziehung. In Anwesenheit aller Parteigrößen wandte er sich deutlich gegen Angebertum und Überheblichkeit, gegen Soldatenspielerei; er setzte sich ein für Schlichtheit, Genauigkeit und Sachlichkeit. Ich dachte mir im stillen, wenn das man gut geht. Es ging ja dann auch nicht gut. Rommels Beratertätigkeit wurde bald beendet.

Mitte Juni 1940 wurde ich, damals beim OKH 1. Adjutant beim ChefGenStdH., für 4 Wochen zur 7. PzDiv. kommandiert. Rommel, der „gelernte" Infanterist, hatte sich bereits damals nach 5 Wochen Westfeldzug einen Namen gemacht als einer der erfolgreichsten, sicherlich als der unerschrockenste Panzer-Kommandeur des deutschen Heeres. Am Tage nach Abschluß der Schlacht bei St. Valéry en Caux stieß ich zur Division und besuchte ihren I a Heitkämper, der mir gut bekannt war. Heitkämper bestätigte mir Rommels einmalige Leistung, die völlig unorthodox, wenn nicht schulwidrig errungen worden war — letzten Endes nach den gleichen Verfahren, die er schon als Infanteriezug- und Kom-

panieführer 25 Jahre zuvor in Frankreich, den Karpathen und Alpen entwickelt hatte: sorgfältigstes Studium von Feind und Gelände, Überraschung, Nacht, Führung von vorn, Durchbruch und Durchstoß in die Tiefe. Je kritischer dann unvermeidlicherweise die Situation, Rommel fand immer wieder Aushilfen.

Sein Urteil über die Möglichkeiten des Feindes wie der eigenen Truppe war unbestechlich. Er verlangte stets eine gute Chance, nie das faktisch Unmögliche. Seine Lösungen verblüffend einfach, sein Befehlsverfahren geradezu simpel („Stoßlinie"); seine Reaktionsfähigkeit und Entschlußkraft, die Schnelligkeit seiner Befehle und deren Verwirklichung unübertrefflich, eben weil er von vorne führte und entscheidende Stunden **vor** dem Gegner wie vor dem eigenen Stab die neueste Wendung des Gefechts erkannte. Die Engländer sprechen daher schon damals, nicht erst in Afrika, von seinem „Battle Instinct".

Mit anderen Worten: Rommel führte die moderne Panzerwaffe nicht nach Schlieffens Ideen vom „modernen Alexander am Schreibtisch", wie es noch vor 1939 in gewissem Maße auch auf der Kriegsakademie gelehrt worden war, sondern mit dem „Coup d'oeil" der größten Reiterführer der Kriegsgeschichte **vor** der Front, wie einst ein Gustav Adolf, Turenne oder Seydlitz, ein Marschall Vorwärts wie Blücher.

Von meinen Leutnanten, Unteroffizieren und Landsern in der 1./S. R. 7 (1. Schwadron Kav. Schützen-Rgt. 7) hörte ich allenfalls noch höheres Lob. Vom BatlKdr. an aufwärts vielleicht nicht mehr in den höchsten Tönen: der Mann war groß — kein Zweifel, aber zu sehr wider alle Regeln der Vorschrift, obwohl gerade er von den Kriegsschulen kam. Er war fraglos etwas respektlos vor den Vorschriften wie vor den hohen Herren unter und über ihm. Sein Herz gehörte echten Kerlen, den „Männern", und sie gingen für ihn durch's Feuer.

In der ganzen Division sangen wir damals das Lied von der Rommelbahn (die Vorschrift sprach von „Rollbahn"). Einige Verse weiß ich noch ungefähr:

1. „Auf der Rommelbahn nachts um 1/2 eins,
   Ob Du ein Marschziel hast oder hast keins:
   Immer frisch voran, immer drauf und dran
   Auf der Rommelbahn nachts um 1/2 eins.
2. Auf der Rommelbahn nachts um 1/2 zwei
   Gibt es Hummer und Sekt extra dry.
   Immer frisch voran . . .
3. Auf der Rommelbahn früh um 1/2 fünf
   Weiter vorwärts durch Wälder und Sümpf.
   Immer frisch voran . . .
4. Auf der Rommelbahn früh um 1/2 sieben:
   Wo sind die Franzosen geblieben?
   Immer frisch voran . . .

Ich habe selbst als Komp.Führer unter Rommel in diesem Stil die Festung Cherbourg in Nachtmärschen und im Nachtangriff miterobern helfen können. Diesen Mann hatten noch vor vier Monaten unter den rd. 15 000 Soldaten seiner Division die wenigsten kaum dem Namen nach gekannt. Nun war er schon zur Legende geworden: Maasübergang, Durchbruch durch Maginot-Linie, St. Valéry, Cherbourg!

Mich selbst, des (nachmaligen) Generalobersten Halder 1. Adjutanten, behandelte Rommel nicht etwa betont nett, wie man das damals auch von ranghöheren Generalen gewohnt war, wenn der „Große Chef" einen schickte, sondern wie jeden anderen auch, ob Landser oder General: kurz angebunden, sachlich, fast spröde; ein „rauher Krieger".

Rommels Feldherrenleistung in Afrika kann hier nicht behandelt werden. Sie hat längst Anerkennung i. a. beim Feinde noch schneller als beim Freunde gefunden. Die Engländer haben seine kühne und **ritterliche** Kriegsführung — auch hierfür sind in diesem Kreise Beispiele überflüssig — rückhaltlos anerkannt. Dem orthodoxen Halder dagegen, meinem verflossenen Chef, blieb es typischerweise vorbehalten, Rommel als „verrückt gewordenen Soldaten" zu bezeichnen, „der seiner Aufgabe in Afrika in keiner Weise gewachsen sei". Halder richtete u. a. sich auch dadurch selbst.

Herr Eisenhower, eine Halder vergleichbare Schreibtischgröße, fand es noch 1947 nicht unter seiner Würde, in seinen Memoiren Rommel persönliche Feigheit vorzuwerfen. Eisenhower schrieb damals etwa, Rommel hätte **im März 1943** „nichts Eiligeres zu tun gehabt, als seine Haut von Afrika nach Europa in Sicherheit zu bringen".

Am 21. oder auch 22. 2. 1943, inzwischen selbst als Chef GenStGenKdo. DAK nach Afrika versetzt, kam ich gerade zum Höhepunkt des Unternehmens Tebessa auf Rommels Gefechtsstand an. Feldmarschall Kesselring, als Oberbefehlshaber Südwest Rommels Vorgesetzter, drängte auf Fortsetzung des Angriffs. Rommel kam von „vorne". Kesselrings Weisung zu befolgen, hätte hohe Blutopfer gekostet und mit einem eklatanten Mißerfolg enden müssen. Rommel sah aufgrund der irreparablen, mehr als doppelten englisch-amerikanischen Überlegenheit keine Chance mehr. Kesselring argumentierte mit den mir von Rußland her allzu gut bekannten Argumenten der Zweckoptimisten im OKW, in Hitlers Umgebung. Kesselring war selbst kein schlechter Mann, aber doch einer der zahllosen „Gesundbeter", die sich in ihrem „Glauben an den Führer" der bitteren Wirklichkeit „bis zum letzten Tag" verschlossen. Rommel hatte längst erkannt, daß die Zeit der leichten Siege, der Chancen für Tolkühnheit und Bluff, vorüber war, daß sie an der vielfachen numerischen Überlegenheit vor allem von Panzern und Luftwaffe wie 10 : 1 (!) gescheitert war.

Kesselring beugte sich damals widerstrebend Rommels Einsicht. Das Unternehmen Tebessa wurde abgebrochen.

Bis zum 7. 3. 1943 habe ich nichts von den harten Auseinandersetzungen gewußt, die vor und nach der Niederlage von Alamein im Oktober 1942 zwischen Rommel und Hitler auf Rommels Initiative hin ausgetragen worden sind. Erst am 7. 3. 1943, früh, nach der ähnlich Tebessa gescheiterten Ausfallschlacht von Medinine und Metameur hat der Feldmarschall meinen Kommandierenden General, General Cramer, und mich in erschütternden Worten von diesen ebenfalls vergeblichen Warnungen unterrichtet. Schon vor Alamein, vor allem aber nach Alamein, habe er, Rommel, in aller Klarheit und Härte über den bevorstehenden Verlust des Kriegsschauplatzes Afrika aufgrund der hoffnungslosen Unterlegenheit der eigenen Kräfte hingewiesen und entweder ausreichende, dauerhafte Änderung des Stärkeverhältnisses oder — eine Operation à la Dünkirchen für das Kriegstheater Afrika gefordert. Hitler habe wie irre und unverständig gebrüllt, Kampf bis zum Messer und Heldentum verlangt. Für das bisherige Heldentum und den Opfergang der Truppe habe er weder Anerkennung noch gar realistisches Verständnis gehabt. Am nächsten Tage habe Hitler sich quasi entschuldigt und alle Hilfe durch Göring versprechen lassen. Eine verzweifelte Situation für ganz Deutschland, zumal außer ihm keiner Hitler die Wahrheit zu sagen wage. Das mangelhafte Resultat der Hitlerschen Versprechungen sähen wir ja jetzt hier. Er, Rommel, wolle nun einen letzten Versuch machen, Hitler zur rechtzeitigen Aufgabe des Kontinents und Rettung der 120 000 deutschen Soldaten zu veranlassen, die das Vaterland beim Endkampf in Europa dringend benötigen würde. Wir waren tief betroffen: Rommel war verzweifelt. Dieser Mann verzweifelt! Wie schlimm mußte es dann stehen!

Monate später sagte mir der I a der Heeresgruppe Afrika, Rommel habe Ende Februar 1943 an Kesselring und das OKW gemeldet, daß spätestens am 15. Mai 1943 die Katastrophe in Afrika eingetreten sein würde, wenn das OKW wie bisher „weiterwurschteln" und sich vor ganzen Entschlüssen scheuen würde. Rommel hat bis auf den Tag genau die kommende Entwicklung vorausgesehen. Kesselring, der „Blindgläubige", hat dagegen noch nach dem beginnenden Zusammenbruch der Front westlich von Tunis auf Führerbefehl Hunderte bester Leute als Ersatz von Italien nach Afrika geschickt. Verwunderlicherweise haben die Gegner diese Menschentransporte ausnahmsweise nicht versenkt. Als sie in Tunis unbehelligt landeten, führte die englische Militärpolizei sie direkt vom Kai in das Gefangenenlager ab.

Erwin Rommel gehört unter die wenigen großen Feldherren, die trotz widrigster Verhältnisse mit der Minderzahl über die Übermacht zu siegen verstanden haben. Was m. E. aber noch weit höher steht: der Mensch Rommel war ein unbeirrbarer Kämpfer. Trotz anfänglichen Glanzes unter Hitler, trotz Überhäufung mit allen Lorbeeren und allem Soldatenruhm des „Dritten Reiches", blieb Rommel unbestechlich in seiner Verurteilung eines unsittlichen, unwahren, andere und sich selbst betrügenden Systems. In dieser Überzeugung fand er zu Generaloberst Ludwig Beck, der seinerseits in vieler Hinsicht völlig anders geartet war als Rommel. Bei allem Unglück dieser tragisch und schuldhaft verworrenen Epoche unserer Geschichte ist das Zusammengehen dieser beiden großen Männer, Feldherren beide: Beck als Stratege in philosophischer Abgeklärtheit, Rommel als Führer in der Schlacht, ein Trost und ein Grund zur Hoffnung. Beide kennzeichnet ihr unbändiger Mut zum Einzelgängertum, ihre Todesentschlossenheit für menschliche und sittliche Ideale allein wider den Strom zu schwimmen, wie in der Schlacht so erst recht vor dem Gewaltherrscher ihr Leben und ihre Ehre einzusetzen. Beide, vielleicht kennzeichnenderweise Söhne von „Tatsachen-Männern": Becks Vater war Eisenhütten-Ingenieur, Rommels Vater Mathematiker, beseelte jener hochgemute Wahrheitssinn, den bitteren Tatsachen ins Antlitz zu sehen, mit ihnen nüchtern zu rechnen, die Konsequenzen ihrer sachlichen Erkenntnis standhaft zu ziehen und — **danach zu handeln.**

Hauptmann der Res.
Helmut Wegner

OSTDEUTSCHLANDS geistiger und kultureller Beitrag zum abendländischen Kulturkreis

Es ist erstaunlich, wie gering oft das Wissen über den ostdeutschen Teil unseres Vaterlandes ist. Es sollte zu einer der vornehmsten Aufgaben aller Zeitschriften gehören, hier immer wieder aufklärend zu wirken.

Auch wir wollen mit diesem Aufsatz mahnen, nicht zu vergessen, welche Leistungen unsere Vorväter im vollen Bewußtsein ihrer kulturellen Verpflichtung im Osten bis ins Baltikum hinein vollbracht haben.

Vielfältig ist Ostdeutschlands Beitrag zur Kultur- und Geistesgeschichte der Menschheit. Die Welt weiß jedoch nur wenig von den Menschen, die dort wohnten, von dem vor allem, was die großen Söhne Ostdeutschlands für die Welt bedeutet haben. Aber — müssen wir es nicht heute sagen? Um Deutschlands willen? Um des neuen Europa willen, damit sie nicht auf Unwahrheit aufgebaut werde und auf Vorurteil? Müssen wir es nicht deshalb sagen, weil weder der geschichtliche Beweis noch alle Argumente der Menschlichkeit so schwer wiegen wie das Gewicht des Geistes, der in einem Volke lebt und aus ihm und in ihm entstanden ist und sich immer wieder erneuert? Viele Ingenia hat es unter den Ostdeutschen gegeben, und da die Kraft des Geistes alle Grenzen überwindet, haben sie hineingewirkt in den Raum, der ihnen verwandt war, in den Raum des Kulturkreises, aus dem sie erwuchsen und dessen Werden und Wachsen sie ebenso beeinflußten und förderten wie die Ingenia der anderen deutschen Stämme — in den Raum der deutschen Kultur und durch ihn in den Raum des Abendlandes und des Christentums.

Viele Jahrhunderte lang ist Ostdeutschland eine der lebendigsten und bedeutendsten Kulturlandschaften der deutschen Geistesgeschichte gewesen. Durch eine friedliche Besiedlung aus Mittel- und Nordwestdeutschland, aus Holland, Flandern und Schottland und später auch aus der Pfalz und dem Salzburger Land erhielt die ostdeutsche Landschaft im Laufe der Jahrhunderte ein neues Gesicht. Kirchen und Burgen — die ältesten Steinkirchen in diesem Raume entstanden um 1150 in Schlesien — waren sichtbare Zeugnisse dafür, daß der deutsche Osten die kulturelle Entwicklung Deutschlands in voller Breite mitmachte. Die geistigen Beziehungen gingen hinüber und herüber. Ganz natürlicherweise prägte der Osten dabei eigenständige Formen und Inhalte. Die höfische Dichtung fand ihre Freunde und Meister. Liturgie und Predigt wurden ebenso gepflegt wie in Altdeutschland. Die älteste deutsche und lateinische Dichtung auf schlesischem Boden knüpft sich an die Heilige Hedwig (1174—1243), Schutzpatronin Schlesiens. — In den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters, dem das Bürgertum sein Gesicht gab, entstanden die gewaltigen Burgenkirchen St. Marien zu Danzig und zu Kolberg. Bürgerliche Frömmigkeit verband sich mit der Pflege des Meistersangs und des deutschen Liedes. Pommerns Beitrag in dieser Zeit ist das architektonische Lebenswerk des Stettiners Brunsberg, der mit seiner weitreichenden Schule die wuchtigen Kirchenbauten in Brandenburg, in Stettin, Stargard, Königsberg (Neumark) und Posen schuf. — Auch an der Geistesbewegung des Humanismus hatte Ostdeutschland gebührenden Anteil. Prof. Otto von Münsterberg, der erste Rektor der Universität Leipzig, war ein Schlesier. Die ersten Universitäten östlich der Oder, die Universitäten zu Frankfurt (1506) und zu Königsberg (1544) wurden von den humanistischen Fürsten Joachim I. von Brandenburg und Albrecht von Preußen gegründet. Die größte Leistung des Humanismus aber erwuchs der Menschheit an der Schwelle zwischen Mittelalter und Neuzeit in dem ermländischen Domherrn und Astronomen Nikolaus Kopernikus (1473). Er entstammte einer schlesischen Familie. Kopernikus ersann ein Weltbild, das die Sonne in den Weltmittelpunkt stellt. Hiermit eröffnete er dem Denken der Menschheit das Universum und gab ihr den Blick auf die Unendlichkeit Gottes und seiner Schöpfung frei. Ebenfalls um die Wende vom Mittelalter zur Neuzeit brachten die Ostdeutschen dem ganzen deutschen Volke dann die neuhochdeutsche Gemeinsprache. Sie schlangen damit ein starkes Band, wohl das stärkste um alle deutschen Stämme. Diese Sprache ging aus dem Ostmitteldeutschen hervor. Das Mitteldeutsche war nun, der Herkunft des größten Teiles der Einwanderer entsprechend, die am weitesten verbreitete Sprache Ostdeutschlands. Durch Luthers Bibelübersetzung wurde schließlich das Mittelhochdeutsche der kursächsischen und böhmischen Kanzlei die einheitliche Schriftsprache aller Deutschen. Diese Sprache setzte sich durch gegen das Latein der Gelehrten und das Französische der Höfe. — In der Reformationszeit erblühte im Osten eine neue deutsche Kultur in Kirchenlied und Kantorenmusik, im Schul- und Bildungswesen und in der Sprachforschung. Johann Bugenhagen, der Reformator Pommerns, half Luther bei der Bibelübersetzung. Die neu gegründete Universität zu Königsberg sollte nicht nur eine Schule humanistischer Bildung sein, sondern auch eine Pflanzstätte des neuen Glaubens. — In der Zeit des Barock standen Künste und Wissenschaften an den Universitäten zu Danzig und Königsberg in hoher Blüte. In Danzig befaßte sich der Astronom Johann Hevelius mit der Feststellung der Mondbahn. Mit seiner Selenographie wurde er der Begründer der Mondtopographie. In Königsberg scharte sich ein Dichterkreis um Simon Dach. Dem Osten wie dem Westen gleichermaßen schöpferisch verbunden war der 1664 in Danzig geborene Andreas Schlüter, wohl der größte Bildhauer und Baumeister des Ostens. Mit dem Reiterstandbild des Großen Kurfürsten schuf er, um nur ein Beispiel zu nennen, eines der großartigsten in Erz gegossenen Denkmäler auf deutschem Boden. Zur höchsten Blüte jedoch entfaltete sich die Kunst des Barock in Schlesien. Hier entstanden die gewaltigen Barockbauten der Klöster Leubus und Grüssau. In Leubus führte der Königsberger Michael Willmann in vierzigjähriger Arbeit die Barockmalerei ihrem Höhepunkt entgegen. Aber auch in der Literatur leistete Schlesien in dieser Zeit einen nicht weniger großen Beitrag. Genannt seien nur der 1597 in Bunzlau geborene Martin Opitz und Friedrich von Logau mit seinen über 4000 „Sinngedichten". Angelus Silesius, mit bürgerlichem Namen Johann Scheffler (1624—1677), führte in seinen Gedichtsammlungen, den „Geistlichen Hirtenliedern" und dem „Cherubinischen Wandersmann", die geistliche Dichtung zu hoher Blüte. Ein tiefe Wirkung auf seine Zeit übte auch der 1575 bei Görlitz geborene Mystiker Jakob Böhme in seinen vom Geiste echter Frömmigkeit geprägten religiösen Schriften aus.

Als „deutschen Philosophen" sahen und bewunderten ihn später so große Denker wie Newton und Hegel. Die weltliche Dichtung ist mit den Namen Christian Hofmann von Hofmannswaldau, Andreas Gryphius und Daniel Casper von Lohenstein verbunden. — In der nun folgenden Epoche der Aufklärung traten wieder Brandenburg, Pommern und Ostpreußen stärker in Erscheinung. Dies war sicher kein Zufall; denn inzwischen war hier der Staat Preußen entstanden, der im 18. Jahrhundert auch Schlesien und Westpreußen einbezog. Unter Friedrich dem Großen, dem „Philosophen auf dem Königsthron", gewann die Aufklärung ihre besondere Note. Der Breslauer Christian Wolff (1679—1754), ein Schüler des großen Leibniz, verkörperte in dieser Zeit die Grundrichtung des deutschen Geisteslebens. In seinem Werk „Vernünftige Gedanken" (über Gott, Welt und Seele, Natur und Gesellschaft) legte er den Grund für die Aufklärung in Deutschland.

Immanuel Kant, Gotthold Ephraim Lessing und Johann Gottfried Herder sind die hervorragenden Vertreter der Welt der Klassik, der geistigen Welt Goethes und Schillers. Der 1724 in Königsberg geborene Immanuel Kant, Lehrer und Philosoph an der Königsberger Albertina, bereitete der deutschen Klassik den Boden. Mit seiner „Kritik der reinen Vernunft" (1781), der „Kritik der praktischen Vernunft" und der „Kritik der Urteilskraft" ließ Kant in seinen Bemühungen um die Reinigung des abendländischen Denkens die geistige Welt aufhorchen. Seine Schriften zur Ethik, zur Logik, Metaphysik und Staatslehre bildeten schließlich die Grundlage der Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts. Mit dem Lustspiel „Minna von Barnhelm" (1767) setzte Lessing dem Geiste echten Preußentums ein unvergängliches literarisches Denkmal. Herder, der dritte ostdeutsche Klassiker, gebürtiger Ostpreuße, proklamierte als erster die Eigenständigkeit, Eigengesetzlichkeit und Eigenwertigkeit der Welt des Ostens. Sein Name hat bei den Slawen, den Balten und Balkanvölkern einen guten Klang wie kaum ein anderer deutscher Name. „Jedes Volk", sagt Herder, „hat den Mittelpunkt seiner Glückseligkeit in sich selbst wie eine Kugel ihren Schwerpunkt". Diesem Herderschen Bildungs- und Humanitätsideal sollten wir uns alle zutiefst verpflichtet fühlen und von ihm her unser Denken bestimmen. Herder trug im übrigen dazu bei, daß Shakespeare in Deutschland bekannt wurde. — Von der nun folgenden europäischen Geistesbewegung, der Romantik, wurden alle deutschen Stämme und Landschaften gleichermaßen erfaßt. Mit seiner Entdeckung des Wertes alten Spruch- und Kulturgutes hatte Herder den Durchbruch zur Romantik eingeleitet. Aber bereits der 1730 in Königsberg geborene Dichter und Philosoph Hamann, hinter dem schon die geistige und sittliche Welt der europäischen Mystik des 18. Jahrhunderts sichtbar wurde, fand die Antwort auf die Frage, welche in den vergangenen Epochen nicht beantwortet werden konnte, in dem, was er die „Muttersprache des Menschengeschlechts" nennt: in der Poesie. Heinrich von Kleist, der 1777 in Frankfurt (Oder) geborene Ostbrandenburger, steht mit seinem berühmten Lustspiel „Der zerbrochene Krug" an der Schwelle zwischen Klassik und Romantik. Der „Prinz von Homburg", das „Käthchen von Heilbronn" und „Die Familie Schroffenstein", um nur einige zu nennen, gehören bereits der Romantik an. So gingen auch in dieser Epoche wiederum entscheidende Impulse von Ostdeutschland aus. — In der Zeit spätromantischer Dichtung schreibt Joseph Freiherr von Eichendorff, 1788 auf Schloß Lubowitz bei Ratibor geboren, sein bekanntes Buch „Aus dem Leben eines Taugenichts". In seiner Studie über „Deutsches Adelsleben am Schlusse des 18. Jahrhunderts" hat er klar die Leistungen des deutschen Adels herausgestellt, aber auch schon die Schatten des Niedergangs angedeutet. Mitten in der Wandlung vom Poetischen zum Realismus und schließlich zum Naturalismus vollendet dieser gläubige Katholik seinen Lebensabend in der schlesischen Heimat, in Neiße. Neben Eichendorff steht hier, stellvertretend für alle Südostdeutschen, Adalbert Stifter, ein „Mann des Maßes und der Freiheit", dessen Lebensbuch „Nachsommer" eines der fünf schönsten Bücher der Weltliteratur wurde (Nietzsche). Seine Sorge um den Bestand des Abendlandes gipfelte in dem prophetischen, auch für die heutige Zeit noch gültigen Satz: „Die Mäßigung besiegt den Erdkreis."

Ostdeutsche sind es, die nun auch dem heraufziehenden Zeitalter des Realismus und des Naturalismus Gehalt und Form geben: Willibald Alexis, 1798 in Breslau geboren, in seinen Romanen „Cabanis" und „Die Hosen des Herrn von Bredow"; Gustav Freytag, 1816 in Kreuzburg/Oberschlesien geboren, in seinen Werken „Die Ahnen", „Bilder aus deutscher Vergangenheit" und „Soll und Haben". Der Wegbereiter der modernen Sozialpädagogik, der Danziger Falk, schenkte uns das Weihnachtslied „O du fröhliche, o du selige . . ." Zum Künder der naturalistischen Theorie wurde der 1863 in Rastenburg geborene Arno Holz. Gerhart Hauptmann, 1862 im schlesischen Obersalzbrunn geboren, war der hervorragende Vertreter des naturalistischen Dramas. „Die Weber", „Hanneles Himmelfahrt" und „Fuhrmann Henschel" sind Beispiele einer Grundrichtung, die auf naturgetreue Darstellung des Wirklichen drängt. In „Florian Geyer" stellt Hauptmann die Sozialkritik an einer Gestalt der Zeit der Bauernkriege dar. Für ihn war das Soziale keine politische oder klassenkämpferische Angelegenheit, sondern ein Teil seiner Menschlichkeit. Im Norden erregte der Ostpreuße Hermann Sudermann, 1857 in Matziken geboren, mit dem Roman „Frau Sorge" Aufsehen. Seine tiefe Verbundenheit zur ostpreußischen Heimat zeigt er in seinen „Litauischen Geschichten." Max Halbe, 1865 in Güttland bei Danzig geboren, läßt mit seinen Schauspielen "Mutter Erde" und „Der Strom" die Landschaft in der Weichselniederung erstehen. Theodor Fontane setzt in den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg" der märkischen Heimat ein unvergängliches Denkmal. Der Weg in die Gegenwart führt zur großen ohstpreußischen Dichterin Agnes Miegel, zu Ernst Wiechert und zu Alfred Brust, der das Ostpreußenlied „Land der dunklen Wälder und kristallnen Seen" schuf. Als Deuter und Wegweiser in die Zukunft des Menschseins aber steht vor uns auch der 1892 in Riga geborene Balte Werner Bergengruen, ein Dichter des Verses und der erzählenden Prosa. Mit der Tapferkeit des Baltendeutschen schrieb er sein Hauptwerk, den Roman „Der Großtyrann und das Gericht". — Dichter und Denker des deutschen Ostens hatten von Beginn der deutschen, ja europäischen Literaturgeschichte an stets einen hervorragenden Anteil an den großen Epochen unserer geistigen Entwicklung. Dieser Beitrag erfolgte in vielfältiger geistiger Begegnung mit Mittel- und Westdeutschland. Im Mittelpunkt aber stand die Hauptstadt Berlin. Hier erblühten Kunst und Geisteswissenschaften. Von Berlin aus erfolgte die Vermittlung zwischen dem Osten und dem Westen, dem Norden und dem Süden des ganzen Deutschland und Europas. Zu allen Zeiten wuchsen Berlin aus den ostdeutschen Landen hervorragende Kräfte zu. Georg von Knobelsdorff, ein Schlesier, erbaute im Zusammenwirken mit Friedrich dem Großen das Rokoko-Schloß Sanssouci bei Potsdam. Zwei bildende Künstler von großer Ausdruckskraft sandte Ostpreußen im 20. Jahrhundert nach Berlin: Lovis Corinth und Käthe Kollwitz. In Berlin lebten lange Jahre Gerhart Hauptmann, Hermann Sudermann, Arno Holz und Max Halbe. Nach Berlin kamen auch die berühmten pommerschen Ärzte Virchow und Schleich. Der Schlesier Friedrich Schleiermacher, Mitbegründer der Universität Berlin, wurde hier zum Streiter für die geistige Erneuerung. In Berlin wirkten berühmte Rechtsgelehrte, wie Otto von Gierke aus Stettin und Otto Stobbe aus Königsberg. Heinrich von Stephan aus Stolp in Pommern, der Schöpfer der Reichspost, gründete von Berlin aus den Weltpostverein. Schlesiens großer Sohn, Joseph Freiherr von Eichendorff, lernte in der Hauptstadt der Deutschen Theodor Fontane und Adolf Menzel kennen.

Kein Zufall ist es schließlich — damit möchte ich den Gang durch die geistige und kulturelle Welt Ostdeutschlands beenden —, wenn von 66 deutschen Nobelpreisträgern allein 22 aus Ostdeutschland und aus Böhmen stammen. Sie alle sind Zeugen dafür, wie stark diese Gebiete in den geistigen, kulturellen und wissenschaftlichen Kreislauf unseres Lebens eingeschlossen sind.

Die Ostdeutschen sind heute in alle Welt verstreut. Diese Zerstreuung aber stellt für die geistigen Kräfte Ostdeutschlands die Aufgabe, die der verstorbene Münchner Psychiater Oswald Bumke aus Stolp so formuliert hat:

„Wenn etwas Deutschland wieder zur Achtung in der Welt verhelfen kann, dann werden es geistige Leistungen sein. Diese aber setzen Arbeit voraus, aufopfernde, ehrliche Arbeit, die keine Phrase, kein Pathos, keine persönliche Eitelkeit duldet, die nur der Sache dient und kein höheres Ziel kennt als die Wahrhaftigkeit."

Brig-General Karst

Die Bundeswehr in der Industriegesellschaft (II)

„Armee gegen den Krieg"

Ein Klischee, das diese Verwirrung stiftete, ist die Behauptung, die Bundeswehr sei dazu da, den Krieg zu verhindern. Das gut gemeinte Wort bedarf der Verdeutlichung. Auch die Amerikaner ringen um diese Frage. Um es gleich zu sagen: ich habe manche scharfe Äußerung in der Bundeswehr vernommen. Aber ich habe noch keinen Offizier oder Unteroffizier angetroffen, der in irgendeiner Form durchblicken ließ oder gar sagte, er wolle den Krieg. Die besten Pazifisten, da hatte Altbundespräsident Heuß recht, leben heute unter den Militärs, die in jedem Planspiel, in jeder Stabsrahmen- und Fernmeldeübung, in jedem Manöver, in ihren Vorschriften und durch ihre Kenntnisse des A- und C-Krieges dessen Schrecken am ehesten begreifen, sicherlich aber besser als manche Vertreter der „Apokalypse" und jene wissenschaftlichen Laien, die mit unklaren Kenntnissen hausieren gehen. Wir Soldaten wissen, welches Maß an Vernichtung ein „General-War" mit Einsatz der modernen Superwaffen — sie wurden in den zahlreichen Kriegen seit 1945 noch nie eingesetzt — bedeuten kann.

Es bedarf also keiner Zügelung kriegsmutwilliger Leutnante. Auch hier trifft das Klischee, einer vergangenen Epoche entnommen, die gewandelte Wirklichkeit nicht mehr. Eher ist unsere Sorge die, ob der entschlossene Wille, sich zu behaupten und wenn es sein müßte, auch mit aller Härte zu kämpfen, in unserer störungsempfindlichen Industriegesellschaft noch vorhanden ist. Einen Krieg verhindert man unter den heutigen Weltumständen, wenn man durch das Maß der Rüstung und durch die moralischen Energien des Gemeinwesens die Abschreckung glaubhaft macht. Glaubhaft wird die Abschreckung aber nur, wenn der potentielle Feind weiß, daß die Armee sich schlagen kann und auch schlagen wird, wenn er wider Vernunft und Erwarten angreifen sollte. Insofern ist jede Armee genötigt, in den Kategorien der Durchführung des Krieges zu denken, gerade weil sie dadurch dazu beiträgt, daß die Politiker einen Krieg verhindern können. Der Primat der Politik gilt uneingeschränkt. Sie trägt die Verantwortung für Krieg und Frieden. Allerdings wird die obere und oberste militärische Führung damit von ihrer Verantwortung nicht entbunden, auf Grund ihres Sachverstandes mit Nachdruck auf Voraussetzungen und Folgen eines Krieges, auf die Problematik jeglicher Kriegführung hinzuweisen, vor allem darauf, daß sich das ganze Volk verteidigt, nicht nur der Soldat. Die Bundeswehr bleibt aber das Rückgrat jeder kriegerischen Aktion, stellt die Korsettstange der Verteidigung dar.

Erfreulicherweise ist diese lang umstrittene, aus dem utopischen Moralismus geborene, der Selbstbeschwichtigung dienende Theorie in dem von Emil Obermann herausgegebenen Handbuch „Verteidigung der Freiheit" endlich klargestellt: „Der Auftrag an den Soldaten, den Krieg durch glaubwürdige Abschreckung unmöglich zu machen, bereitet erhebliche intellektuelle Schwierigkeiten, die nicht ohnhin abzutun sind. Mit einer reinen Verteidigungsmentalität kann man das militärische Instrument nur scharf, auf die Sekunde einsatzbereit und die Soldaten kampfwillig (!) halten, d. h. ihre Abschreckung für den potentiellen Angreifer glaubwürdig machen, — wenn alle Teile des Volkes vom gleichen Freiheits- und Verteidigungswillen durchdrungen sind. Andernfalls müssen sich die Soldaten innerlich im Stich gelassen fühlen und schließlich als ‚verlorener Haufe' vorkommen." Und er fährt fort: „Dagegen ist es völlig schief gesehen und führt zu einer Verwirrung der Vorstellungen, wenn gesagt wird, es sei der Auftrag der Bundeswehr, den Krieg zu verhindern. Das war und ist allezeit Sache der Politiker, zumal in einer Staatsordnung, die so großen Wert auf den Primat der Politik legt. Soviel liegt allerdings nahe, daß die Soldaten, denen die Furchtbarkeit moderner Waffen aus intimer Kenntnis täglich bewußt ist, sich am weitesten von jeder Kriegsspielerei fernhalten."[13]) Ich lasse dahingestellt, wieweit die darin genannte Voraussetzung, daß die Bundeswehr sich nicht als „verlorener Haufe" versteht, verwirklicht ist, ob unser Volk tatsächlich entschlossen ist, Freiheit und Unabhängigkeit um jeden Preis zu verteidigen. Bei nüchterner Betrachtung wird man zugeben müssen, daß diese „moralischen Größen" (Clausewitz) noch unzureichend entwickelt sind.

Aber es spielen auch andere Motive mit. Der Hintergrund unserer hoch-störungsempfindlichen Industriegesellschaft ist soldatenfremd; Industriegesellschaften erklären, ganz unabhängig von den modernen Waffen, aus dem Wissen um die Interdepenz der Lebensbereiche einer arbeitsteiligen Sozialordnung ihr Nein zum Krieg überhaupt. Jeder Bürger ist sich seiner Abhängigkeit von den zivilisatorischen Apparaten bewußt; ihr Zusammenbruch würde die Folge eines Krieges sein. Auch ohne unmittelbare Feindeinwirkung wäre jeder weit mehr gefährdet als früher. Man denke nur daran, was es bedeutete, als unlängst in New York für kurze Zeit die Elektrizität ausfiel. Mit tiefem Recht also gewinnt der Gedanke von Wert und Bedeutung des Friedens in unserer Zeit an Gewicht. Das gilt besonders, wenn man an den begrenzt atomaren oder total atomaren Krieg denkt. Aber wie sieht es dann mit den bei Obermann genannten Voraussetzungen aus? Ein moderner Soziologe hat in einem aufschlußreichen Buch „Die Zukunft ist anders" darauf hingewiesen: „Jede militärische Organisation ist hierarchisch auf Gehorsam und Unterordnung, nicht auf Zusammenarbeit aufgebaut. Ein Soldat, wenn er seinen Sinn und Zweck erfüllt, muß von kriegerischem Geist erfüllt sein. Dieser Geist ist in Industriegesellschaften aber im Schwinden. Weshalb also soll abgewartet werden, bis die Armeen von der Mentalität ihrer Soldaten her nur noch soldatisch kostümierte Zivilisten sind. Das kann ein Jahrhundert dauern, und das ist zu lang."[14]) An diesen Sätzen ist fast alles nur halbwahr. Interessant ist die Aussage: „Dieser Geist ist in Industriegesellschaften aber im Schwinden." Ich wage nicht zu entscheiden, ob Wollny damit recht hat, obwohl manche Anzeichen seine These bestätigen. Immerhin ist das 20. Jahrhundert das kriegerischste Jahrhundert der Neuzeit. Selbst seit 1945 toben unablässig Kriege oder kriegsähnliche Aktionen in der Welt, und noch nie hat sie so von Waffen gestarrt und soviel Soldaten unterhalten wie heute. Die Moral der amerikanischen Soldaten soll, soweit sie am Feind stehen, ausgezeichnet sein; die Vietcong kämpfen tapfer und ausdauernd. Ist der Soldat Staatsbürger wie jeder andere, dann verlangt man damit automatisch, daß der Bürger kriegerisch sei, was Bebel und Liebknecht für ihre Vorstellung vom „Volksaufstand" noch voraussetzten. Nun ist das Leitbild unseres Grundgesetzes aber der „friedliche" Bürger, wie Prof. Dr. Köttgen nachgewiesen hat.[15]) Wie eine Armee angesichts eines andersgearteten potentiellen Feindes mit dessen harter Ausbildung und brutalem Einsatzwillen fertig werden soll, hat bisher noch niemand verraten und wirft Fragen auf.

Es drängen sich noch andere Bedenken auf. In der Beilage zum „Parlament" vom 22. 12. 1965 hebt der Pädagoge Dr. Wolfgang Mickel in seiner Untersuchung „20 Jahre politische Bildung in der Bundesrepublik" hervor: „Dagegen herrscht ein in der Wissenschaft schon überwundener Glaube an die Realisierbarkeit einer konfliktlosen

---

13) a. a. O. S. 435 pp

14) Günther Wollny, Boppard, 1962, Seite 156

15) „Von den Grundrechten des Soldaten", Isar-Bücherei, München, 1957, Seite 47 pp

Gesellschaft, in der der Einsatz von Macht als etwas Böses und das Bestehen von Konflikten schuldhaft erscheint. Deshalb sind Macht und Kampf, obwohl eminent politische Kategorien, deshalb ist auch das Kräftespiel der Mächte und der großen Ideologien, ist die Außenpolitik in den Programmen unserer politischen Bildung nur unzureichend vertreten. Eine ähnliche Unterpräsenz erfährt das Recht"[16]). Er gesteht, daß es „bei aller Würdigung der erzielten Fortschritte nicht gelungen sei, dem deutschen Gymnasium der Nachkriegszeit einen der demokratischen Gesellschaft angemessenen organisatorischen Aufbau und praktischen Lebensstil zu geben", und der politische Unterricht „höchstens geschickte Nutznießer politischer Rechte, aber keine Träger einer demokratischen Gesellschaft erziehe."[17]) Der weltanschaulich-politische Boden dürfte also noch nicht ausreichen, dem Staatsbürger jene Überzeugungskraft zu vermitteln, die im Inferno eines modernen Krieges standhält. Was dann? Rechnet man hinzu, was der Vorsitzende des Beirates für Fragen der inneren Führung, Pfarrer Stammler, in „Christ und Welt" am 26. 6. 1964 schrieb: „Die schwerste Belastung aber ist wohl darin zu sehen, daß sich der militärische Führer und Erzieher von der übrigen Gesellschaft alleingelassen und zugleich überfordert fühlt. Während er Tag für Tag an seinen Soldaten das Versagen und die Versäumnisse der heutigen Gesellschaft auszubaden hat, beschießt ihn dieselbe Gesellschaft mit Mißtrauen und Kritik und macht ihn zum Prügelknaben der Nation — ohne daß ihm die nötige Unterstützung zuteil wird",[18]) so kann er ermessen, daß den Militärs heutzutage Aufgaben zufallen, wie noch nie in der Geschichte, und daß sie wohl noch nie so allein standen. Mit Geduld und Mühe hat die Bundeswehr, aus der richtigen Erkenntnis, daß sie sich nicht isolieren darf, trotz aller Anfechtungen und Indifferenz ihre Politik der offenen Kasernentore betrieben und sich langsam, oft gegen die Strömungen der Zeit, Achtung erworben, obwohl sie noch nicht am Ziel ist. Ihre Probleme liegen auf einem Sektor, den Admiral a. D. Heye oder die Quickreporter kaum geahnt, geschweige denn erkannt haben. Sie haben auch nicht erkannt, daß die fortschreitende Technisierung die Streitkräfte zwangsläufig mehr isoliert als mit den Mitbürgern verbindet.

Isolierende Wirkung der Technisierung der Truppe

Wohl verbindet die fortgeschrittene Waffentechnik einen bestimmten Kreis von Offizieren und Unteroffizieren enger mit dem zivilen, besonders mit dem industriellen Leben. Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen, daß diese Technisierung isolierende Wirkungen hat. Ich weise nur darauf hin, daß Flugplätze, Übungsplätze und Truppenunterkünfte zwangsläufig von den Städten weg auf das flache Land verlegt werden müssen. Die Truppe könnte andernfalls im Mobfall nicht mehr abfließen. „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren, öffnen die Mädchen Fenster und die Türen", hieß es früher im Lied. Heute könnte z. B. ein Panzerbataillon nicht durch Bremen marschieren, ohne Verkehrsstauungen hervorzurufen, Straßen und Häuser zu beschädigen. Freilaufende Übungen von Heeresverbänden werden nachhaltig eingeschränkt und auf Straßen begrenzt. Besonders evident ist diese isolierende Tendenz bei der Luftwaffe, deren Maschinen durch ihren Lärm Anstoß erregen und deren Horste von den Gemeinden entfernt werden. Die Nikestellungen liegen in der Einsamkeit. Die amerikanische Armee in den USA ist vielfach in „Forts" ausgewichen, die abseits von Städten liegen. Rechnet man hinzu, daß die notwendigen Wohnsiedlungen für Offiziere, Beamte, Unteroffiziere, Ärzte und Militärgeistliche ghettoartig auch deren Familien isolieren, so erkennt man, wie dieser gesellschaftliche Zug durch Technisierung und Industrialisierung fortschreitet, nicht aus dem bösen Willen „standesbewußter Abschließung" von der Verbrauchergesellschaft, sondern aus dem Sachzwang eines geschichtlichen Prozesses heraus. Der Inspekteur der Luftwaffe, Generalleutnant Panitzki, hat unlängst in einer Pressekonferenz scharf darauf hingewiesen, als wieder Klagen von Bürgermeistern über den Düsenlärm einkamen, daß man entweder verteidigt werden will und damit gewisse Belästigungen in Kauf nehmen oder aber auf Luftwaffe verzichten müsse. Er fand nicht viel Resonanz.

Aber noch mehr! Organisation und inneres Gefüge einer modernen Armee sind schwerer durchschaubar als früher, am wenigsten von Publizisten, die sich von außen nähern. Gerüchte, Artikel, Broschüren von Laien treffen daher nur selten die Wirklichkeit. Als neulich ein Journalist den Generalinspekteur in „Christ und Welt" angreifen wollte, enthüllte er seine horrende Unkenntnis der Tatbestände.[19]) Was an vielen Fernsehsendungen Unbehagen verursacht, ist die Tatsache, daß sie meist, trotz gelegentlichen guten Willens, an den vitalen Sorgen und Interessen der Truppe vorbeigehen. Stellte sich die Bundeswehr allein auf den Verteidigungsfall ein, so würde sie isoliert, ob sie das wollte oder nicht. Wie ist die Lage wirklich? Wohl wird die Bundeswehr als Träger einer gewissen Erziehung zu Selbstzucht, Pünktlichkeit und Ordnung, manchmal auch noch aus traditionellen Gründen anerkannt. In den letzten Jahren wird ihr von vielen Mitbürgern mehr Wohlwollen entgegengebracht. Nur sollte man sich hüten, diese freundlichere Einstellung mit entschlossener Wehrbereitschaft zu verwechseln. Gerade von der Fähigkeit der Bundeswehr nämlich, unser Volk und seine Freiheit erfolgreich zu verteidigen, sind viele nicht recht überzeugt. Insofern trifft die gescheite Einleitung von Georg Picht zu den „Studien zur politischen und gesellschaftlichen Situation der Bundeswehr" den Nagel auf den Kopf; in der Analyse der Ursachen und Folgen hingegen ist sie abwegig.[20]) Man traut der Bundeswehr nicht überall zu, daß sie den Feind zurückwerfen und besiegen könnte, praktisch setzt man daher auch noch nicht genügend Vertrauen in ihre Fähigkeit, wirksam abzuschrecken. Man hofft allenfalls, daß sie die Verteidigungskraft des Westens stärkt, aber auch zusammen mit ihm im Ernstfall eine bedrohliche Vernichtung unserer Substanz kaum verhindern könnte. Diese politisch-geistige Lage ist neu. Sie ist weit neuer als das Bild des Krieges, der heute in vielen Spielarten möglich ist und wahrscheinlich als revolutionärer Krieg, in der Form der subversiven Kampfführung in Industriestaaten allein noch stattfinden kann. Die „Dschungel" dieser Industriegesellschaften, die den Guerillas Unterschlupf und Rückhalt gewähren würden, sind die Häusermeere der Ballungszentren und Großstädte. Durch eine entschlossen subversive Kriegführung könnte man mit verhältnismäßig schwachen Kräften eine Großmacht an den Rand des Ruins bringen. Lenin meinte, 25 000 fanatische Revolutionäre würden dazu genügen. Mit wachsender Anfälligkeit und Störungsempfindlichkeit der arbeitsteiligen, interdependenten Gesellschaft dürften weniger ausreichen. Diese Partisanen müßten allerdings politisch einen gewissen Rückhalt in der Bevölkerung finden, um Erfolg zu haben.

Überdies ist die Bundeswehr eine weitgehend unsichtbare Armee. Durch die Zivilerlaubnis zerfließt sie nach Dienst in die Anonymität; sie ist nicht gegenständlich. Das Volk kann sich kein rechtes Urteil bilden, wie seine Soldaten auftreten und was sie taugen. Diese Unsichtbarkeit ist der Nährboden für Skandalartikel in Illustrierten, Vertrauensbeteuerungen durch Politiker und unermüdlicher „Öffentlichkeitsarbeit" der Truppe.

„Ansehen" kann nur gewinnen, das sagt die Sprache schon tiefsinnig, wer gesehen wird. Die Bundeswehr wird wenig gesehen. Damit aber trennt sie sich vom Volk, das sie zu wenig „wahrnimmt". Ich zweifle, ob unsere Soldaten nach Dienst Zivil tragen, weil sie sich als Staatsbürger fühlen wollen; ob sie nicht vielmehr die zivile Lockerung und die Möglichkeit des unbeobachteten Untertauchens suchen, überdies die Uniform zu tragen scheuen, weil sie zu wenig Ansehen genießt? Von einem staatsbürgerlichen Hintergrund des Ziviltragens kann nur selten die Rede sein.[21])

Schließlich schafft die Motorisierung Entwicklungen, die es früher nicht gab. Der Soldat kann sich jederzeit aus der Garnison entfernen. Standortgrenzen, wie früher, sind illusorisch, weil nicht mehr kontrollierbar; die Garnison gilt nicht mehr als Heimat. Zum

16) B 51—52/65, Seite 47

17) a. a. O., Seite 46

18) „Die Prügelknaben der Gesellschaft"

19) „Bundeswehr im Zwielicht", 17. 12. 1965, Nr. 51 XVIII. Jahrg. Seite 6; dazu die Antworten von Generalleutnant Meyer-Detering und Generalmajor Pape

20) „Denn wie immer ein bewaffneter Konflikt schließlich ausgehen mag, so wird er doch zumindest in der Bundesrepublik die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Voraussetzungen eines demokratischen Rechtsstaates zerstören." Seite 21 a. a. O.

21) Vgl. dazu Rolf Bigler „Der einsame Soldat", Seite 158 pp „Die Macht des Andersseins"

Wochenende, zumal zum verlängerten Wochenende, strömen Kolonnen von Zivilwagen mit den Soldaten in alle Welt. Dadurch ist selbst in der Garnison der Soldat oft ein Fremder. Bei 3000 Soldate in Schwanewede stehen in den Kasernen und um sie rund 750 Privatwagen. Die Soldaten bilden Fahrgemeinschaften und nutzen ihre freie Zeit, loszubrausen. Offiziere und Unteroffiziere, die früher zu Fuß zum Dienst kamen oder ritten — und damit gesehen wurden, werden heute in ihren Pkw nicht mehr gesehen, selbst wenn sie in Uniform kommen oder gehen sollten. Der von Janowitz geschilderte Prozeß der „Verzivilisierung" macht Fortschritte.

Armee ohne Pathos?

Anstelle des früher heroischen, vielfach pseudoheroischen Pathos ist heute das Klischee getreten. An die Stelle der Überwucherung der Militärsprache mit Französisch bis ins 19. Jahrhundert hinein, tritt heute die Überwucherung durch Englisch. Unsere Luftwaffenoffiziere sprechen meist Englisch, manchmal ein Kauderwelsch von Deutsch und Englisch. Die nationalen Vorstellungen werden durch Technik und Sprache aufgesprengt. Das Maß ist bei den Teilstreitkräften verschieden; die Militärsprache formt sich um.

Ist damit jegliches Pathos zeitfremd? Das wird behauptet, oft übrigens pathetisch. Der „Beirat für Fragen der inneren Führung" hat vor Jahren bereits ein aufschlußreiches Gutachten vorgelegt, in dem er die normalen Berufserwartungen des heutigen jungen Mannes auf einen Nenner zu bringen versuchte. So sehr dabei eine gewisse Vereinfachung unumgänglich war, so blieb doch die Erkenntnis, daß von den insgesamt 12 „normalen" Berufserwartungen der Soldatenberuf die meisten n i c h t erfüllen kann. Was kompensiert nun einem Unteroffizier, einem Berufsoffizier, einem Soldaten auf Zeit dieses Fehl?

Was veranlaßt einen Stabsunteroffizier, z. B. Fahrlehrer in einem Versorgungsbataillon, trotz des Angebots ziviler Firmen, das ihm rund 500,— DM monatlich mehr bringen würde, Soldat zu bleiben? Staatsbürgerliches Verantwortungsbewußtsein? Vielleicht hin und wieder als mitbestimmend, aber selten und schwach. Die durch den Beamtenstatus gewährte Rechtssicherheit? Vielleicht manchmal. Aber jedem Z-12-Soldaten steht die Übernahme in die Bundeswehrverwaltung zu, und dort erwartet ihn zwangsläufig ein ruhigeres, auf jeden Fall regelmäßigeres Leben. Außerdem leiden auch die Behörden unter Nachwuchsmangel und stellen tüchtige Bewerber ein.

Es dürfte also doch das Spezifisch-Soldatische sein, das den jungen Unteroffizier bewegt, trotz abgeschlossener Berufsausbildung, die Voraussetzung zu seiner Beförderung zum Unteroffizier ist, Soldat zu bleiben. Also die Freude, junge Menschen zu führen, auszubilden und zu erziehen, das strenge Leben in Disziplin und Verzicht, die Männergemeinschaft, d. h. er muß die Anziehungskraft des Soldatentums erleben, um zu bleiben. Unter den jungen Offizieren ist es nicht anders, obwohl das staatsbürgerliche Moment stärker hervortritt. Ob sich jeder dessen intellektuell bewußt ist, das mag dahingestellt sein. In der letzten Zeit erleben wir, daß sogar Meister und gut bezahlte Fachkräfte unter Verzicht auf Mehrbezahlung zur Truppe zurückkommen, weil sie die Kameradschaft nicht entbehren wollen, das — seltsamerweise — „freiere" Leben. Es ist also meistens doch das Pathos der soldatischen Lebenswelt, das sie fesselt. Es gibt zwar Schattierungen; die Motive fließen ineinander. Aber eine Armee ohne Pathos wäre eine Armee ohne Freiwillige. Wohlgemerkt: das echte Pathos dessen, der mit ganzer Hingabe an die Pflicht sich einer besonderen Aufgabe unterwirft und insofern ein Freier ist.

Ich verkenne nicht, daß die Freude an der hochentwickelten Militärtechnik, die manchen Spezialisten in Bann schlägt, auch ein Anreiz ist. Auch die relative Sicherheit, die der Soldatenberuf, wie der Beamtenberuf, gewährt, im Unterschied zum „Existenzkampf" in der freien Wirtschaft, zieht an. Nur ist in einer vollbeschäftigten Industrie, die sich um Fachkräfte reißt, dieser Existenzkampf weniger ausgeprägt, wenn man überlegt, daß in einer Kompanie meiner Brigade erwiesenermaßen 30 Wehrpflichtige monatliche Zuwendungen ihrer früheren Arbeitgeber bis zu 300,— DM erhielten, unter der Bedingung, daß sie sich nicht weiterverpflichten. Die Erfahrungen aller westlichen Armeen, auch der Bundeswehr, gehen dahin, daß Verbände und Einheiten, die eine ausgeprägte „Gruppenkohäsion" pflegen, — das ist der soziologische Terminus für Korpsgeist, Kameradschaft und Selbstgefühl der „Gruppe", die meist als „Primärgruppe" definiert wird und verschieden groß sein kann, — und sich unbeirrt auf den soldatischen Berufskodex stützen, die meisten Freiwilligen haben. Das geht soweit, daß sich selbst innerhalb eines Großverbandes oder Verbandes jene Einheiten, in denen diese soldatische Note mit Geschick hervorgekehrt wird, der meisten Weiterverpflichtungen rühmen können. Auch Instandsetzungskompanien, d. h. rein technische Einheiten, unterliegen dieser aufschlußreichen Gesetzmäßigkeit. Die Amerikaner haben in den Divisionen ihrer „Marines" dies Prinzip mit Erfolg angewandt. Der Schweizer Rolf R. Bigler unterstreicht in seinem Buch „Der einsame Soldat" diese These, die er in die lapidaren Worte faßt: „Die Gefahr liegt in der Übertreibung. Der Korpsgeist ist die sicherste Zufluchtsstätte des einsamen Soldaten. Er ist das geworden, was die alte Schliffdisziplin einmal gewesen ist, die „force principale des armees".[22]) Die Bundeswehr steht hier noch vor Entscheidungen, deren Konturen und Bedeutung langsam deutlich werden. Mit besserer Bezahlung auf jeden Fall ist die Nachwuchsfrage allein nicht zu lösen. Die kanadische Armee z. B. hat die bestbezahltesten Soldaten der Welt; sie hat zugleich genügend Nachwuchssorgen. Jene „Integration in die Industriegesellschaft", die auch Georg Picht verlangt, ohne zu klären, worin sie bestehen solle,[23]) wirft Fragen auf, die bisher in der Diskussion um die Bundeswehr noch wenig gestellt worden sind.

Qualifizierte Techniker benötigt die Truppe mehr denn je. Sie sind schwer zu werben, obwohl Fachleute unter besonders günstigen Bedingungen eingestellt werden, so z. B. Ärzte als Stabsärzte, Meister im Kfz.-Handwerk als Feldwebel usw. Die meisten Armeen verfahren daher ähnlich wie die Bundeswehr: sie bilden ihre Fachleute in einem System von Lehrgängen und Schulen selber aus — von der Lehrlingswerkstatt bis zur HTL Neubiberg oder Technischen Schule des Heeres in Darmstadt. Die Erfahrung lehrt jedoch: je besser wir z. B. Soldaten auf Zeit ausbilden, desto eher besteht die Gefahr, daß sie bald ausscheiden. Führer und Soldaten aus Instzügen, Wartungstruppe, Bergetruppführer, Narkotiseure und OP-Gehilfen in den Sanitätskompanien werden unter verlockenden Angeboten von Industrie und Krankenhäusern wegengagiert.

Oft bestärken die Ehefrauen ihre Männer in der Entscheidung, der Bundeswehr den Rücken zuzukehren. Hinzu kommt die Mobilität der Industriegesellschaft. Etwa jeder zehnte Arbeitnehmer in der Bundesrepublik hat im vergangenen Jahr seinen Arbeitsplatz gewechselt. Wie aus einer Untersuchung der Bundesanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenversicherung in Nürnberg hervorgeht, hatten knapp dreiviertel der „Wechsler" zwei Arbeitsverhältnisse, während nahezu 20 Prozent an drei und rund 10 Prozent an vier und mehr Stellen arbeiteten. Der Anteil der Beschäftigten mit mehreren Arbeitsverhältnissen betrug bei den Männern 11,6 und bei den Frauen 10,2 Prozent. Im Baugewerbe, in der Land- und Forstwirtschaft sowie im Bereich privater Dienstleistungen wurde der Arbeitsplatz besonders häufig gewechselt. Die Ehefrauen wollen, daß ihr Mann geregelten Feierabend und gutes Einkommen ohne allzuviel Verantwortung hat. Man hat errechnet, daß ein Unteroffizier im Heer rund 95 Abende im Jahr nicht zu Hause sein kann. Finden längere Übungen statt, erhöht sich diese Zahl. Sein Beruf ist eben kein „normaler" Beruf, der in Industriegesellschaften als Arbeitsplatz im Betrieb bevorzugt wird. Der Soldatenberuf verlangt nach wie vor, sogar von der Ehefrau, besonderes Verständnis und Verzicht. Und all die klugen Leute, die von außen ohne Sachkenntnis und Erfahrung von der „Anpassung an die Industriegesellschaft" schwärmen, ohne sich präzise Rechenschaft darüber abzulegen, was sie darunter verstehen, sollten eine Einheit übernehmen. Sie würden bald eines Besseren belehrt. „Der Glanz der alten Soldatenherrlichkeit (?) ist dahingeschwunden. Würde der Beruf des Soldaten richtig verstanden, so wäre er der nüchternste von allen

22) Frauenfeld, Buber & Co., 1963, Seite 167
23) a. a. O., Seite 20 pp

Berufen", meditiert Picht mit seltsamer Fremdheit zur Wirklichkeit und ohne zu verraten, worin denn die wahrscheinlich zu keiner Zeit vorhandene „Soldatenherrlichkeit" bestand. Vor 1870 war das Militär selbst in Preußen wenig angesehen und wurde gemieden. Binding schreibt in „Erlebtes Leben" sogar noch von der Zeit nach dem Krieg 1870/71: „Als Sohn Frankfurts, der freien Reichsstadt, war er (sein Vater) nicht im Soldatendienst ausgebildet. Es gab zwar damals auch dort schon eine Dienstpflicht, aber es war zulässig und anständig, sich von dem wenig geachteten und spießigen Militärdienst loszukaufen."[24]) Und Hitler begann diese „Herrlichkeit" , indem er zwei Generale ohne Gerichtsurteil und Schuld erschießen ließ, und endete damit, daß er 22 Generale strangulieren oder erschießen ließ. Die Alliierten setzten das fort und ließen 59 Generale hinrichten. Wie so oft, werden unklare Bilder der meist schief gesehenen Vergangenheit konfrontiert mit der Gegenwart, die damit auch falsch beurteilt wird. Verglichen mit der Aufbauzeit der Reichswehr, die in Bürgerkriegslagen wiederholt eingesetzt wurde, deren Soldaten sich als „Noskehunde" zur Wehr zu setzen hatten, wenn sie ausgingen, mehrfach neu vereidigt wurden, war der Aufbau der Bundeswehr geradezu ideal und ruhig. Picht fährt dann gerechterweise fort: „Jedenfalls aber gibt es kaum einen zweiten Beruf, dessen Probleme in der heutigen Zeit so schwer zu durchschauen, so unlösbar sind." Immerhin stellt sich hier wieder die Frage, warum das so ist, wenn der Soldatenberuf „ein Beruf wie jeder andere"[25]), seine Probleme aber „unlösbar" wären? Wohltuend gegenüber solchen meist aus ideologischem Moralismus geborenen Analysen sind die nüchternen Einsichten amerikanischer Forscher, die sich nichts vormachen und von geschichtlichen Ressentiments kaum den Blick verstellen lassen. „Das Militär als soziales System weist ganz spezifische Wesensmerkmale auf, da seine Führung dauernd vor der Möglichkeit steht, daß einmal Feindseligkeiten ausbrechen ... Der einzigartige Charakter des Militärs rührt von der Voraussetzung her, daß seine Mitglieder Spezialisten der Gewaltanwendung und der Massenvernichtung sind. In der Sprache des Soldaten wird das auf der Basis des gesunden Menschenverstandes anerkannt: der militärische Auftrag ist der Schlüssel der militärischen Organisation".[26]) Vom Fundament derartig klarer Überlegungen aus kann Janowitz dann auch präzis und unbeeinflußt die „grundlegenden Wandlungen des Militärs über die letzten 50 Jahre" hinweg untersuchen. Und die sind in der Tat erheblich!

Entweder mit Geld oder mit Ehre — diese Alternative stimmt heute nicht. Es gäbe eine dritte Lösung, die Bigler andeutet: die redliche Anerkennung der soldatischen Wesensmerkmale, die klare Würdigung ihrer Notwendigkeit, nicht ihrer Willkür, vom Sachzwang ihrer Aufgabe her: durch militärische Tüchtigkeit und geistige Freiheit der Politik zu helfen, die Spannungen der Staaten friedlich beizulegen, bis eine umfassende, kontrollierte Abrüstung den Krieg unwahrscheinlich macht. Das allerdings verlangte, bei aller militärischen Technologie, ein hohes Maß an Selbstachtung unter den Soldaten, an Solidaritätsbewußtsein und „Gruppenkohäsion".

Der technische Dienst

Wie früher in bescheidenerem Maße die Pferdepflege, so bestehen heute mindestens 30 % des militärischen Dienstes in Pflege, Wartung und Instandsetzung der Ausrüstung. In diesem Dienstzweig berührt sich, neben der Verwaltung, die industriell-technische Arbeitswelt des zivilen Lebens am engsten mit dem Wehrdienst. Man hat argumentiert, daß diese technische Arbeit, die heute ein hoher Prozentsatz von Soldaten in allen Teilstreitkräften vordringlich zu erledigen hat, zwangsläufig discipliniere, insofern, als der Sachzwang der Technik automatisch zu verantwortungsbewußtem, sachgemäßem Tun führe. Nichts hat sich falscher herausgestellt als diese Auffassung. Danach müßte der technische Dienst in der Truppe der Dienst mit der höchsten Disziplin sein. In Wahrheit ist er oft die Quelle der Indisziplin und Gammelei. Jeder Einheitsführer, Schirrmeister und Teileinheitsführer, ja Kommandeur und T-Offizier muß unablässig organisatorische Maßnahmen und Dienstaufsicht ins Spiel bringen, um den technischen Dienst nicht erlahmen zu lassen. So gern unsere Soldaten Panzer fahren oder mit der Haubitze schießen: so ungern warten und pflegen sie das Gerät. Beschäftigung mit Technik diszipliniert also keineswegs automatisch. Es bedarf vielmehr disziplinierter Menschen mit wachem Verstand, Bildung und Schulung, Verantwortungsbewußtsein und Staatsbürgersinn, um die Technik zu meistern.[27]) Und da sieht es noch keineswegs so aus, als ob wir mit vollen Segeln zuversichtlich in die Zukunft vorstoßen könnten. Viele Momente treffen zusammen, daß die Waffentechnik noch nicht so gemeistert wird, wie nötig wäre. Mangelnde Vorbildung mancher Ausbilder, falsche Wertung der Technik durch die Soldaten, Indifferenz gegenüber dem Staatseigentum als Ausfluß ihrer Indifferenz dem Staat gegenüber, der sie unter die Waffen rief, Lust am Abenteuer — es wäre an der Zeit, einmal über die unzeitgemäße Renaissance von Karl May nachzudenken! — und mangelndes Verantwortungsbewußtsein, — aber auch der Mangel an striktem Gehorsam, der in unserer modernen technischen Welt an Bedeutung neben und in der geistigen Freiheit und sauberen Ausbildung gewinnt. Der kleinste Ungehorsam, eine geringfügige Unachtsamkeit kann zu schwerwiegenden Folgen führen, wie auch die Starfighteraffäre beweist.

Freiheit und Gehorsam

Auf dem Höhepunkt der Periode der Vorwürfe wegen angeblichen „Kadavergehorsams" der deutschen Soldaten stand in der Hauptvorschrift des Heeres, dem „Exerzierreglement für die Infanterie" vom 29. 5. 1906, folgender Passus: „In Fällen, in denen sich der Untergebene sagen muß, daß der Auftraggeber die Verhältnisse nicht genügend übersehen konnte oder wo der Befehl durch die Ereignisse überholt ist, wird es Pflicht des Untergebenen, erhaltene Befehle nicht oder abändernd auszuführen und dies dem Vorgesetzten zu melden." Diese freie Form des Gehorsams, in der Auftragstaktik verankert, ist heute für die Mehrzahl der Soldaten nicht mehr vertretbar. Es dürfte erforderlich sein, einmal die Wandlungen im Gehorsam der Soldaten durch die Wehrtechnik zu untersuchen. Man würde wahrscheinlich dazu kommen, daß auf der einen Seite Selbständigkeit, Zusammenarbeit und Verantwortung im Gehorsam angewachsen sind, die Genauigkeit der Gehorsamspflicht sich aber verschärft hat. Die Treue im Detail ist das A und O moderner Waffentechnik; sie herbeizuführen, gibt es nur wenige Wege. Wer nicht aus Einsicht und Verantwortung exakt gehorcht, muß dazu mit Strenge angehalten werden. Dabei fällt dem Unteroffizier, dem technischen Spezialisten moderner Truppenteile, die Hauptlast zu. Die meisten Armeen der freien Welt sind bemüht, die Kardinalfrage nach der Autorität der Unteroffiziere befriedigend zu lösen. Die USA haben nach anfänglichen Liberalisierungsversuchen (Doolittle — Board) die Zügel rücksichtslos angezogen. Die Engländer blieben traditionell hart und halten auf Hierarchie; die Franzosen schwanken. Diese Frage ist ein Kernproblem jedes Militärwesens und auch in der Bundeswehr noch nicht ganz gelöst. Sie ist aber auch der Führung in der Industrie aufgegeben, wobei mangelnde Autorität der Meister und Vorarbeiter sich in schlechten Bilanzen, der Unteroffiziere und Feldwebel in blutigen Verlusten auszahlt, wie die Amerikaner vor allem in Korea erfahren mußten. Die Situation der Unterführer würde erleichtert, wenn verantwortungsbewußte junge Staatsbürger einrückten, die dem Ideal, aus vernünftiger Einsicht zu gehorchen und auch die täglichen Pflichten mit Präzision und Eifer zu erfüllen, folgen würden. Ich erspare mir, darauf einzugehen, wie es wirklich in der Truppe aussieht. Das Dilemma der nahezu unüberbrückbaren Kluft zwischen Theorie und Praxis, zwischen Ideal und Wirklichkeit dürfte bekannt sein. Es stellt sich sogar die Frage, ob man mit 20 Jahren bereits ein „vernünftiger", „verantwortungsbewußter" und „urteilsfähiger" Staatsbürger sein kann, in einer kompliziert gewordenen Gesellschaft, in der selbst berufene Amtspersonen ihre Ratlosigkeit nicht leugnen. Unsere Erfahrungen, nun schon 10 Jahre laufend, ergeben, daß in den jungen Soldaten manche Ansätze zu dieser conditio sine qua non vorhanden sind. Die Mehrzahl ist aber, ihrer Altersstufe entsprechend, noch nicht reif. Ihre Interessenlage ist anders, ihre allgemeinen Kenntnisse sind meist gering, ihre Einstellung

---

24) Frankfurt a. M., 1927, Seite 18

25) a. a. O., Seite 22

26) Morris Janowitz a. a. O., Seite 29, 33

27) Vgl. Karst „Das Bild des Soldaten", Boppard 1964, Seite 145 pp

zum Staat noch wenig ausgeprägt; ihre Haltung, trotz unverkennbaren Leistungswillens bei bestimmten Herausforderungen, ist eher die des Soldaten Schwejk, wie ihn Jaroslaw Hasek darstellt, als die des bewußten, freiheitsmutigen Staatsbürgers. Dabei liegt es auf der Hand, daß nicht nur die Bundeswehr, sondern auch unser freies Gemeinwesen eine glückliche Zukunft nur bauen können, wenn Bildung, Interesse — heute sagt man auf gut Deutsch: „Engagement" und wacher Geist, Freiheitsmut und Glauben die Grundlagen unserer Industriegesellschaft sind, besonders aber derer, die zu führen in irgendeiner Form berufen sind.

Staatsbürger in Uniform und Staatsdiener

„Das Leitbild des Staatsbürgers in Uniform weist darauf hin, daß die Pflichten und Rechte des Soldaten dasselbe ideelle und moralische Fundament haben wie die Pflichten und Rechte des Staatsbürgers", hob Prof. Dr. Möbus in seiner Rede in Kassel am 9. 10. 1964 — „Geistige Grundlagen der Bundeswehr" — hervor. Nun — das war in der Geschichte meist nicht anders. Die Studenten bei Langemarck meinten diese Bedingungen ebenso zu erfüllen wie die Athener in den Perserkriegen. Nur in bestimmten Perioden der neueren Geschichte trennten sich Armee und allgemeine Verfassung.' Die Bundeswehr wäre glücklich, wenn es so wäre, wie der verstorbene Direktor des Wissenschaftlichen Forschungs- und Lehrstabes bei der Schule der Bundeswehr für innere Führung darstellte. Dann hätte sie keine Nachwuchsschwierigkeiten, kaum Probleme in der Erziehung der Soldaten. Die junge Mannschaft wäre entschlossen, auch als Soldaten ihren Mann zu stehen, weil sie Wert und Unverlierbarkeit der „ideellen und moralischen Fundamente" unseres Staates erkannt hätte, und, wie in Israel, zu todesmutigem Dienst jederzeit bereit wäre. Dem ist noch keineswegs so; es handelt sich vielmehr um eine Idealforderung, die wir anstreben müssen.

Überdies wird oft übersehen, daß der Soldat nicht nur Staatsbürger ist, sondern verpflichteter Staatsdiener. Das legt ihm Einschränkungen auf, die der Staatsbürger nicht hat. Was wir aber in unserer Wohlstandsgesellschaft mit Sicherheit haben, sind Wirtschaftsbürger, auch in Uniform. Mit dem Aufkommen der „industriell-bürokratischen Erwerbsgesellschaften" (Gehlen), die zur Verbrauchergesellschaft tendieren, hat das wirtschaftliche Denken die Vorherrschaft gewonnen, bei uns um so eher, als der außenpolitische Spielraum relativ schmal zu sein scheint. Dieses Denken ohne weiteres als vorbildlich für die Bundeswehr zu bezeichnen, ist auf jeden Fall voreilig. Ich gehöre nicht zu denen, die das „Wirtschaftswunder" verdächtigen oder ablehnen. Im Gegenteil! Nur darf der Wohlstand nicht das einzige Ziel des Lebens bleiben. In St. Ingbert erklärte im Oktober 1965 der stellvertretende Vorsitzende des DGB, Tacke, das „ganze Denken der Bürger sei nur auf die Expansion und den Wohlstand gerichtet, während sich das Denken in Gemeinschaft und Solidarität leider nicht entwickelt habe. Das Besorgtsein nur um den eigenen Vorteil habe sich als Nebenprodukt des mehr und mehr geförderten Liberalismus entwickelt. Dieser Liberalismus bedeute Macht, Egoismus und Loslösung des Menschen auch von den sittlichen und religiösen Bindungen". Ähnliche Urteile ließen sich genug von prominenten Zeitgenossen beibringen, angefangen bei Augstein, der die Gesellschaft in der Bundesrepublik als „geistig abgewirtschaftet, ethisch und moralisch verkommen, apolitisch und asozial" verurteilt (Nr. 35/1962), unfähig, „zwischen den Realitäten unserer Welt, christlichem Verantwortungsbewußtsein und religiösen Dogmen zu unterscheiden" (Nr. 43/61), „In der Masse Herdenvieh" (Nr. 22/1962) bis zu Prof. D. Thielicke, von Jaspers bis zu Roepke, von Ortega y Gasset bis zu Ernst Jünger, von Max Picard bis zu Hans Freyer — um nur einige zu nennen. Demgegenüber sehen wir die unverbesserlichen Optimisten, die, wie Micawber, die unsterbliche Figur aus „David Copperfield", in ihrem Hang, von einer Enttäuschung zur anderen immer wieder daran zu glauben, daß eine Wendung zum Guten vor der Tür stehe, alles gut heißen, wenn nur Veränderung stattfindet. Andere sehen nicht oder wollen die Gefahren nicht sehen, die aus der industriellen Entwicklung erwachsen. Unsere Flüsse werden zu Kloaken, in denen die Fische aussterben; zahlreiche Tierarten werden, wo die Technik hindringt, ausgerottet; die Meere werden verölt, die Natur vergewaltigt. Die Abgase der Autos verpesten die Luft, so daß man in den USA überzeugt ist, daß in 20 Jahren gewisse Städte für Kfz. gesperrt werden müssen oder man nicht mehr in ihnen leben kann. Pro Jahr stirbt durch Unfall allein auf den Straßen der Bundesrepublik eine kriegsstarke Division (15 000 Menschen), in den USA sterben vier Divisionen (60 000 Menschen), werden 25 Divisionen verletzt oder verkrüppelt. Auf jede Geburt rechnet man 2 Abtreibungen. Die Selbstmordzahlen sind hoch. Die Jugendkriminalität klettert erheblich, besonders in den USA (17 % im Jahre 1964). Das Interesse vieler Durchschnittsbürger an der Politik ist gering. Großartig sind auf der anderen Seite die Fortschritte in Hygiene, Verkehr und Weltraumflug, Medizin, Technik und Produktion von Konsumgütern, Sprengung der nationalen Schranken und die Bemühungen um Rechtssicherheit und Frieden.

In dieser kontroversen Welt steht der Soldat der Bundeswehr in besonderen Spannungen. Es geziemt ihm nicht, sich in billigem Optimismus zu gefallen oder den nivellierenden Tendenzen der Zeit nachzugeben. Es geziemt sich für ihn aber ebensowenig, in Pessimismus zu verfallen, vergangenen Zeiten nachzutrauern und in einem meist ungeistigen Traditionalismus steril zu werden. Der rechte Soldat war und ist, wie der Christ, Realist. Er sieht nüchtern, was schlecht oder zukunftsträchtig ist, bewahrt sich den Mut, die unverlierbaren Konstanten in Ehren zu halten und wird sich unermüdlich weiterbilden, sittliches und politisches Urteil und klare Sicht zu gewinnen. Was immer die Entwicklung der modernen Industriegesellschaft bringen mag, sie bedarf der ständigen geistigen Durchdringung, um nicht zur Roboterwelt zu werden, sie bedarf des Ethos, um nicht moralisch zu entarten, sie bedarf derer, die ihr mehr zu geben als zu fordern bereit sind. Auf den Soldaten umgemünzt bedeutet das, daß er nach den Worten des Prinzen Eugen „nie aufhört, über seinen Beruf nachzudenken", kein Techniker wird, sondern Soldat bleiben muß, sich der großen Tradition des Geistes ständig neu versichern, das Dienen über den Verdienst stellen sollte. Er ist und bleibt, solange Gefecht und Kampf noch möglich sind, etwas „Besonderes", nämlich auf den Ausnahmefall des Lebens ausgerichtet, was ihn nur berechtigt, sich dienend zu bewähren, solidarisch mit der freiheitlichen Grundordnung, nicht, sich zu überheben. Zu meiner Genugtuung hat der mehrfach zitierte bedeutende Wehrsoziologe des Westens, Prof. Morris Janowitz, das in klaren Worten kurz formuliert: „Besonders in einer Marktwirtschaft mit einer gewinnmotivierten Gesellschaft ist das Militär auf Pflicht und Ehre ausgerichtet".[28]) Wäre es das, kann es „auf der Höhe der Zeit" stehen und tiefgreifende Wandlungen kühn in seine Entwicklungen einverleiben. Ist es das nicht, wird es hin- und hergerissen und taugt nicht viel. Stellen Sie sich bitte einen jungen Offizier der 1. US-Kavallerie-Division vor, der jetzt im Dschungel von Vietnam kämpft. Er würde bei mancher unserer Diskussionen über den Soldaten verwundert lächeln und sich kopfschüttelnd wieder seiner Pflicht zuwenden: seiner soldatischen Pflicht! Diese Pflicht ist heute verantwortungsbeladener denn je; sie verlangt politisches Bewußtsein, Mitdenken und erhebliche Kenntnisse und Fertigkeiten. Sie bleibt aber unerbittlich eine s o l d a t i s c h e Pflicht, die dem nicht ausweichen kann, was der Kampf verlangt: Gehorsam, Tapferkeit, Kameradschaft und die entschlossene Bereitschaft, Tod und Verwundung hinzunehmen wie zuzufügen.

---

28) a. a. O., Seite 32

Leser schreiben an die Redaktion:

Ich Unterzeichneter, Leutnant bei der Kgl. Hälsinge Regiment / IR 14 / in der schwedischen Armée, gehöre seit Anfang des Jahres 1960 zu der ständigen Leserschaft von „Kampftruppen". Ich habe Ihre Zeitschrift vom Anfang meines Abonnements sehr interessant gefunden und ich freue mich immer, wenn eine neue Nummer mich erreicht. Auch für einen Infanterist, der ich bin, gibt es immer sehr interessante und lehrreiche Artikel, die die Verhältnisse von gestern und heute behandeln.

Ich hoffe, daß „Kampftruppen" auch fernerhin bestehen soll, und wünsche Ihnen, Herr Generalmajor, und vor allem der Zeitschrift weiterhin viel Erfolg und verbleibe

Mit vorzüglicher Hochachtung

K. Björkenstam, Leutnant (Schweden)

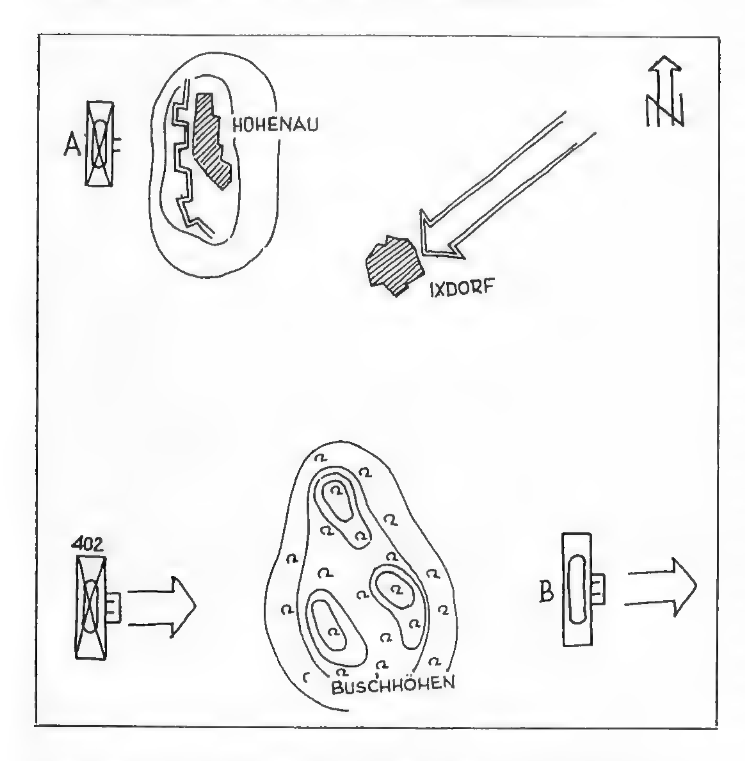
Wilhelm Osterhold

Wie kann man mechanisierte Infanterie in einem konventionellen Gefecht nützlich verwenden?

Der Leser wird sich erinnern, daß wir in der vorigen Ausgabe unter dem Titel „Vorsicht bei ‚einfachen' Lagen" klarzumachen versuchten, daß Beschränkung auf das Wesentliche sicherlich eine Tugend ist, daß man aber über das Ziel hinausschießt, wenn man alles, was wichtig ist, wegläßt. Denn wo Knochen, Mark und Fleisch fehlen, läßt sich keine Suppe kochen, die taktischen Nährwert besitzt.

Wir müssen auf die kritisierte Lage aber noch einmal zurückkommen, weil dazu inzwischen eine Musterlösung veröffentlicht worden ist. Diese Lösung läßt vermuten, daß, wahrscheinlich durch den jahrelangen Umgang mit der Wunderdroge Atom, bei der Ausarbeitung konventioneller Entschlußaufgaben an Potenz verloren ging. Auch — was deren Lösung angeht — scheint das Empfinden dafür, was taktisch möglich ist, etwas gelitten zu haben. Ja, mehr noch, wir müssen mit einigem Erschrecken erkennen, daß man die Verwendung von mechanisierten Verbänden anscheinend schon vom grundsätzlichen her nicht mehr ganz beherrscht.

Damit niemand im vorigen Heft nachzuschlagen braucht, wird die Lage rasch noch einmal gebracht, aber sie ist heute nur Mittel zum Zweck, wir wollen uns ja für ihre Auflösung interessieren.



PzPzGrenBrig 40 im Angriff nach Osten. Während sich die weit zurückhängende Angriffsgruppe A noch im harten Kampf mit Feind bei HOHENAU befindet, hat Angriffsgruppe B Feind auf BUSCHHÖHEN geworfen und stößt weiter nach Osten vor.

Funkmeldung von Angriffsgruppe B: Feind in Stärke von 25 SPz und 9 mKPz von Nordosten im Vorgehen auf IXDORF. Vorderste Teile in IXDORF eingedrungen.

Entschluß des Kdr PzGrenBtl (SPz) 402?

Wie schon ausgeführt, war an der Lage manches auszusetzen, so daß man es sich jetzt eigentlich verkneifen sollte, an den eingesandten Lösungen herumzumäkeln, denn wenn in der Lage alle Entfernungsangaben und dazu noch der Auftrag fehlen, kann man füglich kein Kraftei als Lösung erwarten.

Wenn die Musterlösung trotzdem seziert wird, dann deshalb, weil sie von offizieller Stelle stammt, und weil manches an ihr so erstaunlich ist, daß man sich fragen muß: „Sollte auch höheren Ortes im Furioso vergangener Atomplanübungen die Fähigkeit verkümmert sein, konventionelles Kampfgeschehen richtig zu beurteilen?"

Zunächst einmal die zur Diskussion gestellte Lösung: Panzergrenadier-Bataillon (SPz) 402 greift unverzüglich Feind in Ixdorf an und vernichtet ihn, um so die Voraussetzung für die erfolgreiche Fortführung des Angriffs der Brigade zu schaffen.

Diese Lösung unterstellt zwei Dinge als zweifelsfrei feststehend:

1. Die Wegnahme von und die Vernichtung des Feindes in Ixdorf **sind nötig.**
2. Die Wegnahme von Ixdorf **ist möglich.**

Nehmen wir uns zunächst die Behauptung Nr. 2 vor, und untersuchen wir, ob mit den gegebenen Kräften die Aufgabe lösbar ist. Dazu ein Kräftevergleich:

Der Feind hat Ixdorf erreicht und wird spätestens in 3 Minuten die letzten seiner 50 Gruppen Infanterie ausgebootet haben (in jedem BTR 152 oder BTR 60 P befinden sich 2 Gruppen). Diese 50 Gruppen haben, weil sie eine Ortschaft verteidigen wollen, schon kurz nach ihrem Absitzen eine große Abwehrkraft und damit ein Stehvermögen, das Infanterie im freien Gelände vielleicht nach vielstündiger Schanzarbeit erreicht. Dazu findet der Feind für seine neun Panzer versteckte und auch teilgedeckte Stellungen in ausreichender Zahl. Blau stellt dagegen 36 Gruppen, wovon jedoch — wenn zum Ortskampf abgesessen wird — nur 75 % an den Boden zu bringen sind.

Mit anderen Worten: Blau will unter einem Stärkeverhältnis von knapp 3 : 5 eine Ortschaft angreifen. Früher galt, daß man im „ordinären" Angriff schon 3 : 1 überlegen sein sollte, und dort, wo es um die Wegnahme von Ortschaften ging, sollte man besser mehr aufbieten, ganz besonders aber reichlich Infanterie. Hier verfügt man nicht über 3 : 1, hat nicht einmal 1 : 1, sondern vielleicht 0,6 : 1. Daß hier die Proportionen nicht stimmen, bedarf keiner weiteren Erläuterung.

Doch selbst wenn wir annehmen wollten, daß der Angriff vielleicht doch gelingen könnte (man hat in „Der Landser erzählt" von Wundern an Heldentaten gelesen), dann ist dazu zu sagen, daß der Krieg nicht dazu geführt wird, daß wir für unsere Soldaten Gelegenheiten schaffen, sich als Helden zu produzieren. Aufgabe des militärischen Führers ist es, durch Nachdenken seinen Soldaten das Siegen leicht zu machen, wenn möglich, ganz ohne Heldentum. Heldentum ist anrüchig, man fordert es gerne dann, wenn irgend etwas in der Führung schief gelaufen ist und man sich mit dem Heldentum seiner Soldaten aus der Patsche ziehen möchte. Erinnern Sie sich noch der Wehrmachtsberichte?

1940 Unsere **wackeren** Musketiere haben . . .
1942 Unsere **tapferen** Soldaten haben . . .
1944 Unsere **heldenhaft** kämpfenden Soldaten . . .

Sie erinnern sich gewiß! Und so wollen wir lieber die Spekulationen mit dem „unvergleichlichen Heldentum unserer Soldaten" lassen und uns fragen: „Und wenn es uns gelingt, Ixdorf zu nehmen, was soll's?"

Wir wissen, daß ein mechan. Großverband mit Panzern oder mit Grenadieren voraus angreifen kann. (Manchmal greifen sogar beide gleichzeitig an, aber dieser Fall interessiert hier nicht.)

Weil die TF weiß, daß der Angriff „mit Panzern voraus" den größeren Geländegewinn und den raschen Erfolg bringt, zählt sie als Kriterium für gute Angriffschancen alles das auf, was das Ver-

fahren „Panzer voraus" begünstigt. Ergo ist die mech. Infanterie dazu da, unserer Hauptangriffswaffe dann, wenn diese auf panzerungünstiges Gelände stößt, das sich nicht umgehen läßt, helfend beizuspringen, damit möglichst bald wieder mit „Panzern voraus" der Angriff fortgesetzt werden kann. Der Sieg unserer Brigade ist also da zu suchen, wo jetzt das Panzerbataillon vorgeht. Nicht in Ixdorf. Nicht einmal dann, wenn man genügend Infanterie hätte, um Ixdorf zu nehmen, dürfte man sie dort festlegen. Es wäre einfach, vom Konzept der Verwendung mechanisierter Verbände her, falsch. Hat man überhaupt eine Vorstellung davon, wie lange das Bataillon 402 im Unternehmen Ixdorf festgelegt ist? Bei der Wehrmacht sagte man: „Bei einem Angriff auf eine Ortschaft weiß man eigentlich nur, wann man antritt. Wann man am anderen Ende herauskommt, vermag niemand zu sagen". Bei der Wehrmacht legte man großen Wert darauf, bei Einbruch der Dunkelheit seine Infanterie vorn zu haben. Wir heute doch sicherlich auch?

Warum also will man Ixdorf angreifen? Der Sieg und natürlich auch die ernstzunehmende Krise liegt dort, wo die Panzer Raum gewinnen. Wenn die Panzerführer des letzten Krieges ihre Infanterie an jedem „Ixdorf" verschwendet hätten, man wäre wohl nicht so weit nach Osten vorgekommen.

Der Verfasser der Musterlösung, der gewissermaßen „ex cathedra" zu uns spricht, empfindet den Feind in Ixdorf als eine Bedrohung. Aber zur echten Bedrohung wird dieser Feind jedoch erst, wenn er aktiv wird, wenn er über Ixdorf hinaus vorstößt. Und hier liegt eine einzigartige Chance für das Bataillon 402, einen ganz billigen und ganz großen Erfolg einzuheimsen. „Auflaufen lassen und dann gewissermaßen aus der Hinterhand nachschlagend den Feind völlig vernichten". Das ist die Antwort, wenn der Feind sich fürwitzig aus Ixdorf hervorwagen sollte. Im freien Gelände sind (nach vorausgegangener Vernichtung der feindlichen Begleitpanzer) seine SPz eine leichte Beute unserer stärker bewaffneten Schützenpanzerwagen.

Und wenn der Feind nun nicht aus Ixdorf herauskommt? Nun, dann haben wir eben Pech gehabt, dann ist es nichts mit einem billigen Sieg. Befehlen können wir dem Feind nicht, über Ixdorf hinaus vorzugehen. Aber eines ist auch sicher, wenn wir ihn nicht mit irgendwelchen Tricks (die uns der Augenblick eingeben mag) herauslocken aus seinem Nest, ewig auf ihn warten werden wir sicherlich nicht. Wir wissen, wo unsere Aufgabe ist, wir wissen wo der Erfolg lockt. Also dem Panzerbataillon nach.

Jeder feindliche Verband, den wir im Gefecht links liegen lassen können (was leider nicht immer geht), ist ein unnützer Haufen für die feindliche Führung. Und die zu ärgern, sollte unsere höchste Wonne sein.

August Graf von Kageneck

Frankreich zeigte am Nationalfeiertag nur einen wehmütigen Rückblick . . . .

Nichts Neues. Das war, wie so oft, das Urteil der zahlreichen ausländischen Militär-Attachés an den Pariser Botschaften, die von der traditionellen Tribüne unter den Linden der Champs-Elysées aus dem diesjährigen Défilé der französischen Armee zum Nationalfeiertag am 14. Juli beiwohnten. Das Schauspiel war nicht auf dem breiten Fahrdamm der weltbekannten Avenue, es war auf den noch breiteren Trottoirs rechts und links, auf denen sich das bunte Pariser Volk, ein Heer von Ausländern aller Zungen und Farben und eine stattliche Anzahl weißgekleideter oder blauer Polizisten drängten. Es war auf den Tribünen, von denen herab eine kosmopolitische Menge von Diplomaten und Militärs, durchsetzt von den eleganten Sommer-Roben der Damen, dem martialischen Festival folgte. Erstaunt es, wenn die Sowjets in ihren knapp sitzenden Uniformen und die Rot-Chinesen in ihren unscheinbaren olivgrünen Drillich-Tunikas die größte Neugierde erweckten? Wundert es bei der französischen Außenpolitik, wenn General de Gaulle hinterher beim traditionellen Empfang für die Diplomaten im Elysées-Palast demonstrativ mit den Russen und Chinesen plauderte?

Es war die erste Parade einer „freien" französischen Armee. Auf den Tag genau 14 Tage vorher hatte sie sich auf Befehl ihres obersten Kriegsherrn aus allen „Fesseln der Integration" in der NATO befreit. Wenn sie diesmal mit besonderem Glanz paradierte, so, um dem Volk zu zeigen, daß sie ihre Aufgabe, der französischen Diplomatie die volle Handlungsfreiheit zu gewährleisten, zu erfüllen weiß. Hat sie dazu bereits die Mittel? Diese Frage stellte sich immer wieder im Verlauf der 90 Minuten, die das Spektakel dauerte.

Schon im Vorjahr war die Parade in drei Abschnitten vorgeführt worden, entsprechend der neuen Gliederung der nationalen Streitkräfte, die de Gaulle angeordnet hatte: strategische nukleare Streitmacht, operative Interventions-Streitkräfte, operative Verteidigungstruppen des Heimat-Territoriums. Wie im Vorjahr, eröffneten auch diesmal einige Mirage-IV-Bomber die Parade mit einem Tiefflug über die Parade-Straße, eingerahmt von Schwärmen schneller Mirage-III-Jäger, Nord-Transporter und einem ohrenbetäubenden



Der französische Panzer AMX 30.

Hubschrauber-Ballett. In das Knattern der Luftschrauben mischte sich bereits das Dröhnen der Panzerketten. Gendarmerie Nationale, Train, Arme Blindée, Artillerie, Pioniere, Fernmeldetruppen, Aufklärer. 700 Fahrzeuge, davon 270 gepanzert. Amerikanische und französische Schützenpanzer, AMX-13-Kampfwagen, EBR-Spähwagen mit der guten französischen 75-mm-Kanone, amerikanische 155-mm-Haubitzen auf SFL, vor allem aber amerikanische Honest-John- und Pershing-Raketen, deren Präsenz in dieser Parade Zweifel an der Unabhängigkeit dieser Armee aufkommen lassen, zumal sie seit dem Auszug Frankreichs nicht mehr über die Atomsprengköpfe verfügen, die Amerika seinen NATO-Verbündeten zur Verfügung stellte. Was gänzlich fehlt, ist der neue Kampfpanzer AMX 30, der schon seit Frühjahr 1964 als serienreif der Öffentlichkeit vorgeführt wurde, der im Vorjahr in wenigen Exemplaren paradiert hatte, dessen Serienproduktion aber auf Grund der hohen Kosten der Atomrüstung auf die lange Bank geschoben wurde. Hier wird das tragische „Gap" offenbar, das in Frankreichs Rüstung klafft,

das Dilemma zwischen moderner und klassischer Bewaffnung, dem ein Staat von der Größenordnung Frankreichs im Alleingang nicht entrinnen kann.

Aber die Pariser merkten nicht, daß ihre schlagkräftigste konventionelle Waffe, das Rückgrat ihrer operativen Einsatztruppen, im Gewimmel der graugrünen Monstren einfach fehlte. Sie berauschten sich, wie eh und je, an den Fußtruppen der Altväter-Zeit. Beifall prasselte, als die Cyrards, die Polytechniker, die Alpenjäger mit Rucksack und Pickel und ihrer skurrilen Musik, als die Waffenschulen, die Kommandos der Territorial-Infanterie vorbeizogen. „Bravos" ertönten, als die Fallschirmjäger im roten Beret wie Katzen eng aufgeschlossen fast geräuschlos vorbeihuschten. Aber der Orkan der Massen brach erst los, als zum ersten Mal seit drei Jahren wieder die wegen ihrer Haltung beim Putsch der Algerien-Generale verfemte Fremden-Legion anmarschierte, in ihrem berühmten Tempo 80, das Beret auf den vierkantigen, bärtigen Schädeln, die Gewehre geschultert, zu den Klängen des Legionsmarsches „V'là le boudin" — zu deutsch: die Wurstsuppe kommt.

Drei Jahre lang war die Fremdenlegion, von jeher eine Lieblingstruppe der Franzosen, in Acht und Bann getan worden, weil eines ihrer beiden Fallschirmjäger-Regimenter den putschierenden Algier-Generalen im April 1961 als Stoßtruppe für den Staatsstreich gedient hatte. General de Gaulle reagierte mit harter Hand. Das Regiment wurde aufgelöst, seine Offiziere entlassen oder in andere Regimenter versetzt. Einige von ihnen sitzen noch heute hinter Gittern. Mit dem Ende des Algerien-Krieges im Mai 1962 war auch das Ende einer Fremdenlegion gekommen, die in der „Blütezeit" der Kolonialkriege nach 1945, in Indochina und Algerien, mit fast 40 000 Mann die Stärke eines Armee-Korps erreicht hatte. Im Herbst 1962 schon befahl Paris die Reduzierung und Umrüstung der Legion auf einen Zuschnitt, der besser zu einem auf das Sechseck des europäischen Mutterlandes beschränktes Frankreich paßte.

Heute umfaßt die Fremdenlegion noch fünf Regimenter, ein gemischtes Pionierregiment im Pazifik, eine Halbbrigade in Djibouti sowie Ausbildungs- und Rekrutierungszentren in Marseille und auf Korsika. Von den fünf Regimentern liegt das erste Infanterieregiment in Aubagne bei Marseille, das heute das ein Jahrhundert lang im nordafrikanischen Sidi-Bel-Abbes beheimatete Stammquartier der Legion beherbergt, das zweite in Colomb-Bechar in der Sahara, von wo aus es bisher die französischen Atomversuchs-Basen in Reggane und In Eker bewachte, das dritte schließlich in Madagaskar. Die beiden schlagkräftigsten und am besten bewaffneten Einheiten, das Kavallerie- und das Fallschirmjäger-Regiment (REC und REP), schließlich liegen in der nordafrikanischen Marine-Basis Mers-el-Kebir, die erst 1970 geräumt werden muß. Das gemischte Pionierregiment im Pazifik (RMP) war mit dem Ausbau des neuen Atomzentrums bei Tahiti beauftragt und hat diesen Auftrag mit bemerkenswerter Pünktlichkeit ausgeführt.

Hat die Fremdenlegion in einem Frankreich, das sich von einem weltumspannenden Kolonialreich auf seine historischen Grenzen in Europa zurückziehen mußte, noch eine Daseins-Berechtigung? Diese Frage stellen sich die Offiziere der Legion ebenso häufig wie die verantwortlichen Planer der französischen Verteidigung in Paris. Zweifellos hat Frankreich noch auf Jahre hinaus große Verantwortlichkeiten in Afrika und Asien zu erfüllen. Es ist durch bilaterale Beistandsverträge an eine Reihe von afrikanischen und asiatischen Staaten geknüpft, die eine militärische Intervention nicht immer ausschließen. Für solche Aufgaben ist wie eh und je die Legion am besten geeignet.

Sie ist die einzige und letzte Berufstruppe Frankreichs, und sie ist stolz auf die harte Ausbildung, die sie in ungebrochener Tradition ihren Männern angedeihen läßt. Der Legionär muß sich auf fünf Dienstjahre verpflichten. Nach Ablauf dieser Zeit kann er sich für jeweils 15 oder 25 weitere Jahre engagieren, an deren Ende eine verlockende Pension winkt. Die Legion verfügt über ein eigenes Sozialwerk. Sie hat sich ihre neuen Kasernen in Europa und Nordafrika fast von Grund auf selbst erstellen müssen, getreu ihrer Devise, daß das Bauen ebenso zu ihren Aufgaben gehört wie das Kämpfen. Aber sie sieht sich immer mehr eingeengt in ihrem Lebensraum, der nach den Statuten, die ihr Gründer König Ludwig Philip 1831 aufstellte, nur außerhalb der Grenzen Frankreichs liegen kann. Die Tatsache, daß zum ersten Mal ein Regiment der Legion auf dem Festland, in Aubagne bei Marseille, stationiert wurde, ist ein Bruch mit Reglement und Tradition, dessen sich alle Offiziere bewußt sind. Auch in der Rekrutierung beginnen Franzosen die Fremden, vor allem die Deutschen, zu ersetzen. Somit steht die Elite-Einheit der französischen Armee vor dem doppelten Dilemma, sich in ihrer Substanz und ihrer Verwurzelung immer weiter von den ursprünglichen Vorstellungen entfernt zu sehen. Es ist zu hoffen, daß diese doppelte Entfremdung keine Einwirkung auf die Schlagkraft einer Truppe haben wird, die ihresgleichen in Europa immer noch suchen muß und die bei der Verteidigung der Südflanke der NATO nicht zu missen ist.

Wenn die Legion am 14. Juli beim großen Rendez-Vous der Franzosen mit ihrer Armee wieder dabei war, so beweist dies, daß sie wieder das volle Vertrauen der Staatsführung besitzt. Daß sie eines Tages auch wieder das volle Vertrauen der Verbündeten Frankreichs finden möge, ein Vertrauen, das lange Zeit durch ein Zerrbild ersetzt wurde, kann man der Legion nur wünschen.

Die Übernahme der Kampfpanzer Leopard bei Panzeraufklärungslehrbataillon 11

Im Juli 1966 wurde das Panzeraufklärungslehrbataillon 11 mit Teilen auf den Kampfpanzer Leopard umgerüstet. Die besondere Bedeutung des neu eingeführten Kampfpanzers wurde beim Einholen der ersten Leoparden entsprechend gewürdigt. Dazu fuhr der Bataillonskommandeur, Oberstleutnant v. Bonin-v. Ostau, den ersten Kampfpanzer Leopard persönlich vom Waggon in die Frhr. v. Boeselager-Kaserne.



Die ersten Kampfpanzer Leopard fahren zwischen den aufgestellten M 41 in das Spalier ein.

Als Kommandant des ersten Panzers war der erste übernehmende Kompanie-Chef, Oberleutnant v. Trotha, eingeteilt. Weitere vier Leoparden folgten.

Im Technischen Bereich waren alle dienstlich verfügbaren Soldaten des Bataillons im Spalier angetreten. Am Anfang des Spaliers standen zwei Spähpanzer M 41, welche dem Bataillon langjährige treue Dienste geleistet haben.

Nachdem der Kommandeur in das Spalier eingefahren war, ging er in einer kurzen Ansprache auf den Abschied von den treuen M 41 ein. Sodann würdigte er die besondere Bedeutung des neuen Kampffahrzeuges und ermahnte alle Soldaten, sich der Verantwortung für den neuen Kampfpanzer Leopard bewußt zu sein.

An die einfahrende Besatzung des ersten neuen Fahrzeuges wurde ein Blumengruß übergeben.

10 Jahre Bundeswehr (III)

Die Entwicklung der Panzeraufklärung

Für den Aufbau eines modernen Heeres und speziell für die Entwicklung einer so vielseitigen Waffe wie der Panzeraufklärung sind 10 Jahre ein recht kurzer Zeitraum. Die Mechanisierung der Armeen, besonders aber die Atomwaffen haben das Bild des Krieges grundlegend verändert und damit auch die Aufklärung beeinflußt. Organisation und Ausbildung, Bewaffnung und Ausrüstung der Panzeraufklärungsverbände und -einheiten müssen ständig der sich rasch entwickelnden Technik angepaßt werden.

Die taktische Aufgabe

Die Aufklärung soll den Feind jederzeit, bei Tag und Nacht, bei jedem Wetter und an jedem Ort, auch in der Tiefe des feindlichen Raumes, ausfindig machen und melden, um der Führung ein zutreffendes Bild vom Feind zu verschaffen. Ihre Bedeutung liegt in der Tatsache, daß es wenig nützt, über große Kräfte zu verfügen, sie aber nicht wirksam einsetzen zu können. In einem künftigen Krieg wird das Moment der Überraschung besonders wichtig sein. Der schnelle Ablauf der Bewegungen und der Einsatz atomarer Waffen kann augenblicklich die Handlungsfreiheit der Truppenführung beschränken oder ganz lähmen. Die Lage auf dem Gefechtsfeld kann sich außerordentlich schnell ändern. Waffen von großer Reichweite stellen eine unmittelbare Bedrohung eines jeden Großverbandes dar, so daß der Truppenführer auch Kenntnis erhalten muß über Feind in einer Entfernung, die außerhalb seiner eigenen Einflußzone liegt. Die „Truppenführung" sagt:

„In den Wechselfällen des beweglichen geführten Gefechts kommt der Aufklärung besondere Bedeutung zu; unter atomaren Bedingungen kann sie kampfentscheidend sein."

Aufstellung und Gliederung

Der Aufbau der Bundeswehr mit 12 Divisionen erforderte auch die Aufstellung von 12 Divisions-Panzeraufklärungsbataillonen. Aufbauend auf den Erfahrungen der letzten Kriegsjahre erfolgte 1956 die Gliederung der Bataillone in:

1. Stabs-Kompanie
2. u. 3. Späh-Kompanie
4. u. 5. Aufklärungs-Kompanie
6. Versorgungs-Kompanie

Diese Gliederung wurde jedoch nicht mehr bei allen Bataillonen durchgeführt, da 1959 die Umgliederung des Heeres in Brigaden erfolgte. Jede Brigade erhielt ihre eigene selbständige Panzeraufklärungskompanie. Zusätzliches Personal und Material konnte für diese Neuaufstellung nicht bereitgestellt werden. Es wurde deshalb erforderlich, die Panzeraufklärungsbataillone der Divisionen zu kürzen. So entstand die Gliederung:

1. Stabs- und Versorgungskompanie
2. u. 3. Panzeraufklärungskompanie.

Doch schon bald zeigten die inzwischen gewonnenen Erfahrungen, daß diese Bataillone zu schwach waren, um ihren Aufklärungsauftrag erfüllen zu können. Die moderne technische Ausrüstung der Armeen und die Taktik des möglichen Gegners ließen klar erkennen, daß Aufklärungsergebnisse durch Spähen allein nicht mehr gewonnen werden konnten. Es fehlte den Panzeraufklärungsbataillonen die erforderliche Stärke, um gegenüber feindlichen Sicherungskräften **Aufklärungsergebnisse im Kampf** zu erzwingen oder, um den feindlichen Aufklärungskräften die Durchführung ihres Auftrages verwehren zu können. Diese Erkenntnis führte 1961 zu der Entscheidung, alle Panzeraufklärungsbataillone um eine **schwere Panzeraufklärungskompanie** zu erweitern. Da wiederum zusätzliches Personal und Material nicht zur Verfügung standen, mußten die selbständigen Panzeraufklärungskompanien der Brigaden verkleinert werden. Eine Notlösung, die nur vorübergehend sein kann. Die Forderung nach einer Panzeraufklärungskompanie bei den Brigaden muß bestehen bleiben, denn nur der Großverband wird auf dem Gefechtsfeld Erfolge erringen können, der ständig viele Augen am Feind hat.

Derzeitig gliedern sich die Panzeraufklärungskräfte der Divisionen und der Brigaden:

Panzeraufklärungsbataillon:

1. Stabs- und Versorgungskompanie mit
   1 Fernmeldezug
   1 Radarzug
2. u. 3. Panzeraufklärungskompanie mit je
   8 leichten Spähtrupps
   3 schweren Spähtrupps
4. schwere Panzeraufklärungskompanie mit
   2 Kanonenzügen
   2 Schützenpanzerzügen
   1 Mörserzug
   1 Pionierzug

Brigade-Spähzug:

6 leichte Spähtrupps
1 Erkundungsgruppe
1 Kradgruppe

Ausrüstung und Ausstattung

Von großer Bedeutung war die Frage, wie die Panzeraufklärungstruppe auszurüsten sei, um den Auftrag erfüllen zu können, möglichst schnell zuverlässige Nachrichten über den Feind zu gewinnen. Es wurden Spähfahrzeuge benötigt, die den anderen gepanzerten Kampffahrzeugen an Schnelligkeit und Beweglichkeit überlegen waren. Eigene Entwicklungen durch deutsche Firmen waren zunächst noch nicht möglich. Es blieb keine große Auswahl, denn der Ankauf von Fahrzeugtypen, wie sie in den befreundeten Armeen eingeführt waren, hing wesentlich von wirtschaftspolitischen Erwägungen ab. So fiel die Entscheidung, die Panzeraufklärungsbataillone und -kompanien mit dem amerikanischen Spähpanzer M 41 und dem SPz kurz (Hotchkiss) auszustatten.

Bei der weiteren Planung mußte die Erkenntnis, daß Aufklärungsergebnisse häufig nur durch Kampf erzwungen werden können, berücksichtigt werden. Einen wesentlichen Schritt in dieser Richtung ist die derzeitige Umrüstung der Panzeraufklärungstruppe vom Spähpanzer M 41 auf den **mittleren Kampfpanzer;** sowohl die schweren Spähtrupps als auch die Kanonenzüge in der schweren Kompanie haben nach Abschluß dieser Umrüstung wesentlich an Kampfkraft gewonnen. Dagegen war es zweckmäßig, die M 41 der Brigade-Spähzüge durch SPz kurz zu ersetzen, um mehr leichte Spähtrupps zur Verfügung zu haben, die den Feind schnell aufspüren und melden können. Erst wenn die Forderung nach einer selbständigen Panzeraufklärungskompanie für die Brigaden erfüllt werden kann, werden diese über schwere Spähtrupps zum Kampf um Aufklärungsergebnisse verfügen können.

Auch der SPz kurz muß nach der alten Forderung der Panzeraufklärer durch einen schnellen, geländegängigen und geräuscharmen **Rad-Spähpanzer** ersetzt werden. Deutsche Firmen entwickeln vorrangig ein Fahrzeug, das diesen Forderungen entspricht. Der Rad-Spähpanzer soll schwimmfähig sein und mit einer schnellfeuernden Bordmaschinenkanone bzw. zusätzlich mit einem geeigneten Raketensystem zur Panzerabwehr ausgerüstet werden. Er soll durch große Beweglichkeit im Gelände und durch eine geringe Höhe die leichten Spähtrupps befähigen, sich dem Feind möglichst unbemerkt zu nähern und ihn zu beobachten, um so seine Stärke und vermutliche Absicht zu erkennen.

Von großer Bedeutung für die Panzeraufklärung ist die Ausstattung mit **weitreichenden Funkgeräten.** Die besten Aufklärungsergebnisse

sind wertlos, wenn sie nicht schnell über große Entfernungen gemeldet werden können. Hier konnte bisher mit amerikanischen Geräten eine vorläufige Lösung gefunden werden. Die z. Zt. entwickelten Funkgeräte haben noch nicht die Reichweite, die für die Durchführung einer weiträumigen Erdaufklärung erforderlich ist. Die Forderung nach einem Funkgerät, das eine zuverlässige Verbindung bei Tag und Nacht über Entfernungen von 80 - 100 km bringt, ist somit nach wie vor unerläßlich.

Die Zahl der Aufgaben, die ein Panzeraufklärungsbataillon zu erfüllen hat, wächst unter atomaren Bedingungen noch erheblich. Die gepanzerten Spähtrupps müssen neben der Feststellung, wo sich die feindlichen Kampftruppen und die atomaren Kampfmittel des Feindes befinden, auch die erzielte Wirkung beim Einsatz eigener atomarer Waffen erkennen und melden. Ebenso ist es notwendig, den Umfang einer Verstrahlung oder Verwüstung im eigenen Bereich schnell festzustellen. Für diese Aufgaben sind alle Spähtrupps zugleich als ABC-Spürtrupps ausgerüstet und ausgebildet worden.

Um die Augen am Feind — vor allem bei Dunkelheit oder schlechter Sicht — noch zu vermehren, wurden die Panzeraufklärungsbataillone mit **Radargeräten** zur Gefechtsfeldüberwachung ausgestattet. Die Verstärkung einzelner Spähtrupps durch einen Radartrupp kann die Durchführung eines Aufklärungsauftrages erheblich erleichtern. Bei Sicherungsaufträgen bedeutet der Einsatz von Radartrupps eine zuverlässige Überwachung des Gefechtsfeldes und das Einsparen von Sicherungskräften. Die Panzeraufklärungsbataillone erhielten vorerst je einen Radarzug mit 5 Radartrupps. Auch die Brigade-Spähzüge müssen mit Radargeräten ausgestattet werden, um den ihnen gestellten Auftrag erfüllen zu können.

In einem modern geführten Krieg kann die Aufklärung nur erfolgreich sein, wenn moderne technische Aufklärungsmittel eingesetzt und ausgenutzt werden.

Die Nacht bietet für den Feind wie für die eigene Truppe keinen Schutz mehr. Es ist daher unerläßlich, daß die Panzeraufklärungsverbände weiterhin mit **technischen Aufklärungsgeräten und -mitteln** ausgerüstet werden, die geeignet sind, ihnen ihre Aufgaben zu erleichtern. Neben den Radar- und Infrarotgeräten sind in Entwicklung Fernseh-, Horch- und Beobachtungsgeräte, die robust, einfach in ihrer Bedienung und wenig aufwendig sind.

Die Ausnutzung der 3. Dimension durch eine enge Zusammenarbeit zwischen Hubschraubern der Heeresfliegertruppe und den Panzeraufklärungsverbänden ist von entscheidender Bedeutung für eine schnelle und beweglich geführte Aufklärung. Besonders das Zusammenwirken von Hubschraubern mit gepanzerten Spähtrupps zeigt neue Wege auf, um schnell umfassende Aufklärungsergebnisse über den Feind zu bekommen. Bei einer späteren Bewaffnung von Hubschraubern können diese auch die Spähtrupps im Kampf um Aufklärungsergebnisse unterstützen.



Schützenpanzer-kurz der deutschen Bundeswehr

Nachrichten über den Feind werden von vielen Aufklärungsträgern erbracht. Luftstreitkräfte, Fernspähtrupps, aufklärende Artillerie, Fernmeldeaufklärung, Heeresflieger, sowie die Gefechtsaufklärung bringen Ergebnisse, die oft nicht ausreichen werden, um dem Truppenführer die notwendige Klarheit für den zweckmäßigsten Ansatz seiner Kräfte zu geben. Die Ergebnisse dieser Aufklärungsorgane müssen laufend bestätigt und ergänzt werden. Nur so wird in vielen Lagen der Truppenführer letzte Gewißheit bekommen. Daher wird auch in Zukunft die **Panzeraufklärung** für die mittlere Führung unentbehrlich sein, besonders wenn ihre Leistungsfähigkeit durch die technische Entwicklung zunehmend gesteigert wird.

Oberstleutnant Greiner

Oberst Friedrich Doepner

Über die Erhaltung der Kampfkraft in der Abwehr (III)

Hinhaltender Kampf

Der Hinhaltende Kampf ist die Kampfart, die sich am meisten dazu eignet, unter S c h o n u n g d e r e i g e n e n K r ä f t e dem Feind Verluste beizubringen. Ihr sollte deshalb besonderes Augenmerk gewidmet werden. Schnell gebildete Riegel können den Feind zum Auflaufen veranlassen und die Verwendung atomarer Waffen begünstigen; besonders wird aber auch eine wendige Führung der Panzer und Panzerjäger dazu beitragen, den Feind so abzunutzen, daß die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Gefechtsführung geschaffen werden. Dabei kommt es zunächst weniger auf eine angriffsweise Verwendung der Panzer an, als auf eine defensive, die nichts weiter zum Ziel hat, als das Kräfteverhältnis zu Gunsten des Abwehrenden zu verändern. Ist dies erreicht, ist die Vorbedingung zum Gegenangriff gegeben, der die Krönung des Abwehrgefechts bildet; bis dahin hat aber der Hinhaltende Kampf besondere Bedeutung.

Es fällt auf, daß er unter „Besonderheiten einer Abwehr im nicht-atomar geführten Gefecht" nicht einmal erwähnt ist, obwohl er sich im mit herkömmlichen Mitteln geführten Gefecht besonders eignet, dem Feind unter Schonung der eigenen Truppe Verluste zuzufügen — auf die erhöhte Bedeutung der Verteidigung wird dagegen hingewiesen.

Die aktive Führung des Gefechts drückt sich nicht allein in der angriffsweisen Verwendung der Kräfte aus, sondern ebenso in der Planung des F e u e r s und der P a r a d e, die die Voraussetzung für den abschließenden Stoß bilden sollen.

Feldbefestigung

„E i n g r a b e n ist der beste Schutz", heißt es in der Führungsvorschrift, „S c h a n z e n s p a r t B l u t", sagt man dem Einzelschützen. In der beweglichen Kampfführung kommt es auf schnelles Schaffen von Deckungen für Mann und Gerät besonders an; dies ist ohne großzügige Bereitstellung technischer Mittel nicht möglich. Bestrebungen in dieser Hinsicht bestehen zwar, doch verfügt die Truppe zur Zeit über keine technische und personelle Hilfe, im Gegensatz zum Zweiten Weltkrieg, als das Heer — ohne atomare Bedrohung — von Baubataillonen unterstützt wurde.

Leider fehlt es noch an Vorschriften. Lange vor dem Ersten Weltkrieg gab es bereits die Vorschrift „Pionierdienst aller Waffen" (All.Pi.D.), die später weiter entwickelt wurde und noch im Zweiten Weltkrieg Geltung hatte; sie enthielt Musterzeichnungen für Feldbefestigungen und Stellungsbau aller Art.

Heute haben wir erst einen Teilvorläufer der ZDv 3/76, Merkblatt Nr. 2 der Pioniere, mit Musterzeichnungen für einen Kampfstand für zwei Mann mit Unterschlupf und für die (im atomaren Krieg ungeeignete) Schützenmulde. Die ZDv 3/11 enthält zwar ein aus-

führliches Kapitel über den Schanzdienst, aber leider keine Zeichnungen. Die HDv 215/2 (Die Ausbildung mit dem Gewehr G 3) zeigt 31 Bilder von Schützen bei verschiedenen Tätigkeiten mit dem Gewehr, davon nur zwei im Deckungsloch; HDv 215/11 (Die Ausbildung mit dem Maschinengewehr 1) bringt einen Maschinengewehrschützen im Deckungsloch, gibt aber keinen Anhalt für die Anlage eines Kampfstandes.

„Ein großer Fehler unserer Infanterieoffiziere ist das geringe Geschick, welches sie in Betreff der Fortifikation haben", fand Friedrich der Große. In dieser Hinsicht scheint die Tradition ungebrochen. Eine Besserung wäre zu erwarten, wenn die entsprechenden Vorschriften erlassen, technische Hilfsmittel entwickelt und beschafft werden und das Schanzen als Wettbewerb in die Ausbildung aufgenommen wird.

Beendigung der Abwehr

Die Abwehr kann durch Übergang zum Angriff oder zur Verzögerung beendet werden. Der Übergang zur Verzögerung wird vor allem dann in Frage kommen, wenn keine Atomwaffen — kein „kräftesparendes Feuer" — zur Verfügung stehen, um eine zu große Unterlegenheit der eigenen Kräfte auszugleichen, und wenn die Abwehr nicht mit Aussicht auf Erfolg weitergeführt werden kann. Die Verzögerung soll ja den Feind zur Abnutzung seiner Kräfte zwingen und ist deshalb vorzugsweise dafür geeignet, das Kräfteverhältnis wieder zugunsten der eigenen Verbände zu verbessern. Ist das gelungen, kann der Verzögernde wieder zur Abwehr übergehen, um nicht zuviel Raum aufgeben zu müssen.

Für den Abwehrenden kommt es darauf an, zu prüfen, ob er seinen Auftrag ohne zu starke Abnutzung seiner Kräfte ausführen kann; besonders wird er erwägen müssen, ob ein geplanter Gegenangriff mit so geringen Einbußen geführt werden kann, daß er lohnt! Ist ein lohnendes Ergebnis nicht zu erhoffen, stehen also der erstrebte Geländegewinn und die zu erwartenden Feindverluste in keinem Verhältnis zu den durch den Gegenangriff bedingten eigenen Verlusten, ist eine Entscheidung von der vorgesetzten Kommandostelle herbeizuführen. Die Entscheidung kann entweder ein Festhalten am Auftrag sein oder in dem Befehl bestehen, den Abwehrraum zurückzuverlegen, um „eine tiefe Gliederung wiederzugewinnen" oder aber den Übergang zur Verzögerung bedeuten.

Die Entscheidung zum Übergang zur Verzögerung wird besonders dann getroffen werden, wenn der Entschluß zur Abwehr ohnehin nur gefaßt war, um ein günstigeres Kräfteverhältnis herbeizuführen. Zwar ist die Abwehr „die stärkere Form des Kriegführens", ist das Kräfteverhältnis aber zu ungünstig, kann mit der Verzögerung mehr erreicht werden, besonders in der Abnutzung der feindlichen Panzerverbände, die ja die Masse der Angriffsverbände stellen werden.

Zusammenfassung

Wenn der Grundsatz anerkannt wird, daß es auch ein Ziel der Abwehr ist, ein günstiges Verhältnis der Kräfte herbeizuführen, muß in dieser Gefechtsart der Erhaltung der Kampfkraft besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Hierzu wäre vorzuschlagen:

1. Der Gedanke der Erhaltung der Kampfkraft in der Abwehr muß die taktischen Ausbildungsvorschriften für die Obere, Mittlere und Untere Führung durchdringen; er muß auch in den Ausbildungsvorschriften für den Kampfpanzer, den Einzelschützen, das Maschinengewehr, Gewehr und für die Panzerabwehr einheitlich zum Ausdruck kommen. Die Vorschriften würden durch Wegfall der besonderen Zugvorschriften an Einheitlichkeit und Übersichtlichkeit gewinnen.
2. Der Feind muß nach Möglichkeit in jeder Phase des Abwehrgefechts überrascht werden. Hierzu muß sich der Abwehrraum seiner Geländegestaltung nach eignen. Die Überraschung ist begünstigt in einer „unscheinbaren Gegend", die dem Feind keinen Anhalt hinsichtlich des Gefechtsplans des Abwehrenden bietet.
3. Die Verzögerungszone muß für die Verzögerung geeignet sein. Ein zum Abwehrraum hin ansteigendes, offenes Gelände ist ungeeignet.
4. Der Grundsatz, daß der Feind im Abwehrraum federnd aufgefangen werden soll, muß darin zum Ausdruck kommen, daß im vorderen Teil des Abwehrraums im allgemeinen nicht verteidigt wird.
5. Die Bedeutung der Kampfart Hinhaltender Kampf muß betont werden; sie ist besonders geeignet, dem Feind unter Schonung der eigenen Kräfte Verluste beizubringen. Die Schulung von Führung und Truppe im Hinhaltenden Kampf ist von besonderer Wichtigkeit.
6. In der Verteidigung muß angestrebt werden, den Feind mit zusammengefaßtem Feuer aller Waffen überraschend zu treffen. Frühzeitige Feuereröffnung der weitreichenden Waffen führt zu vorzeitiger Enttarnung der eigenen Absicht. Nur der von der Verteidigung überraschte Feind kann zum Auflaufen veranlaßt werden und bietet dann ein Atomziel.
7. Wenn ein Gegenangriff nicht atomares Feuer ausnutzen kann, müssen andere Maßnahmen getroffen werden, die geeignet sind, die Verluste der eigenen Truppe niedrig zu halten. Hierzu gehören die Ausnutzung der Überraschung und Koppelung des Angriffs mit Hinhaltendem Kampf und Verteidigung.
8. Die Forderung, für die Artilleriebeobachtung wichtige Geländeteile in Besitz zu behalten, darf nicht dazu führen, daß Teile der Kampftruppen zu einer Kampfweise gezwungen werden, die ihrer Eigenart nicht entspricht. Die Artilleriebeobachtung muß durch technische Mittel erleichtert werden, um nicht allein auf die Erdbeobachtung angewiesen zu sein.
9. Die Kampfart Verteidigung muß an die bewegliche Gefechtsführung durch Vereinfachung der Erkundung und Vorbereitung und durch weitere Delegierung der Verantwortung an die Kompanien innerhalb der Gefechtsstreifen angepaßt werden; „Stützpunkte" werden im allgemeinen nicht durch den Bataillonskommandeur festgelegt.
10. Das Gelände für Verteidigungsräume und Riegel muß von der Mittleren Führung so ausgesucht werden, daß es die Truppe in der ihrer Ausstattung entsprechenden Kampfweise begünstigt. Beherrschendes Höhengelände ist für die Verteidigung ungeeignet.
11. Ein Verteidigungsraum bildet eine Einheit; von abgesessener Infanterie wird er nicht aus Stützpunkten, sondern in einer tiefen durchlaufenden Aufstellung verteidigt, da Lücken niemals wirkungsvoll abgedeckt werden können und Gegenstöße gegen den überlegenen Angreifer verlustreich sind und wenig Aussicht haben. Die Verantwortlichkeit der Kompanien wird durch Grenzen festgelegt; die Nähte werden besonders gesichert.
12. Die bewegliche Gefechtsführung stellt die Truppe oft vor unerwartete Lagen. Sie muß erzogen sein, Krisen durchzustehen; insbesondere darf sie nicht empfindlich gegen Flankenbedrohung sein. Die Einschließung von Verbänden aller Art ist aber eine Ausnahmelage, die in einen Kampfplan nicht von vornherein einbezogen werden sollte. Für nicht mechanisierte Verbände bildet eine Einschließung stets eine schwere Krisis.
13. In der Verteidigung sollte der Begriff „Wirkung geht vor Deckung" ersetzt werden durch „Keine Wirkung ohne Deckung". Bereits der Einzelschütze ist darüber zu unterrichten, wie der gepanzerte oder ungepanzerte Feind unter Ausnutzung des Geländes wirkungsvoll auf nächste Entfernung überraschend mit Feuer gefaßt werden muß.
14. Der in der Theorie anerkannte Grundsatz, daß die Schaffung von Deckungen im Atomkrieg für alle Truppen von besonderer Bedeutung ist, kann in der Praxis nur durchgesetzt werden, wenn eine Vorschrift für den Stellungsbau erscheint, der Schanzkrieg als Wettbewerb in die Ausbildungspläne aufgenommen wird und maschinelle Hilfsmittel für alle Verbände und besonders zu schaffende Bautruppen zur Verfügung gestellt werden.

*

Wenn Friedrich der Große das Gelände als ein Orakel bezeichnete, das befragt werden muß, so schwebte ihm wohl die Zweideutigkeit der Antwort vor, die erwartet werden kann. Die Fragestellung muß eindeutig sein; für den Abwehrenden kommt es vor allem darauf an, die Frage zu stellen, in welchem Umfange die eigene Truppe der Feindeinsicht und der feindlichen Waffenwirkung entzogen werden kann, um die Kampfkraft zu erhalten und den Angreifer auf wirksamste Schußentfernung überraschend zu treffen.

Generaloberst von Seeckt

Wie andere Organisationen gedenken auch wir Soldaten an bestimmten Jubiläen der Männer aus unserem Berufe, die uns etwas Besonderes zu sagen gehabt haben und deren Wirken noch heute auf uns, oft unbewußt, ausstrahlt. Hierzu gehört vornehmlich in diesem Jahr aus Anlaß der 100. Wiederkehr seiner Geburt der Schöpfer des ehemaligen Reichsheeres nach dem 1. Weltkrieg, Generaloberst von Seeckt.

Äußerlich zurückhaltend und sehr kühl wirkend, aber von innerer Wärme, wenn er zu uns sprach oder zur Feder griff, so steht sein Bild vor uns, als eine faszinierende, stets höchste Achtung gebietende Persönlichkeit von besonderem Format, die auch die anderen hervorragenden Truppenführer, die den Aufbau des kleinen Heeres mit ihm zusammen durchführten, überragte.

Bisweilen wird ihm heute der Vorwurf gemacht, er hätte einen Staat im Staate aufgebaut. Wir, die damals als junge Offiziere alles miterlebt haben, wissen es besser. Wir alle taten damals unsere soldatische Pflicht in einer erschütterten Welt. Es war eine harte Aufgabe, zunächst die vom äußeren Kommunismus bedrohten Grenzen unseres jungen Staates zu schützen und ihn gleichzeitig gegen innere Aufstände zu verteidigen und abzusichern. Der 1. Chef der Heeresleitung forderte viel von uns. Standen doch anfangs auch eigene frühere Kameraden gegen uns oder konnten uns noch nicht verstehen, glaubten nicht daran, daß es uns gelingen würde, Neues aufzubauen und die bleibenden soldatischen Werte gleichzeitig zu bewahren. Doch wir wurden geschützt durch die Regierung, die nicht an unserer Integrität zweifelte. Und wir konnten dies mehrfach durch die Tat beweisen.

Seeckt hat stets auf die Notwendigkeit der Zusammenarbeit **aller** beim Wiederaufbau besonders hingewiesen. Da diese Zusammenarbeit im Volk damals nicht gegeben war, nahm er das Heer aus der Politik heraus, um es zunächst zu einem Bollwerk für den Staat zu schmieden. Doch wies er in seinen Erlassen darauf hin, daß wir die Saat männlichen Denkens „über die Kasernen hinaus ausstreuen" müßten und stets Verständnis für die Fragen der Öffentlichkeit zeigen und auch sonst „am politischen Leben des Volkes teilnehmen" sollten. Ja, er bezeichnete dies als einen „Fortschritt der Zeit". Doch hatte es das kleine Berufsheer soviel schwerer als unser heutiges. War es doch fast 5 mal kleiner und unser Vaterland damals um 1/3 größer. Aber überall, wo dies möglich war, vor allem in den Garnisonen und bei Feldübungen im freien Land, geschah es nach besten Kräften trotz kargem Gehalt und geringen Mitteln für diese Zwecke.

Es war Seeckts Streben, aus dem kleinen Heer rasch einen „Hort der Ordnung", eine „nie versiegende Quelle nationalen Denkens" zu machen als Gegengewicht zur Internationale, die immer wieder die Straße beherrschte. Daher forderte er eine gewissenhafte Ausbildung „in moralischer, geistiger und militärischer Hinsicht". Er hat den Grundstein zur Leistung des deutschen Soldaten zum selbständig denkenden Einzelkämpfer gelegt, trotzdem es ihm nur vergönnt war, 6 Jahre aktiv zu wirken, auch die Grundlage — trotz vom Ausland vorgeschriebener Organisation und unmoderner Bewaffnung — zur Weiterentwicklung als Wehrpflichtheer der späteren Jahre. Die Fortbildung des jungen Offiziers lag ihm besonders am Herzen. Daher mußte jeder, der nicht vor dem Kriege eine Friedenskriegsschule besucht hatte, noch in einem 6 monatigen Lehrgang von der Pike auf nachholen, was zum friedensmäßigen Handwerkszeug nun einmal gehört. Und jeder Offizier mußte in einer besonderen außerdienstlichen Vorbereitung sich der Auswahl als Führergehilfe (Generalstabsoffizier) stellen, die mit einer mehrtägigen schriftlichen Prüfung abschloß, wobei neben den militärischen Fächern der Taktik und Waffenkunde mehrstündige Klausuraufsätze in Geschichte, Wirtschaftsgeographie, Staatsbürgerkunde und in einer Fremdsprache angefertigt werden mußten.

Seeckt hatte eine vorbildlich geschliffene Sprache, stets frei bei den Kritiken sprechend. Er hinterließ auch nach seinem Ausscheiden, bei dem er Charakterstärke gezeigt hatte, einige besonders inhaltsreiche nur das Wesentliche behandelnde Schriften. Seine „Gedanken eines Soldaten" und „Moltke ein Vorbild" waren eine Art Glaubensbekenntnis von ihm, deren Wert auch heute der gleiche geblieben ist.



Generaloberst a. D. von Seeckt — Foto: Tellgmann

1931 prägte Seeckt das Wort, daß der Ruf nach dem Diktator an die Sehnsucht nach dem Krückstock des großen Königs erinnert. Wir sind sicher, daß er sich einem Diktator mit seiner ganzen echten Autorität widersetzt — und, da die Truppe hinter ihm stand, dies auch erfolgreich durchgeführt hätte. Es war daher eine besondere Tragik, daß er zu früh aus dem Sattel seines Lebens geworfen wurde.

Kein Geringerer als Generaloberst Beck, dessen Name seit dem 20. Juli 1944 wieder in aller Munde ist, schloß 1936 aus Anlaß des 70. Geburtstages von Seeckt mit den Worten seinen Aufsatz:

Auf der Höhe seines Wirkens, als Chef der Heeresleitung, ist ihm die höchste Belohnung und Auszeichnung zuteil geworden, die einem mil. Führer werden kann.

Das Vertrauen der Truppe!

Kampftruppenschule I

Wettstreit im Zeichen der NATO-Kameradschaft

Zum zwölftenmal: Kampf um den Prix Leclerc — 200 Soldaten aus 7 Nationen bewarben sich um die höchste Schießauszeichnung der in Deutschland stationierten NATO-Heeresverbände — Franzosen als Sieger.

Hammelburg, Ende Juli. — Die besten Schützen aus sieben NATO-Ländern gaben sich ein Stelldichein: Auf dem Truppenübungsplatz Hammelburg fand der Wettkampf um den Prix Leclerc statt. Die höchste Schießauszeichnung für die in der Bundesrepublik stationierten Heereseinheiten der NATO-Staaten. 200 Soldaten bewarben sich in diesem Jahr um die Trophäe. Mit klarem Punktvorsprung errang die französische Mannschaft den Preis. Die deutschen Schützen vom Panzergrenadierlehrbataillon 351 (Hammelburg) erreichten nur den 6. Platz in der Gesamtwertung. „... und wünsche einen fairen Verlauf des Wettkampfes", kaum hatte Generalleutnant de Maizière, der Inspekteur des Heeres, die Eröffnungsworte gesprochen, stiegen drei Rauchpilze in den Morgenhimmel. Zum zwölftenmal begann der Schießwettkampf, der „Ausdruck der Waffenbrüderschaft unter der gemeinsamen NATO-Flagge" sein soll, so de Maizière. Zum zweitenmal hatte die Kampftruppenschule I die Organisation übernommen. Und am späten Abend, als der Tag des Kennenlernens und der Freundschaft mit dem Großen Zapfenstreich ausklang, waren sich alle einig: die Organisation hatte bestens geklappt.



Zwei Mann der siegreichen französischen Mannschaft empfangen den Wanderpreis: den Prix Leclerc '66. Foto: Gross

Den ganzen Tag über hallten die Einschläge über die gepflegte Schießanlage. In den einzelnen Disziplinen — Gewehr, MG und Pistole — mußten mehr als 7 000 Schüsse entscheiden, wer am besten ins Schwarze zu treffen vermag. Für jede Schießdisziplin war ein besonderer Preis ausgesetzt. Die General-Eisenhower-Trophy für die beste Gewehrmannschaft und die General-Chevillon-Trophy für die besten Pistolenschützen bekamen die Amerikaner. Als beste MG-Mannschaft und damit als Gewinner der General-Gale-Trophy qualifizierten sich die Franzosen. Dabei war das nicht nur eine Sache der Schießleistung. Neben dem vielgerühmten Soldatenglück war es auch eine Frage der Waffe. In einer Pressekonferenz, die der Inspekteur des Heeres gab, wurde das ausgesprochen, was die Mitglieder der deutschen Mannschaft beim MG-Schießen ins Hintertreffen brachte: Wegen seiner schnelleren Schußfolge als die ausländischen Maschinengewehre und der daraus resultierenden starken Streuung beeinträchtigte das MG 42 die Trefferzahl. Generalleutnant de Maizière bestätigte, daß diese Waffe in einem Wettkampf unterlegen sei. Aber die ausgezeichneten Erfahrungen im Ernstfall sprechen für die Qualitäten des MG 42. Der Chef des Truppenamtes in Köln, Generalmajor Mäder, brachte es auf eine einfache Formel: „Wir können nicht extra wegen des Prix Leclerc unsere ganzen Maschinengewehre austauschen."

Zum fachkritischen Publikum zählten Militärs der NATO-Führungsspitze. Aufmerksam beobachteten Vier-Sterne-General Lemnitzer, Oberbefehlshaber der Alliierten NATO-Gesamtstreitkräfte in Europa, Vier-Sterne-General Graf Kielmansegg, Oberbefehlshaber der Alliierten Gesamtstreitkräfte Europa Mitte, und der Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte in Europa, General O'Meara, das Schießen. Im Mittelpunkt der illustren Gäste: Armeegeneral Massu, Oberbefehlshaber der in der Bundesrepublik stationierten 1. Französischen Armee. Elegant, vital, distanziert: par excellence der Vertreter der Grande Nation.

Bereits am Abend vor dem Schießwettbewerb hatte der Inspekteur des Heeres in Bad Kissingen einen Empfang für die Ehrengäste gegeben. Als die hohen Militärs vor dem Regentenbau vorfuhren, bot sich ein farbenfreudiges Bild militärischer Tradition. In allen Farben leuchteten die Galauniformen.

Militärische Erinnerungen von vorgestern wurden wach, als am Nachmittag des Schießtages königlich-preußische Grenadiere aufmarschierten. In blau-weißen Uniformen und Pickelhauben. Preussens Glanz und Gloria: Soldaten der Kampftruppenschule präsentierten sich den zahlreichen Zuschauern bei Exerzier- und Gefechtsformen. Wie sehr sich das Bild gewandelt hat, zeigte sich anschliessend: Die Einschläge eines Panzermörserzuges zerrissen die geradezu gemütlichen Reminiszenzen.

Mitten im Jahre 1966 war man wieder bei der Pressekonferenz des Inspekteurs des Heeres. Zentrale Frage: das Verhältnis der deutschen und französischen Truppen nach dem Ausscheiden der Franzosen aus der NATO-Integration. Einwandfreie Zusammenarbeit und beste kameradschaftliche und freundschaftliche Beziehungen auch nach dem 1. Juli —: erklärte Generalleutnant de Maizière. Im soldatischen Klima des Miteinander habe sich nichts geändert. Gerade beim Schießwettbewerb habe sich das wieder gezeigt. Es deute nichts darauf hin, daß die Franzosen im nächsten Jahr, wenn um den Prix Leclerc in Holland gefochten wird, nicht dabei sein werden. Sie haben immerhin den Preis zu verteidigen.

Karl-Rüdiger Siebert

Kampftruppenschule II

Der Bundespräsident in Munster

Zum ersten Male kam ein Staatsoberhaupt der Bundesrepublik nach Munster. Der Bundespräsident Dr. h. c. Heinrich Lübke besuchte am 26. Juli 1966, begleitet von Staatssekretär Gumbel als dem Vertreter des Bundesverteidigungsministers, die Garnison Munster und ließ sich über den erreichten Entwicklungsstand der gepanzerten Truppen und der Panzerabwehr informieren.

Anläßlich dieses Besuches und der damit verbundenen Vorführungen wurden der deutschen Presse, Funk und Fernsehen mit demselben Programm gepanzerte Truppen und Panzerabwehr vorgestellt — eine Vorstellung, die in den voraufgegangenen Monaten dieses Jahres von einigen Waffengattungen des Heeres und ihrer Schulen bereits durchgeführt worden war. Rund 80 Journalisten, Fotografen, Funk- und Fernsehredakteure und Kameramänner waren vom Informations- und Pressezentrum des Bundesverteidigungsministeriums nach Munster eingeladen worden und bildeten zusammen mit dem Bundespräsidenten und seiner Begleitung eine stattliche Besuchergruppe.

Der Bundespräsident landete um kurz nach 10.00 Uhr mit Staatssekretär Gumbel, dem Inspekteur des Heeres Generalleutnant de Maizière, seinem persönlichen Referenten Ministerialdirigent Dr. Sehrbrock sowie militärischen und zivilen Begleitern mit Hubschraubern auf dem Gelände des Übungsplatzes Munster-Nord, ganz in der Nähe des Bunkers Mitte auf der „Großen Heide". Er wurde dort vom Amtschef des Truppenamtes, Generalmajor Mäder begrüßt. Zum Empfang des Bundespräsidenten waren am Landeplatz der Kommandierende General des I. Korps, Generalleutnant Meyer-Detring, der General der Kampftruppen, Generalmajor Jordan, der Kommandeur der Panzertruppenschule, Brigadegeneral Philipp, der Kommandeur der Panzerabwehrschule, Oberst Ruge, und der Kommandant des Truppenübungsplatzes Munster, Oberst Dübbers, anwesend.



Nach der Landung (von links): der Inspekteur des Heeres, Generalleutnant de Maizière, Staatssekretär Gumbel, der Bundespräsident, Ministeraldirigent Dr. Sehrbrock, Generalmajor Mäder.

Nach der Begrüßung und dem Abschreiten der Front der Ehrenkompanie fuhr der Bundespräsident mit Begleitung, geleitet von einer Ehreneskorte, zum Bunker Mitte, vor dem eine Ehrentribüne für die Gäste errichtet worden war. Vor der Tribüne lief dann in den folgenden 1½ Stunden auf der „Großen Heide" die Vorstellung der gepanzerten Verbände und Einheiten einer Panzerbrigade ab. Während der Entwicklung und Entfaltung der für die einzelnen Waffengattungen typischen Gefechtsformationen wurden taktische und technische Erläuterungen zu den einzelnen Waffengattungen gegeben. Ein in dieser Dichte und räumlichen und zeitlichen Geschlossenheit wohl noch nie gebotenes und selten instruktives Erlebnis — für Gäste und Soldaten!



Die Spitze des Paradeverbandes mit der Standartengruppe beim Vorbeimarsch an der Tribüne des Bundespräsidenten.

Das Mittagessen wurde von Gästen und Gastgebern im Gemeinsamen Offizierheim eingenommen. Der Nachmittag gehörte zunächst der Panzerabwehrschule mit einer Vorstellung aller Panzerabwehrwaffen und ihrer Vorführung im scharfen Schuß auf auch für die Zuschauer leicht erkennbare Ziele.

Auf der Schießbahn 5 des Übungsplatzes Nord zeigte die Panzerabwehrschule zunächst die Panzerabwehrwaffen aller Truppen von der Gewehrgranate bis zur Panzerfaust und dann die speziellen Panzerabwehrwaffen bis zum neuen Raketenjagdpanzer mit der SS 11. Die Vorführung beeindruckte vor allem wegen ihres entwikkelnden Aufbaus von der Panzerabwehr des einzelnen Grenadiers bis zur komplizierten Spezialwaffe und wurde durch das Scharfschießen in ausgezeichneter Weise anschaulich gemacht. Das war nicht nur Vorstellung vor dem Staatsoberhaupt und nicht nur Information für den Publizisten, das wäre ein Lehrfilm für jeden Soldaten der Bundeswehr gewesen.

Mit dieser Vorführung hatte sich der gedankliche Kreis dieses Vorstellungstages geschlossen: die gepanzerten Angriffswaffen am Vormittag, die Abwehrwaffen am Nachmittag.

Mit einem selbst für Munster einmaligen militärischen Zeremoniell schloß der Tag. Unter Teilnahme der Bevölkerung und aller Gäste nahm der Bundespräsident an der Panzerringstraße eine Feldparade aller am Vormittag auf der Großen Heide vorgeführten Verbände und Einheiten ab. Dann flog er mit dem Hubschrauber nach Celle-Witzenbruch, von wo ihm und seine Begleitung eine Düsenmaschine nach Bonn zurückbrachte.

Zu dieser Zeit waren die Journalisten von Text, Wort und Bild mit ihren Aufzeichnungen von einem erlebnisreichen und beeindruckenden Tag schon unterwegs in ihre Redaktionen.

Im Begrüßungswort der anläßlich des Besuches ausgegebenen Presseinformationen hatte General Philipp gesagt:

„Die Munsterschen Schulen und ihre Lehrtruppen wollen versuchen, Ihnen in der wenigen zur Verfügung stehenden Zeit einen Eindruck von den gepanzerten Truppen und der Panzerabwehr, also der gepanzerten Faust der Kampftruppen und der sie unterstützenden Waffengattungen zu geben.

Das Ihnen sicher nicht unbekannte Munster hat sich in der jungen Bundeswehr zum Panzer-Zentrum entwickelt. Von hier gehen heute die entscheidenden Impulse für Ausbildung und Ausrüstung der gepanzerten Verbände als der entscheidenden Stoßkraft des Heeres aus. Der heute erreichte Stand soll Ihnen gezeigt werden und ihr Bild über die Verteidigungsvorbereitungen der Bundesrepublik abrunden."

Die Soldaten der Garnison Munster hoffen, daß ihnen das am 26. Juli gelungen ist.

Erb

Italienischer Publizist sammelte Eindrücke

Carlo de Risio aus Rom, militärpolitischer Kommentator namhafter italienischer Zeitungen, besuchte im Rahmen einer Besuchsreise durch die Bundeswehr die Panzertruppenschule. Diese Reise hatte das Bundesverteidigungsministerium ermöglicht, um ihm Eindrücke über die Bundeswehr zu vermitteln. In einer größeren Publikation, die zur Zeit in Italien vorbereitet wird und den Abbau gewisser Ressentiments gegen Deutschland zum Ziele hat, wird Herr de Risio ein Kapitel über die Verteidigungsvorbereitungen der Bundesrepublik schreiben.

Herr de Risio kam von der Schule für Innere Führung und fuhr von Munster weiter zum Lufttransportgeschwader 63 nach Celle. Der Besuch der Panzertruppenschule war jedoch nach seinen eigenen Worten für ihn besonders interessant, da er an Panzerfragen vornehmlich interessiert ist und als Militärschriftsteller in seinem Heimatland sich in einem klaren Gegensatz zur militärischen Führung über Fragen des Ankaufes ausländischer Kampfpanzer und taktischer Konzeptionen der Panzer-Kriegführung befindet.

Die Teilnahme an einer Lehrvorführung eines verstärkten Panzerbataillons im Angriff und an einer Vorführung neuer Panzerfahrzeuge (Leopard, Kanonenjagdpanzer, Raketenjagdpanzer, M 109), die gerade an diesem Tage für General de Martino stattfand, konnte ihm vorzügliche Vorstellungen über die deutschen Auffassungen geben. Eingehende Gespräche mit dem Presseoffizier der Schule und die Besichtigung von Panzern der alten Wehrmacht im Panzer-Freilichtmuseum der Schule vertieften das Verständnis des italienischen Gastes für die Geschichte und die tragenden Gedanken der deutschen Panzergeschichte sowie ihre ehemaligen und heutigen technischen und taktischen Probleme. Eine Fahrt durch den Standort Munster, ein Besuch des Ehrenhains und des Ehrenhofes der Schule und ein Beiwohnen beim Unterricht von Offizieranwärtern sowie die während dieser Fahrt geschilderte Entwicklung von Ort, Übungsplätzen und Schulen rundeten den Besuch ab.

Herr de Risio, der noch der jüngeren, nicht kriegserfahrenen Generation angehört, hinterließ den Eindruck eines ungemein frischen, sympathischen, vorurteilsfreien, fachlich sehr versierten und interessierten Mannes, in dem die junge Bundeswehr in Italien fortan einen guten Anwalt haben dürfte. Für den Panzerfachmann de Risio war wohl die Fahrt im Kommandantenturm des Leoparden der Höhepunkt des Besuches. Sein Gesicht verriet nach der Fahrt mehr, als Publizisten sonst zu schreiben pflegen: er hält ihn für das non plus ultra des heutigen Panzerbaues in der Welt! Erb

Soldaten wurden Deutsche Meister

Nach dem Endlauf zur Deutschen Geländemeisterschaft, der Hansa-Geländefahrt in Soltau in der Lüneburger Heide, steht es fest: die Mannschaft der Kampftruppenschule II in Munster wurde Deutscher Meister!

Das ist ein Erfolg, der den drei Fahrern, OFw. Lenz, StUffz. Lammers und HGefr. (UA) Büse nicht in den Schoß gefallen ist. Sie haben hart um ihn gekämpft, sich bis zum letzten eingesetzt, kaum noch ein freies Wochenende und einen freien Abend gekannt. Wenn sie nicht fuhren, „bauten" sie an ihren Maschinen, um sie zum nächsten Lauf wieder fit zu haben. Ein namhaftes deutsches Motorradwerk stellte den drei schon bekannten Fahrern zu Beginn der Sportsaison 1966 kostenlos drei 100 ccm Geländesportmaschinen zur Verfügung — ein Maschinen-Typ, der möglicherweise einmal die „zweite Generation" in der Krad-Ausstattung der Bundeswehr werden kann.

Daß es gleich im ersten Jahre zu einer Deutschen Meisterschaft reichen würde, hatten die drei Fahrer wohl selbst nicht erwartet.

Es gab oft schwere Stunden für die Mannschaft in den Läufen zur Deutschen Meisterschaft. Bei der 3-Tage-Fahrt in Isny stürzte Lenz am ersten Tage schwer und brach sich das Schlüsselbein, er fuhr aber weiter, um seine Mannschaft nicht zu gefährden — der Mannschaftssieg war der schönste Lohn! Beim nächsten Meisterschaftslauf im Rheinland mußte Lenz 70 km vor dem Ziel mit Radlagerschaden aufgeben. Jetzt in Soltau verlor Lammers bei der Geschwindigkeitsprüfung sein Werkzeug, er wollte es festhalten und stürzte dabei; später mußte er während der Veranstaltung einen Bowdenzug auswechseln. Aber die Munsterschen Fahrer können nicht nur fahren, sondern sie haben auch eiserne Nerven — das



Dreckbespritzt, aber strahlend: Deutscher Meister 1966 im Motorradgeländesport — die Mannschaft der Kampftruppenschule II in Munster (von links: StUffz. Lammers, OFw. Lenz, HGefr. UA Büse).

haben sie bewiesen. Nach Abschluß der Fahrt in Soltau gab es noch einige bange Minuten während der Ausrechnung, aber dann stand es fest: Jawohl, geschafft: Deutscher Meister!

Damit steht eine Mannschaft an der Spitze des deutschen Motorradgeländesportes, die zusammengerechnet über 130 Goldmedaillen besitzt; 60 davon hat allein OFw. Lenz, der Bundeswehr-Meister von 1965, in seiner bisherigen Laufbahn herausgefahren. Der heißeste Wunsch der Fahrer ist die Teilnahme an der Internationalen 6-Tage-Fahrt in Schweden — dem Olympia der Geländefahrer.

Erb

Hoher militärischer Besuch in der kleinen Garnison

Chef der Kaiserlich Iranischen Hohen Generalstabes in der Bundesrepublik. — Als Gast in Tauberbischofsheim.

Ein ungewöhnliches Bild in der kleinen Garnisonsstadt: Neben der schwarz-rot-goldenen weht eine grün-weiß-rote Fahne mit gelbem Löwen. Es sind die Nationalfarben des Iran. Der Chef des Kaiserlich Iranischen Hohen Generalstabes, Vier-Sterne-General Dr. Bahram Ariana, in Begleitung von zwei iranischen Generalen, zwei Obersten und des Militär- und Marineattaché, Oberst i. G. Maskouki, weilte der General zehn Tage lang in der Bundesrepublik. Genau ist der Tagesablauf festgelegt: Bundeswehreinheiten zwischen Kiel und Memmingen stehen auf dem Besuchsplan.

In Tauberbischofsheim, dem Sitz des Divisionsstabes der 12. Panzerdivision, hat man sich gründlich auf den Besuch vorbereitet. Dem besonderen Gast soll so viel wie möglich gezeigt werden. Vor dem Stabsgebäude erwarten die Offiziere die weitgereisten Militärs. Oberst Fechner, Oberst beim Stabe der Zwölften, nimmt die Begrüßung in Vertretung des Divisionskommandeurs vor. Ehrenzug. Front abschreiten. Das Musikkorps spielt die beiden Nationalhymnen. Und während der Oberst beim Stabe den Iranern einen Überblick über den Aufbau der Division gibt, laufen draußen auf dem Standortübungsplatz die letzten Vorbereitungen für eine Gefechtsübung, die die Zusammenarbeit zwischen Panzern und Panzergrenadieren demonstrieren soll. „Feindflugzeuge!" Oberst Fechner weist zum wolkenbedeckten Himmel. Sekunden später donnern vier FIAT G 91 vom Bundeswehrflugplatz Leipheim über das Gelände. Im Konvoi waren die Gäste dorthin gefahren. Und mittendrin im Gefecht erleben die Offiziere „ein sehr klares Manöver", wie es General Dr. Ariana anschließend beurteilt. An vier Seiten zugleich explodiert und detoniert es. Getarnt, jede Deckung ausnutzend, kommen Panzer und Grenadiere näher. Immer wieder Schutz suchend vor den Flugzeugen, die im Tiefflug angreifen. Etwas später, als sich die entfesselten Mächte beruhigt haben, beantwortet der Kommandierende General des II. Korps, Generalleutnant Hepp, militärische Fachfragen. Der iranische General lobt das eben Gesehene. Szenenwechsel: ein ABC-Entstrahlungsplatz. Die ABC-Abwehrkompanie der Division hat ihn aufgebaut. Lage: zehn Kilometer entfernt hat eine Atomexplosion stattgefunden — so nimmt man an. Spürtrupps im Jeep, eingemummt in strahlensichere Umhüllungen, und aus der Luft im Hubschrauber, sondieren das Gelände. Die verstrahlten Soldaten müssen sich der Dusche unterziehen, werden verbunden und neu eingekleidet. Das Motto auch hier: so wirklichkeitsgetreu wie möglich.

Karl Rüdiger Siebert

SOLDATEN BETEN IN LOURDES

IX. Internationale Soldatenwallfahrt - 35000 Teilnehmer aus 16 Nationen

Diesen Bericht sandte uns ein Redakteur, der zur Zeit seinen Wehrdienst ableistet und als Soldat an dieser jährlich stattfindenden Veranstaltung teilgenommen hat. Er ist mit den kritischen Augen der Jugend von heute geschrieben. Wie nah liegt das Materielle doch oft neben dem Erhabenen! Red.

Lourdes, Mitte Juni 1966

„Wallfahrt?"

Das Fragezeichen ist nicht zu überhören: das skeptische, das zweifelnde, das spöttische. Und der es sagt, der französische Gefreite in khakifarbener Uniform mir gegenüber, deutet hin zu den lärmenden Soldaten beim vin rouge ordinaire. Die Deutschen in feldgrau sind tonangebend. Das Reservistenlied schallt durch das Café. Das Panzerlied. Erika. Belgier in braun, italienische Gebirgsjäger, die längst ihre federgeschmückten Hüte abgesetzt haben, fränzösische Matrosen, spanische —: sie stimmen ein, lallen mit. Prosten sich zu. Grölen. „. . . Parole heißt Heimat!" Kantinenstimmung. Hoch die Gläser.

„Wallfahrt?"

Soldaten verschiedener Nationen vor der Grotte. Foto: Siebert



Mein französischer Kollege in Uniform wiederholt das Wort. Es klingt noch spöttischer, sarkastischer als wir uns einen Weg durch die Avenue Bernadette Soubirous bahnen. Vorbei an glitzernden Andenkengeschäften, vor denen attraktive junge Mädchen zum Kauf der tausend Geschmacklosigkeiten animieren. Lächelnd.

Muttergottes zum Umhängen, zum Aufhängen, zum Weghängen. Muttergottes im Kugelschreiber, in der Glaskugel mit Schneegestöber. Aus Gips, Plastik oder Holz. Bestaunt und umlagert von Soldaten. Scharenweise. Einer dicht neben dem anderen. In dieser Straße, in dieser Stadt, die hier eine Mischung von Oktoberfest und Rüdesheimer Drosselgasse zu sein scheint: Lourdes. Einer der populärsten katholischen Wallfahrtsorte, die es gibt. 35 000 Soldaten sind in diesen Tagen hier. Denn es ist Wallfahrt: IX. Internationale Soldatenwallfahrt.

Aus allen Himmelsrichtungen des westlichen Europa waren die uniformierten Pilger an die Gave gekommen. Aus Skandinavien, aus Portugal, aus Irland, aus der Schweiz: aus insgesamt 16 Nationen. Allein aus der Bundesrepublik brachten fünf Sonderzüge 2 700 Soldaten und 600 Bundeswehrangestellte an die Hänge der französischen Pyrenäen. Nach Bahnfahrten von 30 und mehr Stunden.

Pilger, die bereits in diesen Zügen auf das Ereignis Lourdes vorbereitet wurden. Mit Hinweisen „auf gewisse geringe Schwierigkeiten im NATO-Verhältnis" und der Warnung, sich nicht mit ausländischen Soldaten auf politische Diskussionen einzulassen; mit der Auflage, keine deutschen Soldatenlieder zu singen („der etwas empfindlichen Haltung im Gastland Rechnung tragend"); mit dem Gebet des Rosenkranzes und der Aufforderung, zu den Beichtabteilungen zu finden und einer besonderen Bitte an die Bayern im Zug aus Regensburg: doch das Fluchen zu unterlassen („es rutscht uns halt so schnell heraus, achten wir darauf") und schließlich der Mahnung: das Ansehen der Bundeswehr würdig zu vertreten („wir werden kritisch beurteilt").

Solcherart präpariert und noch den Klang der Schallplattenglocken vom Zuglautsprecher im Ohr kamen die soldatischen Pilger an in Lourdes. So wie Jahr für Jahr Millionen. In Reih und Glied marschierten sie zum Zeltlager, campierten in 18-Mann-Zelten und waren in Hundertschaften aufgeteilt. Sie brachten ihren Alltag mit, den die zivilen Wallfahrer daheim lassen. Wenngleich: militärischer Alltag in gemilderter Form: „Wen hier jemand etwas zu sagen hat, dann bin ich es!" rügte der deutsche geistliche Lagerleiter einen essenausgebenden Feldwebel. Dieser hatte eine Handvoll Soldaten angepfiffen, weil sie mittags ihr Frühstück holen wollten. In der Frühe war Messe gewesen. Sie bekamen ihr Frühstück.

Das Frühstück, für das — ebenso wie für die restliche Verpflegung — die französische Armee sorgte. Sie hatte die Organisation übernommen. Und es war spürbar: da waren Fachleute am Werk. Es klappte. So wie achtmal zuvor. Es klappte, so wie alles in Lourdes zu klap-

pen scheint: ein wohlorganisierter Wallfahrtsbetrieb. Organisiert seit mehr als hundert Jahren. Seit 1858 als das geistig zurückgebliebene Hütemädchen Bernadette Soubirous die Muttergottes schaute, die „unbefleckte Empfängnis". „Sag den Priestern, man soll hier eine Kapelle bauen und in Prozessionen kommen", so soll die „schöne Dame" gesprochen haben. Und so geschieht es.

Wir stehen vor der Basilika St. Pius X., mein französischer Soldatenkollege und ich. Gestern irgendwo im Trubel waren wir ins Gespräch gekommen. Man weiß da hinterher nie, wie eigentlich. Die Gemeinsamkeit der Uniform. Mein Höflichkeits-Französisch (neun Wörter). Sein Verständigungs-Englisch (ein paar mehr).

Und nun stehen wir vor der Basilika, die um die Jahrhundertwende im Zuckerbäckerstil der Stillosigkeit errichtet wurde, stehen auf dem ausgedehnten Vorplatz: dem Ort der Lichterprozession am Abend zuvor. Kerzen, vereint zu tausenden, zehntausenden waren in jenen Stunden zum Meer der Lichter geworden. Unruhig flakkernde Wellen, ständig durch neue Lichterströme anschwellend. (Welch ein Geschäft für die Kerzenmacher — auch das gehört zur Lourdes-Realität.) Lodernde Flut. Eine gewaltige Fackel. Und immer wieder Ave, ave, ave Maria! der Refrain des Lourdesliedes. Der einigende Ruf der Soldaten. Ihr Gleichklang. Ave Maria! Ein Akkord aus 35 000 Kehlen. Und jedesmal wurden die Fackelkerzen emporgehoben. Siegesfeuer. Das verbindende Licht. Ave Maria!

Doch die Grenzen. Die Vergangenheit. Auch hier und zu jener Stunde. Die Masse der Soldaten, die keine Unterschiede mehr kennt, die die Schlagbäume vergessen läßt, die Masse teilt sich und macht Platz den Fahnen: den leineren Grenzpfählen. Allen voran der schwarz-rot-goldene. (Deutschland hier an der Spitze? Die Verwunderung war rasch geklärt: es ging dem Alphabet nach. Und Allemagne fängt nun mal mit A an.)

Beim Einmarsch der Fahnen wurde es endlich ausgesprochen, was unausgesprochen zur Atmosphäre der Wallfahrt gehört: der Krieg der Väter und der Tod der Väter. Das, was war. Das, was nie mehr sein darf. In fünf Sprachen wiederholten es die Geistlichen vor der Basilika, in fünf Sprachen beschwörten sie es: was nie mehr sein darf!

Friede. Auf jedem Pilgerabzeichen war das Wort zu lesen, ebenso auf den Sonderbriefmarken. In den Predigten immer wieder zu hören: Pax, Peace, Paix . . . Die Losung dieser Pilgerfahrt. Friede: Die Hoffnung, die sich daran knüpft: an das Treffen von jungen Soldaten, deren Väter einmal aufeinander schossen und sich gegenseitig zerfleischten. Hier beim Gebet, beim Gottesdienst und eben auch beim Rotwein finden die Söhne zusammen. Mit der Selbstverständlichkeit jener Generation, die es nicht mehr anders kennt.

Das echte Gespräch unter ihnen, der Dialog, das Du, von dem in den Predigten die Rede ist — vielleicht bleibt das in Lourdes die Ausnahme. Wie wohl jeder Dialog Ausnahme ist und nicht vollziehbar in der Masse. Aber die Selbstverständlichkeit der Begegnung, bei der Grenzen keine Rolle mehr spielen: das ist das Erlebnis von Lourdes, das sie alle empfingen, die da kamen. Ob sie nun kamen, weil ihnen die Fahrt eine Woche Sonderurlaub einbrachte oder weil sie für nicht einmal 200 DM in die Pyrenäen fahren konnten oder weil sie teilnehmen wollten am großen Glaubensbekenntnis . . . Wir sind vor der Grotte angelangt. Mein französischer Soldat und ich. Er hat sein Béret in der Hand, ich meine Schirmmütze. Vor der Grotte. Das Ziel der Pilgerreise. Hierher kommen die Gläubigen aus aller Welt. Mit ihren Wünschen, Sehnsüchten, Hoffnungen. Da schleppen sie sich hin mit ihren Gebrechen, Leiden, Krankheiten. Bitten. Flehen. Beten. Werden getragen, gestützt. Hinken. Kriechen. Ein jammervolles Bild: der leidende Mensch voller Erwartung. Angelockt vom Wunder. Von schöner Geschichte. Erfüllt von der Frage: Warum nicht auch ich? Und sie empfangen die Hostie. Schlürfen gierig das Wasser, das ein Dutzend Zapfhähne spenden. Baden in Wannen, in denen schon Dutzende andere vor ihnen die heilbringende Linderung erwarteten. Nehmen das Wasser mit in plastenen Marienflaschen (mit Schraubverschluß), die es in den Geschäften zu kaufen gibt, oder gar im Zehn-Liter-Kanister. Hoffnung in der Flasche.

Hier sind sie, deren Blick kaum noch Anteilnahme verrät. Apathie des Schmerzes in diesen Zügen. Resignation. Auf Bahren von Soldaten getragen. In Wägelchen von Schwestern gerollt. Eine Helferin dann und wann daneben. Mit einem Blasebalg in der Hand: des Kranken Leben. Auf, zu, auf . . . Stetig. Das Leben durch irgend einen Apparat verlängern. Heilung? Vielleicht ist es die nicht mehr. Aber Ruhe und inneren Frieden —: vielleicht erhofft sich das der Sterbende. Der leidende Mensch voll Erwartung.

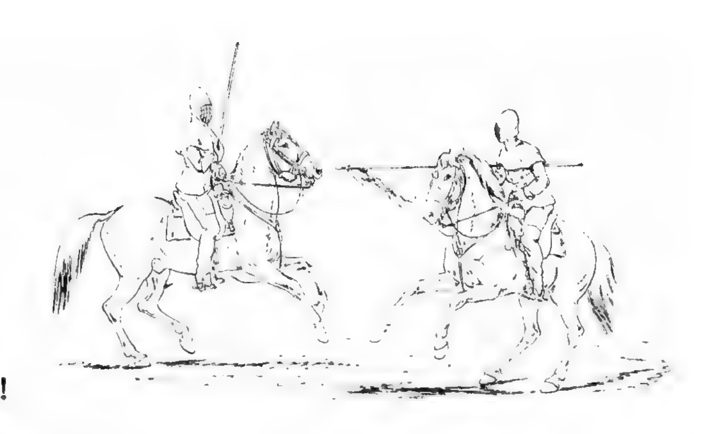
Vor der Grotte mit den Stalaktiten der Krücken und Stöcke, zurückgelassen von den Geheilten, mit dem Kerzenbaum, der mittlerweile die Felsendecke schwärzt, vor der Grotte mit der Marienfigur.

Hier knien sie. Der General neben dem Gefreiten. Der belgische Bergarbeiter neben der Rentnerin aus Deutschland. Die Hände ausgebreitet, in denen der Rosenkranz umklammert ist. Die Luft ist erfüllt von den Gebeten, den gemurmelten und den stummen.

„Wallfahrt?"

Mein französischer Begleiter schaut mich an und nickt: „Wallfahrt". Und in seinem Wort ist kein Fragezeichen mehr.

begegnung der federfechter



Leserstimmen zum Thema

Unglückseliger deutscher Bruderkrieg!

Wir bringen diese Entgegnung zum Artikel „Feldmarschall Graf v. Moltke und die Zeit um 1866" von General a. D. W. K. Nehring, weil sie von einer anderen Perspektive aus die Geschichte des 19. Jahrhunderts sieht. Wir selbst glauben, daß einige dort geäußerte Gedanken, die uns heute selbstverständlich sind oder wenigstens sein sollten, zwar bestechend sind, jedoch damals aus verschiedenen Gründen wohl noch nicht hätten verwirklicht werden können. Wie die Technik, so macht auch die Politik nicht ungestraft plötzliche Sprünge. Wenn Politiker gleichen Formats wie Bismarck nach ihm gekommen wären, wäre die Entwicklung wohl anders gekommen, als zu unserem Schmerz sie sich heute präsentiert, wo oft noch kleinstaatliches Denken und Handeln innerhalb und außerhalb Deutschlands manchen möglichen Fortschritt hemmen, wenn dieser auch auf die Dauer nicht aufgehalten werden kann. Red.

Dem obigen Beitrag (in Nr. 3/66 S. 94/95) würde man als Federfechter nichts entgegnen können, wenn er nur dem Andenken des Feldmarschalls Graf Moltke gegolten hätte; da jedoch auch zu den Ereignissen des Schicksalsjahres 1866 Stellung genommen wird, ist man zu dieser Entgegnung mit dem geziemenden Respekt vor der Persönlichkeit des Verfassers herausgefordert.

General a. D. Nehring hat in 5 Abschnitten die geschichtliche Gestalt Moltkes gewürdigt; den beiden letzten Abschnitten seines Aufsatzes kann vollinhaltlich zugestimmt werden, gegen die drei voraufgehenden sind zum Teil Bedenken anzumelden, insofern, als der politisch-historische Hintergrund in der Weise seine Darstellung findet, in der auch in der mittleren Generation des Federfechters (Jahrgang 1920) noch deutsche Geschichte unter preußischen Vorzeichen einseitig und teilweise verzerrt zugunsten einer heute nicht mehr vertretbaren Glorifizierung Preußens gelehrt worden ist. Diese Betrachtung hält nach 100 Jahren, bei einer so umwälzenden weltpolitischen Entwicklung, von der Mitteleuropa (nicht nur der deutsche Sprach- und Kulturraum) am folgenschwersten betroffen ist, einer objektiven Prüfung und Kritik nicht mehr stand.

Damit wir uns nicht falsch verstehen: hier nimmt jemand zum Thema (1866) Stellung, der zwar in Hannover geboren wurde, dessen Vorfahren aber aus Mitteldeutschland stammen, so daß ein etwaiger Verdacht, hier sollte einseitig Partei zugunsten der auf so tragische Weise um ihren Thron gekommenen Welfen ergriffen werden, falsch wäre.

Das, was unter dem Begriff „Preußentum" Lebensinhalt mehrerer Geschlechterfolgen wurde und nach wie vor Ausdruck einer bestimmten geistigen Haltung und Gesinnung ist, sollte für kommende Generationen ebenso ein „gesamtdeutsches Leitbild" sein und bleiben. Andererseits aber wären am Geschichtsbild Preußens bei aller schuldigen Verehrung für seine einmaligen Leistungen auch für Deutschland einige erhebliche Korrekturen vorzunehmen, was sowohl die historische Persönlichkeit Friedrich II., der auf seine Weise — wenn auch unter gesamtdeutschem Aspekt mit Vorbehalt (Schlesische Kriege!) — der Große genannt zu werden verdient, als auch die Persönlichkeit des Fürsten Bismarck betrifft, der, bei aller sonstigen Würdigung (siehe in Nr. 2/65 S. 37), in seinem Charakter die scheinbar unvereinbaren Eigenschaften von Gottesfurcht und politischer Skrupellosigkeit neben anderen guten und bösen Wesenszügen, die in jedem Menschen in der einen oder anderen Form ausgeprägt sind, genial vereinigt und somit — je mehr Abstand wir auch zeitlich von den Ereignissen gewinnen — immer mehr zu einem historischen Phänomen gigantischen Ausmaßes wird, das bei aller kritischen Einstellung nichts an Größe einzubüßen scheint. So wird die Geschichtsbetrachtung besonders der Ereignisse um 1866 heute weniger stark von der landsmannschaftlichen Bindung her als viel mehr von der Fähigkeit bestimmt, daraus die entsprechenden Lehren für unsere nationale Situation und Existenz zu ziehen.

Eines erscheint allerdings unumgänglich: mit der bisherigen Betrachtung der deutschen Geschichte, die sich auf die Schulweisheiten aus der Zeit vor den beiden Weltkriegen gründet und bedauerlicherweise zum Teil noch heute Verbreitung findet, kommen wir dabei nicht weiter. Und wenn man ganz allgemein ein Wort der Kritik äußern soll, so ist mit Bedauern zu bemerken, daß diese heute so zum Teil überholte Meinung von der Unfehlbarkeit Preußens und Bismarcks besonders stark noch unter den alten Offizieren der Wehrmacht, teilweise auch der Bundeswehr, verbreitet ist (ein Generationsproblem?). Andererseits stammen viele der politisch- und militär-historisch hochgebildeten Persönlichkeiten aus den Alpenländern, ohne daß man von ihnen zu sagen brauchte, sie stellten das entgegengesetzte Extrem dar und verträten die deutsche Geschichte einseitig und verzerrt unter österreichischem Vorzeichen. Es wäre jedem, der sich mit den historischen Problemen, speziell Mitteleuropas, beschäftigt, zu empfehlen, z. B. eine Studienreise nach Wien zu unternehmen, da es in unserem Sprachraum heute wohl selten Stätten gibt, in denen Zeugen deutscher Volks- und Reichsgeschichte (einschließlich der Wehrgeschichte: Türkenkriege!) so konzentriert wie dort zu finden sind, abgesehen davon, daß die heutige moderne österreichische Geschichtsforschung und -lehre beachtlich sind.

Zu einigen Punkten des zitierten Aufsatzes ist hier Stellung zu nehmen, und zwar so, wie die Geschichte der damaligen Zeit h e u t e zu beurteilen wäre.

Unbestreitbar sind die Habsburger an der Entwicklung der letzten 160 Jahre mitschuldig. Der erste schwere Fehler dieser Art war die Niederlegung der Reichsgewalt durch Kaiser Franz II., auf die er nicht hätte verzichten sollen, selbst nicht unter der unaufhaltsamen Entwicklung durch Napoleon I. Hinzu kam das Unvermögen der Habsburger — außer Joseph II. — das tausendjährige Reich innerlich zu erneuern, sowie ihre eigennützige Hausmachtpolitik mit ihren für uns alle schädlichen Interessen in nicht-deutschen Ländern. Der zweite Fehler dieser Art war ein bedeutsames Versäumnis desselben Habsburgers — wahrscheinlich nicht ohne den nicht unbedenklichen Einfluß des Rheinländers Fürst Metternich — das darin zu sehen ist, daß er 1814/15 die Chance der Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt in Gesamtdeutschland nicht wahrnahm, sondern sich auf ein „Kaisertum Österreich" beschränkte. Es kam zwar zum Deutschen Bunde, in dem Österreich die Präsidialmacht war, aber zu epochemachenden Taten, zu einer deutschen Form des Risorgimento, hat sich dieser Bund in Folge sich durchsetzender reaktionärer Strömungen, die vom deutschen Volke als Verrat an

den Zielen und Opfern der Befreiungskriege empfunden wurden, nicht aufschwingen können. So betrachtet, ist das Scheitern der bürgerlichen Revolution von 1848 ein tragisches Ereignis von sehr viel weiterreichender Bedeutung für Gesamtdeutschland gewesen, als uns nach bisheriger Geschichtslehre bewußt gemacht worden ist.

Leider ist es müßig darüber nachzugrübeln, wie anders die Geschichte Deutschlands verlaufen wäre, hätte sich die Wahl des Erzherzogs Johann von Österreich zum Reichsverweser des Deutschen Bundes durch die Frankfurter Nationalversammlung auswirken können, wenn nicht die Politik mehrerer deutscher Bundesstaaten darauf abgezielt hätte, dynastische Interessen ihrer Fürstenhäuser über die nationale und demokratische Idee des deutschen Volkes zu stellen. Ein Vertreter dieser Richtung aber war Bismarck, ein Kind dieser Zeit, der von 1851 bis 1859 Gesandter Preußens am Frankfurter Bundestag war und seitdem konsequent und rücksichtslos dynastische Kabinetts- und Machtpolitik mit dem Ziel der Erweiterung Preußens zum allein in Deutschland führenden Großstaat gegen Österreich betrieb.

Sicher war der Deutsche Bund, wie sich bald herausgestellt hatte, reformbedürftig. Österreich war aber 1862 zu einer Reform, zur Straffung der Bundesordnung bereit. Bismarck hingegen, dem im gleichen Jahre der Vorsitz im preußischen Staatsministerium übertragen worden war, ist 1863 für ein erwogenes Bundesparlament nicht zu gewinnen gewesen. Der Koalitionskrieg gegen Dänemark 1864 sah den Deutschen Bund noch einmal in gemeinsamer Aktion, der jetzt alle deutschen Länder von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt umfaßte. Nicht richtig ist, daß die gemeinsame Verwaltung der nordelbischen Herzogtümer durch Österreich und Preußen „zwangsläufig zu einer gewaltsamen Auseinandersetzung zwischen diesen beiden deutschen Staaten" (sic!) geführt hätte; in Wahrheit hatte Bismarck schon nichts anderes mehr im Sinn gehabt, als Schleswig, Holstein und Sachsen-Lauenburg für die Hohenzollern zu annektieren, und unbestritten ist die 1866 verwirklichte Absicht der Annektion weiterer Staaten des Deutschen Bundes. Daß Österreich nicht gut beraten war, daraufhin im Bundestag die Mobilmachung des Bundesheeres gegen Preußen zu beantragen, mag zur weiteren Anheizung des Konflikts geführt haben; tatsächlich lehnte der Bundestag den österreichischen Antrag auch ab und ordnete nur die Kriegsbereitschaft der nicht-preußischen und nicht-österreichischen Kontingente an, um die allgemeine Sicherheit im Bunde zu gewährleisten, worin auch eine Voraussetzung für erfolgreiche Vermittlungen zwischen den rivalisierenden Großmächten gesehen wurde. Das preußische Ultimatum forderte jedoch nicht die Neutralität dieser Bundesstaaten, sondern den Abschluß eines Bündnisses mit Preußen für eine Aktion gegen Österreich, obgleich die Bundesverfassung einen Krieg zwischen den Mitgliedsstaaten des Deutschen Bundes verbot. So hat Bismarck die Bundesverfassung gebrochen, ist Preußen schuldig geworden am Hinausdrängen Österreichs aus dem Deutschen Bund und schließlich für dessen Auflösung, und ebenso für die Annektion bundestreuer Staaten im nördlichen Deutschland anzuprangern.

Nicht richtig ist, wie es in dem Artikel weiterhin heißt, daß Österreich angeblich aus Deutschland ausschied, denn gerade heute muß man fragen, was eigentlich „Deutschland" ist oder damals schon war, da ein solches nach Auflösung des Römisch-Deutschen Reiches und des Deutschen Bundes als staatsrechtlicher Begriff nicht existierte. „Deutschland" muß daher nur als ein Kulturraum verstanden werden, der mit dem deutschen Sprachgebiet identisch ist, so daß man schon damals hätte von einem kulturell „Unteilbaren Deutschland" sprechen können, wäre dieser Begriff nicht erst in den letzten Jahrzehnten bei uns geprägt worden. Demzufolge konnte und kann Österreich aus Deutschland nicht ohne weiteres „ausscheiden".

Der deutsch-französische Krieg von 1870/71 schuf leider nicht die Grundlage zur Einigung „Gesamtdeutschlands", denn er bot nur die sattsam bekannte kleindeutsche Lösung, die keinem anderen als Bismarck selbst in späteren Jahren nicht ohne Wehmut auf seiner Fahrt von Bad Gastein nach Wien zum Bewußtsein gekommen ist, wie er sinngemäß selbst schrieb („Gedanken und Erinnerungen"). Tatsächlich hatte Preußen, das sich 1866 mit einer ausländischen Macht — Italien — gegen die Präsidialmacht des Deutschen Bundes verbündet hatte, durch seine Politik mit dazu beigetragen, daß Österreich, dessen Landesherr, Kaiser Franz Joseph, noch später vor dem Deutschen Kaiser und den versammelten deutschen Bundesfürsten und Bürgermeistern der deutschen Stadtstaaten in Wien mit Stolz erklären sollte: „Ich bin ein deutscher Fürst!", mit den Problemen des Vielvölkerstaates im Donauraum schließlich allein nicht mehr fertig werden konnte und 1918 etwas zerbrach, was Keimzelle eines späteren vereinigten Europas hätte werden können. Österreichs viele Völker umgreifende mitteleuropäische Konzeption scheiterte am beschränkten preußisch-kleindeutschen Horizont. Die föderative Einheit des Reiches und Bundes in der Vielfalt der Stämme, die Deutschlands Stärke ist, wurde durch den preußischen Unitarismus gewaltsam zerstört. „Preußen-Deutschland" war nur eine kurze Episode in der tausendjährigen Geschichte unseres Volkes.

So gesehen muß man sich nachträglich auch fragen, ob es damals richtig gewesen ist, daß Moltke nach seinem glänzenden Sieg bei Königgrätz seine Absicht, auf Wien zu marschieren, fallen ließ und seine operativen Pläne den politischen Vorstellungen Bismarcks unterordnete, so vorbildlich uns diese Haltung erscheinen mag. Sicher darf die Bedeutung der französischen Intervention nicht unterschätzt werden, wegen der die preußischen Diplomaten schneller zu handeln gezwungen waren als die Militärs. Wenn es aber Bismarck schon 1866 allein nur um die staatliche Vereinigung aller deutschen Bundesstaaten gegangen wäre, wäre ihm nur die Wahl zwischen der Einordnung Preußens in den Deutschen Bund unter Österreichs Vorsitz oder — mit erhoffter Hilfe der Ungarn — der Absetzung der Habsburger mit dem Ziel der Eingliederung der deutschen Länder der Donaumonarchie in ein Zweites Deutsches Reich unter einem Hohenzollern, das dann ein großdeutsches Reich geworden wäre, geblieben. Aber keine Anzeichen deuten darauf hin, daß diese Lösung angestrebt wurde, wenn davon abgesehen werden darf, daß Bismarck seinem König die Kabinettsfrage zu stellen bereit war, als Wilhelm I. weiterreichende Annektionspläne im süddeutschen Raum, sogar gegen Österreich erwog. Wie wir heute wissen, strebte Bismarck mit dem Halt vor Wien und dem Frieden von Nikolsburg vorerst nur die Vorherrschaft Preußens an, die auf dem Wege zur Einheit Gesamtdeutschlands nur eine halbe Maßnahme war und blieb, was bei dem dynastischen Denken des preußischen Regierungschefs allerdings nicht verwunderlich war. Der Friede von Nikolsburg war großzügig und ritterlich gegenüber dem Hause Habsburg — den Deutschen im habsburgischen Kaisertum war, wie wir heute wissen, damit nicht gedient. Wir sollten daher heute — bei aller Würdigung der militärischen Leistungen und politischen Erfolge damals — sehr genau überlegen, ob wir den 1866-er Krieg noch als glorreich bezeichnen dürfen. Vielmehr war er doch eines der traurigsten Kapitel unserer Geschichte und ein noch heute wirksames nationales Unglück für Gesamtdeutschland.

Wo wir seit 1945 vor den Trümmern unseres Reiches stehen, sollten wir rückblickend aber auch die Lehren von 1866 ziehen und uns davor hüten, „preußisch-deutsche" Geschichte für eine gesamtdeutsche zu halten, d. h., so zu tun, wie es leider auch noch in der heutigen Militärhistorie geschieht, als habe Österreich niemals zu Deutschland gehört. Heute sind die Bundesrepublik und die Alpenrepublik als selbständige Staaten neu erstanden. Die nachbarlichen Verhältnisse können als vorbildlich bezeichnet werden. Was uns „immerwährend" verbindet, sind die Gemeinsamkeiten unserer Sprache, Geschichte und Kultur — Kennzeichen e i n e r Nation! Zwar staatlich getrennt, gehen wir gemeinsam einer neuen europäischen Zukunft entgegen. In ihr wird auch, auf dem historischen Boden des alten Ordensstaates, einmal wieder ein neues Preußen ebenso wie andere Länder jenseits der heutigen kommunistischen Demarkationslinie seinen Platz einnehmen. Die Realität in der heutigen Politik besteht nämlich auch darin, daß wir die Kraft aufbringen, fest daran zu glauben und entsprechend zu handeln. Sprechen sollten wir davon so viel, wie es nötig ist, in allen Bevölkerungsschichten das gesamtdeutsche Bewußtsein zu wecken, zu stärken und zu festigen sowie vor der Welt den Willen zur Einheit glaubwürdig zu machen. So wird sich auch das Rad der Geschichte weiter drehen.

Resignieren wir daher nicht!

Horst Voigt, Hauptmann d. R.

Die Ehre des Soldaten (2/66 Seite 35)

Mit sehr großem Interesse habe ich die Ausführungen von Herrn OTL Schirmer über die „Ehre des Soldaten" und die Stellungnahme von Herrn OTL Waller gelesen.

Gerade für uns junge Kp-Chefs brennt dieser Problemkreis auf den Nägeln, denn unsere Aufgabe ist es, den jungen Soldaten von heute täglich den Sinn ihres Dienens klar zu machen.

Ich darf dazu die Ausführungen von Herrn OTL Waller nachdrücklichst bekräftigen.

Es hat wirklich keinen Zweck, die Massengesellschaft von heute, die nur den Konsum kennt und nicht den Verzicht, abzuwerten und die Ansatzpunkte für die Lösung unseres Problems in der Vergangenheit zu suchen.

Gewiß haben Begriffe wie Ehre, Tapferkeit, treues Dienen nach wie vor ihre Bedeutung und unverrückbare Gültigkeit. Sie sind aber naturgemäß mit einem gewissen Maß an Pathos und großer Gestik verbunden, das uns, gewitzt aus den schlechten Erfahrungen der Vergangenheit, skeptisch macht. Wir würden es uns zu leicht machen, ja, wir würden bei den Soldaten keine Resonanz erzielen, wenn wir diesen psychologischen Effekt außer acht ließen. Wie kann man diesem Teufelskreis entrinnen und unsere jungen Männer trotz dieser Hemmnisse zu treuen und tapferen Soldaten erziehen?

Unsere Industriegesellschaft ist eine Welt des Business und der Werbung, in der das Leistungsprinzip dominiert. Sie appelliert weniger an ideelle Werte, sondern mehr an Instinkt und persönliches Wohlergehen des einzelnen. Will man nun eine Ware an den Mann bringen oder eine größere Gruppe von Menschen zu einem bestimmten Verhalten beeinflussen, so muß man diese Faktoren berücksichtigen, um Aussicht auf Erfolg zu haben. In dieser Welt leben wir, ihren Gesetzen gehorchen wir, ob es uns paßt oder nicht. Auch wir müssen diese Gegebenheiten einkalkulieren, wenn wir unsere Vorstellungen wirkungsvoll den jungen Soldaten vermitteln wollen. Man wird mir vielleicht hier entgegenhalten, daß man Ehre und Anstand nicht wie 5 kg Waschmittel verkaufen kann.

Ich glaube, man kann und muß diesen Weg einschlagen, um unserem Auftrag gerecht zu werden.

Es gilt für uns den jungen Soldaten in seiner persönlichen Erlebniswelt anzusprechen um zum Ziel zu kommen.

Die Beispiele, wie sie von Herrn OTL Waller angeführt wurden, darf ich hier vielleicht noch ergänzen:

- Willst Du, daß Du auf Deinem Grund und Boden und Deinem Betrieb nicht mehr der Eigentümer, sondern vielleicht der erste Vorarbeiter bist?
- Willst Du jede Woche 1—2 mal abends nach Betriebsschluß 2—3 Std. an parteigesteuerten Versammlungen teilnehmen, bei deren Nichtteilnahme Dir berufliche Nachteile entstehen können?
- Willst Du in einem Land leben, in dem ein Witz über eine Parteigröße bereits mit harten Gefängnisstrafen geahndet wird?

Bei diesen und ähnlichen Beispielen werden die Soldaten hellhörig. Den meisten nämlich ist bis dahin nicht klar gewesen, daß es bei der großen Auseinandersetzung der Weltblöcke letzten Endes um diese Fragen des unmittelbaren persönlichen Bereichs geht. Immer wieder trifft man auf die naive Vorstellung — die nicht nur auf den Volksschüler beschränkt ist — daß der gute Spezialist, sei er nun Maurer oder Ingenieur, überall gebraucht wird, und wenn man seine Pflicht tue, so könne einem auch bei den Kommunisten nichts passieren. Nur mit theoretischen Unterrichten über den Diamat und Histomat schläfert man die Soldaten ein, mit o. a. Beispielen schockiert man sie und bringt sie zum Nachdenken.

Als weiteres „Werbemittel" kommt das Leistungsprinzip hinzu, auf das die Soldaten sehr ansprechbar sind. Sie kennen es aus dem eigenen Erleben: wer etwas leistet, verdient etwas und ist angesehen.

Man muß den Soldaten somit die Leistungen der BRD und ihre wirtschaftlichen Erfolge mit etwa folgenden Beispielen veranschaulichen:

- Die BRD ist die drittgrößte Industrie-Nation der Welt,
- das VW-Werk stellt ein Mehrfaches an Automobilen her als die gesamte Sowjetunion,
- mit ihrer einzigartigen Wohnungsbauleistung von 9 Millionen Wohnungen in 7 Jahren steht die BRD an der Spitze in Europa,
- die Löhne der BRD sind in Europa (EWG) die höchsten,
- die BRD steht an der Spitze in der Welt, was ihre Sozialleistungen betrifft

usw.

Diese Leistungen sind dem Soldaten nur zum Teil bekannt. Hier liegt ein Versäumnis auch des Staates vor, weil er mit diesen Erfolgen zu wenig Reklame macht, um seine Staatsbürger für sich zu gewinnen. Für uns ist hier ein wirkungsvolles Mittel in die Hand gegeben, um bei den jungen Soldaten gesunden Stolz auf ihre Bundesrepublik zu wecken.

Hat man die Soldaten so angesprochen und ihnen damit den Sinn ihres Dienstes vor Augen geführt, so ist eine Basis geschaffen, auf der man ihnen schrittweise und behutsam Begriffe wie Vaterland, Pflichterfüllung und vernünftiges Nationalbewußtsein näherbringen kann.

Es gilt somit für uns zunächst, die Werbetrommel für die Vorzüge und Stärken unseres Staatswesens zu rühren und die Soldaten in ihrer materialistischen Vorstellungswelt — sprich Geldbeutel und persönliches Wohlergehen — zu fassen und sie nachdenklich zu machen. Dann hat man einen Weg zu ihren Herzen gefunden und kann versuchen, ihnen die bleibenden Werte echten Soldatentums glaubhaft werden zu lassen.

Oberleutnant Manfred

Namen für die neue deutsche Panzerfamilie (3/66 Seite 90)

Die Suche nach geeigneten Namen für die neue deutsche Panzerfamilie hat mich zur Mitarbeit angeregt. Bei der Auswahl meiner Vorschläge habe ich mich von der Allgemeinverständlichkeit, Einprägsamkeit und von einem engen Sachzusammenhang der Namen zur Zweckbestimmung der zu bezeichnenden Panzerfahrzeuge leiten lassen. Ferner war ich der Meinung, daß man den beiden Jagdpanzertypen und dem Spähpanzer, als Kennzeichen ihrer engen Verwandtschaft zum Kampfpanzer, auch Raubtiernamen geben sollte. Für den SPz Krankenkraftwagen fand ich dagegen keinen Namen aus der Tierwelt, der mir geeignet erschien und der das Gefühl der Geborgenheit stark genug betonte. Ich habe daher in diesem Fall die Bezeichnung einer Behausung gewählt. Desgleichen gefiel mir für den Bergepanzer kein Name aus der Tierwelt. Für ansprechender halte ich die Kraft ausstrahlende Bezeichnung des Fabelwesens Greif.

Im einzelnen möchte ich folgende Namen vorschlagen:

1. für den Jagdpanzer Kanone „Puma"
2. für den Jagdpanzer Rakete „Panda"
3. für den Spähpanzer mit 90 mm Kanone im Turm „Luchs"
4. für den Schützenpanzer (SPz), lang „Trakehner" oder „Husar"
5. für den SPz Führung und Funk „Fuchs"
6. für den SPz Flak-Zwilling 30 mm „Wespe"
7. für den SPz Mörserträger 120 mm „Viper"
8. für den SPz Raketenwerfer (mehrfach) „Hornisse"
9. für den SPz Transport „Biber"
10. für den SPz Krankenkraftwagen „Iglu"
11. für den Bergepanzer „Greif"

Hans Maus

In memoriam: J. F. Ch. Fuller

Als Zeitschrift der Kampftruppen ist es unser besonderes Anliegen, eines Mannes zu gedenken, der in diesem Jahr mit 84 Jahren zur Großen Panzerarmee berufen wurde, des britischen Generalmajors a. D. Fuller. Wie selten einer hat er für die Mechanisierung und neuzeitliche Auffassung vom Krieg und seinen Grenzen furchtlos und ungeschminkt gekämpft und zahlreiche andere Panzersoldaten, darunter vor allem auch unseren Guderian, befruchtet.

Fuller entwickelte sich aus einer Reihe aufgeschlossener junger britischer Offiziere des 1. Weltkrieges rasch zu der geistig führenden Persönlichkeit der Panzerei. Obwohl Generalstabsoffizier, schrieb er nicht in der zurückhaltenden, abwägenden Generalstabssprache, sondern seine Absicht war es, wie er selbst sagt, „zu instruieren und seine Zeit nicht mit der Produktion von polierten Plattheiten zu verbringen". Man kann wohl sagen, daß er ein soldatischer Ketzer war, ein Hecht in dem besonders konservativen Karpfenteich vieler seiner Vorgesetzten und Kameraden. Er provozierte, aber nicht aus reiner Fechtmeisterei und als Widerspruchsgeist, sondern aus dem Verantwortungsbewußtsein eines Temperaments, das sich nicht scheute, an alles die kritische Sonde anzulegen und dies nach eingehender Prüfung auch klar auszusprechen. Wohl jeder Institution, wohl jedem Heer, das solchen Männern, zu denen ja auch Guderian gehörte, genügend Entfaltungsraum und Gehör schenkt sowie im Rahmen des Möglichen die Gedanken solcher Neuerer unvoreingenommen prüft und gegebenenfalls verwirklicht!

Wir glauben sein Andenken am besten ehren zu können, wenn wir eine Anzahl seiner Gedanken und Aussprüche wiedergeben, die mehr über ihn aussagen als ein noch so inhaltsreicher Nekrolog. Red.

Allgemeine kritische Bemerkungen

Es gibt zwei Geheimnisse, geistig jung zu bleiben:

a) sich nicht mit Kleinigkeiten abzuplagen,

b) niemals mit etwas zufrieden zu sein.

— Die Meinungen der Massen sind falsch, weil die Massen geistig selten weniger als um eine Generation zurück sind.

— Wenn die Wirtschaft keine moralische Grundlage besitzt und die Moral keine geistige, dann kann es keine gemeinsame und menschliche Lösung geben.

— Die Massen sind instinktmäßig konservativ, denn obwohl sie häufig revolutionären Doktrinen Beifall spenden, so verabscheuen sie doch revolutionäre Handlungen. Sobald ein Versprechen sich der Erfüllung nähert, jagt ihnen die Ungewißheit des Umschwunges Schrecken ein.

— Eine unbegrenzte Demokratie ist ein Instrument des Krieges, denn ihre Macht ist emotionell und der Krieg ein gewaltsamer Ausdruck der Emotion.

— Was Europa braucht, ist ein Ideal — die Vergeistigung, und nicht eine Rückkehr zum Materialismus der Vorkriegszeit.

— Der Grund des katastrophalen Ausgangs der beiden Weltkriege ist nicht im Krieg an sich zu suchen, sondern in der Art der Kriegführung, und dies steht in Beziehung zu der großen Revolution seit 1789; Verfall der Aristokratie und Aufkommen der Demokratie, Entwicklung von Industrie und Kanibalismus, Hervortreten der Volksmassen und des Sozialismus, Fortschritt der Wissenschaft und Vervollkommnung der Technologie, Bevölkerungszunahme und Bevölkerungsdruck, Verfall des Glaubens und ständig zunehmender Materialismus.

— Die finanziellen Abteilungen (wohlgemerkt die damaligen des britischen Kriegsministeriums! Die Red.) waren an Vorschriften gebunden und so völlig verworren, daß es ihnen gleichgültig war, ob es einen Krieg gab oder nicht. Das alte Schema mußte eingehalten werden und wenn der Himmel zusammenbrach.

— Vitale Notwendigkeiten werden für Regierungsstellen zu veralteten Luxusgegenständen und gleiten wie an einem Rosenkranz jahraus und jahrein durch die Finger, weil sie für diejenigen, durch deren Finger sie gleiten, das tägliche Brot bedeuten.

Militärische Gedanken

— Sicherheit ohne offensiven Charakter ist keine Sicherheit, sondern nur aufgeschobener Selbstmord.

— Ich predige keine Lehre, denn ich glaube an keine Lehre. Armeen werden öfter durch Dogmen vernichtet als durch die Tüchtigkeit der Gegner.

— Eine Armee ist hinsichtlich ihrer Stärke vom Willen ihres Kommandeurs und seines Stabes abhängig; man schneide diesen Willen ab, und die Armee ist gelähmt.

— Jedes Kriegsprinzip wird leicht anzuwenden sein, wenn die Bewegung beschleunigt werden kann, und zwar auf Kosten des Gegners.

— Die Taktik oder die Kunst, Soldaten zu führen, ändert sich entsprechend den Waffen und Transportmitteln, die angewandt werden.

— Niemals ist in der Kriegsgeschichte eine Schwierigkeit aufgetaucht, deren Lösung nicht in der fraglichen Zeit im Kopfe eines Mannes gesteckt hätte oder häufig zugleich in den Köpfen mehrerer Männer. Die Hauptschwierigkeit lag fast immer nicht in der Lösung selbst, sondern in der Akzeptierung durch diejenigen, deren Interesse mit den vorhandenen Methoden verwachsen war.

— Die jetzige Theorie besteht darin, Mannschaften zu vernichten, unsere neue Theorie sollte darin bestehen, die Führung zu vernichten. (Daher schlug Fuller 1917 das Flugzeug und den Tank zur Vernichtung der Stäbe und den Angriff von rückwärts vor. Red.)

— Die Macht der Verteidigung muß autoritativ, die Macht der Produktion kooperativ, die Lebensweise individuell sein.

— Geistige Wendigkeit ist mehr wert als alte Erfahrung.

— Die Lehren, die wir aus dem letzten Kriege ziehen, werden sich wahrscheinlich als die gefährlichsten Richtlinien in dem nächsten erweisen. Es sei denn, daß die Waffen im wesentlichen die gleichen geblieben sind.

— Gedrucktes ist keine Heilige Schrift. Regelmäßig hat sich zu Beginn neuzeitlicher Kriege herausgestellt, daß die bis dahin üblichen Ausbildungsgrundsätze weit überholt waren.

— Der Berufssoldat hat stets den Wagen der Taktik vor das Pferd der Bewaffnung gestellt.

— Nur wenige Männer, die das 50. Lebensjahr überschritten haben, sind für den aktiven Militärdienst noch geeignet.

— Es gibt nichts, was den Soldaten so rasch aus der Fassung bringt, wie Zahlen. — Wenn Seiten auf Seiten einer Abhandlung mit Zahlen folgen, die auf die kleinste Kleinigkeit eingehen, so gerät der Soldat sofort in Schrecken, und wenn der Schrecken das militärische Gemüt befällt, so sucht er sich automatisch seine Erleichterung in einer Konferenz, in der die Verantwortung wie ein Kuchen in genügend kleine Scheiben verteilt wird, damit jede Entscheidung ohne Risiko einer geistigen Indigestion gierig verschlungen werden kann.

— Die lähmende Wucht des Materials muß gebändigt werden durch die überlegene Kraft wahren Führertums.

— Je mehr die Waffen, mit denen wir fechten, mechanisiert werden, desto weniger mechanisch darf der Geist sein, der sie führt.

— Man muß die Gabe haben, befehlen zu können ohne es fühlen zu lassen.

— Laßt uns in die Zukunft schauen. Die Welt wird immer kleiner, aber die Wissenschaft ist ungeheuer groß. Jeder vernünftige Gedanke kann zu einer realisierbaren Wirkung führen. Es gibt nichts, was für die Wissenschaft zu wunderbar wäre. Wir von den kämpfenden Truppen müssen den Zauberstab dieser Zauberin ergreifen und die Zukunft unserem Willen dienstbar machen.

— Im nächsten Kriege müssen wir mit sehr schweren Verlusten rechnen! Aber warum **müssen?**

— Die Entscheidung, ob wir von den neuen Verteidigungswaffen, die der Fortschritt uns anbietet, Gebrauch machen sollen, ist uns ebenso wenig überlassen wie unseren Vorvätern die Entscheidung, ob sie sich statt mit Pfeil und Bogen mit dem Gewehr ausrüsten sollten.

— Die Kameradschaft steht bei uns über der Tüchtigkeit. Das Ergebnis ist ein militärischer Verband, der keine Dividende veröffentlicht. Resultate und nicht Diplome sind die wahren Prüfsteine der Tüchtigkeit. Die Armee wimmelt von Blindgängern. Wenn sie uns beißen, dann bestreuen wir diese Leute mit Orden anstelle von Insektenpulver.

— Reserven sind das Kapital des Sieges.

Panzer-Gedanken

— Die Schlacht von Cambrai war die Geburtsstunde einer neuen Epoche in der Geschichte des Krieges.

— Fuller schlug schon 1912 vor, Tanks zu bauen, die auch nachts operieren können. Tagtanks sollten mit Nebelgeräten ausgerüstet werden.

— Fuller behauptete, daß die britischen Generale noch in den Verhältnisen von 1870 dächten oder als ob sie bereits in der Schlacht von Hastings (1066, Sieg Wilhelms des Eroberers über die Angelsachsen. Red.) gefochten hätten.

— In einer Denkschrift des 1. Weltkrieges schrieb Fuller: Er nähme an, daß die Deutschen intelligent genug seien um zu erkennen:

1. daß die Verwendung von Benzin in der Landkriegsführung sich taktisch so bedeutsam erweisen wird wie die Verwendung von Dampfkraft in der Seekriegsführung,
2. die Eigenschaften der Sicherheit, Offensive und Beweglichkeit, die der Tank in einem höheren Grade in sich vereinigt als irgendeine andere Waffe, für einen Erfolg im Kriege grundlegend sind,
3. daß der Tank den Hauptvorteil der Seekriegsführung, nämlich die Bewegungsfreiheit, in hohem Maße auf die Landkriegsführung zu übertragen ermöglicht,
4. daß die Anwendung von Maschinen der Landkriegsführung ebenso sehr Menschenmaterial spart wie ihre Anwendung in der Produktion, d. h. der Tank schafft kein neues Menschenmaterialproblem, sondern er bedeutet eine Lösung des bestehenden Problems.

— Die Tankwaffe spart Zeit, und Zeit ist der ausschlaggebende Faktor im Kriege.

— Das Benzin führt eine neue Dimension ein, indem es ermöglicht, eine bisher nicht erreichbare Richtung einzuschlagen — die bewegliche, geschützte Feuerlinie.

— Wir dürfen niemals das tun, was der Feind von uns erwartet. Stattdessen müssen wir ihn irreführen, d. h. seinen Verstand mit unserem Verstand leiten.

— Taktische Erfolge werden im Kriege im allgemeinen dadurch errungen, daß man eine organisierte Truppe gegen eine desorganisierte einsetzt.

— Die Verfolgung ist die Dividende des Sieges.

— Die Verbesserung irgendeiner Waffe, besonders eine Verbesserung auf Schnelligkeit wird die Nützlichkeit und den Einsatz aller übrigen Waffengattungen in einem Grade, der im Verhältnis zur Verbesserung steht, beeinflussen.

— Fullers Ansicht vom Einfluß der Infanterie war:
Bei einem taktischen Durchbruch helfen,
in Gebieten, die für Tanks ungeeignet sind, operieren,
in Gebieten, die von Tanks erobert sind, operieren,
Truppenverbände hinter der Front schützen.

— In dem Maße, wie die Beweglichkeit der Tanks wächst, werden sie mehr und mehr vom Flugzeug in ihrer Sicherheit und ihrem Schutz abhängig sein. Flugzeuge werden zu den Tanks in ähnlicher Beziehung stehen wie die Kavallerie zu der Infanterie in früherer Zeit.

— Eine neue Waffe in kleinen Mengen einsetzen, heißt dem Feind das Patent der Konstruktion in die Hände spielen.

— Zersplittert Eure Kräfte nicht! Ihr könnt nicht mit offener Hand zuschlagen! Ballt Eure Faust! Haltet die Verbände zusammen!

— Tanks sparen Menschen, Munition, Zeit und Geld, benötigen kein Einschießen der Artillerie, keine Artillerievorbereitung.

— Über den Entschluß zum Bau von Tanks: Die ganze Sache war lediglich eine Sache des gesunden Menschenverstandes — eine Stahlplatte, welche die Kugeln abhalten konnte. Der Stein der Weisen gehörte damit uns.

Abschließend möchten wir noch Auszüge aus dem Eröffnungsvortrag Fullers in seiner Eigenschaft als Hauptinstruktor (Lehrer) an der britischen Kriegsakademie bringen. Sie könnten genau so auch heute gehalten worden sein:

„Wir sind heute als Schüler zusammengekommen, und wir können durch gegenseitiges Vertrauen aus der Arbeit, die vor uns liegt, Gewinn ernten . . . Als Leiter Ihrer Arbeiten erstrebe ich das Ideal, daß wir uns gegenseitig belehren wollen. Erstens, weil wir alle eine große Menge Kriegserfahrung hinter uns haben, und zweitens, weil wir meiner Meinung nach nur durch freie Kritik unserer Ideen die Wahrheit zutage fördern können. Bloßes Hinunterschlucken sowohl von Speisen als auch von Meinungen führt nicht unbedingt zur Verdauung, und ohne Verdauung ist das Hinunterschlucken nur verlorene Arbeit und vergeudete Speise . . .

Während Ihres Kursus wird niemand Sie zur Arbeit zwingen, aus dem einfachen Grunde, weil ein Mensch, der zur Arbeit angetrieben werden muß, nicht wert ist, angetrieben zu werden . . . Auf diese Weise werden Sie Ihre eigenen Lehrer sein, und ehe Sie nicht lernen, sich selbst zu lehren, werden Sie nie von anderen belehrt werden können. . . . Die Meisten können nicht lernen, gehören Sie daher der Minderheit an. Der primitive Mensch denkt überhaupt nicht, wenn er nicht durch die zwingende Notwendigkeit dazu getrieben wird. Schauen wir nicht rückwärts, sondern vorwärts, befreien Sie Ihre Gedanken von Sitten, Traditionen und Schlagworten; lernen Sie frei denken, nicht nachahmend oder anarchistisch, und wenn etwas einen Eindruck auf Sie macht oder Ihnen mißfällt, beurteilen Sie es nicht nach dem bloßen Schein, sondern prüfen Sie und kritisieren Sie es, und versuchen Sie die Bedeutung und den inneren Wert festzustellen. Denken Sie daran, daß jeder Schüler mehr verlernen als lernen muß, und daß er nicht unbeschwert lernen kann, wenn er nicht das Unkraut irrationalen Denkens aus seinem Verstand ausgerodet hat."

Fuller schloß seine Ansprache mit den Worten:

„Es gibt ein Wort in unserer Sprache, das in unserem Wortschatz meiner Meinung nach das Mächtigste ist. Damit sie es nicht vergessen, habe ich es an die Tafel geschrieben — es ist das Wörtchen „WARUM". Was es Ihnen auch sagen mag, was Ihnen Ihre Lehrer sagen mögen, was immer Sie lesen und denken, fragen Sie stets nach dem „Warum". Wenn Sie das nicht tun, werden Sie geistig in Ruhestellung bleiben, selbst wenn Ihr Lerneifer noch so groß ist. Ihr Gehirn ist kein Museum für die Vergangenheit oder eine Rumpelkammer für die Gegenwart, es ist ein Laboratorium für die

Zukunft, selbst wenn die Zukunft auch nur 5 Minuten vor Ihnen liegt. Es ist ein schöpferisches Zentrum, in dem neue Entdeckungen und Fortschritte gemacht werden. — Die Methode, die in den Instruktionsbüchern niedergeschrieben ist, ist nicht für Weise, sondern für normale Menschen geschrieben, unter denen es viele Dummköpfe gibt. Obwohl man sie befolgen muß, so glauben Sie nur nicht etwa, daß sie dazu geschrieben sind, Sie vom Denken zu entlasten . . .

Sie sind hierher gekommen, um sich Kenntnisse anzueignen, sie zu entwickeln und den Leuten zu vermitteln, die Sie eines Tages befehligen oder für die Sie sorgen sollen. Kenntnisse erwirbt man nicht nur im Vortragssaal, sondern auch im Kasino und in dem eigenen Arbeitszimmer. Nichts trägt derart zur Klärung der Kenntnisse bei wie ein freier Gedankenaustausch. Glauben Sie daher nicht, daß der Rang ein Hindernis für eine freie Aussprache ist, weil ich zufällig Oberst und Sie ein Hauptmann oder Major sind. Wenn Sie mit mir oder den Anschauungen Ihrer Lehrer nicht einverstanden sind, sagen Sie es offen heraus, denn wir sind alle Schüler und der Mensch, der seine Meinung nicht korrigieren kann, hat seinen Intellekt versteinern lassen — er ist ein wandelnder Stein."

Über den Wert der Geschichte

„Sie ist für Sie ebenso leicht zu studieren wie für Ihre Lehrer. Der Geist bleibt beständig, während die Materie dauernder Wandlung unterworfen ist. Infolgedessen sind die bleibenden Lehren, die wir aus der Geschichte lernen, moralischer oder psychologischer Natur. . . . Um den Krieg zu verstehen, müssen Sie den Frieden verstehen: die Psychologie des Volkes, seine Sitten, Traditionen und seinen Charakter; die Natur seiner Einrichtungen, Industrie und Handel, Politik und Finanzwesen. Für uns ist das Verständnis der Bedeutung des Imperiums und die Vertrautheit mit seinen Grundlagen überaus wichtig, denn, wenn wir dieses Allgemeinwissen, das die britische Zivilisation aufbauen will, nicht besitzen, können wir auch nicht würdige Wächter der britischen Rechte und Ideale werden."

Über Logik

„Das ganze Wissen der Welt ist unnütz, wenn man es nicht anwenden kann. Urteilen heißt, zwischen Werten eine Entscheidung treffen. Erstes Erfordernis ist daher die Analyse. Mit Hilfe der Analyse stellen wir die einfachsten Bestandteile eines Problems einer Sache oder einer Idee fest . . . Dann können wir sie einordnen, und indem wir den Einfluß derselben aufeinander prüfen, bauen wir eine logische Synthese des Ganzen auf und gelangen so zu wahren Werten."

Wir sehen aus dieser kleinen Sammlung von Gedanken dieses Mannes, dessen schriftstellerische Tätigkeit bereits vor dem 1. Weltkrieg begann und erst vor einigen Jahren endete — über 30 Bücher erschienen von ihm, eine Reihe der wichtigsten auch in deutscher Übersetzung —, wie umfassend die Breite dieses Soldaten war. Er war seiner Zeit weit voraus und entsprach dem Bild vom Offizier, wie wir ihn heute fordern. Der bekannteste englische Militärschriftsteller Liddell Hart schrieb in seinem Nachruf über ihn, daß Fuller mit seinen Geistesgaben und aufgrund seiner Persönlichkeit einer der bemerkenswertesten Männer gewesen sei, die er je getroffen hätte. Wenn auch Fullers persönlicher Einfluß begrenzt geblieben wäre, so seien doch seine Ideen von weitreichenderer Wirkung gewesen als die irgendeines anderen Soldaten dieser Zeit.



Oberst Christern †

Unsere Panzerfamilie hat einen schweren Verlust erlitten. Am 17. Juni 1966 ist Oberst Hans Christern einem Schlaganfall erlegen. Für ihn freuen wir uns darüber, daß ihm Mühsal des Alters und Kranksein erspart geblieben sind. Er ist stehend gefällt worden, wie er sich das immer gewünscht hat.

Christern ist als Arztsohn in Lübeck aufgewachsen. Im 1. Weltkrieg meldete er sich mit 17 Jahren als Freiwilliger beim Kaiser-Franz-Garderegiment und wurde 1918 als Leutnant sehr schwer verwundet. Seine Genesung zog sich bis 1921 hin. Sein zusammengeschossenes Bein, das ihn eigentlich felduntauglich machte, hat ihm immer viel zu schaffen gemacht. Er ließ sich das kaum anmerken oder machte Witze darüber.

Seine Frau, die er 1923 heiratete und mit der er 3 Kinder hatte, hat er um mehr als 10 Jahre überlebt. Mit ihr bewirtschaftete er die Domäne Brook in Mecklenburg. Er war ein Landwirt, dem es in der damals wirtschaftlich recht schweren Zeit nie an eigenen Ideen fehlte, um alle Schwierigkeiten zu meistern. 1935 wurde Christern wieder Soldat — ein vorzüglicher Kompanie-Chef in der Schweriner Panzerabwehr-Abteilung. Auch als Offizier fiel Christern immer etwas ein. Aber immer stand ihm die Fürsorge für die ihm anvertrauten Soldaten obenan.

Im Herbst 1938 wurde er zum neu aufgestellten Panzer-Regiment 31 nach Groß-Jägerndorf versetzt und nahm am Polen- und Westfeldzug teil. Für die Wegnahme der Festung Maubeuge im Handstreich mit wenigen Panzern wurde ihm später das Ritterkreuz verliehen. Dann brauchte man diesen vielseitig begabten, gewandten und einfallsreichen Offizier, der ebenso ein Gut bewirtschaften wie meisterhaft Orgel spielen und eine Panzerabteilung führen konnte, für andere Aufgaben. Verbindungsoffizier in Bulgarien, Mitarbeiter bei der Heeresfilmstelle und Sachbearbeiter im Panzerausbildungs-Referat beim Inspekteur der Panzertruppen waren weitere Verwendungen in seinem militärischen Leben. Bei der originellen Fassung der Tiger- und der Panther-Fibel hat er mitgewirkt.

Im Herbst 1943 übernahm er das Panzer-Regiment 35 in der 4. Panzer-Division. Dank seiner starken Persönlichkeit, seinem Können, Ideen-Reichtum und warmen Herzen war er ein vorzüglicher Kommandeur, der sein Regiment bei der Befreiung von Kowel und in den Kurlandschlachten hervorragend führte. Aus der Verantwortung für seine Panzermänner heraus bewies er auch stets, wo es um deren Leben und Ehre ging, ein hohes Maß von Zivilcourage.

Im März 1945 mit der Führung der 7. Panzer-Division betraut, hat er durch geschicktes Manövrieren und Kämpfen deren Männer vor russischer Gefangenschaft bewahrt.

Christern war eine starke und originelle Persönlichkeit, zu dem viele aufsahen und den wegen seiner Warmherzigkeit, guten Laune und seines sprühenden Temperaments viele liebten. Wie jeder Mensch hatte Christern auch Fehler. Aber das war das Bedeutende an ihm, daß er mit all seinen Tugenden und Fehlern immer ein ganzer Mann war. Und das ist leider etwas Seltenes. Mit seiner Treue, Zuverlässigkeit, Verantwortungsfreudigkeit und seinem goldenen Humor wird er weiterleben in den Herzen derer, die ihn kannten.

Eberbach

Oberstabsarzt Dr. Zubal

ERSTE HILFE

Ausbildung der Selbst- und Kameradenhilfe in der Truppe

Für die praktische Sanitätsausbildung in der Truppe (Selbst- und Kameradenhilfe) sind in der Grundausbildung 10, in der Vollausbildung 15 Stunden vorgesehen. Es ist bekannt, daß diese Stundenzahl nicht eingehalten wird. Die Gründe dafür liegen in den Schwierigkeiten der Dienstplangestaltung, der Schwerpunktbildung und dem Mangel an SanOffz und SanUffz.

Die Kenntnis und Beherrschung der Maßnahmen der Selbst- und Kameradenhilfe sind aber sowohl für den einzelnen Soldaten wie auch für eine größere oder kleinere militärische Einheit wichtig. Die praktische Anwendung wird nicht nur im Einsatzfall, sondern auch in Friedenszeiten nötig werden. Jeder Soldat und jede militärische Einheit können in eine Lage kommen, in der Erste Hilfe-Maßnahmen durchgeführt werden müssen (§ 330 c StGB).

Auf Grund dieser Überlegungen und der angeführten Schwierigkeiten wurden auf Anregung des BrigArztes bei einer SanKompanie einer PzGrenBrigade Kurzlehrgänge in Selbst- und Kameradenhilfe für Führer und Unterführer der Truppe durchgeführt.

Gestützt auf die ZDv 49/20 (Sanitätsausbildung aller Truppen) sowie auf die Monatsschrift „Wehrausbildung in Wort und Bild" 6/65, werden im folgenden praktische Vorschläge für die Aus- und Weiterbildung in der Ersten Hilfe (Selbst- und Kameradenhilfe) bei verschiedenen Dienstarten gemacht. Diese Hinweise sollen für den Führer und Unterführer eine Ausbildungshilfe sein und ihm die Dienstgestaltung, das Vermitteln der praktischen Kenntnisse sowie deren Überprüfung erleichtern. Außerdem kann der Dienst durch ein planmäßiges und sinnvolles Einbauen der Einlagen aufgelockert und abwechslungsreicher gestaltet werden.

Zuvor wird an die grundlegenden Begriffe der ZDv 49/20, Abschnitt A, I. a) Ziffer 1—5 erinnert. Die unabdingbare Voraussetzung bei jeder Hilfeleistung ist das besonnene Handeln. Dabei ergeben sich zwangsweise bestimmte Regeln, die in einer folgerichtigen Reihenfolge durchgeführt werden sollten:

1. Ruhe bewahren! 2. Erst denken, dann helfen! 3. Zu beachten sind: a) schwere Blutungen, b) Atemstillstand, c) Vergiftungen, d) Schock, e) Wunden, f) Knochenbrüche, g) richtige Lagerung, h) schonender Transport. (ZDv 49/20, Abschnitt A, I, a) Ziffer 26)

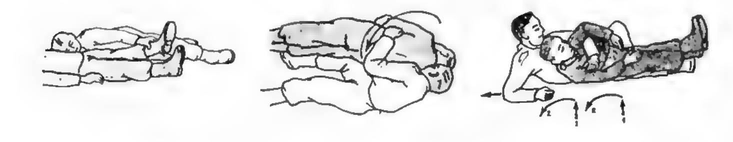
Im folgenden werden einige Dienstarten aufgeführt, bei denen die einfachsten Maßnahmen und Handgriffe der Selbst- und Kameradenhilfe durchgeführt und geübt werden können.

A. Sport

I. **Leichtathletik**

1. Berge- und Transportgriffe

a) Seitenschleifentrick (ZDv 49/20, Ziffer 297)



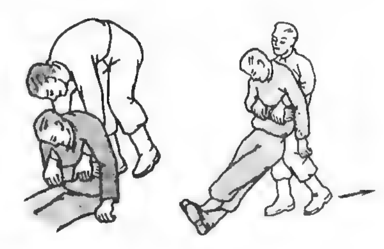
b) Rückenschleiftrick (ZDv 49/20, Ziffer 298)



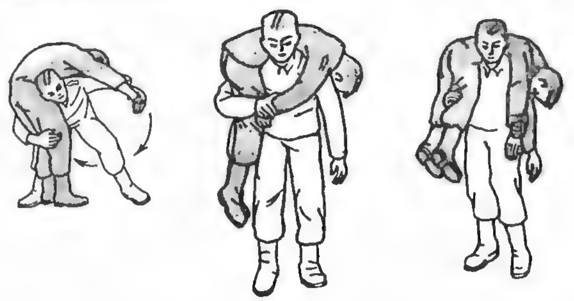
c) Nackenschleiftrick (ZDv 49/20, Ziffer 299)



d) Armtragegriff (Rautek) (ZDv 49/20, Ziffer 301)



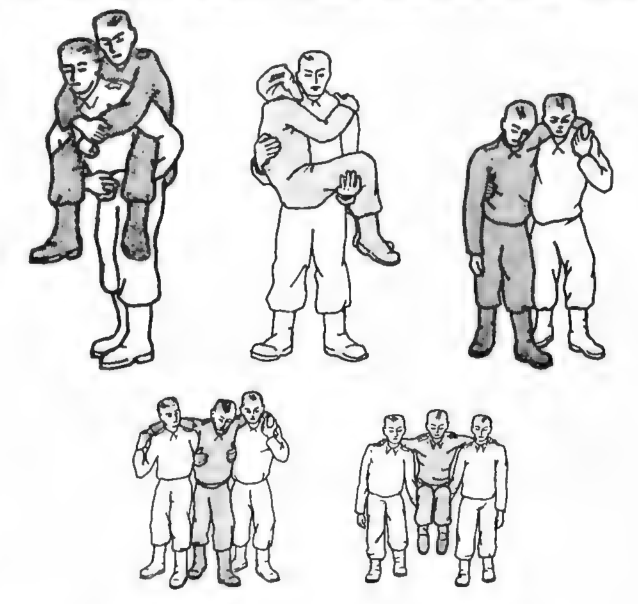
e) Schultergriff (ZDv 49/20, Ziffer 303)



f) Armtragegriff (Rautek) mit 2 Helfern (ZDv 49/20, Ziffer 304)

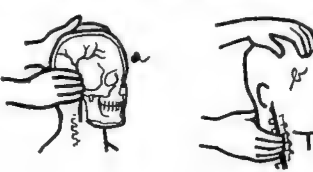


g) Tragen bzw. Führen von Verletzten (ZDv 49/20, Ziff. 305-308)



2. Abdrücken und Abbinden von Schlagaderblutungen (ZDv 49/20, Ziffern 65, 66, 70, 71, 75)

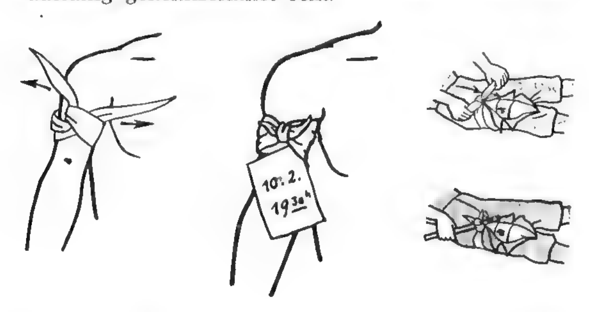
a) Die folgenden Bilder zeigen die typischen Abdrückstellen: in der Schläfengegend (a) am Hals (b)



in der Schlüsselbeingrube (c)
am Oberarm (d)
am Oberschenkel (e)



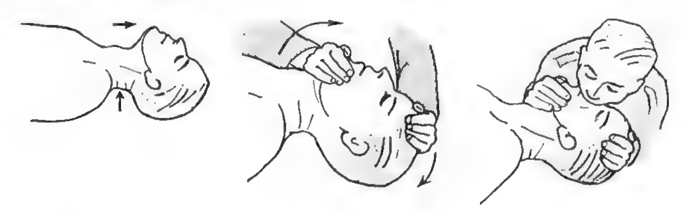
b) Das Abbinden erfolgt mit einer Schlinge über der Bekleidung handbreit herzwärts von der Wunde. Am Oberschenkel kann man mit einem Knebelverband abbinden. Die Abbindung muß auffällig gekennzeichnet sein.



3. Die Atemspende

Aufgabe der Atemspende ist es, den Lungen Luftsauerstoff zuzuführen (ZDv 49/20, Ziffern 226, 227, 229, 230, 231).

Die entsprechende Lagerung und Handgriffe sind den folgenden Bildern zu entnehmen:



II. **Schwimmen**

Hier können die gleichen Maßnahmen und Übungen wie bei Leichtathletik Ziffer 2 und 3 durchgeführt werden.

Bei allen militärischen Sportveranstaltungen sollte eine Station „Selbst- und Kameradenhilfe" eingebaut und bewertet werden.

B. Standortschießplatz

Mit den Soldaten, die ihre Übungen durchgeschossen haben, können folgende Maßnahmen der Ersten Hilfe geübt werden:

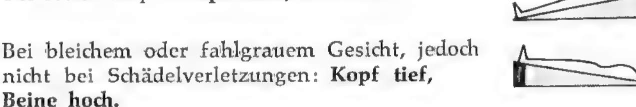
I. Bergen aus verschiedenen Kfz-Typen

1. Armtragegriff (Rautek) (siehe unter Sport A I., 1 d).
2. Armtragegriff (Rautek) mit 2 Helfern (s. unter Sport A I., 1 f).

II. **Lagerungsarten**
ZDv 49/20, Ziffern 18 und 19. WWB 6/25, S. 168, 7. Beispiel.

Verletzte sollen bequem und flach liegen. Die Ausnahmen sind in den folgenden Bildern dargestellt und erläutert:

Bei rotem Kopf: **Kopf hoch, Beine tief.**

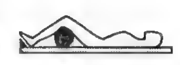


Bei bleichem oder fahlgrauem Gesicht, jedoch nicht bei Schädelverletzungen: **Kopf tief, Beine hoch.**

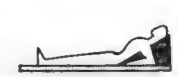
Bei Erbrechen, Blutung aus Mund und Rachen, Schädelverletzung oder Bewußtlosigkeit: **Seitenlage.**



Bei Bauchverletzungen und allen Erkrankungen mit Leibschmerzen: **Rückenlage, dicke Rolle unter die Knie.**



Bei Lungen- und Brustverletzungen und allen Zuständen mit Atemnot: **Lagerung mit erhöhtem Oberkörper;** bei einseitigen Verletzungen auf der verletzten Seite, sonst auf dem Rücken mit beiderseits aufgestützten Ellbogen.

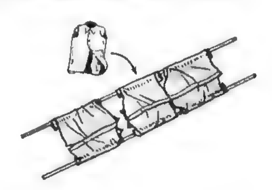


In gleicher Weise soll der Transport erfolgen.

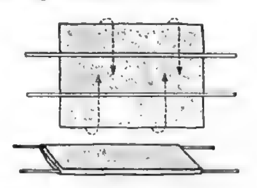
III. **Herstellen von Behelfstragen** (ZDv 49/20, Ziff. 309—313)

Folgende Möglichkeiten bieten sich an:

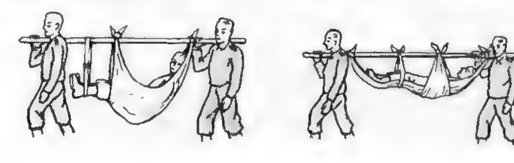
1. Behelfstrage aus 2 Stangen und 3 Jacken



2. Behelfstrage aus 2 Stangen und 1 Decke

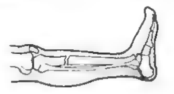


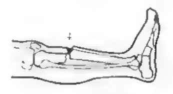
3. Leiter mit entsprechender Auflage
4. 2-3 aneinander gelegte und fixierte Bretter, Tür oder ähnliches
5. Hängematte aus Zeltbahn, Stangen und Koppel



IV. **Behelfsmäßige Schienung von Knochenbrüchen, Verstauchungen und Verrenkungen.**

1. Bei den Knochenbrüchen wird zwischen geschlossenen und offenen unterschieden. Bei geschlossenen ist die Haut unverletzt, bei offenen dagegen besteht eine Wunde.





Die Zeichen eines Knochenbruches sind:

a) Schmerz und Schwellung,
b) unnatürliche Lage und Form des Gliedes,
c) abnorme Beweglichkeit des Gliedes,
d) Gebrauchsunfähigkeit.

Der Knochenbruch muß ruhig gestellt werden. Die Ruhigstellung kann durch Schienen, durch Lagern und Unterpolstern oder durch Verband, der den Körper als Schiene benutzt, erfolgen. Dabei ist stets daran zu denken, daß die beiden benachbarten Gelenke ruhig gestellt werden (ZDV 49/20, Ziffern 136—142).

2. Verstauchungen und Verrenkungen sollen stets in der vorgefundenen Haltung ruhig gestellt werden.

3. Schienen von Knochenbrüchen mit Behelfsmitteln.

Als Behelfsmittel kann folgendes Material verwendet werden:

a) Behelfsschienen (Latten, Äste, Stangen, Spaten, Gewehr, Brett),

b) Polstermaterial (Gras, Holzwolle, Laub, Papier, Bekleidungsstücke),

c) Befestigungsmaterial (Halstücher, Taschentücher, Riemen, Koppel).

Die verschiedenen Arten und Möglichkeiten der Schienung sind in Wort und Bild in der ZDv 49/20, Ziffern 149—159 und in WWB 6/65 Seite 164, 171 und 174 ausführlich dargestellt und erläutert.

C. Standortübungsplatz

I. **Bergen aus verschiedenen Kfz-Typen** (siehe Standortschießplatz B, I., 1 und 2).

II. **Bergen aus Kettenfahrzeugen** (ausführliche Darstellung in WWB 6/65 Seite 168—170, 8. Beispiel).

III. **Behelfsmäßige Schienung** (s. Standortschießplatz B, IV., 1—3).

IV. Entsprechend den Jaheszeiten kann die Durchführung der Maßnahmen bei Hitze- und Kälteschäden geübt werden. Als Grundlage dafür dient im Rahmen der Sanitätsausbildung aller Truppen die ZDv 49/20, Ziffern 173—220.

Bergen aus dem Panzer.





Bergen von der Kettenabdeckung.

D. Marsch

Beim Fuß- bzw. Mot-Marsch können alle vorher aufgeführten Möglichkeiten als Einlage Anwendung finden. Sie reichen von den Berge- und Transportgriffen, über Abdrücken und Abbinden von Schlagaderblutungen, Atemspende, Herstellen von Behelfstragen bis zur Schienung von Knochenbrüchen und Verhütung von Hitze- und Kälteschäden.

Zusammenfassung:

Dem Verfasser ist bewußt, daß das umfangreiche und interessante Gebiet der Ersten Hilfe nicht voll dargestellt und erschöpft worden ist. Es sei nur an die Erste Hilfe bei ABC-Schäden, besonderen Verletzungen und Notfällen und an das Verhalten und Selbsthilfe bei kleinen Zwischenfällen erinnert.

Mit den vorangegangenen Ausführungen wurde der Versuch unternommen, auf Grund bestehender Vorschriften Mittel und Wege aufzuzeigen, um die Sanitätsausbildung in der Truppe zu fördern. Sie sollen sowohl zur Intensivierung der Aus- und Weiterbildung in der Selbst- und Kameradenhilfe beitragen, als auch den Vorgesetzten helfen, ihren Untergebenen Kenntnisse vermitteln und die praktische Durchführung in andere Ausbildungsgebiete entsprechend einbauen.

BUCHBESPRECHUNGEN

Elly Beinhorn:
. . . so waren diese Flieger

226 Seiten, 40 Fotos, Ganzleinen DM 19,80, Koehlers Verlagsgesellschaft, 49 Herford/Westf.

Elly Beinhorn, die große deutsche Sportfliegerin, hat ihrem Buch den Untertitel „Erlebnisse mit Fliegerinnen und Fliegern aus fünf Erdteilen" gegeben. Wenn er auch nicht ganz stimmt, so deutet er doch an, worauf es der Verfasserin ankommt, nämlich vor dem Leser ein Bild jener Frauen und Männer zu entwerfen, die, oft durch das Opfer ihres Lebens, dazu beigetragen haben, die Fliegerei zu dem zu machen, was sie heute ist: zu einem Instrument des täglichen Verkehrs. Nicht wenige Flüge, die vor dreißig oder vierzig Jahren Weltsensationen waren sind heute vergessen. Es ist ein Verdienst der Verfasserin, manchen Namen der Vergessenheit entrissen zu haben, denn wer weiß heute noch etwas von den kühnen Flügen eines Kingsford-Smith, oder welcher Nordatlantikpassagier denkt 40 000 Fuß über dem Ozean an den ersten geglückten Ost-Westflug von Köhl, von Hünefeld und Fitzmaurice?

Die Auswahl, die Frau Beinhorn getroffen hat, ist sicher nicht erschöpfend, und man vermißt manchen Namen. Die Verfasserin erzählt aber nur von Fliegern, denen sie auf ihren Reisen irgendwo in oder über den fünf Erdteilen begegnet ist, und das macht die Schilderungen reizvoll. Es geht ihr dabei nicht um nüchterne Fakten oder gar um einen Lebenslauf, im Mittelpunkt steht jeweils die persönliche Begegnung mit dem anderen. Mehr als dicke Bücher sagen diese Begegnungen über den Charakter und das Wollen des Betreffenden aus. Von dem Pionier Karl Jatho bis zum rekordfliegenden Großvater Max Conrad spannt sich der Bogen, und wenn auch das Buch sicher keine Geschichte der Fliegerei ist und sein will, so zeigt es doch die Entwicklung und vor allem die Menschen, denen wir diese Entwicklung verdanken.

In der älteren Generation wird das Buch Erinnerungen wecken, der jungen wird es zeigen, wie diese Frauen und Männer zu den Grundlagen der heutigen Fliegerei beitrugen.

Dem Buch ist eine weite Verbreitung zu wünschen. Als Geschenk oder Anerkennung kann es besonders für den Luftverkehr und Luftfahrtindustrie empfohlen werden. hjk

Fedor Lisitschko:
Die Taktik der sowjetischen unteren Führung"

Band II — 192 Seiten, 82 Abb., DIN A 5, Kart. DM 12,80. Wehr und Wissen-Verlagsgesellschaft Darmstadt.

Dieser 2. Band ergänzt den schon länger bekannten 1. Band und rundet das Thema ab. Nachdem im 1. Band Marsch, Begegnungsgefecht, Angriff und Verfolgung behandelt wurden, befaßt sich nun der zweite mit der Aufklärung und Sicherung, der Abwehr, dem Kampf um Gewässer, der Ausbildung und Erziehung. Das Buch enthält zu jedem Thema Originaltexte aus der sowjetischen Fachpresse, die der Praxis den Vorrang geben, reichlich bebildert sind und weitgehend in die Terminologie der TF 62 übersetzt wurden. Wie im Band 1 enthält ein Teil des Buches die Definitionen sowjetischer taktischer Begriffe.

Ein Mangel ist das Fehlen von Kartenskizzen, weil in fast allen Gefechtsbeispielen Geländeangaben gemacht werden. Eine Anzahl von Artikeln ist 4—6 Jahre alt und müßte mit den in der Truppe vorhandenen Merkblättern und Informationen verglichen werden.

Trotzdem gibt das Buch wertvolle Anregungen für die Unterrichtung über den Feind und die wirklichkeitsnahe Berücksichtigung der feindlichen Kampftruppen in Planspielen und in der Gefechtsausbildung.

Jörg Staiger:
„Rückzug durchs Rhonetal"

In dem passionierten Militärverlag Vowinkel erschien als 39. Folge der Scharnhorst Buchgemeinschaft obiger Band.

Er handelt vom Abwehrkampf und Rückzug der 19. Armee, die im Herbst 1944 Südfrankreich gegen eine Landung alliierter Kräfte verteidigen sollte. Durch die 2 Monate früher erfolgte Landung in der Normandie und den verfolgungsartigen Vorstoß nach Osten kam diese Armee jedoch rasch in große Bedrängnis. Wie so oft im Kriege wurde der Befehl zum Rückzug zu spät gegeben. Die Geländeverhältnisse waren zudem besonders ungünstig. Trotzdem gelang es der Armee — vor allem durch den Einsatz der 11. PzDiv. — immer von neuem, den Gegner aufzuhalten und sich aus den Einschließungen herauszuboxen, so daß wenigstens Teile von ihr die Burgundische Pforte erreichen und dort sperren konnten.

Die unberechenbaren Größen, die oft maßgebenden Einfluß auf das Geschehen nehmen (T. F.), schildert der Verfasser dieser interessanten Gefechtshandlungen auf Grund des Studiums des Kriegstagebuches der 19. Armee sowie amerikanischer und französischer Quellen sehr anschaulich und klar. Es waren vor allem Straßenverstopfungen, Munitionsverknappung, auch wolkenbruchartiger Regen, der z. B. zwei Furten unbenutzbar machte, die erhebliche Friktionen verursachten. Einbrüche feindlicher Panzer erzeugten Paniken, das Überholen durch den Gegner mit Besetzen wichtigen Berggeländes, die zumeist fehlende Luftaufklärung, Schwierigkeiten bei den Nachrichtenverbindungen usw., das alles verhinderte die zeitgerechte Durchführung der Absetzbefehle. Die oft dramatisch geschilderten fortgesetzten Krisenlagen und die dabei auf beiden Seiten gemachten Fehler sind gerade für den Nachkriegsoffizier besonders lehrhaft, während sie für den damaligen Teilnehmer eine schmerzliche Erinnerung an diese schwere Zeit bedeuten werden. zel.

Waffentag Kavallerie - Schnelle Truppen in Braunschweig

„Sämtliche Waffengattungen der Wehrmacht haben in der Bundeswehr ihre aktiven Nachfolger. Nur die Kavallerie, die im letzten Kriege noch einmal eine Rolle spielte, gibt es nicht mehr. Unsere NATO-Verbündeten führen sämtlich ihre Kavallerietradition bei Truppenteilen und Verbänden weiter, welchen die Namen der alten Kavallerie verliehen wurden. Bei uns ist dies nicht der Fall.

Wir bitten Sie, sich der Tradition der Kavallerie anzunehmen und zu prüfen, ob etwas Ähnliches bei uns nicht auch möglich ist, und wir bitten Sie um Unterstützung für den Waffenring „Kavallerie — Schnelle Truppen" und seine Bestrebungen, zu denen als wesentlicher Bestandteil die heute schon bedeutende Sammlung „Kavallerie — Schnelle Truppen" gehört."

Diese Resolution, die die ehemaligen Kavalleristen und Panzersoldaten anläßlich des Waffentages Kavallerie — Schnelle Truppen an das Bundesverteidigungsministerium sandten, zeigt, daß es sich bei dem in Braunschweig durchgeführten Waffentag nicht in erster Linie um ein Erinnerungstreffen „alter Kameraden" handelte, sondern unterstreicht das Bemühen des Waffenringes Kavallerie — Schnelle Truppen, die Erfahrungswerte der Geschichte der von ihm vertretenen Waffengattungen, insbesondere der Kavallerie, an die Kampftruppen der Bundeswehr weiterzugeben. Deshalb war dieser Waffentag auch bewußt mit einem Tag der Offenen Tür des Panzeraufklärungsbataillons verbunden worden: Die alten Soldaten sollten die Probleme der Truppe aus eigener Anschauung kennen lernen, und ihre aktiven Kameraden sollten durch die Begegnung mit den Frontkämpfern der beiden Weltkriege einen lebensnahen Eindruck echter Traditionswerte erhalten.

Der Vorsitzende des Waffenrings, General der Kavallerie a. D. Harteneck, betonte diese besonders aktuelle Hauptaufgabe des Verbandes in seiner Rede anläßlich des Abschlußkongresses in der Braunschweiger Stadthalle, an dem neben den Teilnehmern des Waffentags auch die Soldaten der Garnison teilnahmen:

„Waffenring Kavallerie — Schnelle Truppen — wozu brauchen wir einen neuen Verband? Wir haben genug Vereine und Verbände, so mögen viele Kameraden gefragt haben, als sie unsere Einladung erhielten. Ich muß gestehen, mir ging es ähnlich, als einige heute noch aktive begeisterte Kavalleristen mit dem Gedanken an mich herantraten, diesen Verband zu gründen. Dann habe ich mich aber überzeugt. Dieser Verband ist notwendig, er hat nur den einen Fehler, er wurde spät und hoffentlich nicht zu spät gegründet.

Es gab ihn schon einmal. 1932 gehörten ihm 572 Vereine mit 53 500 Mitgliedern an. Unter dem Ehrenvorsitz eines der bekanntesten Heerführer des 1. Weltkrieges, Generalfeldmarschall v. Mackensen, hielt er glänzende Waffentage ab. Für uns ist es deshalb eine besondere Freude, daß sein Sohn, Generaloberst a. D. v. Mackensen, die Schirmherrschaft für unseren Waffentag übernommen hat.

1932 hatten wir noch die Reichswehr mit ihren 18 Reiterregimentern. Dann kam Hitler. Er liebte die Kavallerie nicht, sie schien ihm zu reaktionär. Die moderne Waffenentwicklung kam ihm entgegen. Viele Reiterregimenter wurden zu motorisierten schnellen Truppen umgebildet. Sie brachten in die schnellen Verbände ihren Geist des Vorwärtsreitens und ihre Fähigkeit zum beweglichen Kämpfen mit. In den letzten Krieg zogen wir noch mit einer Kavalleriedivision, und selbst diese wurde in eine Panzerdivision umgebildet. Diese 24. Panzerdivision war eine Elitetruppe, aber nichts in ihrem Namen erinnerte daran, daß es eine Kavalleriedivision war, die dem Zuge der Zeit folgend, ihre Pferde gegen Motoren getauscht hatte. Sie blieb in Stalingrad.

Als man dann auf den Weiten des östlichen Kriegsschauplatzes erkannte, welchen Nutzen berittene Kavallerie noch hatte, stellte man aus den Reiterschwadronen der Aufklärungsabteilungen, die mobilmachungsmäßig mit den Infanteriedivisionen erster und zweiter Welle ausgerückt waren, ein Kavalleriekorps mit zwei Kavalleriedivisionen auf, zu dem später die 23. Panzerdivision hinzutrat. Außerdem gab es ein SS-Kavalleriekorps und ein Kosakenkavalleriekorps, das auf unserer Seite gegen die Rote Armee kämpfte.

Heute, im Zeitalter der Motorisierung, gibt es in den Staaten des Westens nicht mehr genug edle Pferde, um kampfkräftige Kavallerieverbände beritten zu machen. Im Zeitalter der Atomwaffen haben sie auch ihre Rolle auf dem Schlachtfelde ausgespielt. Außer einigen Paradetruppen haben unsere NATO-Verbündeten keine berittene Kavallerie mehr. Sie wissen aber um den Wert der Tradition, sie wissen um den Geist, den diese Tradition und der Stolz auf die Vergangenheit ihren heutigen Verbänden geben kann. So kämpft in Vietnam die amerikanische Sky-Cavalry-Division, die kein einziges Pferd mehr hat, vielmehr ein auf Hubschraubern beweglicher, von kavalleristischem Geist getragener Eliteverband ist. Die gesamte amerikanische Panzertruppe fühlt sich als Nachfolger der Kavallerie. Sie trägt deren traditionelles Abzeichen, die gekreuzten Säbel mit einem Panzer darüber. In England, Frankreich, Italien und Belgien, in den Niederlanden und der Schweiz gibt es noch die alten Bezeichnungen Husaren, Lanciers, Dragoner, Kürassiere usw. Als Paradeuniform wird zum Teil noch die alte Kavallerieuniform getragen. Frankreich hat heute noch seine berühmte Kavallerieschule in Saumur. Sie ist Panzertruppenschule und Reitschule zugleich. In Frankreich muß jeder Offizier reiten können.

Die Entwicklung auf allen Gebieten läuft heute schneller als je in der Geschichte. In unserem Volk ist die alte Kavallerie dabei, in Vergessenheit zu geraten. Unserer Jugend liegt der Gedanke an berittene Verbände auf dem Schlachtfelde genau so fern wie uns alten Kavalleristen in unserer Jugend die gepanzerten und gewappneten Ritterheere fern lagen. Mit der Erinnerung droht aber auch das in Vergessenheit zu geraten, was an unserer alten Kavallerie gut war und was verdient, in die heutige Zeit übernommen zu werden:

Die Stärke des Pferdes im Dienst des Soldaten war sein Vorwärtsdrang, seine Schnelligkeit und seine Wendigkeit. Von ihren Pferden hatte die Kavallerie diese Eigenschaften übernommen. Diese Eigenschaften haben sie zur schlachtentscheidenden Waffe früherer Jahrhunderte gemacht. Aus ihnen entwickelte sich aber auch der Geist dieser Waffe, der Geist des Rangehens an den Feind, ihre Beweglichkeit und die geistige Wendigkeit ihrer Führung, welche heute die Stärke der Schnellen Truppen und der Panzertruppen ausmacht. Beweglichkeit und Wendigkeit ist alles auf dem modernen atomaren Schlachtfeld. Dem Umgang mit unseren Pferden verdanken wir alten Kavalleristen aber noch mehr. Wir verdanken ihnen den Geist der ritterlichen Kampfführung. Im Gedenken daran haben wir als unseren Wahlspruch die Devise: **‚omnis nobilitas ab equo'** gewählt — **‚Alle Ritterlichkeit im Kampfe und im Leben verdanken wir dem Pferde.'**

Damit glaube ich, zur Genüge bewiesen zu haben, daß es sich lohnt, den Reitergeist zu pflegen und das, was wir alten Kavalleristen in zwei Kriegen persönlich erlebt haben, an unsere jungen Kameraden weiterzugeben. Sie werden auf diesen Reitergeist mehr angewiesen sein, als dies je in der Geschichte für die ganze Wehrmacht eines Staates der Fall war."

Auch die übrigen Veranstaltungen des Waffentages waren auf die Begegnung der jungen mit den alten Soldaten abgestimmt.

Das Panzeraufklärungsbataillon 1 zeigte im Rahmen einer Waffen- und Geräte-Schau und kleineren Gefechtsvorführungen, daß Geist und Haltung der Truppe auch heute den Prinzipien des geschichtlich gewachsenen deutschen Soldatentums durchaus entsprechen. Nachdem das Bataillon seit langem mit den Traditionsvereinigungen des braunschweigischen Husarenregiments 17 und des ehemals in Thorn stationierten Ulanenregiments 4 einen besonders guten Kontakt unterhielt, übernahm es nunmehr auch die Kameradschaftspflege des ehemals in Schlesien gelegenen Reiterregiments 8 der Wehrmacht. In einer kurzen Gedenkstunde übergaben die Angehörigen des Kavallerieregiments 8 Erinnerungsstücke an eine Kompanie der Panzeraufklärer.

Daß sowohl die jungen wie die alten Soldaten sich auch heute noch eng mit dem Pferd und dem Reitsport verbunden fühlen, bewies die große Beteiligung an den pferdesportlichen Vorführungen, die der Reit- und Fahrverein Braunschweig auf einem im Kasernengelände errichteten Turnierplatz zeigte. Über 50 Reiter und Pferde stellten beachtliche Leistungen und viel Passion unter Beweis. Besonders eindrucksvoll war die Vorführung einer S-Dressur durch den Reitmeister des Vereins, Walther Körner. In den Pausen zwischen dem Schauspringen, Dressurvorführungen und einer Quadrille spielte das Trompeterkorps des in Wolfenbüttel stationierten britischen Regiments „The Queen's Royal Irish Hussars".

Im Anschluß an die Veranstaltungen in der Braunschweiger Husarenkaserne wurden am Denkmal für die Gefallenen des Husarenregiments 17 Kränze des Panzeraufklärungsbataillons 1 und des Reiterregiments 13, das in der Reichswehr und Wehrmacht die Tradition der braunschweigischen Husaren geführt hatte, niedergelegt. Am Denkmal für die 1809 in Braunschweig erschossenen Mannschaften des Schill'schen Freikorps, in dem auch der von den Franzosen abgetrennte Kopf des Majors v. Schill 1835 beigesetzt wurde, wurden Kränze des Waffenrings, des Reiterregiments 8, der aus der 1. Kavalleriedivision hervorgegangenen 24. Panzerdivision, des Kosakenkavalleriekorps und der Kubankosaken niedergelegt.

Den ersten Tag des Waffenringtreffens beschloß die feierliche Vereidigung der Rekruten des Panzeraufklärungsbataillons auf dem Burgplatz in Braunschweig. Das gesamte Bataillon war dazu durch die Straßen der Innenstadt marschiert, an seiner Spitze geleitet von einem Ehrenberitt des Reit- und Fahrvereins in den Uniformen der alten Armee, gefolgt von einer Eskorte mit den Standarten der Kavallerieregimenter, die an der Schlacht bei Tannenberg teilgenommen hatten. Nachdem das Bataillon im offenen Viereck um die berühmte Bronzeplastik des nach Osten blickenden Löwen, die von Heinrich dem Löwen vor genau 800 Jahren errichtet worden war, Aufstellung genommen hatte, schritten der Schirmherr des Waffentags, Generaloberst v. Mackensen, und der Kommandeur der 1. Panzergrenadierdivision, Generalmajor v. Plato, die Front der Formationen ab. An der Stirnseite des Burgplatzes waren Regimentsabordnungen in ihren alten Uniformen angetreten. Unter den zahlreichen Ehrengästen sah man die Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig, die auch bereits am Vormittag dieses Tages an dem Empfang, den die Stadt Braunschweig für die Ehrengäste gab, teilgenommen hatte. Zu diesem Empfang waren u. a. der Chef des Hauses Braunschweig, Herzog Ernst August, ehemalige Generale der Wehrmacht und Bundeswehr, unter ihnen der Präsident des Ringes deutscher Soldatenverbände, General der Kavallerie a. D. Westphal, als Vertreter des Reiterregiments 13 der ehemalige Kommandeur der Aufklärungs- und Kavallerieschule Krampnitz-Bromberg, Oberst a. D. v. Woedtke, für die hannoverschen Königsulanen Graf v. d. Schulenburg, für das Kosakenkavalleriekorps Oberst a. D. v. Kalben sowie die Vorstände der Traditionsvereinigungen der Reiter- bzw. Kavallerieregimenter 4, 8, 9, des Husarenregiments 17, der Königsulanen und Reiter 17 Ansbach, der Kavallerievereinigungen Hildesheim und Bamberg erschienen. Sogar aus München waren Angehörige der Königschevauleger-Vereinigung und des Kosaken-Kavalleriekorps in ihren bunten Uniformen erschienen. Besonders stark waren die Regimentsvereinigungen der Königsberger Wrangel-Kürassiere, der Thorner Ulanen und der schlesischen Reiter vertreten, zumal der Waffentag in Braunschweig insbesondere der Erinnerung der jenseits der Oder-Neiße-Linie ehemals in Garnison liegenden Truppenteilen gewidmet war.

Außer den Kommandeuren der Garnison Braunschweig der Bundeswehr und des Bundesgrenzschutzes sah man Offiziere der Panzeraufklärungstruppe aus allen Teilen der Bundesrepublik und zahlreiche Besucher aus Berlin.



Generaloberst a. D. v. Mackensen, Generalmajor v. Plato, der Kommandeur des Panzeraufklärungsbataillons 1, Major Siebert, beim Abschreiten der Front des Bataillons.

Da der Waffentag unter dem Motto „Husaren" stand, hatte das „Museum Kavallerie — Schnelle Truppen" in der Gaußhalle des Braunschweiger Altstadtrathauses eine Ausstellung „Zur Geschichte der Husarentruppe" gestaltet. Mehr als 100 Uniformstücke, Waffen und Ausrüstungsgegenstände des in München im Aufbau befindlichen Museums waren durch wertvolle Leihgaben des Bayerischen Armeemuseums, des Bomann-Museums in Celle und des Hannoverschen Landesmuseums Braunschweig ergänzt worden. Der Waffenring hatte außerdem große Farbtableaus anfertigen lassen, die die Geschichte der Garnisonen und Truppenteile der Kavallerie und Schnellen Truppen der preußischen Provinzen jenseits der Oder-Neiße von 1914—1945 zeigten. Außerdem hatte die bekannte Pferdemalerin Inge Ungewitter 50 ihrer besten Pferdebilder und Skizzen in einem weiteren Saal des Altstadtrathauses ausgestellt. Am 2. Tag des Wiedersehenstreffens fand der Waffentag mit einem Kongreß in der Stadthalle, Einzelveranstaltungen der Traditionsvereine und einer Kranzniederlegung am Grab des 1945 in Celle verstorbenen Generalfeldmarschalls v. Mackensen seinen Abschluß.

Zum Sammeln geblasen

Treffen der Angehörigen der ehemaligen Nebeltruppe am 27./28. August 1966 in Sonthofen/Allgäu. Sitz der Kameradschaft Celle. Anschrift: Dr. Westerburg, Obstltn. a. D., 31 Celle, Bremer Weg 137.

Bund ehem. Stalingradkämpfer e. V. 5. Bundestreffen am 24./25. September 1966 in Limburg/Lahn, Anfragen an Bund ehem. Stalingradkämpfer e. V., 85 Nürnberg, Postfach 37.

21. Infanterie-Division. 8. Divisions-Treffen am 8./9. Oktober 1966 in Bückeburg. Auskunft durch Alexander Schreiber, 4967 Bückeburg, Jägerstr. 32

50. Infanterie-Division. Divisionstreffen am 1./2. Oktober 1966 in Göttingen („Gebhardts Hotel"). Auskunft bei H. Sengespeick, 8 München 13, Schleißheimer Str. 238.

71. Infanterie-Division. Divisionstreffen am 22./23. Oktober 1966 in Northeim/Han. Auskunft durch W. Burggraf, 32 Hildesheim, Von-Voigts-Rhetz-Str. 28.

83. Infanterie-Division. Divisionstreffen am 15./16. Oktober 1966 in Hannover, Sophienstraße, Künstlerhaus. Anmeldungen bei Gustav Wawra, 3 Hannover, Halkettstraße 8, Telefon 620364.

93. Infanterie-Division. Divisionstreffen am 24./25. September 1966 in Saarwellingen. Auskunft durch H. Schütz, 694 Weinheim, Bismarckstraße 5.

121. Infanterie-Division. 8. Divisionstreffen am 3./4. September 1966 in Bad Godesberg. Auskunft über Werner Cordier, 65 Mainz-Mombach. Turmstraße 59.

126. Infanterie-Division. 7. Divisionstreffen am 1./2. Oktober 1966 in Arnsberg (Westf.). Auskunft durch Werner Bruch, 504 Brühl, Goethestraße 32.

197. Infanterie-Division. 3. Divisionstreffen am 1./2 Oktober 1966 in Niederbronn/Elsaß. Anmeldung bei F. W. Küppers, 62 Wiesbaden, Dreiweidenstr. 8/I.

252. Infanterie-Division. Divisionstreffen am 1./2. Oktober 1966 in Northeim/Han. Auskunft durch Fr. Hrabowsky, 425 Bottrop, Postfach 711.

291. Infanterie-Division. 13. Divisionstreffen am 24./25 September 1966 in Hornburg bei Börsum. Auskunft durch S. Gehlhaar, 2 Hamburg 22, von-Essen-Str. 121 I.

PzRegt 6 am 1. 10. in Lengerich 30jähriges Bestehen.

9. Panzer-Division. Zum 13. Divisions-Kameradschaftstreffen versammeln sich die Angehörigen der 9. Panzer-Division (4. leichte Division, schnelle Division des ehemaligen österreichischen Bundesheeres), am Samstag, dem 24. September 1966, 15 Uhr, in der alten Garnisonstadt St. Pölten in Niederösterreich. Alle ehemaligen Divisionsangehörigen sind herzlichst eingeladen. Postanschrift: 9. Panzer-Division, Postfach 63, A 1061 Wien.

29. (Falke-) Division. Die Angehörigen der früheren 29. Inf.-Div. mot. (29. PzGrenDivision) treffen sich anläßlich der Wiederkehr der Divisionsgründung vor 30 Jahren am 24. und 25. September 1966 zu einer Wiedersehensfeier in Kassel. Etwaige Anfragen sind zu richten an: Fritz Rein, 35 Kassel-Niederzwehren, Korbacher Straße 33.

Der bekannte Bergführer, Hauptfeldwebel Plangger hat vom Minister Hassel einen Sonderurlaub erhalten zwecks Teilnahme an der Vorexpedition nach Grönland. Die 12 Mann starke Expedition will im Auftrage des deutschen Instituts für Auslandsforschung metereologische Messungen und alpine Unternehmungen durchführen, die der Erprobung und Erkundung für den geplanten Vorstoß zum Nordpol im Jahre 1968 dienen. Wir brachten in der letzten Ausgabe einen Artikel von Plangger über die italienische Rallye Ski Alpinistico.

Zwischen dem Verband deutscher Soldaten (VdS) und dem Deutschen Soldatenbund Kyffhäuser (DSBK) wurde ein Abkommen getroffen, das die gemeinsame Wahrung der von beiden Verbänden vertretenen Auffassungen und Anliegen in der Öffentlichkeit zum Ziele hat.

Dies wird unter dem Namen

Deutscher Soldatenbund
Kyffhäuserbund — Verband deutscher Soldaten

geschehen.

Die internen Angelegenheiten beider Verbände werden hierdurch nicht berührt, ihre Vorsitzenden werden künftig etwa drei- bis viermal im Jahre zusammenkommen, um gemeinsame Wünsche und Ziele zu besprechen.

Beispielhafte Leistung einer Brigade

Die PzBrigade 32 hatte einen Teil ihres Jahresurlaubs (hoffentlich mit innerer Bejahung aller Teilnehmer. Red.) geopfert, um in Fabrikbetrieben zu arbeiten, Holz zu schlagen und im Wegebau tätig zu sein. Auch eine Gruppe von 80 Jugendlichen beteiligte sich daran. Der Erlös wurde wohltätigen Zwecken, insbesondere für das Kinderdorf in Worpswede und für das Soldatenhilfswerk zur Verfügung gestellt.

Kampftruppen



MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 5 Oktober 1966

1 D 8153 F Einzelheft DM 2,75

BESINNUNG



Auch wir begrüßen herzlich den neuen Generalinspekteur der Bundeswehr, General Ulrich de Maizière.

Am 20. August 1946 unterzeichneten die vier Militärgouverneure, die als Alliierter Kontrollrat andeutungsweise die Zentralregierung Deutschlands bildeten, ihr Gesetz 34, die Auflösung der deutschen Wehrmacht, ihrer Stäbe und sämtlichen Einrichtungen betreffend. Dazu wurden „die Organisationen ehemaliger Kriegsteilnehmer, aller Vereine und Vereinigungen, die der Aufrechterhaltung der militärischen Tradition in Deutschland dienen, als aufgelöst und völlig liquidiert betrachtet und für ungesetzlich erklärt". Aufrechterhaltung und Neubildung aller genannten Organisationen wurden verboten und für gesetzwidrig erklärt, rechtliche und wirtschaftliche Stellung und Vorrechte von Angehörigen oder ehemaligen Angehörigen der Wehrmacht und deren Familien aufgehoben.

Zwanzig Jahre erst sind seither vergangen. Seit elf Jahren schon haben wir eine in die NATO integrierte Bundeswehr, Tradition und Wehrkunde pflegende Vereinigungen; Zeitschriften und öffentliche Einrichtungen sind neu gegründet worden.

Über das Gesetz 34 des Alliierten Kontrollrats, der selber mit dem definitiven Auszug Marschall Sokolowskis im März 1948 funktionsunfähig wurde, ist die bekannte Entwicklung hinweggegangen. Außer auf die direkt Betroffenen hatte es bei der deutschen Allgemeinheit kaum stärkeren Eindruck gemacht. Im Jahre 1946, im zähen, oft rücksichtslosen Einzelkampf ums bloße Überleben, angesichts des Millionenelends Vertriebener und Heimatloser hatte unser Volk andere Sorgen. Ausländische Proteste dagegen sind nicht laut geworden. Wir haben tatsächlich vor der massiven Absicht der Sieger gestanden, Deutschland dauerhaft zu entmilitarisieren, wobei ihnen die Umwelt zustimmte. Sollten wir uns nicht gelegentlich ganz nüchtern und ohne Ressentiment daran erinnern?

Heute gilt unsere Teilhaberschaft an der Atlantischen Allianz, wie die Existenz der Bundeswehr für die meisten als Selbstverständlichkeit. Es lag seinerzeit im Interesse der westlichen Bündnispartner und durchaus im eigenen der Bundesrepublik, der Isolierung zu entgehen. Die Entscheidung für die Aufrüstung, für die Westeuropäische Union und den Nordatlantikpakt, gegen den agressiven, wirtschaftlich zurückgebliebenen, Meinungen knebelnden Osten wurde nur zum Teil aus vollem Herzen gefällt. Als dann die Ausführung, die Aufstellung der Bundeswehr z. B. mit ihren personellen Anforderungen einsetzte, zeigte sich, daß zunächst viele schon diese Konsequenz als unangenehm empfanden. Das hat sich im Laufe der Jahre gebessert. Einsicht, Interesse und Mitarbeitsbereitschaft sind gewachsen. Das Rückversicherertum verschwand in den Jahren steigender Macht des Westens.

Nun ist mit den Veränderungen der weltpolitischen Umstände das große Bündnis des Westens, das 17 Jahre lang das Vordringen des Ostblocks verhindert hat, in eine Krise geraten. Zugleich scheint die Gefahr einer Aggression in Europa politisch unwahrscheinlich geworden, was viele übersehen läßt, daß sie militärisch nach wie vor möglich bleibt und die Lage sich überraschend wieder verschärfen kann. Die friedenssichernde Konsequenz muß sein. Aufrechterhaltung und Verbesserung der militärischen Bereitschaft mit allem, was an unpopulären zivilen Verteidigungsvorkehrungen dazu gehört.

Man hat den Kalten Krieg satt und vergißt dabei, daß der Ostblock nicht einfach aus rechtschaffenen Nichtdemokraten, sondern aus durch und durch Antidemokraten besteht. Wir können uns im Interesse der Selbsterhaltung den Luxus der Neutralität ihnen gegenüber nicht leisten. Die angewandte kommunistische Ideologie schließt die Zerstörung alles dessen ein, was uns das Leben wert macht. Es wäre daher selbstmörderisch, wenn wir uns ihr und ihren fanatisierten Trägern gegenüber, deren vielseitige Propaganda, Spionage- und Unterwanderungsversuche unausgesetzt weitergehen, mit der Erklärung unseres Nichtinteresses begnügen würden.

Die Erfordernisse unserer Lage verlangen das aktive Verteidigungsinteresse von mehr Staatsbürgern, vor allem derjenigen, die als Meinungsmittler wirken. Noch fehlt ja die allgemeine undogmatische aktive Staatsgesinnung, die Einzel- und Gruppeninteressen notfalls zügelt. Wir haben zwar den daraus erwachsenen Untergang der Weimarer Republik erlebt, der den Verlust von Freiheit und Frieden nach sich zog, die Lehre daraus aber noch nicht genügend beherzigt. Die deutsche Demokratie von heute ist noch nicht vor ihre Probe gestellt worden. Entgehen werden wir ihr nicht. Daher ist Wachsamkeit der Preis der Freiheit.

Das Jahr 46 stand für die meisten von uns Soldaten ganz im Zeichen der Gefangenschaft in Ost oder West oder mühseligsten Ringens um des Leibes Nahrung und Notdurft. Wir denken nur ungern daran zurück. Doch wie ein Alptraum kommen manche Geschehnisse bisweilen wieder in unser Gedächtnis.

Welch ein Unterschied zu heute! Und doch weiter Sorgen, Mühe und Arbeit, nur nicht mehr die Zeit zum Nachdenken wie einst im Lager, nicht mehr das tiefe Empfinden für die kleinen Freuden des Lebens. Statt langer Betrachtungen über diese schweren Jahre soll uns nachstehendes Gedicht von einem Heimkehrer die Zeit vor 20 Jahren wieder etwas in die Erinnerung bringen und besinnlich machen.

„ERSTES PAKET"

Kein Wort dabei. Ein Häufchen Kuchensplitter,
von ferner Reise mürb, lag seltsam da —
auf einmal wurde alles greifbar nah,
als stündst du selber draußen vor dem Gitter.

So licht ward es um uns; es schien, wir fänden
in jedem Krümel ein verlornes Stück
von damals — und es sah mit warmem Blick
die Heimat lächelnd von den kahlen Wänden.

Zu den Bonner Problemen

Wenn sich nicht jeder in den Grenzen seiner Befugnisse hält, so ist das Ganze nur noch Verwirrung.

Napoleon I.

Es ist nicht unsere Absicht noch Aufgabe, ausführlich zu den Fragen Stellung zu nehmen, die die sog. „Bundeswehrkrise" aufgeworfen hat. Aber sicherlich würde man fehlgehen, wenn man diese Krise nur in einem Konflikt zwischen der militärischen Führung und der zivilen Verwaltung sähe. Sie reicht tiefer in das innere Gefüge der Truppe und macht ganze Maßnahmen erforderlich. Da diese Geschehnisse weite Kreise unseres Volkes, besonders aber die Berufssoldaten und Soldaten auf Zeit und unsere Leser beunruhigen, so sind einige grundsätzliche Bemerkungen erforderlich.

Die Ursachen des Rücktritts der drei Generale dürften eigentlich niemand erstaunen, der die Hand am Puls der Truppe hatte. Vom ersten Tage ihres Aufbaues an litt die Bundeswehr unter mancherlei bürokratischen Hemmnissen und zivilen wie militärischen Friktionen. Sicherlich bestand auch früher ein gewisses Spannungsverhältnis zwischen Verwaltung und Truppe, zwischen höheren Stäben und Einheiten und Verbänden. Das ist bis zu einem gewissen Grade natürlich und menschlich und wird sich ganz kaum vermeiden lassen. Dennoch verstärkten nach dem 2. Weltkrieg die in- und ausländische Diffamierung des deutschen Soldaten sowie das „Aber" vieler Politiker — wie der Fraktionsführer der CDU, Barzel, kürzlich offen zugab — solche Reibungen in einer Weise, die den Aufbau der jungen Streitkräfte geschädigt haben und Mißstimmung im Offizier- und Unteroffizierkorps hervorriefen.

Viele atmeten daher auf als — durch die Demission dreier führender Generale aufgeschreckt — der Bundestag sich nun veranlaßt sah, Korrekturen vorzunehmen, die für eine gesunde Weiterentwicklung der Bundeswehr unerläßlich sind. Diese Änderungen zeichnen sich allerdings erst ab und sind noch keineswegs deutlich.

Die Luft im Köln-Bonner Raum ist nicht nur klimatisch schwieriger als anderswo; der heutige Mensch reagiert zudem empfindlicher. Seine Einstellung ist insgesamt kritischer, nicht zuletzt auch die Jugend, die den großen Teil der Bundeswehr stellt. Das früher der Regierung entgegengebrachte Vertrauen, gläubig und manchmal blind, war zu bitter mißbraucht worden. Was Wunder, wenn der heutige Staatsbürger in Zivil oder Uniform nüchtern geworden ist und statistischen Feststellungen oder schönen Beteuerungen wie z. B. Konsolidierung, Stabilisierung oder wie die Schlagworte heißen mögen, erst Glauben schenkt, wenn er ihre Auswirkung am eigenen Leib verspürt.

Drei Ereignisse sind es, die uns vor allem geschmerzt, ja traurig gemacht haben:

1. Der Herr Bundeskanzler erklärte von Norwegen aus, wie durch das sofortige (!) Eingreifen der Bundesregierung demonstriert worden sei, daß sie eine Herrschaft der Generale (!) über die politische Führung nicht dulden werde. Jene unverständliche Bemerkung hat uns getroffen und das gute Verhältnis Bundeswehr - Regierung unnötig belastet. Dies wird noch lange nachwirken, auch wenn der Kanzler später dem neuen Generalinspekteur gegenüber besänftigende Erklärungen abgegeben hat. Welcher politisch denkende Soldat könnte so töricht sein, den Primat der Politik nicht anzuerkennen?! Er würde ja gegen seinen eigenen Auftrag handeln. Man sollte aber nicht übersehen, daß der Primat der Politik nicht nur ein Primat der Kontrolle und Führung ist, sondern vor allem ein Primat der Verantwortung. Wir sind glücklich darüber, daß unsere Politiker sich nicht mehr um ihre Verantwortung auch und gerade in Verteidigungsfragen dem Volk gegenüber drücken, wie das früher z. B. in der Zeit von 1916—1918 leider vorkam. Wenn aber die Grenzen der Befugnisse innerhalb einer großen Organisation unklar abgesteckt werden, und wenn, wie im Falle der Bundeswehr, die Truppe durch eine Befehlsinflation darunter zu leiden hat, ja, wie im Fall der Luftwaffe, das Leben junger Piloten bereits im Frieden unnötig gefährdet wird, dann muß sich jeder verantwortungsbewußte Staatsbürger dagegen wehren. Er darf dann, zumal, wenn er als General den Status eines politischen Beamten hat, die Mittel anwenden, die zwangsläufig nach außen dringen, nämlich, seinen Abschied einreichen. Mancher jüngere Offizier hat das im übrigen schon im Laufe der letzten Jahre getan. Auch Ministerialdirektor Dr.-Ing. Fischer, ehemals Leiter der Abteilung T, der eine besonders große Verantwortung zu tragen hatte, trat aus ähnlichen Gründen zurück. Wir Soldaten können daher unseren drei Generalen nur dankbar für ihr politisches und moralisches Verantwortungsbewußtsein sein. Sie haben damit die böse Frage, die ein junger Offizier stellte: „Wann zeigen unsere Generale einmal Rückgrat?" positiv beantwortet.

2. Ebenso betroffen haben uns Verhalten und Äußerungen des Herrn Bundesministers der Verteidigung. Öffentliche negative Werturteile zu treffen über einen General, der so lange engster Mitarbeiter war, entspricht nicht den Grundsätzen, die hinsichtlich der Behandlung von Personalangelegenheiten aufgestellt wurden. Diese Äußerungen haben keine Resonanz gefunden und befremdet. Sie enthielten de facto eine Selbstanklage und Vorwürfe gegen seinen Staatssekretär, denn die Personalabteilung wurde fast 10 Jahre von diesem hohen Beamten gelenkt, und zwar entscheidend, was die obersten Stellen anbetrifft. Mehr wollen und können wir dazu nicht sagen.



Wir begrüßen herzlich den neuen Inspekteur des Heeres, Generalleutnant Josef Moll, der einst auch Angehöriger der KpfTrSchule II war.

3. ÖTV-Erlaß und Bundeswehr.

Uns Soldaten wurde — und wird bis heute noch — der undifferenzierte Vorwurf gemacht, daß wir dem Unrechtregime des Nationalsozialismus nicht genügend Widerstand entgegengesetzt hätten. So sehr es selbstverständlich ist, daß die Truppe die staatsbürgerlich politische Bildung als einen wichtigen Teil ihrer Ausbildung betrachtet und der Soldat zum mitdenkenden Staatsbürger erzogen wird, so fragwürdig bleibt seine praktische politische Betätigung

innerhalb der militärischen Unterkunft. Die Gewerkschaften sind nicht unparteiisch oder überparteilich, sondern überwiegend parteipolitisch festgelegt. Keine Armee der Welt, auch die Schweizer Armee nicht, kennt oder versteht eine so weitgehende Öffnung der Truppe für Gruppeninteressen, wie sie in der Bundeswehr stattfinden. Mit gesundem demokratischen Realismus hat man es in den alten Demokratien verstanden, die Truppe so in das Verfassungsleben einzubauen, daß ihre Schlagkraft den Vorrang hat. Wäre diese Erkenntnis nicht schon längst ein Grund gewesen, die Folgerungen daraus zu ziehen? Wir meinen, daß eine eigene berufsständische Vertretung allein der Stellung des Soldaten und dem Auftrag, dem ganzen Volk zu dienen, Rechnung trägt. Es wäre falsch, deswegen an der Loyalität der Truppe dem demokratischen Rechtsstaat gegenüber zu zweifeln. Wir halten diese Frage für so schwerwiegend, daß sie nur durch Bundesregierung und Parlament befriedigend geklärt werden kann. Wir befürchten andernfalls ernste negative Auswirkungen. Die Leidtragenden sind in jedem Fall die Chefs der Einheiten und Kommandeure, die nun zu aller sonstigen Verantwortung noch die Pflicht haben, darüber zu wachen, daß alle getroffenen oder noch zu treffenden Vereinbarungen korrekt eingehalten werden. Als eindeutig soldatische Berufsvertretung hat der Bundeswehrverband seine Aufgaben zum Nutzen der Soldaten bisher erfüllt. Wir sollten jetzt alle — auch die in den Ruhestand getretenen Berufssoldaten — ihn unterstützen, denn „Soldaten sind keine Arbeitnehmer, für deren Vertretung je nach dienstlicher Funktion diese oder jene Gewerkschaft zuständig wäre" (Bundeskanzler Erhard bei der 10-Jahres-Feier des Bundeswehrverbandes). Alles andere widerspräche dem Grundprinzip jeder Armee, die auf Befehl und Gehorsam aufgebaut ist und stets bleiben muß. Die Verteidigung unseres Vaterlandes und unserer Freiheit sollte für uns alle den Vorrang haben, sonst dürfte die Freiheit bald in Gefahr sein. Es bangen mehr Menschen um Freiheit und Zukunft unseres Volkes als äußerlich sichtbar ist. Uferlose Experimente verträgt keine Armee.

Wir können daher nur hoffen und wünschen, daß die Ursachen, die in letzter Zeit soviel Reibungen gebracht haben, so gründlich beseitigt werden, daß den neuen Männern an der Spitze der Bundeswehr ihre schwere Arbeit grundlegend erleichtert wird. Ihre Persönlichkeiten lassen erwarten, daß sie solche Reformen richtig zu nutzen verstehen werden. Vor allem hoffen wir, daß das Versprechen von MdB Barzel — zu mindestens von ihm und seiner Generation, die jetzt allmählich ans Ruder kommt — erfüllt wird, nämlich das „Aber" nun endgültig zu den Akten zu legen. Ein bekannter Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, der Kav.-Inspekteur General von Schmidt schrieb in seinem heute noch so lesenswerten Buch „Avantgarde", nachdem er manche scharfe Kritik an gewissen Zuständen in oberen Dienststellen des Heeres geübt hatte:

„Aber die Truppe macht alles wieder gut!"

Wir sind überzeugt davon. Munzel

Oberstleutnant Schirmer

Der Auftrag des Soldaten in Gegenwart und Zukunft

Nach über zehnjährigem Bestehen der Bundeswehr und der inzwischen veränderten politischen Lage wird immer wieder die Frage nach dem Auftrag des Soldaten neu gestellt, neue Begriffsbestimmungen vorgenommen und geprüft, wie dieser Auftrag am wirkungsvollsten ausgeführt werden kann. Die Abhandlung erstreckt sich auf den vom Gesetzgeber dem Soldaten gestellten Auftrag.

1. Der Auftrag des Soldaten ergibt sich aus § 7 des Soldatengesetzes (SG), der bestimmt:

„Der Soldat hat die Pflicht, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen."

2. Die Pflicht zu treuem Dienst, der sich auf die tapfere Verteidigung erstreckt, umfaßt den gesamten Kreis der spezifischen soldatischen Pflichten im Frieden und im Kriege. Der treue Dienst wird der Bundesrepublik Deutschland geschuldet. Dies entspricht auch § 1 Abs. 1 S. 1 SG, wonach Staat und Soldaten durch gegenseitige Treue miteinander verbunden sind.

Zum treuen Dienen gehört die Erfüllung aller im Soldatengesetz besonders aufgezählten Pflichten.

Aus der Pflicht zum treuen Dienen ergeben sich aber auch alle weiteren, aus dem Wesen des soldatischen Dienstes folgenden einzelnen konkreten Pflichten, die nicht besonders genannt zu werden brauchen, weil sie Inhalt der Treudienstpflicht sind. Hierher gehören z. B.:

a) Die Pflicht, den erteilten Auftrag auch dort gewissenhaft zu erfüllen, wo kein Befehl eines Vorgesetzten das Verhalten des Untergebenen im einzelnen regelt.

b) Die Pflicht zur pfleglichen Behandlung der dem Soldaten anvertrauten Bekleidung, Waffen und Gerät.

c) Die Pflicht, mit Interesse und Aufmerksamkeit am Dienst teilzunehmen und sich zu bemühen, das gesteckte Ausbildungsziel zu erreichen.

d) Die Pflicht, sich unlauterer Mittel bei einer dienstlichen Prüfung zu enthalten.

e) Die Pflicht, bei Gefahr schwerer Schädigung der Bundeswehr oder bei Angriffen gegen die Bundeswehr auf Grund eigenen Entschlusses abwehrend einzugreifen und erforderlichenfalls sogar von der Waffe Gebrauch zu machen.

Der Soldat begeht nach § 23 Abs. 1 SG ein Dienstvergehen, wenn er schuldhaft seine Pflichten verletzt. Auch in der Begehung einer strafbaren Handlung wird in der Regel eine Verletzung der dem Soldaten obliegenden Dienstpflichten liegen.

3. Recht und Freiheit des deutschen Volkes sind die Güter, welche der Soldat mit der Waffe zu verteidigen hat. Darin liegt keine Beschränkung auf ein bestimmtes Territorium oder auf das in der Bundesrepublik zusammengeschlossene Staatsvolk. Die Verteidigung ist, wie Scherer zutreffend ausgeführt hat, auch dann Pflicht des Soldaten, wenn nicht das Gebiet der Bundesrepublik oder seine Bewohner unmittelbar, wohl aber die Grundlagen der Existenz des deutschen Volkes in der freien Welt mit Gewalt angegriffen werden.

Recht und Freiheit sind jedoch so allgemein gefaßte und abstrakte Begriffe, daß diese einer Klärung bedürfen, weil auch die zitierten Kommentare keine Definitionen für die Begriffe „Recht" und „Freiheit" bringen. Das Handbuch „Innere Führung" enthält ebenfalls keine exakte Begriffsbestimmung für „Recht" und „Freiheit". Wenn es z. B. auf S. 11 des Handbuches u. a. heißt:

„Recht und Freiheit sind keine Abstrakta, Ideologie oder Zukunftsversprechungen, sondern Werte, die überhaupt erst im Blick auf die lebendigen Menschen Bedeutung und Realität gewinnen.

Recht und Freiheit sind sicher keine absoluten und letzten Güter, aber sie ermöglichen menschenwürdiges Dasein und erleichtern den Zugang zu Höchstem und Letztem",

so gewinnt man keine Klarheit, was Recht und Freiheit ist, weil eine klare Begriffsbestimmung fehlt. Mit negativen Merkmalen ist eine exakte Definition dieser Begriffe nicht möglich. Auch die vielen Hinweise auf Recht und Freiheit in dem Handbuch „Innere Führung" ändern an dieser Feststellung nichts, weil eine zusammenfassende Darstellung von „Recht" und „Freiheit" mit einer genauen Begriffsbestimmung fehlt. Die sehr verstreuten Hinweise auf Recht und Freiheit in dem Handbuch erschweren das Verständnis.

Bevor eine Begriffsbestimmung für „Recht“ und „Freiheit“ vorgenommen wird, muß zunächst festgestellt werden, daß die Begriffe von „Recht“ und „Freiheit“ unteilbar sind. Wo das Recht fehlt, besteht auch keine Freiheit. Ebenso gibt es auch keine wirkliche Freiheit ohne das Recht. Unsere Nationalhymne gibt außerdem den Hinweis, daß zu den Begriffen von „Recht“ und „Freiheit“ der Begriff der *„Einigkeit“* gehört, der im Hinblick auf unser gewaltsam geteiltes Vaterland von ausschlaggebender Bedeutung ist.

4. Der Geltungsgrund des Rechtes ist objektiv gesehen die Rechtsidee (Gerechtigkeit).

Die Grundlage unserer Rechtsordnung folgt aus Art. 20 Abs. 3 des Grundgesetzes (GG), wonach die Gesetzgebung an die verfassungsmäßige Ordnung, die vollziehende Gewalt und die Rechtsprechung an Gesetz und Recht gebunden sind. Weitere Grundlagen dieser Rechtsordnung sind die richterliche Unabhängigkeit, das Rechtsgehör, keine Rückwirkung bei Bestrafungen (nullum crimen sine lege und nulla poena sine lege), keine Doppelbestrafung (ne bis in idem) und die Garantie der Freiheit einer Person.

5. Freiheit bedeutet die Unabhängigkeit von äußerem Zwang und fremder Gewalt. Freiheit gilt als einer der obersten Werte des Menschen.

In der Politik bedeutet Freiheit sowohl die äußere Unabhängigkeit und Gleichberechtigung eines Staates (Souveränität), wie das Recht eines Volkes, über seine staatliche Einheit und Ordnung selbst zu entscheiden (Selbstbestimmungsrecht), wie auch das Recht aller Staatsbürger an der Ausübung der Staatsgewalt (Demokratie).

Durch die totatilären Massenbewegungen der neuesten Zeit (Faschismus, Nationalsozialismus, Kommunismus) ist die politische Freiheit der Einzelnen weit stärker bedroht, als es je durch fürstliche, feudale oder militärisch-bürokratische Gewalten der Fall war.

Da das Problem der Freiheit in alle Lebensbereiche hineinreicht, da ferner Freiheit als negativer Begriff das „frei wovon“ und „frei wozu“ stets einschließt, ist das Wort nicht nur vielumfassend und vieldeutig, sondern sein Inhalt wandelt sich mit dem politischen, religiösen und kulturellen Zustand der Völker[1]).

Bei dem Begriff der Freiheit ist zu unterscheiden zwischen der Freiheit des einzelnen Bürgers und der Freiheit der Bundesrepublik Deutschland, die ein demokratischer und sozialer Bundesstaat ist.

Die Freiheit der *Person* ist nach Art. 2 Abs. 2 GG unverletzlich und durch Art. 104 GG besonders geschützt. Ferner ist die freie Entfaltung der Persönlichkeit durch Art. 2 Abs. 1 garantiert. Die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und die Freiheit des religiösen und weltanschaulichen Bekenntnisses ist durch Art. 4 Abs. 1 gewährleistet. In Art. 5 findet man die Meinungs- und Informationsfreiheit, in Art. 8 die Versammlungsfreiheit, in Art. 9 die Vereinigungsfreiheit, in Art. 11 die Freizügigkeit, in Art. 12 die Berufs- und Arbeitsfreiheit, in Art. 13 die Unverletzlichkeit der Wohnung und in Art. 16 den besonderen Schutz der deutschen Staatsangehörigkeit und das Asylrecht. Hieraus wird ersichtlich, wie weit gespannt der Begriff der Freiheit im Bereich des einzelnen Bürgers ist. In diesem Zusammenhang muß berücksichtigt werden, daß auch diese Freiheit des einzelnen Bürgers bei einem bewaffneten Angriff gegen die Bundesrepublik Deutschland von den Soldaten der Bundeswehr verteidigt wird.

Die Freiheit der *Bundesrepublik* Deutschland beruht auf der Erhaltung ihrer freiheitlichen demokratischen Grundordnung und dem Schutz ihres Territoriums vor einem feindlichen Angriff, der diese Freiheit bedroht.

Freiheitliche demokratische Grundordnung ist eine Ordnung[2]), die unter Ausschluß jeglicher Gewalt und Willkürherrschaft eine rechtsstaatliche Herrschaftsordnung auf der Grundlage der Selbstbestimmung des Volkes nach dem Willen der jeweiligen Mehrheit und der Freiheit und Gleichheit darstellt. Zu den grundlegenden Prinzipien dieser Ordnung gehören: Die Achtung vor den im Grundgesetz konkretisierten Menschenrechten, vor allem vor dem Recht der Persönlichkeit auf Leben und freie Entfaltung, die Volkssouveränität, die Gewaltenteilung, die Verantwortlichkeit der Regierung, die Gesetzmäßigkeit der Verwaltung, die Unabhängigkeit der Gerichte, das Mehrparteiensystem und die Chancengleichheit für alle politischen Parteien mit dem Recht auf verfassungsmäßige Bildung und Ausübung einer Opposition

Nur wenn man diesen weit gespannten Bereich der Freiheit einmal prüft und demgegenüber die Verhältnisse in der SBZ wie z. B. die offene Stimmabgabe bei Wahlen, die Wahl nach vorgeschriebenen Einheitslisten, die Herrschaft einer einzigen Partei (SED), die landwirtschaftlichen Produktionsgesellschaften (LPG) statt freier Bauern, die Verstaatlichung von Industrie, Handel und Gewerbe (VEB und HO-Läden), die politische Justiz und Gesetzgebung, das Fehlen einer parlamentarischen Opposition und Gewaltenteilung, die Unterdrückung der Meinungs- und Glaubensfreiheit, die Militärisierung der Jugend, die Schaffung von Betriebskampfgruppen, das Fehlen einer Freizügigkeit und die Errichtung eines großen Gefängnisses durch die Mauer und den „Eisernen Vorhang“ berücksichtigt, wird man ermessen können, welche Bedeutung die Verteidigung der Freiheit hat. Freiheit darf nicht mit Zügellosigkeit verwechselt werden.

Die Gefahr, daß eine Freiheit ohne Verantwortung und ohne sittliche Bindungen und Verpflichtungen gegenüber dem Volk zum Untergang der Nation und Verlust der Freiheit führen kann, ist nicht von der Hand zu weisen. Freiheit ohne Einsicht in das Notwendige führt zur Auflösung der Gesellschaft. Es ist eine sehr bedenkliche Zeiterscheinung, daß die Menschen unter „Freiheit“ nur noch „Rechte“ verstehen wollen, aber von „Pflichten“ gegenüber der Gemeinschaft nichts mehr wissen wollen. Hierbei vergessen sie nur, daß die Gemeinschaft ihnen hinreichend „Rechte“ gewährt, die sie in einer Diktatur niemals haben. Die aufgezeigten Gefahren sollte die politische Führung unseres Volkes nicht unterschätzen, weil es eines Tages zu spät sein könnte, wenn nicht rechtzeitig geeignete Maßnahmen zur Abwendung dieser Gefahren getroffen werden.

6. Die Begriffe von „Recht“ und „Freiheit“ erscheinen blutleer und zu sehr juristisch gefaßt. Ein junger Wehrpflichtiger, der zur Bundeswehr kommt, wird mit diesen Begriffen nur wenig anfangen können. Was Recht und Freiheit bedeuten, wird nur derjenige richtig ermessen können, welcher Unrecht und Unfreiheit kennengelernt hat. Auch erscheinen die Begriffe von Recht und Freiheit, wie sich aus den Darlegungen unter Nr. 4 und 5 ergibt, so weit gespannt und rechtlich schwierig, daß ihr wirklicher Wert nicht erkennbar wird und dem Soldaten unbewußt bleiben könnte, wofür er in einem Verteidigungsfall zu kämpfen hat.

Es hat den Anschein, daß die nachstehenden Worte von Scharnhorst und Clausewitz in Vergessenheit geraten sind:

„Daß die moralischen Größen — nämlich Geist und sittliche Kräfte — zu den wichtigsten Gegenständen des Krieges gehören.“

Das Vaterland aber gehört zu den moralischen Größen und gibt auch die moralischen Kräfte, um in einem Verteidigungsfall zu bestehen. In diesem Zusammenhang muß darauf hingewiesen werden, daß § 6 des Entwurfes einmal lautete, der leider nicht in das Soldatengesetz aufgenommen worden ist[3]):

„Der Soldat hat die Pflicht, treu zu dienen und Vaterland und Freiheit unter Einsatz seiner Person tapfer zu verteidigen.“

Vaterland als Aufgabe heißt, wie Bundestagspräsident Dr. Gerstenmaier ausgeführt hat, unser gemeinsames nationales Dasein und Schicksal ohne Überheblichkeit, aber mit Selbstbewußtsein so zu bezwingen, daß die, die nach uns kommen, einmal mit Respekt über unsere Gräber gehen, wie es in Gottfried Kellers: „Fähnlein der sieben Aufrechten“ heißt. In der Information für die Truppe Nr. 5/1966, aber steht: „Unser Vaterland ist nicht etwas Totes, das wir aus dem Schutt der Geschichte ausgraben müßten. Das Vaterland ist vielmehr eine Aufgabe der Gegenwart für die Zukunft.“

In den dem Soldaten gestellten Auftrag gehört m. E. aus den dargelegten Gründen das Vaterland. Es sollte daher vom Gesetzgeber ernsthaft geprüft werden, ob nicht der Begriff der Verteidigung des Vaterlandes neben Recht und Freiheit in den § 7 des Soldatengesetzes aufgenommen werden kann.

---

1) Der Große Brockhaus, Bd. 4, S. 274
2) Bundesverfassungsgericht, Urt. v. 23. 10. 1952; NJW 1952, S. 1407
3) Rittau, a. a. O. § 7, Anm. 1, S. 92

Bedenken politischer Art wegen unseres gewaltsam und unter Mißachtung des Selbstbestimmungsrechts geteilten Vaterlandes und der Zugehörigkeit zur NATO erscheinen bei gründlicher Prüfung der Probleme nicht stichhaltig.

7. Der Auftrag des Soldaten — seine Grundpflicht — bestimmt in § 7 SG, daß er das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen hat. Die Tapferkeit ist hiernach eine soldatische Pflicht und bedeutet, daß Furcht vor persönlicher Gefahr den Soldaten nicht von der Erfüllung seiner Pflichten abhalten darf.

Die Tapferkeit gilt, wie Scherer zutreffend ausgeführt hat[4]), nicht nur für die Pflichten, die ihm bei der aktuellen Verteidigung obliegen, also in einem Verteidigungsfall, im Kampfe. Sie gilt, da der Soldat stets zur Verteidigung bereit steht, für den gesamten Bereich des militärischen Dienstes, also auch schon in der Ausbildung, im Frieden. In diesem Zusammenhang muß darauf hingewiesen werden, daß bei einer Pflichtverletzung aus Furcht der Soldat sich nicht darauf berufen kann, daß er sich damit aus einer gegenwärtigen Gefahr für seinen Leib oder sein Leben habe retten wollen. Die Berufung auf Notstand ist für ihn in diesen Fällen ausgeschlossen. Diese Rechtslage ergibt sich aus § 6 des Wehrstrafgesetzes, der bestimmt:

„Furcht vor persönlicher Gefahr entschuldigt eine Tat nicht, wenn die soldatische Pflicht verlangt, die Gefahr zu bestehen."

Es muß allerdings ernstlich bezweifelt werden, ob die vorstehende Bestimmung den militärischen Erfordernissen in einem Verteidigungsfall gerecht wird. Denn im Frieden haben die zivilen (ordentlichen) Gerichte und in einem Verteidigungsfall Wehrstrafgerichte (Art. 96 a GG) darüber zu entscheiden, ob z. B. bei einer Gehorsamsverweigerung oder bei einem Ungehorsam (§§ 20, 19 WStG) die soldatische Pflicht verlangt, die Gefahr zu bestehen. Bereits Rittau hat ausgeführt[5]), daß die allgemeinen Strafgerichte, die im Regelfall zu entscheiden haben, vor eine Aufgabe gestellt werden, der sie unmöglich gerecht werden können.

Zur Begründung des § 6 WStG wurde im Rechtsausschuß des Bundestages ausgeführt, der Soldat solle im Kriege nicht mehr verpflichtet sein, in den sicheren Tod zu gehen, wenn ihm ein entsprechender Befehl erteilt worden sei. Es solle für die Pflicht, eine Gefahr zu bestehen, Grenzen geben. Die Fassung, „wenn die soldatische Pflicht verlangt, die Gefahr zu bestehen", soll verdeutlichen, daß es auch Fälle gibt, in denen die Furcht vor persönlicher Gefahr entschuldigt, wenn die soldatische Pflicht es nicht verlangt, die Gefahr zu bestehen.

Dreher-Lackner-Schwalm führen hierzu als Beispiele an[6]):

a) Der Befehl an eine Kompanie, einen Brückenkopf zu verteidigen, um einer Division den Rückzug über eine unversehrte Brücke zu ermöglichen, ist auch dann kein Befehl, in den sicheren Tod zu gehen, wenn die Aussicht des Überlebens für die Angehörigen der Kompanie sehr gering ist.

b) Hingegen wäre der Befehl, sich als Insasse eines Todestorpedos in der von den Japanern im 2. Weltkrieg verwendeten Art einsetzen zu lassen, ein Befehl, in den sicheren Tod zu gehen.

Die Grundpflicht der Tapferkeit wird m. E. durch die oben zitierte Bestimmung des § 6 WStG ausgehöhlt. Furcht vor persönlicher Gefahr ist mit der soldatischen Tugend der Tapferkeit schlechthin unvereinbar.

Die Begründung für die geltende Fassung des § 6 WStG im Rechtsausschuß des Bundestages erscheint wirklichkeitsfremd, wenn man an einen Verteidigungsfall denkt. Daß kein verantwortungsbewußter Vorgesetzter einen Soldaten „in den sicheren Tod schickt", sollte eigentlich selbstverständlich sein. Nicht umsonst bestimmt die Nr. 100 der HDV 100/1:

„Aufträge müssen erfüllbar sein, Überforderungen stumpfen ab, verleiten zum Ungehorsam oder Falschmeldungen und untergraben das Vertrauen zur Führung."

Es muß in diesem Zusammenhang noch bemerkt werden, daß ein Vorgesetzter, der in einem Verteidigungsfall nach Beurteilung der Lage befiehlt, niemals mit Sicherheit voraussagen kann, ob er einen Soldaten „in den sicheren Tod" schicken wird oder nicht. Man denke hierbei nur an Spähtrupp- oder Stoßtruppunternehmen. Die jetzige Fassung des § 6 WStG könnte in einem Verteidigungsfall ganz verhängnisvolle Folgen haben, weil einerseits die Vorgesetzten bei jedem Befehl prüfen und überlegen müßten, ob sie nicht vielleicht einen Soldaten „in den sicheren Tod schicken" und andererseits Soldaten aus Furcht vor persönlicher Gefahr die Ausführung von Befehlen mit dem Hinweis ablehnen könnten, daß die soldatische Pflicht es nicht verlange, die Gefahr zu bestehen. Eine solche Einlassung hätte dann gerichtliche Verfahren zur Folge, in welchen es wohl kaum möglich wäre, ein gerechtes Urteil zu fällen. Abgesehen hiervon wird es in einem Verteidigungsfall unmöglich sein, klare Grenzen zu ziehen, wo Furcht vor persönlicher Gefahr eine Tat nicht entschuldigt, wenn die soldatische Pflicht verlangt, die Gefahr zu bestehen. Durch die geltende Fassung des § 6 WStG wird nicht nur jede militärische Führung in einem Verteidigungsfall in Frage gestellt, sondern auch der Gehorsam des Soldaten aufgeweicht. Feigheit vor dem Feinde ist seit jeher eine der schimpflichsten Wehrstraftaten in der deutschen Armee gewesen, und es sollte auch in der heutigen Zeit nicht vergessen werden, daß nach den früher geltenden „Pflichten des deutschen Soldaten" Feigheit schimpflich und Zaudern unsoldatisch war.

Hiernach sollte § 6 WStG vom Gesetzgeber ersatzlos gestrichen und durch nachstehende Bestimmungen ersetzt werden:

c) Wer aus Furcht vor persönlicher Gefahr eine nach diesem Gesetz (Wehrstrafgesetz) strafbare Handlung begeht, ist zu bestrafen, wie wenn er die Straftat vorsätzlich begangen hätte.

d) In besonders schweren Fällen der Dienstpflichtverletzung aus Furcht ist wegen Feigheit auf Zuchthaus zu erkennen.

Ein besonders schwerer Fall liegt dann vor, wenn die Tat während einer Kampfhandlung, oder zu einer Zeit, in der eine Kampfhandlung zu erwarten ist, oder in besonders schimpflicher Weise begangen worden ist oder wenn sie eine schwerwiegende Folge herbeigeführt hat.

8. Der § 10 Abs. 1 SG verlangt vom Vorgesetzten Beispielhaftigkeit in Haltung und Pflichterfüllung. Ist nun außerdem, wie unter Nr. 7 ausgeführt, die Tapferkeit eine soldatische Pflicht und soldatische Grundhaltung, so kann es in einem Verteidigungsfall z. B. in einer Krisenlage geschehen, daß ein Vorgesetzter, wenn er sich nicht dem Vorwurf der Feigheit aussetzen will, die Ausführung eines Befehls mit Gewalt, erforderlichenfalls mit der Waffe durchsetzen muß[7])[8]). Diese Rechtslage ergibt sich auch aus § 10 Abs. 5 SG, der bestimmt, daß der Vorgesetzte für seine Befehle die Verantwortung trägt und diese in der den Umständen angemessenen Weise durchzusetzen hat.

Das ist im höchsten Grade unbefriedigend. Wie Jescheck in seinem Vortrag über „Befehl und Gehorsam in der Bundeswehr" auf der Kommandeurstagung im Herbst 1964 zutreffend ausgeführt hat[9]), ist schon aus Gründen der Rechtssicherheit eine ausdrückliche und eng begrenzte Regelung dringend erforderlich. Hiernach sollte der Gebrauch der Waffe durch den Vorgesetzten gegen den Untergebenen zulässig sein, um bei bewaffnetem Einsatz die Durchsetzung von Befehlen im Falle äußerster Not und dringendster Gefahr möglich zu machen, wenn dies das einzige Mittel ist und der Befehl gerade zur Abwendung der Not oder Gefahr gegeben wurde.

Hieraus folgt, daß das Wehrstrafgesetz insoweit dringend einer Ergänzung bedarf, weil sonst der Auftrag des Soldaten und die dem Vorgesetzten auferlegten Pflichten nur schwerlich erfüllbar erscheinen.

9. Die Erfüllung des Auftrages durch den Soldaten in einem Verteidigungsfall wird erschwert u. U. sogar in Frage gestellt, weil eine Notstandsverfassung und eine Wehrstrafgerichtsbarkeit in Friedenszeiten fehlen.

---

4) Scherer, a. a. O. § 7, Anm. III, 1, S. 51

5) Rittau, Wehrstrafgesetz, § 6 Anm. 2, S. 17

6) Dreher-Lackner-Schwalm, Kommentar zum Wehrstrafgesetz, § 6, Anm. II, 4, Rdr. 6, S. 80

7) Scherer, a. a. O., § 10. Anm. VII, 2, d, S. 60

8) Rittau, SG, § 10, Anm. 5, S. 106—109

9) Bundeswehr und Recht, S. 75

Auf diese für unser Volk lebenswichtigen Fragen ist in den letzten Jahren in der militärischen Fachliteratur wiederholt hingewiesen worden, so daß vom Gesetzgeber die erforderlichen Folgerungen gezogen werden sollten[10]).

Nur wer sich den politischen Realitäten verschließt und sich in utopischen Wunschträumen wiegt, wird ernstlich glauben können, daß in einem Verteidigungsfall eine wirksame Verteidigung ohne eine Notstandsverfassung möglich ist und erst mit dem Eintritt des Verteidigungsfalles mit ihrer umfassenden Organisation aus dem Boden gestampft und dann auch noch funktionieren könnte. Auch hier hat der alte militärische Grundsatz Gültigkeit, daß das, was im Frieden nicht geübt wurde, im Kriege keinen Erfolg hat. Im übrigen ist es eine irreale Einschätzung der Lage, wenn man meint, daß einem Verteidigungsfall unbedingt eine längere Spannungszeit vorangehen müßte, in der gesetzliche Änderungen durchgeführt werden könnten. Die Gesetzgebung sollte vielmehr auf einen Verteidigungsfall eingerichtet sein, der mit einem Überfall der Gegenseite unter Einsatz von Atomwaffen beginnt.

In diesem Zusammenhang stimmt besonders bedenklich, wenn nach einem Artikel aus der Zeitung „Rheinischer Merkur" vom 26. 11. 1965 von der Gewerkschaftsjugend Anträge an die 6. Bundesjugendkonferenz des DGB gerichtet worden sind, die die Gewerkschaften gegen die Notstandsgesetzgebung „zum Widerstand mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln" aufforderten, das Bekenntnis zum politischen Streik enthielten, die Betreuung der Wehrdienstverweigerer durch die Gewerkschaften forderten, eine Verkürzung der Dienstzeit von 18 auf 12 Monate verlangten, aber die Bedrohung unserer freiheitlichen demokratischen Grundordnung durch den Kommunismus unerwähnt ließen. In einem Initiativantrag ist sogar die Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht enthalten gewesen.

Daß solche Vorgänge letzten Endes kommunistischen Zielen dienen, liegt auf der Hand, wenn man einmal sorgfältig die entsprechenden Presseverlautbarungen aus der SBZ liest.

Wenn bei Kundgebungen am 1. Mai 1966 von Funktionären des DGB in Ansprachen die Notstandsgesetzgebung der Bundesregierung wiederum abgelehnt worden ist, so läßt dies nicht nur einen erheblichen Mangel an staatspolitischer Einsicht, sondern auch eine grobe Vernachlässigung der Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland erkennen. Wie bereits an anderer Stelle ausgeführt wurde, ist auf Grund der geschilderten Vorgänge der Verdacht nicht von der Hand zu weisen, daß es den Gewerkschaften mehr auf die Macht als auf die Sicherheit der Bundesrepublik ankommt.

Wenn der DGB am 13. 5. 1966 in Berlin mit 251 gegen 182 Stimmen alle Notstandsgesetze abgelehnt und durch Beschluß dem Vorstand jede Verhandlung hierüber mit der Bundesregierung verboten hat, so lassen diese unwiderlegbaren Tatsachen erhebliche Zweifel an der staatspolitischen Einsicht und der Verantwortung für die Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland entstehen. Diese Feststellung gilt auch für jene Gruppe von Professoren, die es sich nicht nehmen ließ, an die Gewerkschaften zu appellieren, sie sollten nun doch wieder mit aller Kraft gegen die Notstandsgesetze opponieren.

10. Das geltende Beschwerderecht erscheint im Hinblick auf einen Verteidigungsfall und den dem Soldaten gestellten Auftrag kaum praktikabel.

Dieses Beschwerderecht ist deshalb so kompliziert, weil, wenn es sich um Beschwerden wegen Verletzung der Rechte des Soldaten oder um eine Verletzung von Pflichten eines Vorgesetzten handelt, nach den §§ 17, 21 WBO der Rechtsweg an die Truppendienstgerichte wie bei Beschwerden gegen Arreststrafen gegeben ist, während bei Vorgängen aus dem Wehrdienstverhältnis oder in Statusangelegenheiten wie z. B. Entlassungen, Geld- und Sachbezüge, Beihilfen usw. nach § 59 SG die Verwaltungsgerichte zuständig sind, soweit die Verwaltungsakte nach erfolglosem Beschwerdeverfahren angefochten werden. Faktisch kann aber auch ein Strafrichter die Entlassung eines Berufssoldaten oder eines Soldaten auf Zeit herbeiführen (vgl. §§ 48, 54 Abs. 2, Nr. 2 SG), wenn er ihn wegen einer vorsätzlich begangenen Tat rechtskräftig zu einer Gefängnisstrafe von einem Jahr oder mehr verurteilt. Bei Rückgriffsansprüchen gem. § 24 SG, § 78 Abs. 3 u. 4 BBG und Art. 34 S. 3 GG ist ebenfalls der ordentliche Rechtsweg vorgeschrieben. Besondere rechtliche Schwierigkeiten bieten auch Eingaben an den Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages, die als „Beschwerden" bezeichnet werden, weil eine klare Abgrenzung zwischen dem Beschwerderecht in der WBO und dem Eingaberecht an den Wehrbeauftragten im Gesetz fehlt.

Es muß an dieser Stelle einmal in aller Deutlichkeit gesagt werden, daß ein Beschwerderecht, in welchem sich oft Juristen nur mit Mühe zurechtfinden, im Hinblick auf einen Verteidigungsfall kaum anwendbar erscheint. Daher sollte vom Gesetzgeber ernsthaft geprüft werden, ob nicht die Dreigleisigkeit hinsichtlich der Zuständigkeit von Truppendienstgerichten, Verwaltungsgerichten und ordentlichen Gerichten beseitigt werden kann. Es kann zwar aus rechtsstaatlichen Gründen keinem Zweifel unterliegen, daß Maßnahmen und Entscheidungen der oben genannten Art der richterlichen Kontrolle unterliegen müssen, aber es erscheint im Hinblick auf einen Verteidigungsfall bedenklich und unmöglich, wenn in Beschwerdeverfahren aller Art eine einheitliche Gerichtsbarkeit fehlt und die Teilung in Disziplinar-, Verwaltungs- und ordentliche Gerichtsbarkeit bestehen bleibt. Beschwerden aller Art sollten in letzter Instanz vor einer einzigen Gerichtsbarkeit — Wehrstrafgerichten — verhandelt werden. Diese entscheidende Frage sollte vom Gesetzgeber im Zusammenhang mit der Einführung einer Wehrstrafgerichtsbarkeit geprüft werden[11]).

Wenn in der Schriftenreihe Innere Führung, Reihe Erziehung, Heft 10/1965 betr. „Stil und Formen" auf S. 22 ausgeführt wird:

„Sie, (die Fälle der Nichteinhaltung des Dienstweges) stören das Vertrauen, sie untergraben die Autorität. Dabei ist es unerheblich, ob der Dienstweg von unten nach oben oder von oben nach unten umgangen wird",

so müssen diese zweifellos richtigen Grundsätze auch für Eingaben von Soldaten unmittelbar an den Bundesminister der Verteidigung und die Inanspruchnahme von Abgeordneten des Deutschen Bundestages oder Abgeordneten der Landtage, des Militärbischofs, des Bundesfamilienministers oder von Interessenverbänden wie z. B. die Gewerkschaft ÖTV oder den Deutschen Bundeswehr-Verband gelten. Es ist eine bedenkliche Erscheinung, wenn Berufsunteroffiziere, wie es erst kürzlich geschehen ist, durch die Gewerkschaft ÖTV und den Deutschen Bundeswehr-Verband Anträge auf Auslandsverwendung stellen ließen. Auf diese Weise werden m. E. „unechte" Beschwerdemöglichkeiten eröffnet, die im Gesetz (Wehrbeschwerdeordnung — Grundgesetz — Gesetz über den Wehrbeauftragten des Bundestages) keine Stütze finden. Solchen Vorgängen sollte von der militärischen Führung mit allem Nachdruck entgegengetreten werden, weil diese nicht nur die militärische Ordnung gefährden, sondern auch den dem Soldaten gestellten Auftrag erschweren. Abgeordnete und Interessenverbände täten gut daran, wenn sie die Soldaten von sich aus veranlassen würden, Anträge oder Gesuche auf dem Dienstweg zu stellen, wie es guter militärischer Sitte und Gepflogenheit und dem Auftrag des Soldaten entspricht.

11. Entscheidend für die Erfüllung des dem Soldaten gestellten Auftrages ist die Beseitigung des Personalmangels. Wenn der Bundeswehr ca. 38 000 Unteroffiziere und 8 000 Offiziere fehlen, muß dieser Zustand als bedrohlich angesehen werden. Es nutzt die beste Ausbildung und Bewaffnung und Ausrüstung nichts, wenn nicht genügend Bewerber für die Offizier- und Unteroffizierlaufbahn gewonnen werden. Dies kann in der heutigen Zeit aber nur geschehen, wenn der Soldat von der Allgemeinheit anerkannt, das Ansehen des Unteroffizierkorps gehoben wird und eine wirtschaftliche Besserstellung der Soldaten erfolgt, die mit den in der Industrie, im Handel und Gewerbe gezahlten Gehältern und den dort üblichen Arbeitszeiten konkurrieren kann. Solange dies nicht der Fall ist und die Besoldung der Soldaten sich nach der Besoldung der Beamten richtet, wird sich sicherlich der Personalmangel nicht

10) Kampftruppen 1964, S. 147; 1965, S. 44, 102—103, 141; 1966, S. 37; Wehrkunde 1964, S. 367—372, 405—406; Die Bundeswehr 1965, S. 99; Truppenpraxis 1965, S. 848; NZ Wehrr. 1965, S. 106—118, 145—150; 1966, S. 1, 116; Echo 31, Boelke, Nr. 4/1966, S. 2; Die Dritte Gewalt — ein Diskussionsforum für den Grenzbereich von Politik und Recht, Nr. 2/1966, S. 1—15 u. Nr. 4 u. 5/1966, S. 1—32

11) NZ Wehrr. 1966, S. 112—116, 122

beseitigen lassen. Auch die im Jahre 1965 eingeführte Verpflichtungsprämie hat nicht ein weiteres Absinken des Bestandes an Unteroffizieren verhindert, nicht aber dazu beigetragen, daß hinreichend Nachwuchs an Unteroffizieren gewonnen wurde. Wenn z. B. ein Stabsunteroffizier nach seiner Beförderung zum Feldwebel nur wenige Mark an Besoldung monatlich mehr erhält, braucht man sich nicht zu wundern, wenn er auf den Feldwebel-Lehrgang und die Ablegung der Feldwebel-Prüfung keinen Wert legt. Das Fehlen der Unteroffiziere in den Dienststellungen als Gruppenführer wirkt sich aber nicht nur besonders nachteilig auf das innere Gefüge der Bundeswehr, sondern auch auf die Ausbildung aus. Werden wegen des Mangels an Unteroffizieren Gefreite als U. v. D. eingeteilt, braucht man sich nicht zu wundern, wenn es dann zu tätlichen Angriffen gegen Vorgesetzte, Bedrohungen und Nötigungen von Vorgesetzten oder Gehorsamsverweigerungen kommt.

Da der akute Personalmangel zu einer erheblichen Gefahr für die Schlagkraft der Bundeswehr werden kann und der dem Soldaten gestellte Auftrag kaum durchführbar erscheint, sollte vom Gesetzgeber ernsthaft geprüft werden, ob nicht eine Abhilfe durch Einführung einer Truppendienstzulage bis zu den Brigaden und einer eigenen Besoldungsordnung für die Soldaten möglich ist.

12. Zusammenfassend muß festgestellt werden, daß der Auftrag des Soldaten

a) durch Aufnahme des Begriffes „Vaterland" in § 7 SG näher bestimmt werden sollte,

b) durch die jetzige Fassung des § 6 WStG und durch das Fehlen eines gesetzlich verankerten Notstandsrechts des Vorgesetzten in einem Verteidigungsfall erschwert wird und

c) ohne eine Notstandsgesetzgebung, die Einführung einer Wehrstrafgerichtsbarkeit, eine Vereinfachung des Beschwerdewesens und eine Beseitigung des Personalmangels in einem Verteidigungsfall kaum durchführbar erscheint.

Major Dr. Radke

TV Kampftruppen oder Landsturm ohne Waffen?

Dieser Artikel macht Vorschläge zu organisatorischen Änderungen. Admiral a. D. Heye fing damit an. Er hält eine kleine Berufsarmee für zweckmäßig, nur was u. E. nicht durchführbar ist. Dann schrieb General der PzTr. a. D. Frhr. Geyr v. Schweppenburg einen Artikel im Düsseldorfer Handelsblatt, der sich für eine gemischte Form einsetzt (zahlenmäßig begrenzte Berufsarmee und milizartige Verbände). Auch der nachstehende Artikel beschäftigt sich mit ähnlichen Gedanken. Wir bringen diese Ausarbeitung, wenn wir auch nicht allem zustimmen. So glauben wir z. B. nicht an einen „Fortfall" der bisherigen Stationierungskosten, sondern höchstens an eine gewisse Herabsetzung durch Verringerung der ausländischen Kräfte. Etwas anderes wäre u. E. politisch wie psychologisch nicht zweckmäßig. Auch ein Mitgeben von Waffen nach Hause halten wir zum mindesten für verfrüht. In der Schweiz liegen die Verhältnisse anders. Die „Weißen Jahrgänge" sind jetzt wohl schon zu alt geworden und würden besser im Zivilschutz eingesetzt. Mit dem Vorschlag einer Verbesserung der Ausnutzung und weiteren Ausbildung der Reservisten werden viele einverstanden sein. Wenn auch solche Brigaden nicht nur Waffen, sondern vermehrt Instandsetzungseinrichtungen und anderes benötigen. Alles in allem eine interessante Diskussionsunterlage. Red.

Die bisherige Verteidigungskonzeption der NATO ist nach dem Ausscheiden der französischen Verbände aus ihren Aufträgen im Rahmen der besonders von der Bundesrepublik geforderten „Vorwärtsverteidigung" im höchsten Maße infrage gestellt worden. Darüberhinaus müssen sich die diesbezüglichen deutschen Planungen für die Zukunft wohl oder übel auch mit den Eventualitäten einer möglichen Reduzierung oder gar eines vollständigen Abzuges der britischen und USA-Kontingente aus dem mitteleuropäischen Raum, wenigstens gedanklich, befassen. Nicht zuletzt zeigt die vor wenigen Tagen erhobene Forderung der belgischen Regierung, die Zahl ihrer der NATO unterstellten Brigaden von sechs auf vier zu verringern, daß derartige Bestrebungen, besonders aus finanziellen Gründen, von vielen NATO-Partnern in Erwägung gezogen werden. Das Beispiel Frankreichs und Belgiens zeigt darüberhinaus, daß sich die Führungsgremien der NATO derartigen begründet vorgetragenen Anträgen ihrer Mitgliedstaaten keineswegs unnachgiebig verschließen, so daß bei einem evtl. Änderungsantrag bezüglich der deutschen NATO-Verpflichtungen ebenfalls durchaus die Billigung durch die NATO erwartet werden kann.

Die Änderung des Kriegsbildes

Derartige Erwägungen einer entscheidenden Änderung unseres Wehrkonzeptes müssen aber auch von der Tatsache ausgehen, daß die Abschreckung durch das Vorhandensein starker nuklearer Waffenüberlegenheit den US-Streitkräften überlassen bleiben müsse. Da die USA den Einsatz und die Form eines Einsatzes von A-Waffen immer von der Entscheidung ihrer Regierungsspitze abhängig machen werden, es daher stets ungewiß bleiben wird, ob und in welchem Ausmaß die übrigen NATO-Verbündeten die allein im amerikanischen Besitz befindliche Atommunition zur Verfügung gestellt erhalten, ist es nicht einzusehen, warum nicht im Rahmen einer gewissen Aufgabenteilung der eventuelle E i n s a t z von Atomwaffen generell den amerikanischen Streitkräften vorbehalten bleiben sollte, während der Schwerpunkt des deutschen Verteidigungsbeitrages in diesem Falle auf der Abschreckung durch größtmögliche konventionelle Kampfkraft liegen würde.

Ein derartiger Entschluß könnte durch weitere Überlegungen gestützt werden. Jede Bestrebung nach Mitbestimmung im Einsatz nuklearer Waffen wird Deutschland stets als Revanchepolitik ausgelegt werden. Nukleare Mitbestimmung kann deshalb nur die Forderung beinhalten, wann und in welchem Rahmen von deutschem Territorium oder auf deutsches Territorium derartige Waffen eingesetzt werden dürfen. Da uns nicht daran gelegen sein kann, bei einem nuklearen Schlagaustausch deutsches Land und Leben diesseits oder jenseits des Eisernen Vorhangs zu vernichten, müssen wir bestrebt sein, durch bestmögliche konventionelle Rüstung in der Lage zu sein, auf einen begrenzten oder zunächst begrenzten Angriff mit konventionellen Waffen nicht mit einem sofortigen Einsatz strategischer und taktischer Atomwaffen antworten zu müssen. Deutschland könnte es sich auch moralisch gar nicht leisten, den ersten nuklearen Schuß abzugeben und dem Feind den Vorwand zu liefern, er habe seinerseits atomar antworten müssen.

Nach Meinung vieler Militärtheoretiker ist der Einsatz von A-Waffen heute bereits überholt und deshalb unwahrscheinlich, zumal die Sowjets den Schwerpunkt ihrer Waffenentwicklung seit längerer Zeit auf B- und C-Waffen verlagert haben sollen. In diesem Zusammenhang wird unter anderem als Argument angeführt, daß es im Kriegsfalle den Sowjets sehr daran gelegen sein würde, durch den Einsatz von C-Waffen an Stelle von A-Systemen das europäische Industriepotential e i n s c h l i e ß l i c h der Einsatzfähigkeit der Facharbeiter derartiger Werke unzerstört zu erhalten.

Bei einem deutschen Verzicht auf Beteiligung am Einsatz von A-Waffen würde auch die Verpflichtung entfallen, große finanzielle Beiträge à fonds perdu für die amerikanische Wehrforschung leisten zu müssen. Falls die Entwicklung sogenannter „sauberer" C-Waffen, z. B. den sogenannten Psychokampfstoffen, gegen deren Einsatz völkerrechtlich keine Bedenken erhoben werden, möglich

sein sollte, könnte auch daran gedacht werden, derartige Kampfmittel durch eine eigene Intensivierung der Wehrforschung zu entwickeln und damit einen eigenen Abschreckungserfolg zu erzielen. Es braucht nicht besonders erwähnt zu werden, daß eine Intensivierung der Rüstungsforschung eine außerordentliche Rückwirkung auf die zivile Forschung und damit auf den zivilen Wirtschaftssektor hat. Der bekannte große Nachholbedarf der deutschen Forschung und Wissenschaft im Vergleich zu der Forschung des Auslandes könnte durch Zuwendung der bisher ausländischen Forschungsstellen zugutekommenden deutschen finanziellen Beiträge an landeseigene Institute erheblich verringert werden.

Die Konsequenz einer Abkehr von der vorwiegend nuklear bestimmten Abschreckungstheorie beinhaltet eine völlige Strukturänderung der Bundeswehr und darüberhinaus des gesamten deutschen Wehrsystems. Der von der Fraktion der FDP im Bundestag eingebrachte Entschließungsantrag anläßlich der dritten Beratung des Entwurfes zum Haushaltsgesetz 1964 für den Geschäftsbereich des BMVtdg — allgemein als „Kreitmeyerplan" bekannt geworden — hatte bereits entschieden gefordert, den Schwerpunkt des Verteidigungsbeitrages der Bundesrepublik auf die Verteidigung mit konventionellen Waffen zu verlagern: „Wir sollten in der Lage sein", so wurde bereits damals betont, „... jeder ersten Phase eines wie auch immer gearteten kriegerischen Konflikts, ohne Zuflucht zu atomaren Waffen irgendwelcher Art nehmen zu müssen, begegnen zu können".

Das Heer als „primus inter pares"

Im Rahmen einer konventionellen Kampfführung muß der Schwerpunkt des deutschen Wehrbeitrages bei den Landstreitkräften liegen. Luftwaffe und Marine werden dadurch praktisch zu Unterstützungswaffen des Heeres, was für unsere Landstreitkräfte im wahrsten Sinne des Wortes „lebenswichtig" ist, denn bei der gegenwärtigen Lage der Unterstellungsverhältnisse und Einsatzaufgaben der in unserem Raum zur Verfügung stehenden Luftwaffeneinheiten, insbesondere der fliegenden Verbände, ist — nicht zuletzt durch das komplizierte Anforderungssystem noch erschwert — kaum mit der direkten Luftunterstützung, nicht einmal für lückenlose Luftaufklärung, zu rechnen. Was es indessen für eine Armee bedeutet, ohne eigene Luftüberlegenheit und direkte taktische Luftwaffenunterstützung zu operieren, haben die verschiedenen Phasen des letzten Weltkrieges drastisch demonstriert. Stellt man außerdem die heute so vernachlässigte, das heißt die zu schwache Erdaufklärung in Rechnung — man spricht sogar von einem „blinden Heer" — so wird man kaum darüber im Zweifel sein können, wie wichtig eine ständige Nah- und Fernluftüberwachung bei Tag und Nacht, insbesondere in Anbetracht einer von uns geforderten größtmöglichen Kampfführung geworden ist.

Ähnliches gilt für die Zusammenarbeit des Heeres mit der Marine, sowohl was den Schutz der bedrohten Küsten, also einer unter Umständen anfälligen Flanke, als auch die Unterstützung der Operationen des Heeres durch den Einsatz starker amphibischer Verbände betrifft.

Ein derart zweckgebundener primärer Einsatz von Luftwaffe und Marine für die Anliegen des Heeres, der natürlich auch im gewissen Sinne eine Unterordnung bedeutet, braucht aber durchaus nicht zu einer Aufgabe der Eigenständigkeit und Änderung der Mentalität dieser Teilstreitkräfte zu führen. Im Gegenteil, Einsatz und Ausbildung sowie die Entwicklung taktischer Kampfgrundsätze und vor allem auch technischer Belange können und sollen den charakteristischen Erfordernissen der jeweiligen Teilstreitkraft unbedingt entsprechen, das enge Zusammenwirken zwischen allen Verbänden muß aber durch die bereits friedensmäßige Zusammenarbeit, gemeinsame Ausbildung, Schulung und Planung auf allen Ebenen gewährleistet sein. Vor allem müssen in den militärischen Führungsspitzen Persönlichkeiten wirken, die verhindern, daß das Denken und Planen nicht einseitig zu Gunsten einer Teilstreitkraft sich auswirken kann. Ein militärischer Ausbildungsgang, wie ihn der ehemalige Generalinspekteur, General Trettner, durchgemacht hat, — er hatte in seinen Verwendungen im Heer und in der Luftwaffe sowie als Führer von Luftlandeverbänden die beiderseitigen Probleme eingehend kennengelernt — wäre anzustreben. Eine triphybische Ausbildung aller General- und Admiralstabsoffiziere und höheren Truppenführer muß grundsätzlich gefordert werden.

Um nicht einer Entwicklung des „Nebeneinanders" in den einzelnen Teilstreitkräften Vorschub zu leisten, sollte auf die Bildung einzelner Oberkommandos der Teilstreitkräfte verzichtet werden. Im Ministerium müßte ein gemeinsames Oberkommando unter einem Oberbefehlshaber — der nicht immer unbedingt aus den Reihen des Heeres zu kommen brauchte — koordinierend über den Teilstreitkräften stehen, wobei die Inspekteure mit ihren Führungsstäben aus dem Ministeriumsbereich ausgegliedert werden können.

Bei einem Fortfall der bisherigen Stationierungskosten für die britischen und US NATO-Kontingente können diese sehr erheblichen Beträge des deutschen Wehrbudgets für die Modernisierung und Vermehrung der Bundeswehreinheiten Verwendung finden. Da es sowieso sehr fraglich sein wird, ob die teuren Waffensysteme, wie die Pershing, jemals Atommunition erhalten werden, würden bei einem Verzicht auf diese Waffen weitere größere Summen frei, mit denen der prekären Lage des gegenwärtigen Bundesverteidigungshaushaltes abgeholfen werden könnte.

Zur Zeit sind die Divisionen des Feldheeres auf ca. 1 000 km in ihren EDPs eingesetzt. Da dieser Einsatz ohne eine genügende Möglichkeit zur Tiefen- und Reservenbildung einer „Verkleckerung" nahe kommt, und im Ernstfalle eine totale Abnutzung nach wenigen Tagen zur Folge haben würde, kann eine derartige Verwendung des Feldheeres kaum verantwortet werden. An dieser Stelle erhebt sich wiederum die Frage, was geschieht, wenn nach der jetzigen Herauslösung französischer Verbände eines Tages in naher oder ferner Zukunft auch die britischen und US-Verbände abgezogen werden. Schon heute sollten wir deshalb bemüht sein, die Aufstellung zusätzlicher nationaler Verbände vorzubereiten.

Ein Teil der Aufgaben des Feldheeres müßte neu zu schaffenden „TV Kampftruppen" übertragen werden. Dabei wäre es zweckmäßig den wenig glücklichen Begriff der „Territorialen Verteidigungsorganisation" (TV) durch die Bezeichnung „Landesverteidigung" (LV) zu ersetzen.

Der Auftrag der jetzigen TV, „die Operationsfreiheit der Streitkräfte sicherzustellen" beinhaltet weit mehr, als die Sicherung von Aufmarsch- und Nachschubstraßen, gefährdeten Objekten und empfindlichen Punkten im Hinterland der eingesetzten Kampfverbände, besonders dann, wenn u. U. die bisherigen assignierten NATO-Verbände durch nationale Truppenkörper ersetzt werden müßten. Die Operationsfreiheit sicherzustellen heißt vielmehr auch, den Einsatzzeitpunkt für die Stoßkraft des Heeres unabhängig und ungeschmälert hinausschieben zu können, bis der Schwerpunkt des feindlichen Angriffsstoßes und eine günstige Konstellation für das Anlaufen eigener Gegenoperationen erkannt worden sind. Mit anderen Worten: der Einsatz von Grenzsicherungsbrigaden der TV muß dem Feldheer die ausreichende Zeit verschaffen, größtmögliche Mobilmachungs- und Aufmarschvorbereitungen zu treffen.

Eine Umgliederung der Verbände der Bundeswehr erscheint sowohl personell als auch materiell durchaus lösbar durch eine Verkleinerung des Feldheeres im Frieden. Die bereits erwähnten konkreten Vorschläge des „Kreitmeyer-Planes" könnten in etwa sinngemäß so abgewandelt werden, daß jeweils eine Brigade pro Division im Frieden stillgelegt wird und nur als Geräteeinheit mobmäßig bestehen bleibt. Die beiden übrigen Brigaden der Division müßten mit einer Höchstzahl von Berufs- und Zeitsoldaten besetzt sein, wobei möglichst eine Doppelbesetzung der wichtigsten Führungs- und Spezialistenstellen angestrebt werden sollte, damit im Kriegsfalle aus den einzelnen Verbänden Reserveverbände als dritte und vierte Welle des Feldheeres ausgeschieden werden können. Die beiden aktiven Brigaden der Division wären jederzeit einsatzbereit und würden sozusagen die erste Welle bilden. Bei Übernahme der Aufträge in den EDPs durch Kampfverbände der Landesverteidigung wäre wahrscheinlich genügend Zeit, die bis dahin nur noch als Geräteeinheit bestehende dritte Brigade, gewissermaßen als Verband zweite Welle, in Ruhe mobilzumachen und darüber hinaus die nötigen Reserveverbände aufzustellen.

Durch die Schaffung der Brigade-Geräteeinheit könnten beim Feldheer auch wesentlich mehr K-Stellen als bisher verplant werden, wodurch die z. Zt. schon fast an die Millionengrenze erreichende Zahl der Bundeswehrreservisten vermehrt ausgenutzt würde. Andererseits kann aus dem aktiven Personal der stillgelegten Brigaden

die „Landesverteidigung" (bisherige TV) durch Aufstellung aktiver Truppenteile gefördert werden. Zum Beispiel könnte man aus den 12 aufzulösenden Brigaden des Feldheeres ohne größere Schwierigkeiten die doppelte Zahl „verkürzter Grenzsicherungsbrigaden" für die TV aufstellen. Nach Umrüstung der Verbände des Feldheeres, die bekanntlich seit Jahresfrist durchgeführt wird, könnten die Grenzsicherungsbrigaden zunächst mit den frei werdenden Panzern, Schützenpanzern, Schweren Waffen, Fahrzeugen und sonstigem Gerät relativ gut ausgestattet werden, zumal diesen Grenzsicherungsbrigaden vorwiegend Verteidigungs- und Verzögerungsaufgaben gestellt werden und ihre friedensmäßige Dislozierung in der Nähe der Demarkationslinie bzw. an den Grenzen der Bundesrepublik einen zeitlich und räumlich langen Aufmarsch erübrigen würde.

Schnelle gepanzerte Verbände, wendige Aufklärungseinheiten, Heeresfliegerstaffeln und Fernmeldebataillone auf Divisions- und Korpsebene dieser Landesverteidigungstruppen würden ihre bewegliche Führung gewährleisten und ihre schnelle Einsatzbereitschaft erhöhen.

Für die Aufstellung derartiger „Kampftruppen der Landesverteidigung" könnte das alte Österreich-ungarische „Landwehrsystem" zugrunde gelegt werden. Es sollten also bereits friedensmäßig voll besetzte und eingespielte Führungs- und Truppenstäbe der Landesverteidigung vom Generalkommando bis zum Bataillonsstab gebildet werden, die keinesfalls Abstellgremien für überaltete oder mit der Führung von Kampfverbänden wenig vertrauter Soldaten sein dürfen. Es hat sich nicht gerade zum Vorteil der jetzigen TV Kommandos ausgewirkt, daß z. B. Offiziere mit Führungs- und Ausbildungsaufgaben von Sicherungseinheiten betraut wurden, nur weil der Teilstreitkraft- und waffengebundene Stellenplan diesen unverständlichen Proporz vorschrieb, obwohl der betreffende Kommandeur u. U. als Fähnrich zum letzten Mal im „Marinebuschkrieg" ausgebildet worden war.

Die Korps- und Divisionseinheiten und Grenzsicherungsbrigaden müßten aus personell möglichst starken Kaderkompanien mit voller Waffen- und Geräteausstattung bestehen. Im alten Österreich-Ungarn hatte eine Landwehrkompanie friedensmäßig etwas mehr als 50 % der Kriegsstärke aufzuweisen. Dabei waren fast alle Offizier-, Unteroffizier- und wichtigen Funktionsstellen friedensmäßig durch Soldaten voll besetzt. Das ergab etwa 62 Mann pro Kompanie bzw. Schwadron mit Rekrutierungs- und Ersatzbezirken in unmittelbarer Umgebung der Friedensstandorte.

Auf das Modell der Grenzsicherungsbrigaden der Landsverteidigung übertragen, könnten die nicht mit aktiven Soldaten besetzten K-Stellen ebenfalls bereits friedensmäßig durch Bundeswehrreservisten in fortlaufenden Achtwochenübungen ständig besetzt werden. Einerseits würden dadurch alle diejenigen Reservisten, die heute wegen des Fehlens von K-Stellen überhaupt nicht mobverplant werden können, zur Ableistung ihrer Wehrpflicht zu Mobübungen eingezogen und ihr militärisches Können dadurch aufgefrischt werden. Zum anderen wären diese Verbände ständig mit ausgebildeten Soldaten voll besetzt und ohne Zeitverlust ständig einsatzfähig.

Es wäre weiterhin zu überlegen, ob diesen Landesverteidigungsverbänden nicht zusätzlich Ausbildungsaufgaben übertragen werden könnten, um nach Art der Zwölfwochenübungen der Wehrmacht (die nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht des Jahres 1935 üblich waren), den Angehörigen der sogenannten „Weißen Jahrgänge" und den durch das Lossystem nicht Eingezogenen Gelegenheit zu geben, in Kurzwehrübungen ihrer Wehrpflicht zu genügen.

Wegen der Eigenständigkeit in ihrer Aufgabenstellung wäre es notwendig, — obwohl diese Lösung sicherlich nicht ganz befriedigt — die Verbände der Landesverteidigung im Frieden einem „Kommando der Landesverteidigung" (KLV), dem bisherigen KTV entsprechend, als selbständige Teilstreitkraft zu unterstellen. Wenn es gelingt, im Bundesverteidigungsministerium die Stelle eines Staatsministers zu schaffen, könnte diesem als ständige Aufgabe die Wahrnehmung der Belange der Landesverteidigung übertragen werden. Auch dafür gibt es beim österreichisch-ungarischen Landwehrbeispiel Parallelen. Während die gesamte K.u.K. Armee und Marine dem Reichskriegsminister unterstand war die österreichische k.k. Landwehr und die ihr entsprechende k. ungarische Honved dem jeweiligen Landesverteidigungsminister (es gab hier einen für Ungarn und einen für die übrigen habsburgischen Landesteile) unterstellt.

Diejenigen Berufssoldaten, die — infolge Überalterung oder weil sie aus anderen Teilstreitkräften hervorgegangen sind — für den Einsatz in den LV-Kampftruppen nicht verwendungsfähig sind, fänden bei einer dringend notwendigen Neuregelung des Wehrersatzwesens, das in den militärischen Verantwortungsbereich übergehen sollte, bis zu ihrer endgültigen Verabschiedung eine sinnvolle Verwendung. Zweifellos würden sie mehr militärisches Fachwissen und soldatisches Einfühlungsvermögen mitbringen als die relativ wehrfremden Zivilbeamten und Angestellten des bisherigen Wehrersatzwesens. Die Wehrbezirkskommandos alter Art und die regelmäßigen Wehrversammlungen früherer Zeiten hatten sich in organisatorischer aber auch in wehrpolitischer Hinsicht so gut bewährt, daß ihr Wiedererstehen in Erwägung gezogen werden sollte. Wehrpsychologische Gesichtspunkte würden auch dafür sprechen, dem Reservisten die Waffe mit nach Hause zu geben, wie es in der Schweiz üblich ist. Hier ist jeder vollwertige Bürger mit einer beneidenswerten Selbstverständlichkeit auch Soldat und damit der berufene Verteidiger seines Vaterlandes. Nicht zuletzt aus dieser Erkenntnis heraus, hält man in einigen Kantonen so beharrlich daran fest, daß der stimmberechtigte Staatsbürger zu Bürgerversammlungen und Abstimmungen mit seiner Seitenwaffe erscheinen muß.

Durch eine Intensivierung auf allen Gebieten der Landesverteidigung kann die Schlagkraft ihrer Verbände um ein vielfaches erhöht und somit ein größtmöglicher Abschreckungserfolg sichergestellt werden. Ziel aller dieser Maßnahmen ist es, die Kampf- und Stoßkraft des gesamten Feldheeres nach Kriegsbeginn so lange wie möglich geschlossen zu erhalten. Nur ein intaktes, schlagkräftiges Feldheer bietet auch die politische Garantie der Mitbestimmung in der NATO, vor allem im Bezug auf die Gesamtoperationen, was in Anbetracht der Förderung der Vorwärtsverteidigung außerordentlich wichtig erscheint. Durch dieses politische Gewicht eines einsatzfähigen Feldheeres wird sichergestellt, daß die strategische und taktische Kampfführung aller NATO-Verbündeten die Belange nicht nur der Bundesrepublik sondern auch die Lebensinteressen der Mitteldeutschen Bevölkerung — z. B. im Bezug auf den Einsatz von A-Waffen — entsprechend berücksichtigt.

Wer in der Zeit
immer nur das Alte sieht,
ist ein Pedant.
Wer in ihr nur Neues erblickt,
ist ein Dummkopf.
Das Alte unter
immer neuen Umständen
ist der ewige Gang der Welt.

Grillparzer

Karl-Heinz Spieß-Reitmeyer

Rotchina und das Erdöl

Die Bedeutung des Öls und seiner Produkte berührt auch uns Soldaten besonders bei allen logistischen Überlegungen. Nachfolgender Artikel zeigt die Stärken und Schwächen Rotchinas auf diesem Gebiet. Im Gegensatz zum Vorderen Orient mit seiner dünnen Bevölkerung spielt das Öl in China eine besondere Rolle für die Entwicklung der eigenen Wirtschaft. Es wird noch viele Jahre der Ruhe gebrauchen, um alle Schwierigkeiten zu überwinden. Doch sieht es nicht danach aus, daß diese Selbstdisziplin gewahrt bleibt. Red.

Zum Kriegführen gehören vor allem drei Dinge: Ein ausgebautes Verkehrsnetz, eine sichere Energieversorgungslage und eine schlagkräftige Armee.

Man kann mit gutem Recht behaupten, daß das chinesische Verkehrsnetz noch völlig unzureichend ist. Die unter dem kommunistischen Regime recht lebhaft vorangetriebene Verkehrsentwicklung berücksichtigt besonders den Eisenbahnbau. Sie folgt aber auch konsequent der wachsenden wirtschaftlichen Bedeutung Chinas, aber man kann heute noch nicht von einer Verkehrserschließung sprechen. Von diesem Ziel sind die Chinesen noch sehr weit entfernt.

Trotzdem, im Laufe der letzten zehn Jahre konnten viele Gebiete im Inneren und Westen Chinas nicht nur industriell, sondern auch ökonomisch voll ausgenutzt werden. Dazu gehört in erster Linie



das Becken von *Szech'uan*, das bis zu Beginn der kommunistischen Herrschaft praktisch nur über den Jangtse-kiang mit dem übrigen China in Verbindung stand. Dazu gehören auch die neu erschlossenen Rohstoffgebiete Westchinas.

Die Notwendigkeit, alle Teile des Landes zu kontrollieren, um vor allem die Entstehung von Widerstandszentren gegen die Zentralregierung und quasi souveräner Gebietseinheiten im Landesinnern zu verhindern, ließ neue Straßen und Schienenwege entstehen. Über das neue Verkehrsnetz sind Staat und Partei in der Volksrepublik China heute fast allgegenwärtig geworden. Schließlich wurden zahlreiche Verkehrsverbindungen nach strategischen Gesichtspunkten angelegt. Man kann darüber streiten, in welchem Maße schon damals, teils zu Stalins, teils zu Bulganins-Chruschtschows Zeiten, und als zwischen den beiden Giganten noch eitel Friede und Eintracht herrschte, nationale Gründe der Rotchinesen dafür ausschlaggebend gewesen sind.

Die Ausgangsbasis des Eisenbahnnetzes bilden die in der vorkommunistischen Ära und vorwiegend mit ausländischen Kapitalien erbauten Linien in Nordost- und Ostchina. Dieses Netz wäre in einem möglichen Konflikt China—Sowjetunion ein gewichtiger Faktor, denn die Hauptstoßrichtung der chinesischen Armee wäre in jedem Falle der sowjetische Pazifikhafen Wladiwostok. Die wichtigsten Versorgungslinien sind dann die über *Harbin* führende, zur Verkürzung der Transsibirischen Eisenbahn angelegte Strecke zwischen *Mandschuria* und *Suisenho*, die bei *Harbin* abzweigende Südmandschurische Eisenbahn über *Shenyang* und *Anschan* nach *Lütz* und die bei *Shenyang* beginnende Strecke, die bei dem alten Grenzort *Shanhaikuan* an der Chinesischen Mauer die Verbindung mit dem eigentlichen chinesischen Eisenbahnnetz herstellt.

Südlich der Chinesischen Mauer verlaufen die Hauptstrecken in nordsüdlicher Richtung. Die wichtigsten Verbindungen führen von Peking nach Kanton und von Nanking nach Shanghai. Diese Linien, und schließlich auch die zwischen Kumming und Nordvietnam gebaute Strecke wurden im vergangenen Krieg und beim Rückzug der nationalchinesischen Truppen beschädigt und zerstört. Die Wiederherstellung war daher das Hauptanliegen der Verkehrspolitik in den ersten Jahren der kommunistischen Herrschaft. Ferner wurden sehr bald die wichtigsten, von der Nationalregierung weitgehend vorbereiteten Projekte zu Ende geführt, so vor allem die Verbindung zwischen Tienskui und Lanchou. Durch die erste Brücke über den Jangtse-kiang, die im Jahre 1957 bei Wuhan fertig wurde, konnte schließlich eine durchgehende 2300 km lange Verbindung zwischen Peking und Kanton wiederhergestellt werden — in der „Hauptstoßrichtung" auf Vietnam.

Der neuralgische Punkt in der rotchinesischen Energieversorgung ist nicht, wie in Europa, der Steinkohlenbergbau, sondern die Erdölindustrie. An Erdölvorräten mangelt es dem „Reich der Mitte" zwar keineswegs. Wir werden aber noch sehen, welche Schwierigkeiten es sind, die die chinesische Erdölindustrie „heimsuchen".

Die Gesamtfläche des chinesischen Territoriums beträgt etwa zehn Millionen Quadratkilometer, und davon ist ein Viertel ölhöffig. Die Höffigkeitsgebiete sind größtenteils an Becken gebunden und liegen u. a. in der Dsungarei bei Tsaidam, im Tarimbecken, in der Shensi-Ordos sowie im „Roten Becken" von Szetschuan. Hinzu kommen noch die kleineren Becken von Turfan. *Kiutschuan* und *Kweitschou* sowie das große Höffigkeitsgebiet auf der Aufschüttungsebene des in der Mandschurei gelegenen *Sungari-Liao.*

Als man 1921 im Becken von Szetschuan nach Salz bohrte, floß dort erstmals Öl. Von 1953—58 entdeckte man mit Hilfe sowjetischer Prospektionsgruppen insgesamt 102 Öl- und Gaslagerstätten in 300—2000 m Tiefe. Allein das bei Tschungking gelegene Nantschungfeld soll etwa dreißigtausend Quadratkilometer groß sein und über 22 ölführende Strukturen besitzen. Über die jährliche Förderkapazität gibt es keine zuverlässigen Nachrichten, man schätzt aber für 1961 ca. drei Millionen Tonnen Erdöl. Die Qualität des Öles ist gut und wurde bis 1959 in Tschungking und Shanghei raffiniert. Seitdem wird es jedoch in der Raffinerie Nantschung verarbeitet, deren Jahresdurchsatz mit etwa 300 000 Tonnen angegeben wird.

Eine große wirtschaftliche Zukunft hat die Provinz Sinkiang. Bereits 1935 erkundeten sowjetische Geologen das Ölfeld *Wasu-Tuschantze* und setzten drei Jahre später aus 1500 Meter Tiefe die Förderung in Gang. Als 1943 dann die Raffinerie Tuschantze den Betrieb aufnahm, brachten hundert sowjetische Tankwagen täglich das Rohöl in die nahe Sowjetunion und transportierten als Rückfracht Benzin. Auch nach dem zweiten Weltkrieg trat Rußland hier wieder als Lehrmeister auf. 1950 entstand eine gemischte chinesisch-sowjetische Ölgesellschaft, deren sowjetische Anteile fünf Jahre später an China übergingen. Diese Gesellschaft erkundete auch 1951—56 das nordwestlich Urumtschi gelegene Ölfeld *Karamai.* 1958 standen dreißig ziemlich seichte Fördersonden in Betrieb und 1964 betrug die dortige Förderleistung etwa 450 000 t Erdöl. Das ca. 3 600 Quadratkilometer große Ölfeld enthält *sicher* etwa 100 Millionen Tonnen Öl.

In der chinesischen Presse spricht man von sehr günstigen Förderbedingungen, doch sind die äußeren Voraussetzungen recht ungünstig: Karamai liegt in einer fast vegetationslosen Wüste. Bis 1959 kampierten die Arbeiter, da das Gebiet unbewohnt war,

in Zelten und Erdlöchern und bauten ein Jahr später einen, für die Trinkwasserversorgung außerordentlich wichtigen, Trinkwasserkanal. Last not least sind die extremen Temperaturen während des heißen Sommers und des überaus kalten Winters äußerst hinderlich. Hinzu kommen noch die rund 20° C betragenden *täglichen* Temperaturschwankungen. Daher mußte man, um den Öltransport auch im Winter reibungslos durchführen zu können, die Rohrsysteme für Öl und Wasser, wie auch in *Yümen* und *Tsaidam*, mit kostspieligen Heizsystemen versehen.

Die Erschließung des Karamai-Feldes wird jedoch dadurch am meisten erschwert, daß die Entfernung zu den Verbrauchergebieten Tausende von Kilometern ausmacht; die Luftlinie nach Peking beträgt etwa dreitausend Kilometer. Nach fast zweijähriger Bauzeit wurde am 1. Januar 1960 die erste chinesische Erdölleitung mit 147 Kilometer Länge in Betrieb genommen. Die Transportkosten betrugen 1964 4 Yuan pro Tonne gegenüber 44 Yuan vorher, d. h. 90 % des Weltmarktpreises für eine Tonne Rohöl wurden bis Ende 1959 durch Transportkosten verschlungen.

Mittlerweile hat Tuchantze-Wusu Bahnanschluß erhalten, so daß der lange Zeit übliche, einhundert Kilometer lange Lastwagentransport entfällt. Aber die Bahnfahrt nach Shanghai dauert günstigenfalls eine Woche; weil die Strecke häufig durch Sandstürme und von Unterspülungen bei plötzlichen Regenstürzen bedroht wird. Auch eine Fördersteigerung ist unmöglich, denn die Eisenbahn könnte den stärkeren Öltransport nicht bewältigen.

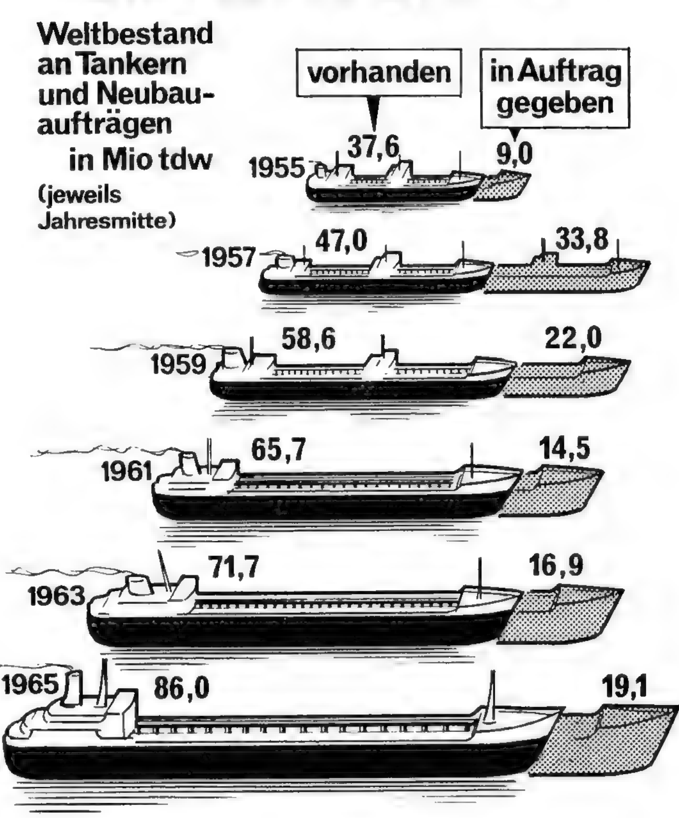
In der Provinz Kansu, ebenfalls an der Bahnlinie Urumtschi—Lantschou, liegt schließlich das Ölfeld Yümen. Das Öl fließt in 200 bis 500 Meter tief liegenden Sandschichten, und die Jahresförderung für 1961 beträgt über eine Million Tonnen. Dieses unwirtschaftliche Ölfeld mit einer Fläche von 7000 Quadratkilometern liegt in etwa zweitausend Meter Höhe. Es herrschen dort Wintertemperaturen bis zu — 40° C, die dann zeitweilig zur Arbeitseinstellung zwingen. Mit Hilfe rumänischer Teams hat man dort Aufschlußbohrungen bis zu 3000 m Tiefe niedergebracht, und allein 1957 wurden insgesamt 175 neue Bohrungen in Betrieb genommen.

Das Öl von Yümen-Kiutschuan muß 750—800 Kilometer per Bahn zur Raffinerie Lantschou transportiert werden. Die jährliche Durchsatzkapazität betrug 1965 etwa 3,5 Millionen Tonnen.

Südwestlich Yümen stößt man auf das in dreitausend Meter Höhe liegende Hochbecken von Tsaidam in der Provinz Tsinghai. Während des Baues der strategisch wichtigen und gegen Indien gerichteten Autostraße Lantschou—Golmo—Lhasa im Jahre 1954 entdeckte man bei *Mannai* insgesamt 120 ölhöffige Strukturen. 1957 arbeiteten dort, in vier Schürfgebieten und unter härtesten Bedingungen, insgesamt 23 000 Arbeiter. Im Sommer treten kurzzeitig taifunähnliche Stürme auf, im Winter Kältegrade bis unter — 40° C. Die jährliche Niederschlagsmenge erreicht maximal 100 Millimeter. Die Bahn wird gegenwärtig bis Lenghu—Mannai vorgetrieben, und man fährt das Öl augenblicklich nach Dulon mit dem Tankwagen. Ein solcher, etwa 500 Kilometer langer Transport ist aber aus klimatischen Gründen nicht nur zeitweise undurchführbar, sondern auch unrentabel.

In Chinas Ruhrgebiet hat Fushun den größten Kohlenreichtum. Bis 1930 wurde das Deckgebirge der Fuschun-Kohle auf Halde gekippt. Dann aber stellte man fest, daß dieses Deckgebirge, das etwa 150 m mächtig ist, aus hochwertigem Ölschiefer besteht. Nun wurde auch dieser Ölschiefer gemahlen, hydriert und zu Dieselund Heizöl weiterverarbeitet. Das ganze Gebiet nahm einen riesigen Aufschwung. Das Deckgebirge bildet in diesem Falle nicht etwa ein lästiges Abbauhindernis, sondern im Gegenteil ein Wertobjekt, dessen Gewinnung mit der Kohlengewinnung verbunden wird. Diese glücklichen geologischen Lagerungsverhältnisse erhöhen den Wert der Kohlenlagerstätte beträchtlich. Es sollen daher heute in Fushun Großraum-Schaufelradbagger in Betrieb sein, die mit denen des Mitteldeutschen und Rheinischen Braunkohlengebietes vergleichbar sind. Die Hydrierbetriebe sollen sich in nichts von den modernsten Europas unterscheiden. Die sicheren Vorräte dieser Lagerstätte sollen noch über 120 Mill. Tonnen Schiefer betragen.

Gleich groß sind die Vorkommen bei Pei An in der Mandschurei. 200 Millionen Tonnen Ölschiefervorräte entdeckte man bei Urumtschi. Der Bitumengehalt schwankt dort zwischen 6—20 %. Weitere Ölschiefervorkommen sollen sich schließlich noch in den südlichen Provinzen Hunan, Kweitschou, Yünnan sowie in den



Nordprovinzen Kirin (Mandschurei), Hopei und in der Inneren Mongolei befinden.

Diese Ölschieferlager würden eine zusätzliche Ölreserve von 5 bzw. 15 Milliarden Tonnen bedeuten. Die ganze Tragweite dieser Zahlen versteht man aber erst, wenn man sich vor Augen hält, daß die sicher abbauwürdigen Erdölvorräte 1960 nach westlichen Schätzungen 110 Mill. t betrugen!

Dagegen meldeten chinesische Stellen 1962 (engl. Ausgabe der „China Reconstructs"): „Die chinesische Erdölindustrie, der es gelungen ist, das Produktionsziel des zweiten Fünfjahresplanes bereits zwei Jahre früher zu erreichen, konnte im Jahre 1962 einen weiteren Zuwachs von 10,8 % verzeichnen. China wird daher bald in der Lage sein, alle von der chinesischen Wirtschaft benötigten Erdölprodukte selber herzustellen.

Diese Aussage ist eklatant, denn sie spielt auf „stille Reserven" an: Das Produktionsziel für 1962 wurde ursprünglich mit 5—6 Millionen Tonnen angesetzt. Westdeutsche Experten beziffern aber die chinesische Rohölproduktion für 1960 auf 5,4 Millionen Tonnen und für 1961 auf 6,2 Millionen. Ginge man hiervon aus, so müßte man ein Jahr später nahezu 7 Millionen Tonnen Rohöl hergestellt haben. Andererseits steht diese Zahl jedoch in keinem Verhältnis zur Landesgröße. Sie ist nur dadurch zu erklären, daß sich die industrielle Entwicklung Chinas noch im Anfangsstadium befindet, denn ein voll industrialisiertes 800-Millionen-Volk wird einen vielfachen Bedarf an Rohöl haben. Ein wesentlicher Grund mag wohl der Mangel an Führungs- und Fachkräften und ein anderer Grund der Mangel an geologischen Vorarbeiten, Transportmöglichkeiten, Entlegenheit der Gebiete und klimatische Ungunst der Erdölfelder sein. Wir kennen den Bienenfleiß und die Rücksichtslosigkeit der „blauen Ameisen" sehr gut, um nicht zu wissen, was sie leisten, wenn es um patriotische Belange geht. Mag man dagegen auch ins Feld führen, daß Rotchina 1961 und später in Hongkong und Singapur westliches Dieselöl und „kapitalistisches Benzin" kaufte, fest seht, daß die Unterstützung Nordvietnams eine reibungslose Treibstoffversorgung der Ho-Tshi-Min-Truppen erfordert.

Die chinesische Ölversorgung kann, wenn es einmal bei der „Verwirklichung revolutionärer Ziele" zu einer bewaffneten Auseinandersetzung mit der Sowjetunion kommt, infolge ihrer grenznahen, strategischen Lage empfindlich gestört werden. Wen wundern da noch die chinesischen Atomversuche?

Generalmajor a. D. E. Hampe

Die Airmobile-Division als Aktivmittel der operativen Führung?

I. Entstehung und Gliederung

Geburtsstunde der neuen Organisationsform

Es ist letztendlich die alte und bewährte Überlegung, wie sie auch für die Aufstellung und Verwendung der Panzertruppe galt, daß diejenige Partei, die schneller in ihren Bewegungen als die andere ist, sich damit eine größere Handlungsfreiheit sichert und dem Gegner das Gesetz des Handelns aufzwingt, die zur Bildung der Airmobile-Division (1. Cavalry-Division) geführt hat. Die Schnelligkeit des Handelns und die dafür erforderliche hohe Beweglichkeit der Truppe wurde gerade in den Guerillakämpfen in Ostasien auf eine besonders harte Probe gestellt, da die Schnelligkeit des Auftauchens und Verschwindens des Gegners nur kurze Fristen für ein wirksames Eingreifen bot. Hierfür war — insbesondere durch die schwierigen Gelände- und Straßenverhältnisse noch erschwert — der Kraftwagen nicht mehr ausreichend. Es mußte das schnellste Bewegungsmittel, das Fluggerät, in weitestem Umfange herangezogen werden. Fast wie zur rechten Zeit kam es, daß inzwischen die technische Entwicklung des Hubschraubers solche Fortschritte gemacht hatte, daß dieses Fluggerät nun zum Hauptträger der Luftbeweglichkeit der Bodentruppe gemacht werden konnte.

Als im Jahre 1965 die 1. Cavalry-Division aufgestellt wurde, war ihrer Aufstellung ein dreijähriges Versuchsprogramm vorausgegangen. Denn so einfach der Gedanke erschien, eine ganze Division durch entsprechende Zuteilung von Hubschraubern luftbeweglich zu machen, so standen einem solchen kühnen Gedanken doch erhebliche Bedenken gegenüber. Einmal waren die Kosten natürlich wesentlich höher als die einer normalen Division. Sodann mußte mit einem wesentlich höheren Nachschub gerechnet werden. Es wurde bald klar, daß das Problem nicht einfach dadurch zu lösen war, indem an die Stelle der Kraftfahrzeuge Hubschrauber traten. Es mußte vielmehr nach neuen Lösungen gesucht werden, die unabhängig von der bisherigen Norm speziell auf den Zweck der Luftbeweglichkeit zugeschnitten waren.

Im Vordergrund stand hierbei die Gewichtsfrage. Die gesamte Geräte-Ausrüstungs- und Waffen-Ausstattung mußte daraufhin untersucht und geprüft werden, inwieweit durch Neukonstruktion eine Gewichtsminderung herbeigeführt werden konnte, ohne daß deren Wirksamkeit darunter litt. Es ergaben sich dabei erhebliche Gewichtseinsparungen. Geräte, zu deren Fortbewegung z. B. bisher schwere Lastwagen benötigt wurden, konnten so konstruiert werden, daß sie nur einen leichten Lastwagen noch zur Beförderung brauchten. Auch im Gewicht der Waffen konnten Einsparungen erzielt werden. Die 105 mm Feldhaubitze bisheriger Art wurde von diesem Gewicht bei gleicher Rohrweite um 1 t heruntergesetzt, selbst das Schnellfeuergewehr M 16 erhielt eine Gewichtseinsparung gegenüber dem M 14. So wurde mit jedem Pfund gegeizt. Allein ein anderes leichteres Material für den Betriebsstoffkanister erbrachte im Ganzen eine fühlbare Erleichterung. Das Ergebnis: das Gesamtgewicht der 1. Cavalry-Division beträgt ein Drittel der normalen Road-Division! Dieses Ergebnis ist für eine schnelle Verlegung, insbesondere von einem Kriegsschauplatz zum anderen mittels Transportflugzeugen von großer Bedeutung.

Die erreichte Beweglichkeit auf dem Operationsgebiet gegenüber einer normalen Division kann auf gut die doppelte geschätzt werden. Damit verringern sich auch die Zeiten, die für Erledigung eines Gefechtsauftrages benötigt werden, erheblich. Die schnellere Durchführung bringt es aber mit sich, daß für den gleichen Zweck sich der Nachschub verkürzt. Verglichen mit einer normalen Division mit etwa 700 t Tagestonnage beträgt die Tagestonnage für die 1. Cavalry-Division 850 t, wobei die Erhöhung hauptsächlich zu Lasten des Betriebsstoffes geht. Gemessen aber an der kürzeren Zeit ist diese Erhöhung in Kauf zu nehmen.

Ein Vergleich der Airmobile-Division zur gegenwärtigen Road-Division an Mannschaften, Fluggeräten und Fahrzeugen sieht so aus:

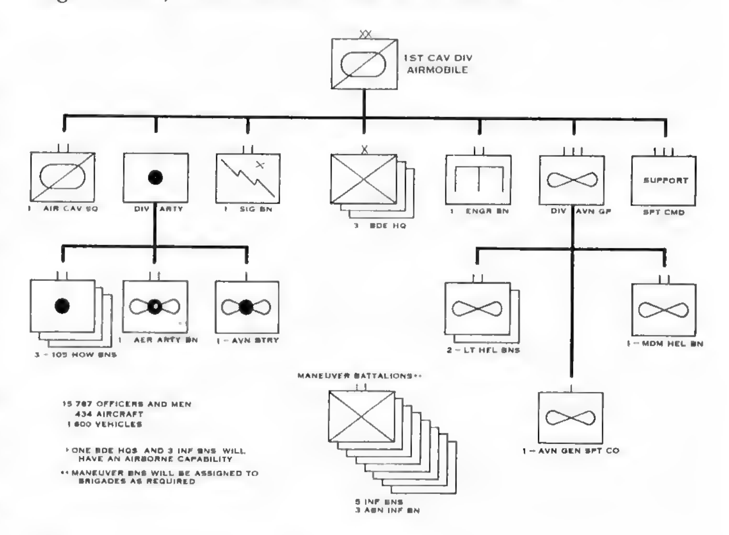
	Airmobil	Road
Mannschaften	15 787	15 900
Fluggerät	434	101
Fahrzeuge	1 600	3 200

Nun bleibt ein solcher Zahlenvergleich im Äußeren stecken, da für die Bewertung die Verwendungsmöglichkeit entscheidend ist. Diese liegt gegenüber einer bodengebundenen Truppe sowohl im operativen wie im taktischen Raum. Die schnelle Verlegungsmöglichkeit wurde bereits erwähnt. Dazu tritt die Möglichkeit, schnell an den Feind zu kommen und an ihm zu bleiben, Zwischenräume zwischen anderen Gefechtseinheiten auszufüllen, einen viel größeren Gefechtsabschnitt als für normale Einheiten zu übernehmen und zu überwachen, sowie an entscheidenden Abschnitten der Gefechtsführung überraschend und kampfkräftig aufzutreten.

Als nach den dreijährigen Testveranstaltungen, zu denen Bestände der 2. Inf.Division, die 11. Air Assault-Division und die 10. Air-Transport-Brigade herangezogen waren, die endgültige Aufstellung der 1. Cavalry-Division vollzogen wurde, konnte Verteidigungsminister Mc. Namara mit Recht sagen:

„Mit der Einführung dieser neuartigen Division betritt die Armee einen neuen Abschnitt in der Landkriegführung. Die weitgehende Verwendung des Hubschraubers wird die Bewegungsfreiheit bis zu einem noch nie dagewesenen Grad erhöhen.

Die Technik und Taktik dieser neuen Angriffsart werden in umstürzender Weise auf die Lösung taktischer Probleme einwirken. Die Benutzung des Fluggerätes zur Heranbringung der Kampftruppen zum Gefechtsfeld und ihr Zurückbringen, versprechen Möglichkeiten, wie sie keine Armee bisher kannte."



Wie sieht die 1. Cavalry-Division aus?

Da ist zunächst zu sagen, daß sie grundsätzlich keine feste Norm hat. Sie soll auch in ihrer Zusammensetzung beweglich bleiben. Nach ihren jeweiligen Aufgaben kann sie durch Zugabe weiterer Einheiten, insbesondere auch von Spezialkräften, verstärkt oder aber durch Absetzen nicht benötigter Einheiten vermindert werden. Diese Beweglichkeit in der formellen Gestaltung erstreckt sich auch auf die jeweilige Zusammensetzung für den einzelnen Kampfauftrag. Der Divisionskommandeur bestimmt die Zusammensetzung der einzelnen Brigaden, wofür er 3 Brigadestäbe in unmittelbarer

Unterstellung besitzt. Er gibt ihnen den jeweiligen Gefechtsauftrag und teilt die dazu benötigten Kräfte zu. In unmittelbarer Unterstellung befinden sich bei ihm außerdem der Führer der Divisions-Artillerie und der Führer der Divisions-Fliegergruppe, denen jeweils die artilleristischen bzw. fliegerischen Einheiten unterstellt sind. Ferner befinden sich in unmittelbarer Unterstellung die Luftaufklärungs-Schwadron, Fernmelde-Bataillon, Pionier-Bataillon und ein Versorgungsregiment.

Den artilleristischen Teil unter dem Artillerieführer der Division bilden drei Haubitzbataillone 105 mm, ein Luftartillerie-Bataillon (Luftraketen) und eine fliegende Batterie. Der fliegende Teil besteht aus zwei leichten (Angriffshubschraubern) und einem mittelschweren Hubschrauber-Bataillon (Transporthubschrauber) und einer allgemeinen fliegenden Unterstützungskompanie. Das infanteristische Gros, aus dem die infanteristischen Kräfte an die Brigaden abgestellt werden, bilden im allgemeinen acht Infanterie-Bataillone, von denen einige als Fallschirmeinheiten ausgebildet sind.

Die einzelnen Brigaden, die im allgemeinen für unabhängige Einsätze bestimmt sind, können zwar wahlweise zusammengesetzt werden, bestehen im Grunde aber aus drei Infanterie-Bataillonen, einer gepanzerten Aufklärungskompanie, einer Pionierkompanie, einem Heeresflieger-Bataillon, einem Haubitz-Bataillon und einer Luftraketen-Batterie. Außerdem wird eine Sanitätskompanie abgestellt, die mit einem Luft-Ambulanz-Zug ausgestattet ist. Versorgung und Instandsetzung regelt das Versorgungsregiment für die Brigaden.

Der Lufttransport wird durch die Hubschrauber-Bataillone sichergestellt. Ein Hubschrauber-Bataillon befördert im allgemeinen ein Infanterie-Bataillon. Ein Hubschrauber-Transportbataillon kann zusätzlich ein Infanterie-Bataillon und 2 Artillerie-Batterien befördern. Die Hubschrauber-Bataillone besitzen außerdem je eine Kompanie Waffenhubschrauber mit besonderer Bewaffnung. Da aber alle Hubschrauber-Einheiten mit Bordwaffen ausgestattet sind, können auch sie Feuerunterstützung geben.

Im Gefecht ist auf diese Weise eine zweidimensiale Kampf-Führung möglich, da einmal die gelandeten Truppen vom Boden aus und die fliegenden Einheiten, insbesondere auch die Luftraketen-Bataillone, von der Luft aus das Feuergefecht führen.

Noch einige für die Zusammensetzung aufschlußreiche Einzelheiten: Die Luftaufklärung auf der Divisionsebene wird von der Luftaufklärungsschwadron mittels Maschinen mit Seitenradar und infrarotem Gerät vollzogen. Diese Flugzeuge sind mit allen elektronischen und luftfotografischen Mitteln ausgestattet.

Das Bataillon als bodenständige Kampfeinheit besteht aus Stabskompanie, einer Kampfunterstützungskompanie und 3 Grenadier-(Jäger) Kompanien. Es besitzt nur 12 Jeeps, davon werden 6 für Panzerabwehrwaffen (rückstoßfreie Kanone oder Entac) verwendet, während die 6 anderen als Träger für die 120 mm Granatwerfer oder deren Munition verwendet werden. Die eben erwähnte Kampfunterstützungskompanie besitzt einen Gefechtsüberwachungszug mit Radar, einen Aufklärungszug und einen Granatwerferzug.

II. Die Verwendung

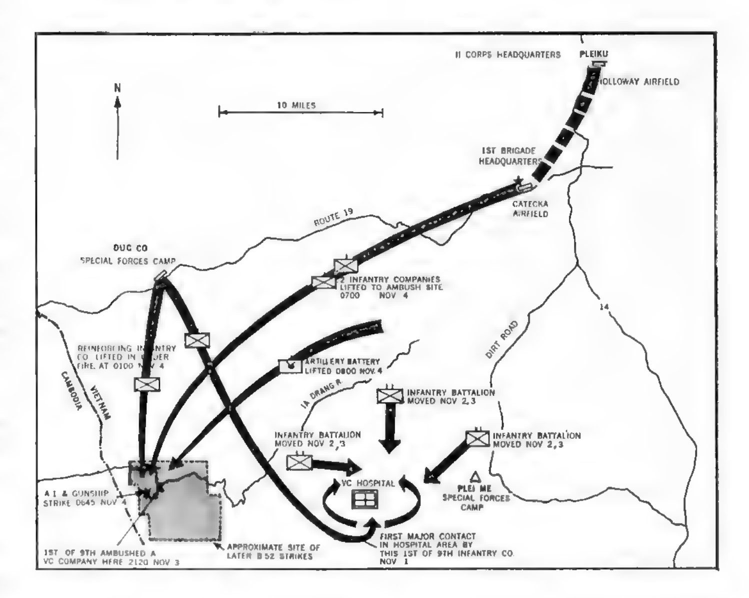
Ursprüngliche Verwendungskonzeption

Man geht kaum fehl, wenn man annimmt, daß die Vereinigten Staaten ursprünglich durch die neue Organisationsform ein Instrument in die Hand bekommen wollten, das sie gewissermaßen als eine Art Feuerwehr an den Unruheherden der Welt einsetzen konnten. Die schnelle Verlegungsmöglichkeit und die Unabhängigkeit von Gelände und Straßennetz prädestinierten geradezu diese neuartige Organisationsform für diese Art Aufgabe. Eine solche Spezialformation gab es bisher nicht. Das bisher dafür verwendete Marinekorps hatte zwar in solchen Fällen beachtliche Leistungen aufzuweisen, blieb aber bei länger sich ausdehnenden Kämpfen zu stark an die Küsten gebunden.

Für solche Art von Operationen wie den Dschungelkrieg, Wüstenoperationen, Kämpfen in der Arktis, Gebirgsoperationen und gegen bewaffnete Aufstände aller Art bieten diese fliegenden Divisionen beste Voraussetzungen.

Durch ihre Luftbeweglichkeit ist eine solche Division in der Lage, in oder neben einem erkannten Rebellengebiet zu landen und unmittelbar zum Gegenangriff anzutreten. Die dabei mögliche Führung aus der Luft ergibt eine schnelle Übersicht und bewirkt ein überraschendes Handeln. Die logistische Versorgung, die in unterentwickelten Ländern ein schwieriges Problem darstellt, läßt sich auf dem Luftwege unter Ausnutzung der verschiedenen Luftbewegungs-Verbindungen unschwer lösen. Die Hauptkraft kann daher dem offensiven Zweck zugewandt werden.

Diese Vorteile zeigten sich sogleich, als die neu aufgestellte 1. Cavalry-Division in Südvietnam eingesetzt werden konnte. Ihre Ankunft wurde von den schwer beanspruchten Bodentruppen begeistert in Spruchbändern begrüßt. Nun war ein Organ vorhanden, das die wenigen durch das unübersichtliche Gelände führenden und stets durch Überfälle gefährdeten Straßen unter wirksame Kontrolle nehmen konnte. Gleich einer der ersten bekanntgewordenen Einsätze zeigt die neuartige Verwendungsmöglichkeit der Division und die Vorteile ihrer Luftbeweglichkeit. Nachfolgende Zeichnung wie Erläuterung sind einem Sonderbericht der Zeitschrift „Aviation Week“ entnommen.



Erläuterung:

Die Skizze veranschaulicht die Beweglichkeit der 1. Cav.-Division während der ersten 4 Novembertage auf dem weglosen Zentralmassiv zwischen Plei Me und der Grenze von Kambodscha. Der Einfachheit halber sind nur zwei wesentliche Unternehmungen aufgezeichnet, obwohl eine ganze Reihe anderer Luftbewegungen in dieser Zeit ausgeführt wurden. Die drei Pfeile, die in der linken Ecke zusammenlaufen, bezeichnen jeder einen vollständigen Hubschrauber-Einsatz. Sie wurden zur Unterstützung einer Einheit der 1. Cav.-Division durchgeführt, die aus dem Hinterhalt von einer nordvietnamesischen Truppe angegriffen worden war.

Die Pfeile, die in Richtung des Viet Cong Hospitals zusammenlaufen (Bild Mitte unten) bezeichnen Luftunternehmungen bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Gegner im Rahmen der „Operation All the Way“, die noch bis 29. November andauerten. Die Bodentruppe wurde dabei von Bell-UH-1 Ds und die Artillerie von Vertol Ch-47 As befördert. Der auf das geheime Truppenlager der Nordvietnamesen gerichtete Luftangriff der Boeing B 52 wurde am 15. November unternommen.

In welcher Weise darauffolgend die systematische Durchkämmung des von Guerillas besetzten Gebietes durch eine solche Division vorgenommen wird, schildert ein Vortrag von Lt. William Bamber in folgender Weise:

„Es ist die Aufgabe der Division, den Gegner zu vernichten und die Kontrolle über das Gebiet herzustellen. Eigene Kräfte besitzen die Lufthoheit und die Versorgung bis zur Divisionsbasis geschieht durch die US-Luftwaffe. Der erste Schritt ist die Einnahme einer Divisionsbasis. Dies kann durch einen Angriff aus der Luft oder

durch Luft-Landekräfte geschehen, denen durch die Luft beförderte Pioniere und Gerät folgen, um einen Landeplatz zu errichten, der die Landung von US-Luftwaffen-Transportern, wie der C-130 HERCULES zuläßt.

Dann werden durch Luft-Angriffsoperationen Brigade-Basen eingenommen. Diese können bis zu 40 km von der Divisions-Basis entfernt sein. In einer Entfernung von ungefähr 40 km vor den Brigaden werden Bataillons-Basen errichtet. Jedes Bataillon wiederum nimmt etwa 25 km vor dem Bataillon zwei Kompaniegefechtsstände ein. Die einzelnen Züge errichten in einer Entfernung von ca. 15 km vor den Kompaniegefechtsständen Stützpunkte. Dies gibt der Division einen Aktionsradius von ungefähr 160 km Durchmesser. Innerhalb dieses Kreises ist keine Einheit mehr als 10 bis 30 Minuten Flugzeit oder 15 bis 60 Minuten Reaktionszeit von der nächsten Verstärkungseinheit oder der Brigade-Reserve entfernt.

Feindliche Kräfte innerhalb des Perimeters werden ausgemacht und vernichtet. Dann richtet die Division ihre Aufmerksamkeit nach außen und wir meinen, daß eine Beherrschung des Gebietes bis zu 40 km vor dem Perimeter sichergestellt werden kann. Überwachung und bewaffnete Aufklärung auf Kompanie- und Zugebene geschieht durch Hubschrauber, die mit leichten Waffen ausgerüstet sind. Auf Bataillons-Ebene werden schwerere Waffen verwendet. Durch gewaltsame Aufklärung und Stoßtruppunternehmen entsprechender Reserven werden feindliche Kräfte, die versuchen, in diesem Gebiet zu operieren, unablässig aufgespürt und aufgerieben. Außerdem führt das Divisions-Erkundungs- und Angriffsbataillon Erkundungen und bewaffnete Aufklärung in Entfernung bis zu 80 km außerhalb des Stützpunktperimeters durch.

Die hier aufgezeichnete Formation bindet nur ungefähr ein Viertel der Stärke an dem Perimeter. Daher sind die Reservekräfte vergleichsweise groß. Jede Brigade, die den Perimeter besetzt hält, würde wahrscheinlich eines der Angriffs-Hubschrauber-Bataillone zugeteilt bekommen. Die Luftaufklärungs-Schwadron wird wahrscheinlich die Bataillone in der Frontlinie unterstützen, während die Angriffs-Hubschrauberkompanien unter der Verfügungsgewalt der Brigaden bleiben, um Luft-Transport für das Reserve-Bataillon bereitzustellen."

Weitergehende Überlegungen über die Verwendung

Es ist klar, daß diese Art des Einsatzes der 1. Cavalry-Division für Guerillakämpfe hervorragend wirksam sein kann, aber in dieser Form für Kampfhandlungen großen Stiles nicht in Frage kommt. Damit ist die Frage gestellt, welche Vorteile diese Division für eine Verwendung auf regulären Kriegsschauplätzen tatsächlich bieten würde. Natürlich ist diese Frage auch in den Vereinigten Staaten gestellt worden. Eine Analyse ihrer Möglichkeiten und Grenzen wurde wie folgt aufgestellt:

Zunächst die Möglichkeiten:

1. Schnelle Beweglichkeit, um Überraschung und taktische Vorteile zu erringen.
2. Aufklärung und Sicherung durch Gefechtsfeld-Überwachung.
3. Überfall, Störungs- und Abriegelungsoperationen.
4. Operieren auf Luftverbindungswegen unabhängig von Bodenverbindungen.
5. Größere Beweglichkeit bei Angriffszielen und Angriffsrichtungen.
6. Der Bedrohungsfaktor solch' einer Division, auch wenn sie nicht eingesetzt ist, zwingt den Gegner, Kräfte gegen sie bereitzuhalten.
7. Operationen in schwierigem Gelände, ohne die üblichen Behinderungen durch Bodenhindernisse.

Grenzen:

1. Begrenzte Beweglichkeit mit Bodenfahrzeugen.
2. Begrenzter Schutz gegen Panzer, Artillerie und nukleare Waffen.
3. Erhöhte Empfindsamkeit gegenüber Wetter- und Sichtverhältnissen.
4. Begrenzte Fähigkeit in einem hochentwickelten Gebiet gegen einen gut gerüsteten Gegner zu operieren.
5. Begrenzte Fähigkeit zum Bodenkampf über einen längeren Zeitraum.
6. Erhöhte Anfälligkeit gegen feindliche Luftverteidigungsmaßnahmen.
7. Unbedingte Abhängigkeit von der Aufrechterhaltung der Luftverbindungslinien.
8. Verminderte Fähigkeit zur Bodenaufklärung und Sicherung.
9. Erfordernis größter Präzision bei der Einsatz-Zeit-Planung.
10. Die Kosten einer Luft-Angriffs-Division.

Auch eine praktische Anwendung auf einem regulären Kriegsschauplatz wurde durch eine Übertragung in ein normales Kriegsspiel vorgenommen. General Howze, der seinerzeit mit der Durchführung der Versuche für die Airmobile-Division beauftragt war, benutzte die Unterlagen der Operation „Swift Strike II" im Juli 1962 und verglich die Möglichkeiten der daran beteiligten Divisionen mit denen der Airmobile-Division.

„Er erklärte den Einsatz einer Luft-Angriffs-Division als eine wirksame Verzögerungsstreitmacht gegen eine Luftlande-Division und eine Panzergrenadier-Division, welcher 2 Panzer-Bataillone angeschlossen waren. Er analysierte eine Situation, in der er sich die Vernichtung dieser feindlichen Streitmacht durch 2 Luft-Angriffs-Divisionen vorstellt. Er tut dies, indem er die gegnerische Streitmacht, die auf beiden Seiten eines undurchquerbaren Flusses verteilt ist, überrascht und durch Anwendung überlegener Luft-Beweglichkeit die Teile dieser Streitmacht in Einzelaktionen besiegt. Zur gleichen Zeit werden die gegnerischen Boden-Verbindungswege, auf denen sie sich absetzen kann, durch gründliche Abriegelungsmaßnahmen zerstört."

Aus den Überlegungen und praktischen Versuchen ergab sich nun auch eine weitergehende Konzeption für die Verwendung der Airmobile-Division auf einem normalen Kriegsschauplatz. Lt. Col. Bamber stellt sie in seinem Vortrag folgendermaßen dar:

„Vormarsch zur Feindberührung. Der Luftangriffsverband ist sehr geeignet, einem größeren Verband auf dem Vormarsch zur Feindberührung Deckung zu geben. Er betreibt aus der Luft in breiter Front vor der Hauptmacht Aufklärung. Spähtrupps und andere Einheiten werden durch Hubschrauber gelandet, um Bodenaufklärung ausgewählter Gebiete durchzuführen oder um Gelände zu besetzen.

Gewaltsame Aufklärung. Ein Luft-Angriffsverband vollzieht eine gewaltsame Aufklärung durch einen Überraschungs-Angriff mit äußerster Feuerkraft und zieht sich unter niederhaltendem Feuer, sobald die gewünschte Reaktion erfolgt, sofort wieder zurück.

Einklammerungs- und Umgehungsbewegungen. Ein Luft-Angriffsverband kann Einkreisungs- und Umgehungsbewegungen durchführen. Bei Luftlande-Angriffen ist sein Hauptaugenmerk gegen lebenswichtige Ziele im Rücken des Gegners gerichtet. Ein Teil einer größeren Streitmacht, oder ein Element eines Luft-Angriffsverbandes macht einen Ablenkungsangriff am Boden, um den Gegner zu binden.

Auswertung einer Verfolgungsaktion. Eine Luft-Angriffstruppe kann eine Umfassung feindlicher Landstreitkräfte aus der Luft durchführen. Durch eine Vielzahl von Überraschungsangriffen werden abgeschnittene Feindkräfte vernichtet und der Rückzug feindlicher Einheiten unterbrochen. Angriffe, die in Verbindung mit Boden-Streitkräften durchgeführt werden, sind koordiniert, um feindliche Truppen zu zersprengen und in Einzelaktionen zu besiegen.

Überfälle. Eine Luftangriffs-Einheit hat die Möglichkeit, ausgedehnte Überfälle durchzuführen. Auf diese Weise kann sie empfindliche Beunruhigung und Zerstörung im Rücken des Gegners erreichen. Der Gegner wird zur Bereitstellung von Truppen gezwungen, um dieser Bedrohung zu entgehen.

Verteidigungsoperationen. Die Stärke einer Luft-Angriffs-Division liegt in ihren offensiven Fähigkeiten. Daher sollte sie auch in der Verteidigung hauptsächlich in der Gegenangriffsrolle betrachtet werden und nicht als Bodenverteidigung. Wenn notwendig, kann sie eine bewegliche Verteidigung durchführen auf Grund des Vorteils ihrer überlegenen Luftbeweglichkeit."

(Fortsetzung folgt)

Bergepanzer „Leopard"

In Kiel wurde am 9. 9. 1966 — ein Jahr nach dem Kampfpanzer — der erste rein deutsche Bergepanzer auf dem Fahrgestell des „Leopard" mit dem schon üblichen Zeremoniell von der Atlas-MaK Maschinenbau GmbH an den Bundesverteidigungsminister und weiter an den Vertreter des Inspekteurs des Heeres, Generalleutnant Hepp, übergeben. Damit beginnt eine Ablösung der bisherigen amerikanischen Bergepanzer.

Für die Entwicklung des deutschen Bergepanzers waren mehrere militärische Forderungen bestimmend. Der Kampfpanzer Leopard sollte durch einen Bergepanzer mit möglichst gleichem Fahrgestell ergänzt werden, um die Versorgung und Ausbildung zu vereinfachen und damit einen hohen Grad von Einsatzbereitschaft zu erreichen (reinrassige Ausstattung der Panzer-Bataillone). Weiterhin sollte die Leistungsfähigkeit des Bergepanzers hinsichtlich Marschgeschwindigkeit, Geländegängigkeit, ABC-Schutz und Dauerstandfestigkeit mit der Leistungsfähigkeit des Kampfpanzers abgestimmt werden. Außerdem sollten die Bergeeinrichtungen verbessert werden, um die Bergung und Instandsetzung von Kampfpanzern beschleunigen zu können.



Nach vorangegangener Entwicklungsarbeit durch die Firma Porsche sowie Prototyp-Fertigung durch die Firma Jung erhielt die Firma Atlas-MaK Maschinenbau GmbH den Auftrag über die Serienreifmachung und Serienfertigung des neuen Bergepanzers.

Das Werk MaK ist bereits seit 1959 in der Panzerentwicklung tätig und war am Bau von Prototypen- und Vorserienfahrzeugen des heutigen Kampfpanzers beteiligt. Die Atlas-MaK verfügt also über Erfahrungen in der Konstruktion und Fertigung von Panzerfahrzeugen.

Der neue Bergepanzer hat folgende Leistungen:

Bergen von Schadfahrzeugen — auch wesentlich höherer Gewichtsklassen als der Kampfpanzer Leopard — mit Zugwinde;

Bergen von Material bis zu max. 20 t Gewicht weit unter Flur, Austausch von schweren Baugruppen, wie Turm oder Triebwerkblock und einseitiges Anheben eines Kampfpanzers mit Hilfe der Hubwinde und des um 270 Grad schwenkbaren Kranauslegers;

Wegehilfe, Beseitigung von Sperren, Eingraben und Abstützen mit dem Räumschild;

Bergen von Schadfahrzeugen in Minenfeldern in Vor- und Rückwärtsfahrt, um in der Spur des Schadfahrzeuges zu bleiben;

Möglichkeit, ein komplettes Triebwerk auf der Heckplattform abzusetzen, auf das Gefechtsfeld zu bringen und dort in kürzester Zeit mit dem eines Schadpanzers zu wechseln;

Schnelligkeit, Beweglichkeit, Mehrstoffähigkeit des Motors, ABC-Schutz und Tauchfähigkeit entsprechen dem Kampfpanzer Leopard;

Mitführen von Werkzeug und Gerät zur Durchführung von Instandsetzungen der Erhaltungsstufe 2.

Gegenüber den bekannten Bergepanzern wurden sowohl das Fahrgestell als auch die Arbeitseinrichtungen verbessert. Die Arbeits- oder Bergeeinrichtungen bestehen aus Pumpenantrieb, Zugwinde, Hubwinde, Drehkran mit Schwenkwerk und Räumschild.

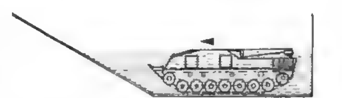
Die Bundeswehr erhält mit dem Bergepanzer-Standard den zur Zeit modernsten Fahrzeugtyp, der neben Bergungsarbeiten auch Räumarbeiten verrichten kann. Zudem besitzt der Bergepanzer die gleiche hohe Beweglichkeit des Kampfpanzers Leopard.

Die Durchführung der zu den Hauptaufgaben gehörenden Arbeiten, wie das Bergen, Räumen und Schürfen sowie das Arbeiten mit dem Kran, besonders bei Instandsetzungsarbeiten, erfolgt mit einer Hydraulikanlage. Mit Hilfe der Räumschaufel ist der Bergepanzer in der Lage, Deckungsgräben in kurzer Zeit auszuheben.

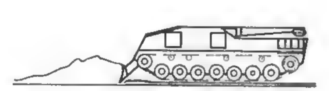
Die Hauptwinde hat eine maximale Zugkraft von 35 t im einfachen Seilzug; die Krananlage kann max. 20 t heben.

Gegenüber den bekannten Bergepanzern, die nur einen starren Auslegerhebebaum besitzen, wodurch ein Schwenken der angehängten Last nur durch das Drehen des Fahrzeuges möglich ist, verfügt der Bergepanzer über einen um 270 Grad drehbaren Kranausleger, der zwischen der horizontalen und fast vertikalen Stellung bewegt werden kann.

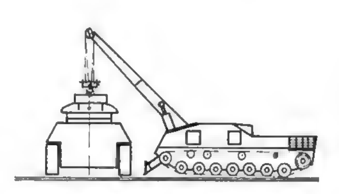
Die hydraulisch betätigte Räumschaufel dient außerdem als Stütze beim Anheben großer Lasten mit dem Kranausleger, zur Verankerung beim Arbeiten mit der Zugwinde und als Arbeitsgerät zum Räumen, Planieren oder Schürfen. Die Ausstattung des Bergepanzers mit Sondergeräten und Sonderwerkzeugen, wie z. B. mit einer elektrischen Schweiß- und Schneidanlage, einem elektrischen Drehschlagschrauber und einer Kettenmotorsäge, erhöht seine Verwen-



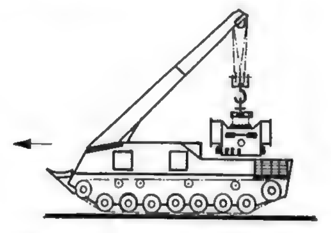
Tiefwaten des Bergepanzers bei Wassertiefe 2,10 m



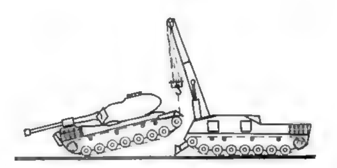
Räumen im Gelände. Graben eines Deckungsloches



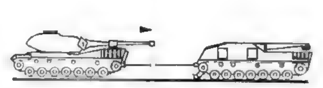
Anheben des Turmes vom Kpz. Leopard mit der Krananlage des Bergepanzers



Absetzen des Triebwerkes auf dem Heck des Bergepanzers



Einseitiges Anheben eines Kpz. Leopard (G = 20 t) mit der Krananlage des Bergepanzers



Bergen eines Schadpanzers mit der Zugwinde des Bergepanzers

dungsbreite über seine eigentliche Hauptaufgabe als Bergefahrzeug hinaus und gestattet eine Verwendung auch als Instandsetzungshilfe im Friedensstandort und im Einsatz auf dem Gefechtsfeld.

Seine Beweglichkeit beruht auf ausgewogenen Leistungs-, Gewichts- und Größenverhältnissen. Sie drückt sich aus in guter Geländegängigkeit, vor allem in der Überwindung von Gräben, Steilhängen, Gewässern und in großer Schnelligkeit auf Straßen und im Gelände. Seine Breite von 3,25 m erlaubt einen freizügigen Transport auf allen europäischen Eisenbahnen auch bei Gegenverkehr. Der Fahrbereich beträgt auf der Straße mit einer Tankfüllung rd. 850 km.



Bergepanzer „Leopard" mit der Krananlage.

Der Bergepanzer Standard ist ohne Zusatzgerät tiefwatfähig und kann mit Zusatzgerät tauchen. Er besitzt infrarote Nachtsichtgeräte. Die ABC- und Schutzbelüftungsanlage ermöglicht den Einsatz auch in atomar verseuchten Gebieten.

Der Motor ist mit dem Schalt- und Lenkgetriebe sowie der Kühlanlage in einem Triebwerkblock vereinigt, der sich in kurzer Zeit auch auf dem Gefechtsfeld leicht ein- und ausbauen läßt. Der 10-Zylinder-Motor hat eine Leistung von 830 PS bei 2200 U/min. Das Getriebe ist ein kombiniertes Schalt- und Lenkgetriebe, das ermüdungsfreies Fahren, Kursstabilität, sicheres Lenken und leichte Wartung sicherstellt.

Das Laufwerk ist so konstruiert, daß es die zu stellenden Forderungen nach Beweglichkeit einerseits und Dauerstandfestigkeit andererseits nach dem derzeitigen Stand der Technik auf optimale Weise löst und dem Panzer eine hohe Geschwindigkeit im Gelände ermöglicht.

Als Gleiskette wird eine griffige Stahlguß-Verbinderkette mit straßenschonenden Gummipolstern verwendet.

Eine **Nebelwurfanlage** ermöglicht den Abschuß von Nebelmitteln.

Das deutsche Funkgerät entspricht dem neuesten Stand der Entwicklung.

Die Bewaffnung besteht aus einem schwenkbaren Bug-MG und einem Fla-MG auf der Kommandantenkuppel.

Deutsche Heeresfliegertruppe

Die Ausrüstung der deutschen Heeresflieger mit modernstem Gerät wurde in diesem Jahre eingeleitet. Im Mittelpunkt steht dabei der leichte Transporthubschrauber BELL-UH 1 D, der Versorgungseinsätze im vordersten Frontbereich fliegen soll. Außerdem ist dieser schnelle Hubschrauber für den Transport einer geschlossenen Grenadiergruppe, den Verwundetentransport und die Verwendung als Waffenplattform (MG's, leichte Raketen oder 20-mm-Kanone) geeignet. Er kann mit seiner Raketenbewaffnung auch einzelne durchgebrochene Panzer wirksam bekämpfen.

Den Heeresflieger-Kommandeuren, die in jedem der drei deutschen Korps tätig sind, unterstehen je ein Heeresflieger-Bataillon, drei Heeresflieger-Instandsetzungsstaffeln, mehrere Ausbildungs- und Instandsetzungs-Ausbildungskompanien. In den Staffeln jedes Korpsbataillons sind folgende Fluggeräte zusammengefaßt:

DO 27-Kurzstarter und Verbindungsflugzeuge
Alouette-II als leichte Hubschrauber
Sikorsky-H 34/Vertol H-21 als mittlere Transporthubschrauber

Zu den Divisionstruppen jeder Division gehört ebenfalls ein Heeresflieger-Bataillon, das drei Staffeln umfaßt:

1. Stabs- und Verbindungsstaffel
2. Beobachtungs- und Verbindungsstaffel
3. Transportstaffel

In den beiden ersten Staffeln wird die Alouette-II geflogen. Die dritte Staffel soll den leichten Transporthubschrauber BELL-UH-1 D erhalten.

Heeresflieger mit zivilen „Wetterfröschen"

Bei den Heeresfliegerbataillonen sind geophysikalische Beobachtungsgruppen aufgestellt worden. Ihnen obliegt im Korpsbereich die Beratung der fliegenden Einheit und das Messen und Beobachten des Wetters in einem für einen Fallschirmabsprung vorgesehenen Raum. Im Divisionsbereich haben diese Gruppen zusätzlich die Aufgabe, die Truppenführung über die Wetterlage zu unterrichten und ihre Messungen und Beobachtungen des Wetters an rückwärtige Geophysiker höherer Stäbe zu melden.

Jedes Bataillon verfügt über neun zivile „Wetterfrösche", einen Geophysiker des höheren Dienstes, mehrere geophysikalische Berater des gehobenen Dienstes und Gehilfen. Im Verteidigungsfall erhalten die Beamten den Status eines Soldaten.

Ein Fünftonner-Lastkraftwagen dient als bewegliche Wetterstation. Er ist mit einer Zwischenwand in Fernmelde- und Beratungsteil aufgeteilt. In der Fernmeldekabine laufen auf zwei Funkfernschreibkanälen die Wettermeldungen aus Europa und auf einem Wetterkartenbildkanal die Wetterkarten ein. Sie werden im hinteren Teil des Lastkraftwagens durch den Geophysiker und seine Berater beobachtet und ausgewertet.

Ein Beobachter mißt Temperaturen, Feuchtigkeit, Luftdruck, Wind, Sicht, Wolkenhöhe, Niederschlag und vieles mehr, wertet diese und die im Fernmeldeteil empfangenen Meßergebnisse aus und stellt beides in Wetterkarten — wie man sie allabendlich auf dem Fernsehschirm sieht — und Diagrammen dar. Auf dieser Grundlage erfolgt die geophysikalische, vor allem aber die Flugberatung.

Bei den Divisionen befördert ein weiteres Fahrzeug einen 100-Watt-Funkfernschreibtrupp. Er übermittelt einerseits eigene Erkenntnisse an den Korpsgeophysiker und verbreitet andererseits meteorologische Unterlagen im Rahmen der Division. Weitere geländegängige Fahrzeuge transportieren Stromerzeuger-Aggregate und Rüstsätze.

10 Jahre Bundeswehr (IV)

Die Entwicklung der Panzerjägertruppe

Rückblick

Die Entwicklung der Panzerjägertruppe in der Bundeswehr wurde entscheidend bestimmt durch die Waffen, die zur Ausstattung der neuaufzustellenden Panzerjäger-Verbände ausgewählt wurden und durch die anfängliche Überbewertung von Panzerabwehr-Lenkraketen, die nach damaliger Auffassung den Tod jeder Panzertruppe bedeuten sollten.

Ausgehend von den Erfahrungen aus den Abwehrkämpfen des II. Weltkrieges war man zwar bestrebt, eine gepanzerte und schnell bewegliche Panzerabwehr aufzubauen, aber da in den westlichen Armeen Jagdpanzer, wie sie sich z. B. unter der Bezeichnung „Jagdpanzer IV, V, VI" und nicht zuletzt dem „Hetzer" in der Wehrmacht mit großem Erfolg bewährt hatten, nicht eingeführt waren, kam es zu einer Lösung, die sich zum Nachteil für den Bestand der Panzerjägertruppe ausgewirkt hat. Nach Überprüfung der auf dem westlichen Markt angebotenen Waffen wurden US-Kampfpanzer für ihre Ausstattung ausgewählt.



Kanonenjagdpanzer in Stellung.

Zur gleichen Zeit wurde daher eine Militärisiche Forderung erstellt an einen Kanonenjagdpanzer. Diese MF war jedoch eingeengt, weil verlangt wurde, sie auf das Gruppenfahrzeug der damals geplanten Schützenpanzerfamilie mit einer Gewichtsbegrenzung von 15 t einzufügen. Damit begann eine Entwicklung, die Ende 1958 mit der Fertigstellung des ersten und einzigsten Prototyps eines Kanonenjagdpanzers auf dem Fahrgestell des Schützenpanzers HS-30 eingestellt wurde. Die Leistungen der Kanone waren hinsichtlich Reichweite und Treffsicherheit völlig unbefriedigend und die Platzverhältnisse im Kampfraum unzureichend. Hinzu kam die Tatsache, daß die von einer französischen Firma entwickelte Kanone eine 90 mm Munition vorsah, die noch nicht fertig entwickelt und innerhalb der NATO nicht eingeführt war. Das waren die Gründe, die schließlich zur Ablehnung des ersten Prototyps führten und gleichzeitig den Anlaß gaben, die Entwicklung nunmehr auf den Typ des inzwischen konzipierten Schützenpanzers neu (18 t) und auf die Verwendung der in die NATO eingeführten US-Munition 90 mm auszurichten. So begann erst im Jahre 1959 die Entwicklung eines Kanonenjagdpanzers, der den Einsatz und Kampfgrundsätzen der Panzerjäger entsprach.

Organisation und Ausrüstung

Was die **Organisation** anbetraf, so knüfte man auch hier an die Erfahrungen aus dem II. Weltkriege an und sah für **jede Division ein PzJgBtl.** vor. Zusammen mit dem PzJgLehrBtl. brachte es die PzJgTruppe bis zum Jahre 1958 auf 8 Btl. Sie waren in eine St/VersKp. und drei PzJgKp. gegliedert. Nach StAN war eine Ausstattung mit 70 Kanonenjagdpanzern vorgesehen. Ihre tatsächliche Ausrüstung bestand jedoch aus US-Kampfpanzern M 41 und M 47. Den Zulauf der Kanonenjagdpanzer haben diese Bataillone nicht mehr erlebt. Mit der Auswertung der Lehr- und Versuchsübung 1958 bahnte sich nämlich eine einschneidende Veränderung auf dem Gebiete der Panzerabwehr an. Es wurden Folgerungen gezogen, die zur **Auflösung der bisher selbständigen Waffengattung Panzerjäger** führten. Ihre Auflösung und ihr gleichzeitiges Aufgehen in die Waffengattung Infanterie wurde damit begründet, daß die **Abwehr feindlicher Panzer eine Hauptaufgabe der Infanterie** sei. Außerdem ergab sich mit der Einführung von Brigaden als Großverbände ein erhöhter Bedarf an Panzerbataillonen. Um diesen Bedarf in kürzester Zeit abzudecken, erfolgte im Februar 1959 eine Umgliederung, die sich für die PzJgTruppe durch Umbenennungen der bestehenden PzJgBtl. in PzBtl. vollzog.

So wurden aus:

PzJgBtl. 1	PzBtl. 34,
PzJgBtl. 2	PzBtl. 63,
PzJgBtl. 3	PzBtl. 184,
PzJgBtl. 4	PzBtl. 244,
PzJgBtl. 5	PzBtl. 194,
GebPzJgBtl. 8	PzBtl. 243,
LL-PzJgBtl. 9	PzBtl. 273.

Diese Maßnahme wurde vor allem durch die Tatsache begünstigt, daß die PzJgBtl. mit Kampfpanzern und nicht mit Waffen ausgerüstet waren, die den Kampf- und Einsatzgrundsätzen der Panzerjäger entsprachen. Auch das **PzJgLehrBtl.** wurde aufgelöst und zur Bildung des PzBtl. 183 sowie der künftigen **PzJgLehrKp. 20 und 70** herangezogen. Außerdem wurde — gewissermaßen als Erinnerungsposten — ein StabPzJgLehrBtl. mit 6 Soldaten am Leben erhalten. Von den anderen PzJgBtl. wurden Personalstämme abgezweigt, die die Grundlage für die Aufstellung von selbständigen PzJgKp. auf Brigade-Ebene bildeten. Von den geplanten 24 Kompanien wurden 19 aufgestellt. Diese **Panzerjägerkompanien** waren nach StAN wie folgt gegliedert und ausgestattet:

— KpFüGrp.	3 KanJPz. dargestellt durch 3 KpfPz. M 41
— 1. PzJgKanZug	5 KanJPz. dargestellt durch 5 KpfPz. M 47
— 2. PzJgKanZug	5 KanJPz. dargestellt durch 5 KpfPz. M 47
— 3. PzJgRakZug	5 RakJPz. dargestellt durch 5 KpfPz. M 41
— VersGrp.	

Mit dem Zulauf der **Raketenjagdpanzer HS 30/SS 11** Ende 1961/Anfang 1962 erfolgte eine Umrüstung der Panzerjägerkompanien. Nur 17 PzJgKp. konnten jedoch mit je einem Zug RakJPz. HS 30/SS 11 ausgestattet werden, weil aus der Serie des Schützenpanzers HS 30 nur 95 Fahrzeuge für den Bau von Raketenjagdpanzern vorgesehen waren. Die KpfPz. M 41 wurden herausgelöst und die Kompanien entsprechend der Ausstattung der Panzerbataillone der Brigaden mit den gleichen KpfPzTypen M 47 oder M 48 ausgerüstet. Diese Maßnahme bedeutete eine wesentliche Erhöhung der Kampfkraft, Einheitlichkeit in der Ausbildung und Verbesserung der logistischen Belange. Die freiwerdenden KpfPz. M 41 flossen den GrenBtl. zu, die damit ihren PzJgKanZug in der schweren Kp., der mit wenigen Ausnahmen bis dahin nur auf dem Papier stand, personell und materiell aufstellen konnten. Inzwischen wird auch hier der M 41 durch den Kanonenjagdpanzer abgelöst.



Abschuß der PzAbwehrLenkrakete SS 11 vom Raketenjagdpanzer.

An weitreichenden PzAbwWaffen finden wir somit heute in der Waffengattung Infanterie:

1. Den **Kanonenjagdpanzer** (Reichweite 1 800 m)
— im Panzerjäger-Kanonenzug der PzJgKp. (Kan./Rak.) der PzGren- und GebJgBrigade und in der schweren Kp. der PzGrenBtl. (SPz), - (mot), - (MTW) und GebJgBtl.
2. Den **Raketenjagdpanzer SS 11** (Reichweite 800 - 3 300 m)
— im Panzerjäger-Raketenzug der PzJgKp. (Kan./Rak.) der PzGren- und GebJgBrigade.
3. Die **leichte Panzerabwehr-Lenkrakete 810** (Reichweite 500 - 1 600 m)
— im Panzerabwehr-Raketenzug der PzGren- und GebJgBtl. und der PzAbwKp. der FschJgBrigaden.
4. Das **Panzerabwehr-Leichtgeschütz 106 mm** (Reichweite 800 - 1 000 m)
— im Panzerabwehr-Leichtgeschützzug der PzAbwKp. und der StabsKp. des FschJgBtl. der FschJgBrigade, dem Heimatschutz-Btl. der TV sowie
— als Zusatzbewaffnung auf dem Spz HS 30 jeder 4. Gruppe der Schützenkompanie im PzGrenBtl. (SPz).

Ausbildung

Die **PzJgSchule,** die im Jahre 1956 in Bremen entstanden war, blieb von den Ereignissen nicht verschont. Zunächst wurde sie im April 1958 zusammen mit dem PzJgLehrBtl. nach Munster-Lager verlegt. Im Feburar 1959 wurde die Schule in **PzAbwSchule** umbenannt.

Mit der Umbenennung der Schule verlagerte sich deren Aufgabenkreis. Wenn bisher ihre Hauptaufgabe darin bestand, die Ausbildung der eigenen Waffengattung zu betreiben, so wurde nunmehr die Ausbildung auf dem Gebiete der **Panzerabwehr aller Truppen,** insbesondere der Panzernahbekämpfung mit den Panzerabwehr-Handwaffen eine noch größere Bedeutung beigemessen als das bislang der Fall war.

Die **Kampfführung der Panzerjäger,** die auf vorausschauender Planung, sorgfältiger Erkundung und kritischer Lagebeurteilung aufbaut und durch überraschendes Anfallen des Gegners aus den Flanken, Auflaufenlassen auf Riegelstellungen, wie überhaupt durch einfallsreiche, wechselvolle und listige Kampfweise gekennzeichnet ist, konnte mit dem schwerfälligen Gerät, mit dem die Panzerjäger zunächst ausgerüstet waren, nicht zur Geltung kommen. Erst mit der Einführung des Kanonen- und Raketenjagdpanzers zeichnet sich nunmehr auch auf diesem Gebiet eine vorteilhafte Wandlung ab.

Die **technische Inspektion,** über die die Panzerjägerschule anfangs verfügte, wurde in die Panzertruppenschule eingegliedert. Dieser Maßnahme lagen Gedanken zur Rationalisierung zu Grunde, die allerdings nicht unwidersprochen blieben und deren Zweckmäßigkeit bis zur Stunde eigentlich auch nicht bestätigt ist. Im Gegenteil, das Fehlen dieser technischen Inspektion stellt sich immer mehr als ein Nachteil heraus. Denn mit dem Zulauf der Kanonenjagdpanzer und Raketenjagdpanzer zur Truppe wird die Forderung auf die Wiedereingliederung einer technischen Inspektion in diese Schule, die seit dem Jahre 1963 die Bezeichnung **Kampftruppenschule III** trägt, sogar zwingend notwendig.

An der Weiterentwicklung von PzAbwLenkraketen und der Erarbeitung der Führungs- und Einsatzgrundsätze dieser neuartigen Waffe war die Schule ebenso beteiligt wie an der Erprobung des Kanonen- und Raketenjagdpanzers, und der PzAbw-Handwaffen.

Als **Lehreinheiten** standen bislang der **StabPzJgLehrBtl.** (6 Soldaten/ 2 Zivilangestellte) und die selbständigen **PzJgLehrKp. 20 und 70** zur Verfügung. Seit Mitte 1966 befindet sich als dritte Lehreinheit die selbständige **LL-Panzerabwehrlehrkompanie 270** in der Aufstellung. Damit besitzt dann die Schule endlich alle die Lehrelemente, die der Ausstattung der Truppe mit den verschiedensten Panzerabwehrwaffen entsprechen.

Stand der Waffenentwicklung

Mit dem Jahre 1966 begann die Auslieferung der Serie des neuen deutschen **Kanonenjagdpanzers.** Sein Gefechtsgewicht beträgt rund 25 t. Er ist mit einer Kanone ausgestattet, deren Treffwahrscheinlichkeit auf 1 500 m so hoch ist, das mit dem ersten Schuß ein Treffer erzielt werden kann. Die Durchschlagsleistung und die Vernichtungswahrscheinlichkeit sind so groß, daß jeder bekannte Panzer außer Gefecht gesetzt werden kann.

Die Kampfreichweite des Kanonenjagdpanzers und seine Wirkung im Ziel werden noch übertroffen durch die **PzAbwLenkraketen SS 11 und 810,** die in den Jahren 1960 und 1961 in die Bundeswehr eingeführt wurden. Nach Überwindung erheblicher Anfangsschwierigkeiten haben die PzAbwLenkraketen eine ihrem derzeitigen Einsatzwert entsprechenden Platz in der Familie der PzAbwWaffen eingenommen. Sie bilden überall dort, wo sie ihrem technischen Stand und ihrer Eigenart entsprechend eingesetzt werden, eine wertvolle Ergänzung der weitreichenden PzAbwRohrwaffen.



Abschuß der PzAbwehrLenkrakete 810 vom Raketenträger.

Wenn Generalmajor a. D. Munzel in seinem Buch „Die deutschen gepanzerten Truppen bis 1945" *) auf Seite 80 als Schlußbetrachtung über die Panzerabwehr im II. Weltkrieg u. a. schreibt: „Erst durch eine Vergrößerung der Kaliber und die entscheidende Verbesserung der Munition holte die Panzerabwehr auf. Das Geschoß blieb seitdem an sich der Panzerung überlegen. Trotzdem konnte es dem Panzer selbst nicht den Todesstoß geben, da die Treffwahrscheinlichkeit der besten Munition, der HL, auf weite Entfernungen über 800 m stark nachließ und ihre Wirkung hinter der Panzerplatte

*) Erschienen im Maximilian-Verlag, Herford.



Leichtgeschütz auf dem Schützenpanzer.

gering war", dann kann demgegenüber heute ein bedeutender Fortschritt zu Gunsten der weitreichenden Panzerabwehr-Waffen festgestellt werden. Treffwahrscheinlichkeit und Durchschlagsleistung wurden durch Verbesserung der HL-Munition ganz erheblich gesteigert und die Reichweite beträgt heute, unter Einbeziehung der PzAbwLenkraketen, über 3 000 m.

Damit ist von der Reichweite der Waffen und von ihrer Wirkung her die Voraussetzung für eine erfolgreiche Panzerabwehr geschaffen.

Ausblick

Was am Ende der ersten 10 Jahre seit Bestehen der Bundeswehr noch nicht befriedigt, ist die Zahl der Einheiten und Verbände, die mit weitreichenden PzAbwWaffen ausgestattet sind.

Die reichliche Ausstattung des Heeres mit **PzAbwHandwaffen** sollte über diese Notwendigkeit nicht hinwegtäuschen. Solange es nämlich der Technik nicht gelungen ist, eine echte Einmann-PzAbw-Handwaffe zu schaffen, die größte Treffsicherheit aufweist und ausreichende Wirkung gegen jeden Feindpanzertyp von Null bis 1 000 m Entfernung besitzt, solange kann auf eine weitere Vermehrung von weitreichenden PzAbwWaffen, die einen größeren personellen Aufwand erfordern, nicht verzichtet werden.

Der gefährlichste Feind des Infanteristen ist nun einmal das feindliche Panzerfahrzeug und nicht der feindliche Infanterist. Mit der Begründung, eine der Hauptaufgaben der Infanterie ist die Abwehr feindlicher Panzer, wurde die anfangs selbständige Waffengattung Panzerjäger aufgelöst und in die Waffengattung Infanterie überführt. Um dieser entscheidenden Hauptaufgabe jedoch gerecht zu werden, reicht das Vorhandensein von selbständigen PzJgKp der verschiedenen Brigadetypen und der PzJg- bzw. PzAbwZüge der verschiedenen Bataillonstypen innerhalb der Waffengattung Infanterie nicht aus. Diesem Mangel kann ebensowenig mit einem Wiedererstehen der Waffengattung Panzerjäger wie mit dem Hinweis auf die bestehenden Panzerbataillone abgeholfen werden, denn letztere haben nun einmal andere Schwerpunktaufgaben und sollten daher nicht im Einsatz zur Panzerabwehr vorzeitig „verkleckert" werden. Einzig und allein mit der Einsicht, daß die überwältigende Zahl von Feindpanzern, die ein möglicher Gegner am ersten Tage einer kriegerischen Auseinandersetzung in Marsch zu setzen vermag, nur durch eine vom ersten Tage an vorhandene und überlegene Panzerabwehr zerschlagen werden kann, muß hier zu einer klaren Entscheidung führen.

Die Folgerung aus dieser Einsicht muß daher sein:

- Jedem Infanterie-Btl., ganz gleich ob SPz.-, Mot.-, GebJg.-, FschJg.- oder HSchBtl., seine Panzerjäger- oder seine Panzerabwehrkompanie.
- Jeder Brigade und jeder Division ihr Panzerjäger- oder Panzerabwehr-Btl.

Dabei bilden

- Kanonen- und Raketenjagdpanzer den Kern der Bewaffnung der Panzerjägerkompanien und -bataillone,
- Leichtgeschütze/Pak und leichte Panzerabwehrlenkraketen den Kern der Bewaffnung der Panzerabwehrkompanien und -bataillone.

Diese Folgerung ist zugleich die Forderung auf Verstärkung der Panzerabwehr, die im zweiten Jahrzehnt des Bestehens der Bundeswehr ihre Erfüllung finden muß. Daran können auch die z. Z. in der Entwicklung befindlichen PzAbwRohr- und Raketenwaffen der zweiten Generation nichts Grundlegendes ändern. Sie können höchstenfalls zu einer gewissen Erleichterung im personellen Bereich beitragen.

Oberstleutnant Müller

Panzerabwehrkanone mit Hilfsantrieb

Eine neue konventionelle Lösung, die reichlich spät kommt, wird jetzt in Einheiten der Panzerjäger erprobt werden. Die gute alte Pak, die, wenn sie rechtzeitig an richtiger Stelle stand, der Panzerwaffe das Leben oft sehr schwer machte, feiert in Miniaufmachung wieder Auferstehung. Und zwar kann jetzt ein 90 mm Geschütz nur mit Hilfe eines kleinen eigenen Antriebs durch einen Motor mit Hydraulikaggregaten, der am Ende der Lafette angebaut ist, gezogen werden. Die bedeutenden Vorteile einer solchen Pak sind:

- Möglichkeit eines raschen Stellungswechsels durch den Selbstantrieb
- schnellere Feuerbereitschaft
- niedrigere Feuerhöhe (1,40 m)
- gleiche Munition wie bei den Panzern 47 und 48
- rasche Mitnahme des Geschützes durch Anhängen an einen 5 t Lkw, damit zugleich Schutz von Kolonnen gegen überraschende Panzerangriffe. Der Motor ist ein Porscheerzeugnis und zieht das Geschütz mit 20 km/Std. Das Geschütz selbst wiegt etwa 5 t, ist also auch luftverlastbar und kann mit einer Nebelwurfanlage ausgerüstet werden.

Ein nachahmenswertes Beispiel

Aus der Schweizer Militärzeitschrift.

Die Landesverteidigungskommission hat beschlossen, im Jahre 1967 in die Themen, welche im Sinne von Heer und Haus in Schulen und Kursen behandelt werden sollen, auch die zivile Landesverteidigung mit dem Zivilschutz aufzunehmen. In drei erfolgreichen und gut vorbereiteten Kursen wurden bereits rund 250 Referenten mit Vorträgen berufener Fachleute, mit Ausstellungen, Filmen und einer umfassenden Dokumentation auf ihre Arbeit vorbereitet.

Es dürfte in diesem Zusammenhang von besonderem Interesse sein, zu wissen, wie man in Schweden über die Zusammenarbeit von Armee und Zivilschutz denkt und welche Rolle dem zivilen Bevölkerungsschutz in der totalen Landesverteidigung zugedacht ist. In einem umfangreichen Bericht hat der Oberbefehlshaber der schwedischen Armee, General Torsten Rapp, die künftige Entwicklung der Landesverteidigung aufgezeigt und dabei auch die Rolle des Zivilschutzes behandelt. Er gibt darin Richtlinien für den Einsatz der schwedischen Kriegsmacht mit dem Schwerpunkt auf der Verhütung einer Invasion zu Lande, zur See und aus der Luft.

Kommandoübergabe bei der Kampftruppenschule I

Auf dem großen Antreteplatz vor dem Ehrenmal der Infanterie fand am 30. 9. 1966 durch den General der Kampftruppen die Kommandoübergabe der Kampftruppenschule I statt. Im Mittelpunkt dieses feierlichen Appells stand die Verabschiedung des bisherigen, nunmehr in den Ruhestand getretenen, Brigadegeneral Anton Lorch.



Kommandoübergabe — Brigadegeneral Lorch meldet dem General der Kampftruppen Generalmajor Jordan.

In seiner Schlußansprache zog dieser Bilanz über seine 2jährige Tätigkeit an der Infanterieschule, dankte allen Soldaten und zivilen Angehörigen der Schule und sagte u. a.:

„Meine Kameraden! Lassen Sie mich in dieser Stunde, in der ich zum letzten Male als Kommandeur, aber auch als der aktive Soldat, zu einer angetretenen Formation spreche, etwas über unsere Waffengattung sagen. Voller Stolz wurde bis zum Jahre 1945 die Infanterie die Königin aller Waffen genannt. Dieser Stolz war begründet in den Leistungen der Infanterie über ein paar Jahrhunderte hinweg. Dürfen wir im Zeitalter des Atoms und der Technik noch genauso stolz sein, wie wir Älteren dies immer waren? Hat die Infanterie ihre Bedeutung nicht verloren?

Die Antwort kann nur lauten: Wir dürfen stolz sein, und die Infanterie hat weiterhin ihre große Bedeutung.

Gerade hier an der Infanterieschule, wo wir den Kampf im unwegsamen Gelände, im Wald, in Flüssen, in Ortschaften usw. üben und lehren, erleben wir täglich, daß trotz aller Technik der zu Fuß kämpfende Infanterist dasselbe zu leisten hat, wie der Infanterist früherer Zeiten.



Unser Bild zeigt von links nach rechts:
Den neuen Schul-Kommandeur Brigadegeneral v. Schultzendorff, Generalmajor Jordan, den bisherigen Kommandeur Brigadegeneral Lorch.

Wir kämpfen noch mit den Füßen auf der Erde. Wir müssen Wind und Wetter, Hitze und Kälte, Trockenheit und Nässe, Hunger und Durst ertragen und dabei kämpfen. Wir müssen, auch wenn wir übermüdet oder überanstrengt sind, weiter kämpfen, Führer und Unterführer müssen — durch die Strapazen mitgenommen — die Kraft haben, die Truppe vorwärts zu reißen.

Wo wird Solches oder Vergleichbares sonst noch von Soldaten gefordert? Wir nützen die Hilfsmittel der Technik. Wo immer es geht, fahren wir an den Feind, um möglichst schnell zum Ziel zu kommen und ausgeruht zum Kämpfen zu sein. Wir nützen Waffen und Geräte, um dem Feind zuvorzukommen. Aber wir sind auch jederzeit bereit, den Feind auf nahe und nächste Entfernung zu überwinden, weil wir wissen, daß dies unsere eigentliche Aufgabe ist. In diesen Situationen hilft uns die Technik nicht mehr viel; dann heißt es für Jeden, sich selbst zu bewähren, dann gelten die alten Soldatentugenden: Tapferkeit, Mut, Unerschrockenheit, Zähigkeit, Ausdauer, Kameradschaft, Anspruchslosigkeit und Naturverbundenheit und Selbständigkeit. Und wenn wir schon im Frieden den Besitz dieser Eigenschaften beweisen, dann darf uns niemand verwehren, stolze Infanteristen zu sein.

Ich scheide aus der Armee aus und habe keine Möglichkeit mehr, als aktiver Soldat diese Einstellung zu vertreten. Sie aber bleiben, und ich fordere Sie auf: Tun Sie alles, um ein echter Infanterist zu sein!

Diesen Appell mußte ich noch einmal als Ihr Kommandeur an Sie richten. Es wäre für mich ein schönes Abschiedsgeschenk, wenn meine Gedanken in Ihren Herzen angekommen wären."

Nach diesen Worten gab er das Kommando an Generalmajor Jordan ab. Der General der Kampftruppen verabschiedete den scheidenden Schulkommandeur mit ehrenden Worten, wobei er besonders dessen bescheidene Art und vornehme Zurückhaltung, seinen unbestechlichen Blick für das Wesentliche und seine unermüdliche Försorge für jeden einzelnen hervorhob. Anschließend übergab er das Kommando der Kampftruppenschule I an den neuen Kommandeur, Brigadegeneral v. Schultzendorff und beglückwünschte diesen zu der schönen und verantwortungsvollen Aufgabe. Ei

Kampftruppenschule II

Canadian Army Trophy 1966

Als im Jahre 1963 die Kanadische Armee einen Schießpreis in Form einer knapp einen halben Meter großen metallenen Nachbildung eines Centurion-Panzers stiftete, lag es nahe, ihn als einen der vielen militärischen Wettkampfpreise anzusehen, die irgendwann einmal gestiftet, erkämpft und bald vergessen werden.

Daß das bei der „Canadian Army Trophy for NATO Tank Gunnery" — wie die volle Bezeichnung für die Trophäe lautet — nicht so war und wurde, hat seine Gründe. Sie liegen in einem wirklich durchdachten und grundgescheiten Reglement. Ihm liegt der Gedanke zu Grunde, durch einen jährlichen Schießwettbewerb der Panzertruppen der NATO innerhalb der Landstreitkräfte Mitteleuropa einen Vergleich der Leistungen der teilnehmenden Armeen im Panzerschießen zu ermöglichen und dabei gleichzeitig den allgemeinen Standard des Panzerschießwesens in der NATO zu fixieren.

Ohne auf Einzelheiten des umfangreichen und zum Teil komplizierten Reglements einzugehen, sollen hier nur einige für die Erreichung des angestrebten Zieles wesentliche Punkte und tragende Gedanken angeführt werden.



Die drittplazierte Mannschaft kam von der 2./PzBtl 324 in Schwanewede (hier mit KpChef Hauptmann von Strotha, Zugführer Oberleutnant Hofmann und Kompaniehund Atlas).

Die Canadian Army Trophy ist ein Wanderpreis, um den jährlich einmal im Spätsommer ein Wettkampfschießen zwischen Panzerbesatzungen innerhalb der NATO ausgetragen wird. Der Sieger behält für ein Jahr den Wanderpreis und für immer eine verkleinerte Nachbildung; die Soldaten der erstplazierten und zweitplazierten Mannschaft erhalten Erinnerungsplaketten. Für die Durchführung des Wettbewerbes, die Überarbeitung des Reglements, die Entscheidung von Protesten und die Bekanntgabe der Ergebnisse ist ein Kontroll-Komitee zuständig, welches aus Vertretern der teilnehmenden Nationen zusammengesetzt ist. Dieses Komitee ist streng zu unterscheiden von einer Gruppe von Schiedsrichtern, von denen jede teilnehmende Armee je einen stellt, bei wechselndem Vorsitz.

Interessant ist der Modus der Mannschafts-Meldung zum Wettbewerb. Zwei Monate vor dem Wettbewerb meldet die Armee, die teilnehmen will, ein Panzerbataillon oder Panzeregiment, welches die Wettbewerbsmannschaft stellen soll. Der Oberschiedsrichter bestimmt dann aus irgendeiner Kampfkompanie dieses Verbandes aufgrund der Stammrolle drei Panzer-Besatzungen (eine Besatzung mit einem Offizier als Kommandant gilt automatisch als gewählt) und eine Reserve-Besatzung; zwei weitere Besatzungen benennt der Kompaniechef. Jede Armee wird damit also durch fünf Panzerbesatzungen (= ein Panzer-Zug) mit einem Offizier (= Zugführer) und einer Reservebesatzung vertreten. An den fünf Tagen des eigentlichen Wettkampfschießens steht nun von jeder Armee ein Panzer zum Schießen auf der Platte. Dem Wettkampfschießen geht eine Woche freies, unkontrolliertes Übungsschießen voraus (bei dem die einzelnen Mannschaften sich aus naheliegenden Gründen sehr genau gegenseitig beobachten!). Beim Wettkampfschießen selbst sind die am Tage schießenden Besatzungen streng isoliert. Sie müssen mit dem Haupt-Kampfpanzer ihrer Armee schießen, andere Panzerfahrzeuge sind nicht zugelassen. Geschossen werden von jeder Besatzung 7 Übungen von der Platte, und zwar:

Übung 1	HE-Übung auf eine stehende Pak unter 1 200 m (3 Schuß HE)
Übung 2	AP-Übung auf ein querfahrendes bewegliches Ziel auf 1 300 m (3 Schuß AP plus 1 Schuß HE zum Einschießen, falls gewünscht)
Übung 3	HE-Übung auf eine stehende Pak über 1 200 m und unter 1 600 m (3 Schuß HE)
Übung 4	AP-Übung auf einen Panzer in Schrägfahrt zwischen 750 und 850 m (3 Schuß AP)
Übung 5	AP-Übung auf einen querfahrenden Panzer (beweglich) auf 900 m (3 Schuß AP)
Übung 6	AP-Übung gegen PzFrontscheibe (stehend) über 1 000 m und unter 1 700 m (3 Schuß AP plus 1 Schuß HE zum Einschießen, falls gewünscht)
Übung 7	HE-Übung gegen eine stehende Lkw-Scheibe über 2 000 m und unter 3 000 m (5 Schuß HE)

Die stehenden Ziele sind Klappscheiben mit elektrischer Zielfeuerdarstellung; die beweglichen Ziele haben keine zusätzliche Darstellung.

Beim Schießen wird gewertet: wieviel Treffer wurden erzielt, mit welchem Schuß wurden Treffer erzielt, in welchem Zeitraum wurden die Treffer erzielt?

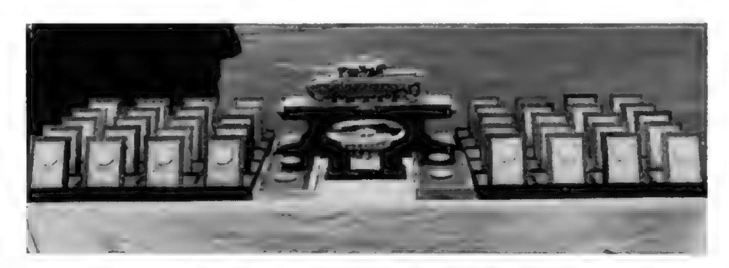
Das wären die Grundzüge des Wettkampfschießens um die Canadian Army Trophy — soweit sie für das Verständnis dieses Schießwettbewerbs unerläßlich erscheinen. (Wer das Reglement in seinen Einzelheiten kennenlernen möchte, fordere es bei Kampftruppenschule II — Presseoffizier —, 3042 Munster, Panzertruppenschule, an!)

Die Trophy wurde 1963 von Belgien (mit M 47), 1964 von Belgien und Deutschland (mit M 47 und M 48 A 2) und 1965 von England (mit Centurion) gewonnen. Im Jahre 1966 wurde die Bundeswehr mit der Ausrichtung des Wettkampfschießens beauftragt, die Panzertruppen der USA und Frankreichs waren in diesem Jahre nicht vertreten. Mit der Durchführung des Schießens auf der Schießbahn 5 A des Truppenübungsplatzes Bergen-Hohne wurde die Panzertruppenschule Munster beauftragt.

Nach einer Woche Übungsschießen auf anderen Schießbahnen traten am 5. September 1966 folgende Mannschaften zum Wettkampfschießen an:

für Belgien:	die 4. Lanziers aus Soest (mit M 47),
für Deutschland:	das Panzerbataillon 324 aus Schwanewede (mit M 48 A 2),
für England:	die 13./18. Hussars aus Paderborn (mit Centurion),
für Holland:	das 101. Tank-Bataillon aus Amersfoort (mit Centurion),
für Kanada:	die Lord Stratheona's Horse Royal Canadians aus Iserlohn (mit Centurion)

Als Favoriten galten nach den Beobachtungen beim freien Übungsschießen in der Vorwoche vor allem die Engländer und die Kanadier. Drei Schuß — drei Treffer in 15 Sekunden waren hier beobachtet



Auf einem Tisch vor der Tribüne waren die Preise aufgebaut: In der Mitte die Canadian Army Trophy, von der man viel spricht, die aber nur wenige gesehen haben; davor die verkleinerte Nachbildung, rechts und links die Erinnerungsplaketten für die erstplazierte und zweitplazierte Mannschaft.

worden! Das Wettkampfschießen bestätigte die Beobachtungen beim Übungsschießen: die Engländer gingen gleich in Führung und behielten sie bis zum vierten Tage. Dieser Tag war ein schlechter Tag für den schießenden Panzer der Engländer und damit für seine ganze Mannschaft: er schoß schlecht und verlor die Führung an die Belgier.

Mit folgendem Punkte-Stand der Mannschaften begann der fünfte und entscheidende Tag des Schießens:

1. Belgien	21 170 Punkte
2. England	20 570 Punkte
3. Kanada	19 510 Punkte
4. Deutschland	19 040 Punkte
5. Holland	6 600 Punkte

Diese Punktzahlen bedeuteten, daß die Mannschaften auf Platz 1 bis 4 reale Chancen auf einen Sieg hatten. Nun, den ganzen Freitag über knallten die Panzerkanonen, es gab Versager und damit Verzögerungen und dann 1½ Stunden lang die große Ausrechnung der Schiedsrichter — während der die Reserve-Mannschaften schossen, außer Konkurrenz zwar, aber mit sehr guten Ergebnissen!

Dann kam das Ergebnis der Canadian Army Trophy Competition 1966:

1. England	27 070 Punkte
2. Belgien	26 310 Punkte
3. Deutschland	23 920 Punkte
4. Kanada	23 810 Punkte
5. Holland	10 820 Punkte

Das Schießen der Reserve-Mannschaften gewannen die Belgier.

In Vertretung und im Auftrage des Oberbefehlshabers der Landstreitkräfte Mitteleuropa, des Generals Graf von Kielmannsegg, nahm der englische Major-General Walker die Siegerehrung vor. Wenn er auch selbst Infanterist sei, sagte General Walker, so beobachte er doch seit langer Zeit die Entwicklung der Panzertruppen aller Armeen mit großem Interesse. Niemand wisse die Panzer mehr zu schätzen und habe größere Achtung vor ihnen als gerade der Infanterist — ob als Freund oder Feind. Die Trophy sei eine gute Idee Kanadas gewesen, ihr Zweck — das Niveau des Panzerschießens zu heben — habe für die gesamte NATO eine ständig wachsende Bedeutung. Der Bundeswehr dankte er für die mustergültige Organisation und den reibungslosen Ablauf des Schießens. Dann erklangen die Nationalhymnen und stiegen an den Masten die Flaggen in der Reihenfolge der Plazierung. Ein schönes Bild von NATO-Waffenbrüderschaft! Nach den Klängen des Marsches „Alte Kameraden" (er scheint längst allgemein-verbindlicher NATO-Marsch geworden zu sein!) rückten alle Mannschaften ab. Die Canadian Army Trophy 1966 war beendet!

Zu den Ergebnissen ist sehr schwer etwas zu sagen. Aber sicherlich geht man mit der Feststellung nicht fehl, daß Panzertruppen mit ausschließlich Berufs- und Zeitsoldaten den anderen viel an Erfahrung, Können und Routine voraus haben. Die Bundeswehr kann als Wehrpflichtigen-Armee jedenfalls mit dem 3. Platz der Panzersoldaten des Hauptmann von Strotha von der 2./PzBtl. 324 in Schwanewede unter ihrem Zugführer Oberleutnant Hofmann sehr zufrieden sein. „Atlas", Schäferhund und Kompaniehund der 2./324 — er trug als echter Panzer-Hund während des Schießens selbstverständlich auch Watte in den Ohren! — begrüßte seine Soldaten nach Beendigung des Schießens jedenfalls so, wie es Drittplazierten in einem so schweren Panzerschießen zukommt. Erb

Oberstleutnant Herbert Lehmann

Internationaler Hubschrauber-Sternflug 1966 und 7. Hubschrauber-Forum

Im Auftrag des Inspekteurs des Heeres veranstaltete das Truppenamt (Inspektion der Kampftruppen, Grp HFlg/LL) in der Zeit vom 10.—14. September 1966 den „Hubschrauber-Sternflug 1966". Organisation und Durchführung dieses Wettbewerbs lagen bei der Heeresfliegerwaffenschule Achum bei Bückeburg.

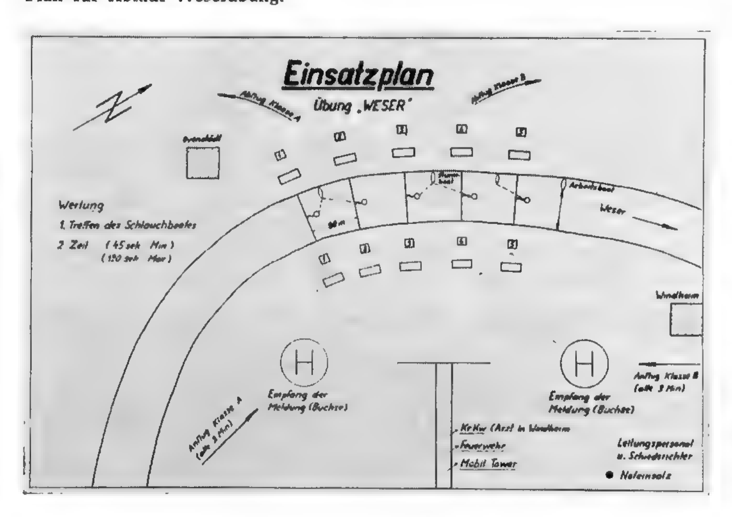
Der Sternflug war als Pflichtwettbewerb der Heeresflieger ausgeschrieben in 3 Klassen: Klasse A — Hubschrauber bis zu 7 Sitzplätzen einschl. Besatzung, Klasse B — Hubschrauber mit mehr als 7 Sitzplätzen einschl. Besatzung, Klasse C — Instrumentenflugtaugliche und -zugelassene Hubschrauber. NATO-Verbündete, französische Heeresflieger, Bundesgrenzschutz, Polizei, Bundesluftwaffe und Bundesmarine wurden zur Teilnahme als Gäste aufgefordert.

Die Aufgaben stellten harte Anforderungen an das militärische und fliegerische Können der Besatzungen und den technischen Zustand der Fluggeräte. Streckenflüge mit Start möglichst in einem anderen Land als dem Stationierungsland, einer möglichst großen Zahl vor Zwischenlandungen auf Militärflugplätzen oder in Kasernenanlagen und auf 30 Sekunden zeitgenaue Landung in vorgeschriebenen Klassensammelpunkten wurden gefolgt von Pistolenschießen, Kleinorientierungs- und Erkundungsaufgaben, Biwakieren und dem Durchfliegen einer Prüfstrecke. An der Weser mußte eine Schlauchbootversorgung durchgeführt werden, anschließend war zentimetergenau vor einer Zielwand zu landen und ein gefüllter Wassereimer mußte in vorgeschriebener Zeit durch eine Slalomstrecke geflogen werden. Kein Wunder, daß die Anspannung dieser Tage einer gelösten, stolzen Freude der 81 teilnehmenden Besatzungen und der Organisatoren Platz machte, als am 14. 9. der Sternflug mit einem Kameradschaftsabend auf dem Heeresflugplatz Achum beendet wurde. Heeresflieger, britische, niederländische, französische Besatzungen, Kameraden des Bundesgrenzschutzes und der Luftwaffe als Teilnehmer des Sternfluges sowie Gäste des Hubschrauberforums füllten die mit erstaunlicher Improvisations- und Dekorationskunst festlich hergerichtete große Flugzeughalle. Das Heeresmusikkorps 6, Hamburg, unter Leitung von Major Herzberg führte unter dem Thema „Vom Feldsignal zum Großen Zapfenstreich" ein historisches Konzert auf. Es erhielt seinen besonderen Akzent durch von Hptm Knoren mit Soldaten des SanBtl 902 in historischen Uniformen gestellte lebende Bilder und hinterließ bei allen Anwesenden einen tiefen Eindruck.



Schlauchbootversorgungsübung (Vertol H 21).

Plan für Ablauf Weserübung.





Verleihung des Wanderpreises des Inspekteurs des Heeres an Mannschaftsführer HFlgStff Fritzlar durch Amtschef TrA.

Bei der anschließenden Siegerehrung durch den Amtschef Truppenamt, GenMaj Maeder, konnte dieser in der Klasse A die Mannschaft des Bundesgrenzschutzes mit der Gold-Plakette auszeichnen, die Silber-Plakette und den Wanderpreis des Inspekteurs des Heeres erhielt die Mannschaft der Heeresfliegerstaffel in Fritzlar. In der Klasse B gingen Gold-Plakette und Wanderpreis des Inspekteurs des Heeres an die Mannschaft des Heeresfliegerbataillons aus Niedermendig, in Klasse C errang beide Preise eine Besatzung des Heeresfliegerbataillons aus Rheine. Vertreter der Hubschrauberindustrie verliehen außerdem Sonderpreise an die jeweils besten Besatzungen einzelner Hubschraubermuster. Mit den beim Sternflug gezeigten Leistungen wurde der hohe Ausbildungsstand unserer Hubschrauberbesatzungen überzeugend dargelegt.

Der 15. und 16. 9. sah das 7. Hubschrauberforum bei der Heeresflieger-Waffenschule. Das Forum, das den Meinungsaustausch zwischen Industrie und Truppe dient, stand unter dem Thema „Der Hubschrauber und seine Ausrüstung".

Hier wurde an verschiedenen Beispielen nachdrücklich die Forderung der Heeresflieger nach unkompliziertem, robusten und wartungsarmen Fluggerät vertreten. Vortragende des BMVtdg und der Industrie machten auf der anderen Seite die Anstrengungen und bisher erzielten Erfolge der Konstrukteure auf verschiedenen Gebieten der Hubschrauberausrüstung und -verwendung deutlich. Bei der Besichtigung der statischen Schau erweckten die teilweise von der Heeresflieger-Waffenschule selbst entwickelten Rettungsgeräte besonderes Interesse. Das Forum wurde beendet mit der Vorführung von Rettungsgeräten bei der Bergung eines Verletzten durch einen Hubschrauber der Luftrettungsstaffel der Luftwaffe.

Leutnant d. R. Klaus Wallner

Militärische Kenntnisse im Wettkampf erprobt

In der Wahner Heide floß viel Schweiß

Am Samstag, 24. 9. 1966, hatten sich die Reservisten der Bundeswehr im Kampfanzug und mit Sturmgepäck zu einem militärischen Wettkampf in der Wahner Heide eingefunden. Dieser Wettkampf fand als Höhepunkt der Weiterbildungsarbeit von einem Jahr statt. Auf einem 12 km-Marsch, der in Wettkampfform ablief, wurden militärische Kenntnisse gefordert, die nur von Reservisten, die sich ständig auf dem laufenden halten, gemeistert werden konnten. Es traten mehrere Gruppen zu diesem Wettkampf an, denn es handelte sich um einen Mannschaftskampf, bei dem schon der Ausfall eines Mannes wertvolle Punkte kosten konnte. Außerdem wußten die Reservisten, daß sich die Siegergruppe für die weitere Wettkampfteilnahme auf Wehrbereichsebene qualifizieren konnte. Diese Veranstaltung wurde organisiert vom Verteidigungsbezirkskommando 31, Köln, in Verbindung mit dem Wachbataillon Siegburg und dem Reservistenverband, dessen Vertreter, Lt.d.R. Pohlmann, selbst am Wettkampf teilnahm. Oberst a. D. Reißmüller fungierte als sachkundiger Schiedsrichter. Er fuhr die Wegstrecke mit dem Jeep ab und konnte sich so einen Überblick über den Wettkampfverlauf verschaffen. Zunächst wurde unter den Wettkampfmannschaften die Startfolge verlost. Dann empfingen sie am Start außer Kompaß, Karte und Fernglas auch ein Verpflegungspaket, das für den Wettkampfverlauf ebenfalls seine Bedeutung hatte. Kaum hatte sich die erste Gruppe auf den Weg gemacht, als sich auch schon Soldaten des Wachbataillons zeigten und den Reservisten die erste Aufgabe stellten. Es mußten für jede Gruppe drei Zelte nach der Stoppuhr errichtet werden. Dabei wurde jede Sekunde gestoppt, hinzu kam noch die Bewertung der Arbeit. Das war der Auftakt einer Reihe von Aufgaben, die im Verlauf des Marsches zu lösen waren. Schon am nächsten Kontrollpunkt wurden die Muskeln arg strapaziert. Die Reservisten mußten sich an einem Seil, das etwa fünf Meter über der Erde gespannt war, vorwärtshangeln. Fiel einer herunter, so notierten die Soldaten des Wachbataillons Strafpunkte. Kostete die Orientierung allein schon große Mühe, so machten diese Zusatzaufgaben den Marsch zu einer Prüfung auf Herz und Nieren. Auf der nächsten Station mußte mit dem Fernmeldegerät hantiert werden. Die verlangten Aufgaben machten selbst einem ausgebildeten Fernmeldesoldaten zu schaffen. In den einzelnen Gruppen aber



Letzte Anweisungen erhalten die Reservisten vor dem Start.

marschierten Angehörige sämtlicher Waffengattungen. Nach mühseligem Marsch mußte zu verschiedenen Punkten die Entfernung geschätzt werden. Dazu wurde eine Skizze mit den eingetragenen Entfernungen verlangt. Beim nächsten Kontrollpunkt wurden das Schienen, Abbinden und Abtransportieren eines „verwundeten" Soldaten geübt. Das erwähnte Verpflegungspaket wurde am folgenden Punkt benötigt. Aus einem Teil seines Inhaltes hatten die Reservisten eine Suppe zuzubereiten. Hier verteilte ein ausgebildeter Feldkoch Plus- und Minuspunkte. Die guten Sportler kamen auch noch zum Zuge, als es galt, mit der Handgranate zu werfen. Als Abschluß des Wettkampfes wurden den Reservisten Farbtafeln mit Panzerabbildungen vorgesetzt. An Hand dieser Abbildungen mußten Typ, Gewicht und Nationalität der abgebildeten Stahlkolosse bestimmt werden. Damit hatten die Wettkampfteilnehmer das Programm bewältigt und wurden zur Auskleidung in die Wahner Kaserne zurückgefahren.

August Graf von Kageneck

„Sie bleiben unsere Kameraden ..."

Die Franzosen und ihre Alliierten nach Frankreichs Auszug aus der NATO

Es ist nicht wahr, wenn Zeitungen geschrieben haben, die Franzosen seien inmitten einer allgemeinen Indifferenz von dannen gezogen, als sie am 1. Juli auf Befehl ihres Staatspräsidenten die militärische Organisation des Atlantik-Paktes verließen. Die von keinem Reporter beobachtete intime Abschiedsfeier, die das Oberkommando Europa-Mitte in Fontainebleau dem scheidenden französischen General Crépin gab, war, nach Augenzeugenberichten teilnehmender Offiziere, eine Stunde des Abschieds-Schmerzes, in der sich mancher Soldat seiner Tränen nicht schämte.

Jahrelang hatte man in den gemischten Stäben des Bündnisses das Privileg gehabt, eine ganz neue Art von Kameradschaft zu erleben, ein exaltierendes militärisches Abenteuer, wie es in dieser Form und in diesem Umfang bisher noch nie in der Geschichte existiert hat und zweifellos nicht wieder existieren wird. Fünfzehn Nationen hatten ihre militärischen Führungsspitzen zu einer einzigen zusammengetan, zu Lande, zu Wasser und in den Lüften. Unter ihnen waren zwei, die erst sechs Jahre nach seiner Gründung des Bündnisses zu ihm stießen und die wenige Jahre vorher noch die Gegner gewesen waren: Italien und der freie Teil Deutschlands. Was es vor allem für die deutschen Offiziere bedeutete, im Mai 1955 die deutsche Bundesfahne neben den Fahnen der 14 Partner an den Masten vor dem Europäischen Hauptquartier in Rocquencourt bei Paris aufsteigen zu sehen, kann nur der ermessen, der die unbegreifliche Wechselhaftigkeit der Jahre 1935 bis 1955 bewußt erlebt hat.

Und nun war plötzlich nicht mehr alles so wie vorher. Der Zauber war gebrochen. Die NATO hatte sich den unberechenbaren Entwicklungen der Politik in der notwendigen Starrheit ihrer militärischen Struktur nicht anpassen können. Zuerst scheiterte ein gemeinsamer Besitz an der absoluten Waffe, dem Atom. Dann scheiterte die Integration. Als die Tricolore vor dem französischen Ehrenzug am 1. Juli aus dem holprigen Innenhof des alten Schlosses von Fontainebleau herausgetragen wurde, wußte jeder, der es sah, daß eine Epoche der Geschichte zu Ende gegangen war. Der Versuch der Völker Europas, sich vor der gemeinsamen Bedrohung durch den Kommunismus eng an Amerika zu ketten und darüber hinaus eine Schicksals- und Wirtschaftsgemeinschaft rund um den Nordatlantik nach der großartigen Vision Kennedys zu begründen, war nicht zu Ende geführt worden, weil nicht mehr alle Mitglieder dieser Gemeinschaft die Bedrohung gleich stark empfanden. Hier und heute, so möchte man mit Goethe ausrufen, begann eine neue Epoche der . . . europäischen Geschichte.

„Frankreich bleibt Mitglied der atlantischen Allianz," sagt der kühle französische Außenminister Maurice Couve de Murville. „Wir bleiben die Freunde unserer Freunde," verkündet General de Gaulle pathetisch, und das sogar in Moskau. „Sie bleiben unsere Kameraden", echot bescheidener, aber vielleicht ehrlicher das alliierte Ofizierskorps in Rocquencourt und Fontainebleau. Auch, wenn die NATO einmal aus Frankreich ausgezogen sein wird, wird die Tricolore weiter symbolisch neben den Fahnen der anderen wehen. Durch einen eigenartigen Zufall der Geschichte werden es ausgerechnet die Deutschen sein, die die Verbindung zum ausgeschiedenen Kameraden halten sollen. Denn das Bindeglied zwischen der NATO und der französischen Armee bleiben die 70 000 französischen Soldaten, die unter General Massus Oberbefehl in der Bundesrepublik stehen. Dennoch ist es ein glücklicher Zufall, denn Deutsche und Franzosen haben sich nach übereinstimmendem Urteil aller Alliierten in den langen Jahren des Zusammenlebens in der NATO am besten verstanden. Wie die französischen Offiziere über ihre deutschen Kameraden urteilen, erzählte uns dieser Tage freimütig ein junger Capitaine der Panzertruppe, der einige Jahre in enger Fühlung mit der Bundeswehr verbracht hatte.

Zunächst bedauern sie bei den deutschen Soldaten von heute, besonders den Offizieren, das Fehlen einer Tradition, ohne die nach französischer Ansicht eine Armee nun einmal nicht atmen kann. Im Vergleich zu den Italienern, die die Franzosen gut zu kennen glauben, empfinden sie, daß den Deutschen die „Bewältigung der Jahre 1939 bis 1945" und der Niederlage weniger gut gelungen ist als ihren einstigen Genossen im Unglück. Vielleicht, so meinte ein Franzose, sei dies auf den weniger ernsthaften Charakter der Südländer zurückzuführen, der weniger am Unglück hafte, weniger



Französische Militärparade am Nationalfeiertag.
Unser Bild zeigt leichte Kampfpanzer vor der Ehrentribüne. (Foto: dpa)

unter den Anwürfen der Sieger zu leiden hatte. Hinzu kommt nach französischer Beobachtung ein starker Einfluß eines liberalen Pazifismus, Ur-Feind allen konservativen Offiziersgeistes, der sich nach 1945 bei den Deutschen breit machte. Der „Bürger in Uniform", die „Innere Führung", der äußere „new look" der Bundeswehr seien Folgen dieser neuen deutschen Geistesströmung, mit der viele, vor allem ältere Offiziere, nicht fertig geworden seien. Für den Franzosen, der in ungebrochener Tradition verharrte, ist dies alles schwer verständlich. Er sähe zweifellos lieber einen deutschen Offizier, der ohne Komplexe wieder da angeknüpft hätte, wo die Tradition 1945 abbrach.

Das beschränkt nicht die Bewunderung, die die französischen Offiziere für das Material, die Ausbildung, das Auftreten der Bundeswehr empfinden, und die sie immer wieder öffentlich aussprechen. Sie kritisieren indes eine gewisse „Verbürgerlichung" des Offiziers, die sich im Streben nach sozialer Sicherheit und geruhsamem Leben außer Dienst ausdrückt, Kritik, die bei Männern nicht verwundern darf, für die sich bis vor wenigen Jahren ihr Offiziersberuf noch mit reellem Kriegshandwerk identifizierte. Sie kritisieren den deutschen Hang zur Organisation, dem eine Schwäche im Improvisieren gegenübersteht, Kritik, die nicht verwundern darf bei Offizieren, die zum individuellen Denken und Handeln förmlich gedrillt wurden. Allen deutschen Offizieren gemeinsam, so urteilen Franzosen, sei der Enthusiasmus für das Wort „Integration". Die Deutschen seien von allen Alliierten sicherlich die, die der atlantischen Integration am treuesten verbunden sind. Man führt es auf Reste eines Schuldkomplexes zurück, und man bedauert es in dem Maße, in dem ein Schuß Nationalgefühl bei den Deutschen der Zusammenarbeit unter Europäern, sprich: Deutschen und Franzosen, dienlicher sein könnte.

Ein deutsch-französisches Treffen

Es ist vornehmste Aufgabe unserer „Kampftruppen" die Brücke zwischen allen guten Bestrebungen innerhalb und außerhalb Deutschlands zu schlagen, insbesondere zwischen den Soldaten der Front. Auch die Hugenotten standen einst wie die Salzburger im 18. Jahrhundert mitten an der Front zweier kirchlicher Richtungen, die sich damals höchst unchristlich befehdeten. Sie mußten hierunter leiden und in Preußen oder anderen Teilen unseres Vaterlandes ein ganz neues Leben anfangen. Da sie aus hartem Holz geschnitzt waren, wurden sie wie die Flüchtlinge des 2. Weltkrieges besonders wertvolle Glieder unseres Volkes. Zahlreiche französische Namen, besonders in Berlin und Celle zeugen davon. In der alten Armee sei an den Komm. General v. Francois erinnert, und heute steht an der Spitze der Bundeswehr (militärisch gesehen) General de Maizière. Ebenso wanderten im Laufe der Jahrhunderte auch deutsche Männer aus, von denen eine ganze Reihe im Osten wie in den USA oder Südamerika großen Einfluß auf die Geschichte ihres neuen Volkes ausübten. Der nachstehende Aufsatz schildert eine Zusammenkunft, die nur im kleinen Kreise stattfand, aber uns darum soviel wertvoller, weil persönlicher erscheint als große Massenversammlungen. Red.

Im Frühjahr dieses Jahres kam ein französischer General zusammen mit einem älteren französischen Reserveoffizier auf den Gedanken, einige deutsche Offiziere nach Saumur einzulagen, die entweder noch heute einen Zweig ihrer Familie in Frankreich haben oder aber ehemaliger französischer Abstammung sind, d. h. deren Vorfahren „Hugenotten" oder „Royalisten" waren, um diese mit Franzosen zusammenzuführen, für welche die entsprechenden Voraussetzungen — im umgekehrten Sinn — zutreffen, die also Bindungen nach Deutschland haben.

Saumur ist mitten im Herzen Frankreichs an der Loire gelegen, in einer landschaftlich besonders reizvollen Gegend, welche mit ihren vielen Schlössern und bezaubernden Landsitzen noch heute Ausdruck einer bemerkenswerten Epoche französischer Baukunst und Lebensart sowie eines Geistes, der Europa wesentlich beeinflußt hat, ist.

Mit ihren rund 23 000 Einwohnern ist Saumur zugleich Sitz der französischen Panzertruppenschule. Diese Schule, welche einen über Frankreichs Grenzen hinausgehenden Ruf hat, sei es durch die Qualität der heute dort geleisteten Arbeit, sei es — insbesondere in reiterlich interessierten Kreisen — durch den weltbekannten „Cadre Noir", sei es aber auch durch die Verteidigung der Loire durch die Offizieranwärter im Mai 1940 gegen die angreifenden deutschen Truppen, in beiderseits noch irgendwie ritterlich geführten Gefechten, veranstaltet jährlich einmal im Juli das traditionelle „Carrousel". Es ist das Jahresfest der Schule.

Vorführungen militärischer und motorsportlicher Art werden zusammen mit den reiterlichen Vorführungen des „Cadre Noir" einer großen Zahl von Besuchern gezeigt. Hohe französische Offiziere und ausländische Militärattachés bekunden neben einer Vielzahl von zivilen Zuschauern aus aller Welt das große Interesse.

So war es gewiß eine glückliche Idee, dieses Treffen auf rein privater Basis und Initiative mit diesen Vorführungen in Saumur zu verbinden.

Deutscherseits nahmen neben einigen im Raum Paris wohnenden Offizieren vor allem Besucher aus der Bundesrepublik teil.

Es soll nachstehend die kurze Ansprache wiedergegeben werden, die der Brigadegeneral a. D. Le Corbeiller zu Beginn des Treffens gehalten hat, als sich alle Teilnehmer erstmalig zusammenfanden. Man mag hieraus auch ersehen, wie sehr sich heute in so vielen Lebensbereichen Frankreichs die Vorstellungen einer deutsch-französischen Freundschaft und eines auf dieser Basis geeinten Europas herauskristallisieren.

Gerade in den militärischen Kreisen Frankreichs wird eine zukunftsträchtige Lösung nur auf der Grundlage engster Zusammenarbeit mit Deutschland gesehen. Es ergeben sich hierdurch auch deutscherseits Ansatzpunkte zur Überwindung der gegenwärtigen Krise in der NATO, deren vermehrte Nutzungsmöglichkeiten sich anbieten.

Meine Damen, meine Herren Offiziere, meine Herren!

Sie haben gerade einen großen Teil Frankreichs durchfahren, um an das Ziel Ihrer weiten Reise, das Loire-Tal, zu gelangen, dieses von Dichtern besungene Tal der Loire, das sie „den Garten Frankreichs" nannten, und wo unsere Könige und Prinzen gern residierten, ein liebliches Land mit mildem Klima, reiner Sprache, edlen Weinen in heiterer Landschaft.

Morgen werden Sie, so hoffe ich, in Saumur die festlichen Reiterspiele der Kavallerieschule Saumur bewundern. Dort wird die Tradition der französischen (Reit-) Schule gepflegt, und alle dort zur Ausbildung befindlichen Offiziere bewahren dem überall durch den Motor ersetzten Pferd, wenn sie es auch nicht mehr zum Kampfgefährten haben, doch eine Zuneigung, wie man sie einem treuen Diener gegenüber hegt, der in der Vergangenheit die Namen der Pluvinel, der Baucher und der d'Aure zu Glanz brachte.

Sie werden auch feststellen können, daß Saumur eine ganz von der Geschichte Ihrer Religion beeinflußte Stadt ist. Sie war einst der Sitz einer protestantischen Akademie, die mit der Akademie in Genf rivalisierte, und unter der Schirmherrschaft von Duplessis-Mornay, Gouverneur der Stadt und Freund unseres guten Königs Heinrich IV., hatte sie einen solchen Ruf, daß die größten Namen Europas nicht zögerten, hierher zu religiösem Studium zu kommen. Markgraf Hans-Georg von Brandenburg, der Prinz von Anhalt, der Prinz von Hessen-Kassel, William Penn, der Gründer von Pensylvanien, scheuten sich nicht, sich auf die gleichen Bänke zu setzen wie die französischen Abiturienten der Religion.

Aber es kamen dunkle Stunden, Stunden, in denen ein schlecht beratender Prinz wie zum Vergnügen den Religionsfrieden vernichtete, den in Frankreich herzustellen seinem Großvater gelungen war; Ludwig XIV. sah in diesem unheilvollen Jahr 1685, nachdem er das Edikt von Nantes widerrufen hatte, wie sein Königreich von einem großen Teil seiner besten Bürger verlassen wurde, die ihren religiösen Glauben über die Liebe zur Heimat stellten; auf den Straßen Europas wurde dies die lange Flucht hin zu jenen toleranteren Ländern, die sie gütig aufnahmen. Sie gaben Zuhause, Friedhöfe, Lebensweise, Reichtum oder Armut auf, um ihren Pastoren und ihrer Lehre treu zu bleiben.

Wenn sie auch sehr oft um ihr verlorenes Vaterland trauerten, so haben sie doch ihren neuen Herren mit der gleichen Inbrunst gedient, wie sie auch weiterhin Ludwig gedient haben würden.

Sie sind die Nachkommen dieser Franzosen, und Sie haben auch Ihrerseits Ihrem neuen Vaterland ehrenvoll gedient. Es lag nicht nur an Ihnen, daß Sie Frankreich nicht dienen konnten.

Aber die Zeiten haben sich geändert, und wenn das Frankreich Ludwig XIV., ein Konglomerat von quasi unabhängigen Provinzen, sehr wohl begriffen hatte, daß es ohne enge Vereinigung aller auf seinem Boden Lebenden nicht zu dem werden konnte, zu dem es geworden ist, so kann Europa nur dann noch auf Gedeihen hoffen, wenn sich die Völker, die Europa bilden, zu einer einzigen Nation zusammenschließen.

Und diese Union, so haben wir gedacht, müßte von all' denjenigen gefordert und begonnen werden, die gemeinsame Vorfahren haben.

Monsieur Domergue, dessen Ritterlichkeit und Unternehmungsgeist ich hier freudig begrüße, hat diesen ersten Gedanken gehabt: nämlich in einer Vereinigung diejenigen zusammenzufassen, die diesseits und jenseits des Rheines Vorfahren hatten, welche man als die ersten Europäer bezeichnen könnte.

Diese Idee, so genial wie sie auch sei, kann aber nur zum Erfolg führen, wenn die kleine heutige Gruppe so weit wächst, daß die Landesgrenzen verschwinden.

Daher könnten Sie, liebe Gäste, nach Rückkehr in Ihr Land und mit — wie ich hoffe — einer schönen Erinnerung an Ihren Aufenthalt im Herzen Frankreichs, die Schmiedemeister einer vollkommenen Versöhnung, eines politischen Ökumens sein, genauso wie wir uns unablässig darum bemühen werden.

Frankreich und Deutschland, Deutschland und Frankreich sind zu stark, zu wohlhabend, zu großmütig, als daß sie nicht einen Boden der Verständigung finden könnten, der sie beide zum unvergleichlichen Kern machen würde, auf dem sich unsere alte westliche Zivilisation verschmelzen würde.

Ihnen einen frohen Aufenthalt in unserem schönen Teil des Loire-Tales, nutzen Sie es, um in diesen von Ihren Ahnen oft besuchten Gefilden die guten Stunden eines Ronsard neu zu erleben; und daß Saumur der erste Stein des Bauwerkes „Europa" sei.

Stabsfeldwebel
Gerhard Niemann

Die Kriegslehre Friedrichs des Großen - zeitloses militärisches Erfahrungsgut

Wir bringen aus Anlaß des 180. Todestages des Großen Königs (17. August 1786) nachstehende Betrachtungen. Red.

Friedrich der Große hat die in seinen Feldzügen gesammelten Erfahrungen ausgewertet und sie seinen Kommandeuren persönlich oder in Abdruck als Reglements, Instruktionen, Dispositionen usw. übersandt. Es existieren daher eine ganze Anzahl militärischer Schriften von seiner Hand. Als Hauptwerk müssen die nach dem 2. Schlesischen Krieg verfaßten, jedoch erst 1753 in deutscher Sprache gedruckten „General-Prinzipia vom Kriege" angesprochen werden. Die meisten seiner späteren Schriften sind eine Erweiterung dieses Werkes.

Die von Friedrich zusammengestellten Regeln der Kriegskunst beruhen aber nicht nur auf eigenen Erfahrungen. Er hat auch die Erkenntnisse anderer Feldherrn ausgewertet. Immer wieder findet man in seinen Schriften Hinweise auf die Kriegsgeschichte.

Die Betrachtung der Kriegslehre des Preußenkönigs zeigt, wieviel zeitlos gültiges militärisches Erfahrungsgut auch in ganz modernen Führungslehren, wie z. B. der „TF 62", steckt. Ein Vergleich macht uns erst richtig klar, worin das Neue und Besondere unserer heutigen militärischen Situation besteht:

1. Der Soldat Friedrichs des Großen war in der Regel Söldner, der keine innere Bindung an Preußen oder seine politischen Kriegsziele besaß (allenfalls fühlte er sich seinem Regiment oder der Person des Königs verbunden). — Der Soldat der Bundeswehr ist Bürger seines Staates, der weiß, wofür und wogegen er steht.
2. Der Soldat des 18. Jahrhunderts kämpfte in geschlossener Formation; die geringe Feuerkraft der Infanterie forderte im Gefecht eine möglichst eng geschlossene Formation mit exakter Ausführung der Bewegungen; die Disziplin war damals eine mechanische Disziplin. — Vom modernen Soldaten, der allein oder in der kleinen Gruppe kämpft, der also im Gefecht gar nicht zu beaufsichtigen ist, wird in erster Linie Selbstdisziplin verlangt.

Es wäre falsch, wenn man die friderizianischen Erkenntnisse heute wortgetreu übernehmen würde, denn jene Zeiten, in denen mit fliegenden Fahnen, Trommelschlag und gezogenem Degen gegen den Feind marschiert wurde, gehören der Vergangenheit an. Doch es wäre ebenso falsch, diese achtlos beiseite zu legen.

„Sklavische Nachahmungen", heißt es in dem Vorwort zur „Geschichte des Siebenjährigen Krieges", „muß man vermeiden, sonst würde man sicher falsch handeln. Warum? Weil zwei Menschen sich niemals in völlig gleicher Lage befinden... Die Natur bietet uns in ihrer Unerschöpflichkeit immer wieder ein anderes Bild und wiederholt nie die gleichen Ereignisse."

Welche Gedanken Friedrich bei der Abfassung seiner „General-Prinzipia" bewegt haben, geht aus dem Begleitschreiben anläßlich der Übersendung eines Exemplares an seinen Bruder Prinz August Wilhelm hervor:

„Mein sehr teurer Bruder,
ich schicke Ihnen endlich ein Werk, welches ich Ihnen seit langer Zeit versprochen habe. Es ist die Frucht unserer Feldzüge und meines Nachdenkens. Ich habe daran mit dem ganzen Fleiße gearbeitet, dessen ich fähig bin, und ich werde meine Mühen reichlich belohnt finden, wenn ich mir schmeicheln könnte, daß diese Schrift Ihnen eines Tages nützlich sein könnte.

Ich bin es nicht, mein lieber Bruder, welcher dort spricht, sondern es sind die Erfahrungen, welche geschickte Generale gemacht haben, es sind die Grundsätze, welche Turenne, Eugen und der Fürst von Anhalt immer wieder angewandt haben und welche ich einigemale befolgt habe, wenn ich weise handelte.

Wenn Sie finden, daß ich viel von einem General verlange, so geschah das, weil es immer gut ist, nach der Vollkommenheit zu streben und viel zu verlangen, um etwas zu erhalten. Ich weiß übrigens so gut wie ein anderer, daß uns allen der Stempel der Unvollkommenheit aufgedrückt ist, und daß er uns verhindert, die Größe des Gemäldes zu erreichen, welches ich Ihnen zeige; aber es ist nicht weniger gewiß, daß, indem man unaufhörlich den Geist zu vollkommenen Gegenständen erhebt, dies das Mittel ist, wenn nicht denselben zu gleichen, doch bescheidener zu werden ..."

Entschlußfreudigkeit

Friedrich der Große „hat als erster den Felddienstübungen den Charakter unmittelbarer Vorbereitungen für den Krieg gegeben, indem er seine Armee in groß angelegten Manövern einer Schulung unterwarf, wie sie in solcher Vollkommenheit noch nicht gekannt war". (Frhr. v. Freytag-Loringhoven)

Mit diesen Übungen suchte der König gleichzeitig seinen Offizieren Entschlußfähigkeit und einen starken Willen zur Tat anzuerziehen, damit sie im entscheidenden Augenblick des Kampfes nicht ratlos dastanden. Auch war der König der Ansicht, daß die Offiziere sich am meisten auszeichnen können, wenn sie eigene Pläne entwerfen und verwirklichen, wenn sie „durch sich selbst agieren" und „die Sachen für sich und nach ihrer Einsicht machen". So gab er den Offizieren von der Kavallerie die Disposition:

„Sobald die erste Attacke geschehen ist, muß ein jeder General oder Oberst vom Regiment von selber agieren, nicht abwarten was auf dem Flügel geschieht, sondern seines Orts und nach den Umständen, wo er sich befindet, agieren. Weil es geschehen kann, daß Generale im Treffen bleiben und alsdann die Obersten oder Stabsoffiziere für sich selber agieren müssen, und siehet der König strikte, daß in solchen Gelegenheiten die Offiziere immer attackieren sollen und sich niemals attackieren lassen."

Und in den „Generalprinzipien" forderte er:

„Wenn Ihr Veranlassung habt, einen Feind anzugreifen, so tut solches gleich, denn was den ersten Tag gut war, wird öfters den zweiten schlecht ... Ein General muß in Aktionen und Bataillen, ingleichen in unvermuteten Fällen von kurzer Resolution sein. Glaubt nur, daß es besser sei, eine üble Resolution zu fassen und solche auf der Stelle auszuführen, als gar keine Resolution zu nehmen."

Dazu heißt es heute in der TF:

„Entschlossenes Handeln ist das erste Erfordernis im Kriege, Beharrlichkeit eine Voraussetzung für den Erfolg. Die Gunst einer Lage wird niemals ausgenutzt, wenn Führer auf Befehle warten. Der höchste Führer wie der jüngste Soldat muß sich stets bewußt sein, daß Unterlassen und Versäumnis ihn schwerer belasten als ein Fehlgreifen im Entschluß."

Im Gegensatz zu der TF, die „selbständig denkende und verantwortungsfreudig im Sinne des Ganzen handelnde Soldaten" verlangt, die „ohne Unterschied ihres Ranges jede Lage überlegt und kühn ausnutzen", wurden von Friedrich dem Großen in der Regel nur die Generale und Stabsoffiziere angesprochen. Das aber lag im Wesen der Lineartaktik des 18. Jahrhunderts. Die Truppen kämpften damals in Kompanie- und Bataillonsbreiten. Aufgaben und Befehle wurden nur den Offizieren bekanntgegeben. Daraus erklärt sich auch, daß, wenn der Führer gefallen war, die Formationen sich vielfach auflösten. Heute ist der Soldat mehr oder weniger Einzelkämpfer. Auch der einzelne Soldat oder der Führer kleiner Gruppen kann in die Lage kommen, selbständig handeln und eigene Entschlüsse fassen zu müssen. Er muß daher auch seinen Auftrag kennen.

Ungewißheit — das Element des Krieges

Die Ungewißheit, das Unerwartete — und nicht zuletzt die Maßnahmen des Feindes — zwingen die Führung immer wieder, neue Mittel und Wege zu suchen und zu finden, damit die Freiheit des Handelns nicht verlorengeht. „Ideen haben und nie um eine Aushilfe verlegen sein" (TF), war von jeher ein Grundsatz erfolgreicher Führung.

Friedrich der Große bemerkte über die stets auf dem Kampffeld herrschende Ungewißheit:

„Um sichere Regeln über das, was man unternehmen könnte, anzugeben, müßte man ganz genau die Ereignisse kennen, welche in dem Kriege ... geschehen würden. Ich ... besitze nicht die Gabe der Prophezeiung und weiß noch viel weniger, ob die Armeen ... Glück oder Unglück haben werden." Man muß deshalb „im Kopfe ein ganzes Magazin von Dispositionen und Listen vorrätig haben ... oder man kommt niemals aus den Verlegenheiten heraus." (militärisches Testament.) Daher forderte er auch von seinen Truppenführern:

„Bevor Ihr zum Handeln übergeht, müßt Ihr, ohne Euch Dunst vorzumachen, mit kaltem Blut alles prüfen, was der Feind unternehmen könnte, Euren Plan zu stören, und bei jedem verschiedenen Falle darüber nachdenken, welche Mittel Euch bleiben, um Euer Ziel trotz aller Hindernisse zu erreichen. Je mehr Schwierigkeiten Ihr von vornherein annehmt, um so weniger werdet Ihr überrascht sein, denselben wirklich beim Handeln zu begegnen." (Betracht. ü. d. Fzpl.)

Der König warnte davor, unüberlegte oder oberflächliche Entschlüsse zu fassen. „Die Handlungsweise eines Steuermanns, der mehr den Launen des Windes als der Richtung des Kompasses folgt, darf nicht als Regel dienen." (Betracht. ü. d. Takt.)

Handlungsfreiheit

Der Erfolg auf dem Kampffeld ist noch zu keiner Zeit allein durch die Leistungsfähigkeit des Soldaten und seiner Waffen erzielt worden. Wesentliche Voraussetzungen müssen von der Führung geschaffen werden, die zunächst einmal danach streben muß, „sich die Freiheit des Handelns zu bewahren oder sie zu gewinnen". (TF)

So verlangte Friedrich der Große, daß man vor Beginn einer Kampfhandlung „sich eine genaue Kenntnis von der Natur des Landes und von der Stärke des Feindes und seiner Hilfsmittel verschafft, die eigenen Kräfte mit denen des Feindes vergleicht und beurteilt, auf welcher Seite die Übermacht sich befindet. Denkt an jeden Schaden", mahnte er seine Offiziere, „den Euch der Feind zufügen kann. Kommt ihm durch Eure Klugheit zuvor. Verschafft Euch Kenntnis von dem Genie der Generale, mit denen Ihr es zu tun haben werdet, um ihre Handlungsweise besser zu verstehen und um zu wissen, welcher Fallen Ihr Euch ihnen gegenüber zu bedienen habt. Je mehr man den gegenüberstehenden Führer erkennt, um so besser gelingt es, ihn zu hintergehen. Nicht oberflächlich sein, sondern alles, was der Feind nur irgendwie unternehmen könnte, prüfen und überdenken." (Betracht. ü. d. Fzpl.) „Bewahrt Euch freie Hand, damit Ihr Euren Entschluß nach Zeit, Ort und Lage Eurer Angelegenheiten fassen könnt." (Test. 1752)

Auch diese Forderungen sind in der TF enthalten:

„Das gegenseitige Verhältnis von Kräften, Zeit und Raum ist dauernden Änderungen unterworfen. Diese zu erkennen und die richtigen Folgerungen daraus zu ziehen, ist Voraussetzung für den Erfolg im Gefecht.

Erkenntnisse über Stärke und Gliederung des Feindes, über seine Absicht ... beeinflussen Entschluß und Maßnahmen der Führung ... Die Führungsgrundsätze und Kampfverfahren des Feindes müssen berücksichtigt werden ... Mitunter läßt die Persönlichkeit des feindlichen Führers wertvolle Rückschlüsse zu."

Die Führerpersönlichkeit

„Ist der Obrist ein tapferer und braver Mann, so wird sein Bataillon auch ein beherztes und braves Volk sein."

Dieser Ausspruch Friedrichs des Großen und seine Feststellung, daß „im allgemeinen weder Befestigungen noch die Soldaten eine Stadt verteidigen, sondern alles von dem mehr oder weniger starken Kopf abhängt, der hier kommandiert", geben zu erkennen, für wie entscheidend der König die Persönlichkeit des Führers für den Kampferfolg gehalten hat. „Wer für einen tüchtigen Offizier gelten will, muß eine unendliche Zahl von Kenntnissen und Talenten in sich vereinigen."

„Die Unwissenheit", schrieb der König in den „Regeln, nach welchen ein guter Kommandeur eines Bataillons zur Zeit des Krieges handeln soll", „kann nur den Kindern zur Entschuldigung dienen, niemals aber erwachsene Leute freisprechen, die einen gewissen Stand ergriffen haben und zu einer Befehlsstelle gekommen sind. Weshalb allen den Kommandeuren der Bataillone nötig zu empfehlen ist, dasjenige noch zu erlernen, was sie bisher vernachlässigt haben, denn da ihnen weder Zeit noch Gelegenheit fehlen, um sich gehörig zu unterrichten, kann man hierfüro ihre Unwissenheit nur ihrer Faulheit zuschreiben."

Dazu die TF heute:

„Die Persönlichkeit des Führers ist für den Kampferfolg ausschlaggebend ...

Das Heer braucht Offiziere von geistiger Beweglichkeit, klarem Urteil und Selbständigkeit im Handeln, körperlich hart und moralisch stark, Männer, die sich der hohen Aufgabe bewußt sind, Führer, Erzieher und Ausbilder ihrer Soldaten zu sein. Neben Menschenkenntnis, Gerechtigkeitssinn und Aufgeschlossenheit ... sollen den Offizier Wissen und Können ... auszeichnen. Er muß ständig an sich selbst arbeiten und bestrebt sein, sich weiterzubilden. Beispiel und Haltung der Offiziere sind von ausschlaggebendem Einfluß auf die Truppe."

Die Kunst des Führens

Friedrich der Große hat in seinem militärischen Testament von 1768 erklärt, daß „die Kriegskunst ein fortwährendes Studium verdient, wenn man sie sich gründlich zu eigen machen will". Er glaubte nicht, „sie erschöpft zu haben", sondern war der Ansicht, „daß ein Menschenleben nicht ausreicht, um das Ende derselben abzusehen; denn die Erfahrung", fuhr der König fort, „hat mich von Feldzug zu Feldzug neue Grundsätze gelehrt, und es bleibt noch eine Unzahl von Dingen übrig, über die mich das Schicksal keine Erfahrungen sammeln ließ. Ich habe aber genug gesehen, um allgemeine Regeln zu geben."

Eine dieser Regeln lautete: „Der Offizier muß... eine vollkommene Kenntnis von der Taktik oder der Kunst des Manövrierens, der Angriffe, Verteidigungen, Rückzüge, Märsche, Flußübergänge, Convois, Fouragierungen und aller derjenigen Anordnungen besitzen, welche der Feldzug erfordert" (Grunds. d. LgK. u. Takt.), denn „wer eine Kriegstheorie nur auf der Karte kennt, wird sehr in Verlegenheit kommen, wenn er angesichts des Feindes handeln muß". (mil. Test.) Demzufolge forderte der König, daß die Offiziere „Routine bekommen in der Taktik und in den verschiedenen Dispositionen" und daß sie „in Kenntnis von jedem Vorteil, den man aus dem Terrain ziehen kann, sich daran gewöhnen, ihn bei allen Gelegenheiten zur Geltung zu bringen, wo sie dem Feinde gegenüber zu manövrieren haben".

Weitere Regeln besagten, daß jede Unternehmung gründlich vorbereitet werden muß und alle Pläne ein großes Ziel haben müssen; daß „man sich niemals auf unausführbare Pläne einlassen (Betracht. ü. d. Fzpl.) und sich niemals gegen seinen Willen zur Schlacht zwingen lassen darf (Betracht. ü. d. Takt.); daß man immer schneller sein muß als der Feind (Gen.Prinz.) und alle Gelegenheiten ergriffen werden müssen, um ihn zu schwächen oder zu vernichten." (mil. Test.)

Auch in den Führungsgrundsätzen der heutigen TF wird hervorgehoben, daß „Truppenführung eine Kunst ist, eine auf Charakter, Können und geistiger Kraft beruhende freie, schöpferische Tätigkeit. Ihre Lehren lassen sich nicht erschöpfend darstellen, für das Schlachtfeld gibt es keine Formeln. Doch müssen klare Grundsätze jeden Truppenführer leiten.

Jede Kampfhandlung muß auf ein bestimmtes Ziel gerichtet sein; es muß mit den verfügbaren Mitteln erreicht werden können ... Endziel aller Kampfhandlungen ist es, den Kampfwillen und die Kampfkraft des Feindes zu brechen ... Jeder Vorsprung vor dem Feinde vergrößert die eigene Handlungsfreiheit und engt die des Feindes ein".

Sparsamer Kräfteeinsatz

Nutzloser Kräfteverbrauch muß heute wie ehedem vermieden, nach Möglichkeit ausgeschlossen werden. Die Leistungsfähigkeit des Soldaten muß im entscheidenden Augenblick zur Wirkung kommen.

So forderte Friedrich der Große:

„Beim Beginn eines Krieges muß man die Infanterie an den ersten Marschtagen nicht zu große Entfernungen zurücklegen lassen, weil sie dies ruinieren würde. Man muß sie nach und nach in Gang bringen, dann hält sie die größen Fatiguen (Ermüdungen, Anstrengungen) aus." (mil. Test.) Auch müssen „alle Bataillen einen importanten Zweck haben (Gen.Prinz.), und man muß nicht etwas unternehmen, wozu man nachher nicht die Mittel zur Ausführung hat. Der Hof kann dem General wohl befehlen, Anstrengungen zu machen, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen; aber er kann ihm kein Detail seiner Operationen vorschreiben." (Betracht. ü. d. Fzpl.) Der König gab hier ganz klar zu verstehen, daß „man seine Pläne nach seinen Streitkräften und nach dem inneren Wert der Truppe richten muß, Anstrengungen und Fähigkeiten im Gleichgewicht halten muß und diese niemals unbesonnener Weise auf die Probe stellen darf" (Betracht. ü. d. Takt.), denn, so folgerte er an anderer Stelle, „wenn Ihr die Freundschaft (das Vertrauen) Eurer Soldaten gewinnen wollt, so ermüdet oder gefährdet sie nicht, ohne daß sie nicht selbst einsehen, daß es notwendig ist. Seid ihr Vater und nicht ihr Henker." (Gen.Prinz.)

Friedrich forderte lebhafte Attacken, gab seinen Truppenführern aber gleichzeitig den Rat: „Wenn Ihr die Bataillen kurz macht, so nehmt Ihr der Zeit die Gelegenheit, Euch viele Menschen wegzureißen, und wenn der Soldat auf solche Art von Euch geführt wird, so bekommt er ein Vertrauen zu Euch und exponiert sich mit Vergnügen aller Gefahr. — Das Blut der Soldaten ganz umsonst zu vergießen, wäre nichts anderes, als sie unmenschlicher Weise zur Schlachtbank zu führen." (Gen.Prinz.)

Auch diese Forderungen und Erkenntnisse sind in der TF verankert: „Die Kräfte der Truppe müssen für höchste Anforderungen in entscheidenden Augenblicken frisch erhalten werden . . . Wo immer möglich, ist der Truppe Gelegenheit zur Ruhe zu geben ... Wer die Truppe unnütz anstrengt, setzt den Erfolg aufs Spiel ... Der Kräfteverbrauch im Gefecht muß durch das Ziel gerechtfertigt sein ... Unerfüllbare Anforderungen führen zu vermeidbaren Verlusten, schädigen den Geist der Truppe und untergraben das Vertrauen zur Führung."

Schwerpunktbildung und Überraschung

„Der Siebenjährige Krieg war weitgehend ein Bewegungskrieg, in welchem schnelle Märsche, geschickte Wahl des Geländes ... häufig eine ebenso wichtige Rolle spielten, wie der eigentliche Kampf selbst, und gelegentlich dauerhaftere Erfolge brachten." (Easum, Prinz Heinrich von Preußen, S. 61)

Unter „Bewegungskrieg" ist hier das räumliche Verlagern der Kampfgeschehen zu verstehen, nicht das in einem Raum beweglich geführte Gefecht. Beide Arten aber haben eines gemeinsam: Lücken und freie Räume. Darin liegen Gefahren, die auch Friedrich dem Großen nicht unbekannt waren. So heißt es in den „General-Prinzipien":

„Kleine Geister wollen alles konservieren (halten), vernünftige Leute aber sehen nur auf die Hauptsache, sie suchen die großen Coups zu parieren und leiden ein kleines Übel ... Wer alles konservieren will, der konserviert nichts ... Es ist eine alte Regel ..., daß, wenn Ihr Eure Kräfte teilt, Ihr en detail geschlagen werdet. Wenn Ihr eine Bataille liefern wollt, so zieht so viele Truppen zusammen, als Ihr nur immer könnt, denn man kann solche niemals nützlicher anwenden ... Wenn die Anzahl der preußischen Truppen geringer ist als die vom Feinde, so muß man deshalb nicht verzweifeln. Aber es gehört alsdann dazu, daß die Dispositionen des Generals dasjenige ergänzen, was an ihrer Zahl fehlt." Der Erfolg „hängt vom richtigen Erkennen der Stelle ab, an der der Feind am schwächsten ist." (Betracht. ü. d. Takt.)

Auch hier hat sich bis zum heutigen Tage nichts geändert. Die TF schreibt nämlich vor:

„Zur Entscheidung kann man nie stark genug sein. Gegen diese Grundregel verstößt, wer überall sichergehen will oder zu viel Kräfte in Nebenaufgaben festlegt. Zusammenfassen der Kräfte auf ein Ziel ist das Zeichen klarer, willensstarker Führung.

Stets hat der Schwächere danach zu trachten, durch Schnelligkeit, Überraschung und Täuschung an der entscheidenden Stelle der Stärkere zu sein."

Schnelligkeit, Überraschung und Täuschung haben stets eine entscheidende Rolle gespielt. Ausgehend davon, daß „durch die Überraschung Plätze genommen und Schlachten verloren werden können" (Betracht. ü. d. Fzpl.), strebte Friedrich auch die Überraschung durch die Anwendung von Kriegslisten an. So heißt es in einer Schrift: „Wenn List sich mit Stärke verbindet, dann ist ein Truppenführer vollkommen. Es ist eine große Kunst, den Feind zu täuschen. Das muß in einer Weise geschehen, welche stets Wahrscheinlichkeit für sich hat." (Ged. u. allg. Reg. f. d. Krieg)

Dem König war aber auch klar, daß eine Überraschung nur dann gelingen kann, „wenn man seine Absichten sehr geheim und verschwiegen hält, weil das Geheimnis die Seele von dergleichen Entreprisen (Unternehmungen) ist". (Gen.Prinz.) Selbst wenn „man die schönsten Projekte von der Welt gemacht hat, solche aber ausplaudert", werden sie zu keinem Erfolg führen. Die Gegenmaßnahmen des Feindes werden sie in diesem Fall „rückgängig machen, ehe sie zum Vorschein gekommen sind".

Dazu die TF heute:

„Überraschung ist bei allen Kampfhandlungen anzustreben. Sie wird dadurch erzielt, daß der Feind zu unerwarteter Zeit, an unerwarteter Stelle und in unerwarteter Weise getroffen wird.

Täuschung kann oft für das Gelingen einer Überraschung entscheidend sein ... Sie verspricht jedoch nur dann Erfolg, wenn sie aus der Lage heraus für den Feind glaubhaft ist und wenn . . . die Maßnahmen einheitlich geplant, sorgfältig durchdacht und vorbereitet ... sind. Hierbei sind Geheimhaltung und Tarnung notwendig."

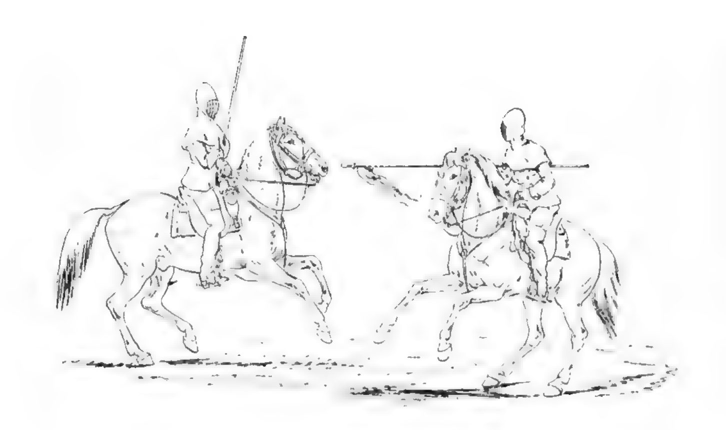
Reserven

Alle Unglücksfälle und Verluste, die im Verlauf einer Kampfhandlung eingetreten sind, können durch frische Kräfte wieder gutgemacht werden (Clausewitz). Das bedeutet, daß bei allen Unternehmungen von vornherein eine kampfkräftige Reserve eingeplant sein muß.

Wenn es heute in der TF heißt, daß „Reserven das wichtigste, oft das letzte Mittel der Führung sind, den Verlauf des Gefechts zu beeinflussen", so wird ein weiterer Punkt angesprochen, der seit 200 Jahren unverändert geblieben ist; denn Friedrich der Große ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß „im Unglücksfall die Reserve das Gefecht wieder aufnehmen und noch den Sieg bringen kann". (Ged. u. allg. Reg. f. d. Krieg) Auch in seinem mil. Testament bezeichnete er das Vorhandensein von Reserven „von der äußersten Wichtigkeit; sie können alles entscheiden, wenn man sie zu gebrauchen weiß. Der General, der über eine Reserve verfügt, kann manches Unglück wieder gutmachen; der General, der keine hat, ist nichts als ein einfacher Zuschauer einer großen Begebenheit. — Ist keine starke Reserve in der Disposition vorgesehen, so liegt die Gefahr sehr nahe, geschlagen zu werden".

Auch über die Verfügbarkeit der Reserve besteht zwischen damals und heute keine unterschiedliche Meinung. Friedrich forderte zwar, daß „in allen Fällen, wo Gefechte an einem Punkt entstehen, die Reserven sich an dieser Stelle aufhalten müssen", wohingegen die Forderung der TF der größeren Beweglichkeit entsprechend allgemeiner gehalten ist, nämlich daß die Reserve „frei zur Verfügung des Führers steht, der sie befohlen hat". Ihr Platz ist jedoch so zu wählen, daß sie rasch eingreifen kann.

Reserven, so sei hier abschließend festgestellt, können in entscheidenden Augenblicken das Zünglein an der Waage sein. — So war es früher und so ist es auch heute noch.



begegnung der federfechter

Leserstimmen zum Thema

Unglückseliger deutscher Bruderkrieg!

Mit Interesse las ich die Stellungnahme des Herrn „Federfechters" Horst Voigt in Ihrer Ausgabe vom August 1966. Der Auffassung Ihres redaktionellen Vorspanns stimme ich zu; er besagt eigentlich alles. Ich möchte aber nicht verfehlen, auf den Titel meines Aufsatzes hinzuweisen: „Feldmarschall H. v. Moltke **und die Zeit um 1866".** Daraus ergibt sich, daß es eine historische Betrachtung war, ein Blick 100 Jahre zurück. Der Historiker, auch ich als Amateurhistoriker, muß aber versuchen, die Atmosphäre der Zeit, das „Zeit- und Ortskolorit" zu zeichnen, ohne mich in „wenn" und „aber" zu ergehen. Heute sieht sich vieles anders an als vor 100 Jahren!

Im übrigen führe ich nachstehend zwei Stimmungsschilderungen aus jener Zeit an, deren erster nicht von einem „Preußen" stammt.

Die Zeitschrift „Feldgrau" (Hauptschriftleiter Dr. F. Wiener, Wien, Tellgasse 11/I) bringt in Heft 4/1966 einen Bericht aus dem damaligen selbständigen Herzogtum Anhalt: „. . . Herzog Leopold . . . wollte neutral bleiben; aber die staatsmännische Einsicht siegte doch über den persönlichen Eigennutz . . . Im anhaltischen Volk selbst war der „Bruderkrieg" um die Einigung Deutschlands im Bismarckschen Sinne **ungeheuer volkstümlich** . . . Ist die Hoffnung, das Regiment **gegen den gemeinsamen Feind** zu führen, auch nicht in Erfüllung gegangen . . .

Umsomehr **berauschte sich ganz Dessau** an den Kriegsleistungen der anderen Truppen . . ."

Die „Wehrwissenschaftliche Rundschau" schreibt in Heft 6/1966 in den „Kriegserinnerungen" des damaligen Hauptmann v. Blume wörtlich: „. . . **Der verlockenden Aussicht** . . . womöglich an einem Gefecht gegen Hessen oder Hannoveraner teilzunehmen, konnte ich nicht widerstehen . . . Mit der Kavalleriespitze reitend, begrüßte ich in Gießen meinen nicht wenig überraschten Schwager . . . und meine Schwester als Feind und requirierte bei ihnen das Frühstück(!). Dann ging es weiter in der Richtung auf Marburg . . . Eine halbe Meile vor Marburg kamen mir **Studenten im Wagen in Wichs mit Korpsbanner,** entgegen, den anrückenden **Feind mit höchster Begeisterung zu empfangen** . . . Am Tor der Stadt **erwartete mich der Führer des hessischen Wachkommandos** . . . in Helm und Schärpe, um sich bei mir zu melden. Dort schloß ich mit dem Führer eine Kapitulation ab . . ." (v. Blume schildert dann die Übergabe eines Ultimatums durch einen preußischen Oberst an den König von Hannover:) „Nur das weiß ich, daß der König sich sehr erbittert geäußert und sich schroff ablehnend verhalten hat . . ." Man sieht, alle Dinge lassen sich von mehreren Seiten betrachten **und beurteilen!**

Walter K. Nehring

Ein neuer deutscher Soldatenfriedhof

Der Herbst mit dem Vergehen in der Natur mahnt auch den Menschen vermehrt an sein Ende und ist auch die Zeit der sichtbaren Erinnerung an die Toten. Auch die gepanzerten Truppen des 2. Weltkrieges begehen traditionell jährlich ihre Gedenkfeier, in diesem Jahr am 13. November, verbunden mit einem Treffen von Vertretern aller Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen. Wir werden darüber in der Dezember-Ausgabe berichten.

Überall finden auch sonst bei allen Begegnungen alter Soldaten im Laufe des Jahres Kranzniederlegungen an den örtlichen Mahnmalen oder Soldatenfriedhöfen statt in treuem Gedenken an die gefallenen Kameraden.

Aus Anlaß der Einweihung eines neuen großen Friedhofes in Frankreich, in Noyers-Pont-Maugis bei Sedan, die am 17. September unter Teilnahme von 4 000 aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs herbeigeeilten Angehörigen stattfand, berichten wir kurz hierüber:

Es ist ein friedvoller lichter Hain, der mit viel Liebe und Mühe vom Volksbund deutscher Kriegsgräberfürsorge e. V. auf einem Höhenzug westl. der Maas, 5 km südl. von Sedan angelegt wurde. Dort, wo sich beim Durchbruch durch die Ardennen und die Maginotlinie 1940 zum zweiten Mal heftige Kämpfe abgespielt haben, sind nun alle Einzelgräber und kleineren Friedhöfe mit französischer Unterstützung zusammengelegt worden.

Durch ein schmiedeeisernes Tor führt eine bedachte Treppe zur Vorhalle des Eingangsgebäudes, in dem die Namenslisten und der Orientierungsplan ausliegen. Hangaufwärts befindet sich inmitten der Gräberblöcke das Ehrenmal, eine kleine mit Kupfer bedeckte Kapelle, in der als Verkörperung der Trauer um die Gefallenen die Statue einer Frauenfigur steht, sowie eine Platte mit Inschrift (Bild). Weiter rückwärts befindet sich noch ein 11 m hohes Kreuz, von wo aus man einen weiten Blick in das kampfumtobte Maastal hat.



Deutscher Soldatenfriedhof Noyers-Pont-Maugis (Frankreich).
Inschrift auf einer Platte der Kapelle des deutschen Soldatenfriedhofs: Auf diesem Soldatenfriedhof ruhen 14 055 Gefallene des 1. und 12 787 Gefallene des 2. Weltkrieges, von ihnen blieben unbekannt 4 903 Soldaten des 1. und 627 des 2. Weltkrieges. (Foto: Menzel)

Es ist das große Verdienst des Volksbundes deutscher Kriegsgräberfürsorge, unermüdlich für die würdige Zusammenlegung der in aller Welt verstreut liegenden Grabstätten zu sorgen. Allein 23 Ehrenfriedhöfe für 235 000 Gefallene des 2. Weltkrieges sind auf französischem Boden fertig oder noch im Ausbau.

Möge jeder, der eine dieser Stätten betritt, das mahnende Vermächtnis mit nach Hause nehmen — die Mahnung zum Frieden.

Französische und deutsche Soldaten gemeinsam vor Verdun

Vor dem mächtigen, aus weißen Kalksteinquadern gefügten Beinhaus des Forts Douaumont, in dem 1916 und 1917 über 10 000 Deutsche und Franzosen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, erklangen in diesen Tagen deutsche und französische Kommandos und, von einer französischen Militärkapelle gespielt, vor Hunderten von Besuchern aus weiten Teilen Frankreichs das Deutschlandlied und die Marseillaise.



Auf dem Douaumont vor dem Beinhaus gemeinsame Kranzniederlegung der Panzer-Grenadiere 2/62 und der 8. französischen Jäger (Chasseurs Portées). Im Hintergrund der große französische Ehrenfriedhof.
Vor der Front Colonel Souriau, Kdr. der 8. Jäger in Wittlich und Hauptmann Knuth Zerbel, Chef 2/62. (Foto: Eberth)

Je ein junger deutscher und französischer Soldat legten gemeinsam einen Kranz am Portal des Beinhauses nieder. Schweigend hörten die Besucher die Worte: „Wir sind gekommen, um die eine Million toten Deutschen und Franzosen zu ehren, die in der heiligen Erde von Verdun auf ewig gemeinsam ruhen.“ In Französisch gesprochen von dem Brigadekommandeur der 8. Group der Chasseurs Portées de Sidi Brahim aus Wittlich (Eifel), Colonel Jean Souriau, und deutsch übersetzt von dem Chef der 2. Kompanie des Panzergrenadier-Bataillons 62 aus Neustadt (Kreis Marburg), Hauptmann Knuth Zerbel.

Die Zeremonie auf der Höhe von Douaumont, an der — wie bereits kurz berichtet — je über 100 Angehörige der Neustädter Panzergrenadiere und der Chasseurs Portées aus Wittlich teilnehmen, stand im Mittelpunkt einer zweitägigen Besuchsreise, die die beiden Einheiten von Wittlich aus in vier Omnibussen nach Verdun und Metz unternommen hatten. Die Chasseurs Portées und die Panzergrenadiere absolvieren zur Zeit im Rahmen eines deutsch-französischen Truppenaustauschs ein drei Wochen dauerndes, gemeinsames Dienstprogramm in Wittlich und auf dem Truppenübungsplatz Baumholder.

Die jungen Soldaten aus dem Marburger Land hinterließen in Frankreich allgemein einen guten Eindruck.

Eine der zahlreichen Episoden am Rande des Ganges über die ehemaligen Schlachtfelder von Verdun war die rein zufällige Begegnung der jungen Soldaten mit dem 75 Jahre alten Fritz Klingenberg aus Frankfurt, der noch einmal an die Stätten gekommen war, an denen er vor 50 Jahren als Soldat gekämpft hatte. Als junger Leutnant und Zugführer in der 5. Kompanie des 24. Infanterie-Regiments war Fritz Klingenberg am 25. Februar 1916, an der Seite seines Kompaniechefs, Oberleutnant Brandis, mit den ersten deutschen Soldaten in das in einem überraschenden Handstreich genommene Fort Douaumont eingedrungen, wo an anderer Stelle bereits der Leutnant d. Res. Radke eingedrungen war.

Zum Abschied von Verdun traten die beiden Kompanien auf dem deutschen Soldatenfriedhof Consenvoy, auf dem viele tausend Gefallene des 1. Weltkrieges ruhen, in einer einheitlichen Front an.

HENSCHEL

Sonderfahrzeuge sind eines unserer Spezialgebiete. Wir bieten durchdachte, ausgereifte Konstruktionen. Wie zum Beispiel gepanzerte Kettenfahrzeuge der 12-t-Klasse u. a., gepanzerte Radfahrzeuge und geländegängige Mehrzweckfahrzeuge für militärische Zwecke, für den zivilen Bevölkerungsschutz und Katastropheneinsatz.

Rheinstahl Henschel AG

Rheinstahl Henschel ist in der Lage schwierige Konstruktionsaufgaben zu realisieren. Bei der Lösung unserer Aufgaben können wir uns auf die breite technische Basis und die umfangreichen Kapazitäten der Rheinischen Stahlwerke abstützen.
Bitte fordern Sie nähere Informationen.

35 Kassel Postfach 786 Henschelstraße 2
Telefon (05 61) 80 11 Telex 099 791
Bundesrepublik Deutschland



Tod nach Dienst

Der Freitagabend ist eine gefährliche Zeit und ob nach dem Wochenende alles gesund wieder zurückkommt, ist eine stete Sorge aller Truppenführer. Wir bringen daher diesen kleinen Aufsatz, um auch von uns aus jeden Leser unserer Zeitschrift zu mahnen, gerade jetzt, wo die schlechte Jahreszeit beginnt, überlegt und ruhig zu fahren. Red.

Freitag, 17.10 Uhr.

Dienstschluß! Und nur noch ein Gedanke: Raus!

Das UvD-Fenster ist dicht umlagert. Urlaubsscheine. Kleine, weiße Papiere, die das Kasernentor aufschließen. Für ein Wochenende. Wo sie nur bleiben? Nervosität. Atmosphäre wie in einem Wespennest. Vor dem Block stehen bereits die Autos mit laufenden Motoren. Auto-Rallye kurz vor dem Start; die Freitags-Rallye der Soldaten. Nach Hause zu Familie, Freunden und Bekannten.

Die Urlaubsscheine wirken wie Starterfahnen. Es scheint um Minuten und Sekunden zu gehen. Nur weg! Schlagbaum auf. Den Fuß aufs Gas. Was kostet die Welt!

*

Mit sturer Monotonie kreist das Blaulicht. Sachlich. Nüchtern. So auch die Polizisten. Die Sanitäter.

Die Szene ist bekannt: Autounfall. Eine schaulustige Menschenmenge. Frauen mit Kleinkindern auf dem Arm. Schulkinder. Man drängt sich vor. Läßt sich entsetzen. Fühlt diesen besonderen Kitzel. Eine stöhnende Gestalt auf der Bahre. Trümmer. Fetzen. Zerstörung.

Etwas Alltägliches auf unseren Straßen, auf denen in jedem Jahr zusammengerechnet die Einwohner einer Kleinstadt ihr Leben lassen. Die Szene ist bekannt. Und sie wäre an dieser Stelle der besonderen Erwähnung nicht wert, stünde sie nicht im unmittelbaren Zusammenhang mit der vorangegangenen.

*

Freitagabend: Dienstschluß ist eine gefährliche Zeit. In diesen Stunden passieren die meisten Verkehrsunfälle außer Dienst. Ein Blick auf die Kfz-Unfall-Bilanz im Bundeswehrbereich beweist es: im Februar 1966 beispielsweise: ein Toter bei Unfällen während des Dienstes; 28 bei Unfällen außer Dienst. Im Juni 1966 ist das Fazit noch erschreckender: drei Tote während des Dienstes; 35 (!) außer Dienst. Ein Zahlenverhältnis, das zum Nachdenken veranlassen sollte.

Im Vergleich zu den Vorjahren ist auch dabei die Tendenz steigend. Schon jetzt rangieren Verkehrsunfälle unter den disziplinaren Verfehlungen und Besonderen Vorkommnissen an dritter Stelle.

Bei allen Unfällen — auch bei denen, die nicht tödlich endeten — spielt Alkohol meist eine geringe Rolle. Sie sind auf falsche Fahrweise zurückzuführen: leichtsinniges Überholen, überhöhte Geschwindigkeit. Fahrlässigkeit. Nervosität. Und das mit Wagen, die fast alle voll besetzt sind. Mit Soldaten.

Eine Form der Kameradschaft, wenn der Autobesitzer die Fußgänger seiner Kompanie mitnimmt. Eine bedrohliche Kameradschaft allerdings, wenn das nicht zu besonderer Vorsicht veranlaßt.

Jeder will nach Hause. Aber wirklich nur: nach Hause.

*

Für den Gefreiten W. vom Versorgungsbataillon 366 in Bad Mergentheim begann das Wochenende wie üblich. 24 Jahre alt. Verheiratet. Er fuhr in Richtung Heimat. Richtung Rüsselsheim. In seinem Kleinwagen machten es sich zwei Mitfahrer bequem. Voller Freude auf die nächsten zwei Tage. Zwei Tage ohne Dienstplan, ohne UvD und Vorgesetzte. Verlockende Aussichten. Den Urlaubsschein in der Tasche. Es konnte nichts mehr schiefgehen. Es ging.

Gegen 18 Uhr.

Was geschah, liest sich im Polizeibericht dann so: „Der Wagen wurde — vermutlich wegen zu hoher Geschwindigkeit — aus der Kurve getragen und prallte frontal gegen einen Zivil-Lkw."

Der Gefreite W. überlebte diesen Unfall nicht. 24 Jahre alt. Verheiratet. Die beiden Kameraden erlitten Kopfverletzungen und Knochenbrüche.

Geschehen an einem Freitagabend.

*

Es mag in Braunschweig sein, in Mellrichstadt oder in Schongau: An jedem Freitag tritt irgendwo ein Kompaniechef vor die Front seiner Soldaten, gibt Ermahnungen: Fahrt vorsichtig! Kommt heil zurück. Wer fühlt sich schon angesprochen? Die Raser sind immer die anderen. Der fahrlässige Autobesitzer steht immer einen Meter weiter. Und dem ich neulich die Vorfahrt nahm, war selber schuld.

Auf gehts zur neuen Runde! Start frei zur Freitags-Rallye. Die Gedanken sind bereits zu Hause. Hoffentlich kommen auch Auto und Fahrer dort an . . . Karl-Rüdiger Siebert

IN MEMORIAM

Am 19. 9. 1966 verstarb in Lengries bei Bad Tölz unerwartet durch Herzschlag

Generalmajor a. D. Hermann von Oppeln-Bronikowski

Der General wurde als Sohn des späteren Generals der Inf. v. Oppeln-Bronikowski am 2. 1. 1899 in Berlin geboren. 1912 trat er als Kadett in Bensberg ein und kam 2 Jahre später zur Hauptkadettenanstalt Groß-Lichterfelde. Seine Soldatenlaufbahn begann er im Ulanen-Regiment Nr. 10 in Torgau. Als junger Leutnant wurde er im InfRgt. 118 eingesetzt und mit den beiden Eisernen Kreuzen als Zug- und Stoßtruppführer ausgezeichnet. Nach dem Kriege kehrte von Oppeln in seine alte Garnison zurück und blieb Soldat, zunächst im Kav.Rgt. 10, dann mit Bildung des 100 000-Mann-Heeres im Reiter-Rgt. 10. 20 Jahre gehörte er diesem Regiment an, nur unterbrochen durch Kommandos.

Als guter Reiter und Reitlehrer kam er u. a. zur Infanterieschule Ohrdruf und 1933 zu der damals weltbekannten Kavallerieschule Hannover. Hier ritt er als Mitglied der deutschen Reiterequipe auf vielen Turnieren mit großem Erfolge und konnte als Mitglied der Dressurmannschaft bei den Olympischen Spielen 1936 auf „Gimpel" die Goldmedaille gewinnen.

Als Kommandeur der Aufklärungsabteilung 24 ging Major von Oppeln dann in den Polenfeldzug und nahm im Handstreich die feindbesetzte Warthebrücke bei Wartha, wofür er die Spange zum EK I erhielt.

Nach dem Ende des Westfeldzuges wurde von Oppeln in das OKH zum Stab des Generals der Schnellen Truppen versetzt. Am 1. 8. 1940 kam er wieder an die Front, und zwar in das PzRgt. 35 der 4. PzDiv. (Oberst Eberbach), das im Rahmen der Kampfgruppe Eberbach bis nach Tula und dieses umfassend weiter ostwärts in Richtung Moskau vorstieß. Als Generalmajor Eberbach im Januar 1942 die 4. PzDiv. erhielt, wurde von Oppeln Kommandeur des PzRgts. 35 und zum Oberst befördert. Ende September 1942 übernahm er das PzRgt. 204 der 22. PzDiv. und kämpfte mit dieser in harten Kämpfen bei Donschtschinka, am Tschir und bei Warlamow, anschließend im Verbande des II. rum. Korps in der Armeegruppe Hollidt. Für die Leistungen seiner Panzerkampfgruppe als Feuerwehr in diesen schweren Kämpfen erhielt Oberst von Oppeln das Ritterkreuz.

Im Frühjahr 1943 übernahm er erneut ein anderes Regiment, das PzRgt. 11 der 6. PzDiv. Bei dem Unternehmen „Zitadelle" wurde er verwundet und mußte in ein Heimatlazarett gehen. Wiederhergestellt, führte von Oppeln dann an der Invasionsfront das PzRgt. 22 im Rahmen der 21. PzDiv. Es gelang ihm, seine Stellungen im Raum von Caen 32 Tage zu halten. Hierfür erhielt er das Eichenlaub zum Ritterkreuz.

In den letzten Monaten des Krieges führte er als Kommandeur die 20. PzDiv. im Osten, mit der er in Oberschlesien zum Einsatz kam, wobei die Division bei Gleiwitz umfaßt wurde. Doch durchbrach der am 31. 1. 1945 zum Generalmajor Beförderte die feindliche Umklammerung, wobei er zweimal mit seinem SPW abgeschossen wurde. Im Rahmen des XIV. PzKorps gelang es dann von Oppeln, westlich und südwestlich der Neiße das Vorgehen der Sowjets aufzuhalten und in einem Nachtangriff vom Zobten aus einen schmalen Durchbruch bis zum Stadtrand von Breslau freizukämpfen. Auch der sowjetische Großangriff am 16. 4. 1945 an der Lausitzer Neiße zwischen Görlitz und Priebus und beiderseits Forst, sah diese Division in dreitägiger harter Abwehr gegen weitüberlegenen Panzerfeind, dem es dann erst gelang, durchzubrechen und auf Berlin einzudrehen. Für diese Leistung erhielt der General die Schwerter zum Eichenlaub des Ritterkreuzes. Als von Oppeln den Auftrag erhielt, Bautzen zu entsetzen, griff er abermals im Nachtangriff an und stieß im Morgengrauen durch, um die zum Gegenangriff angetretenen polnischen und sowjetischen Kräfte bis in den Raum Spremberg zurückzuwerfen. Dieser letzte größere Erfolg des Ostheeres wurde im Wehrmachtsbericht besonders gewürdigt. Mit Kriegsschluß befahl von Oppeln, daß sich die Division in kleinen Gruppen nach Westen durchschlagen sollte. Als letzter verließ auch er seinen Gefechtsstand und kam damit in amerikanische, dann englische Gefangenschaft bis 1947.

Nach der Entlassung ging Generalmajor a. D. v. Oppeln-Bronikowski zu seiner in der Nähe von Hannover befindlichen Familie zurück. Er erlebte nach dem Kriege noch die Freude, reiterlich wieder tätig zu werden und u. a. die kanadische Equipe auf die Olympiade in Tokio vobereiten zu können.

General von Oppeln war der Typ eines bis zuletzt lebensfrohen, ja unverwüstlich erscheinenden Reiter- und Panzerführers und tapferen Soldaten. Als solcher wird er allen, die ihn kannten, in steter dankbarer Erinnerung bleiben. Fr. Kn.

BUCHBESPRECHUNGEN

B. H. Liddell Hart:

„Lebenserinnerungen"

Econ-Verlag Düsseldorf, 1. Auflage 1966. 496 Seiten, 12 Fotos. (Aus dem Englischen übertragen durch General Leo Frhr. Geyr von Schweppenburg.)

Captn. Liddell Hart ist einer der bedeutendsten Militärschriftsteller unserer Zeit und der schöpferische Vorkämpfer der operativen Panzerlehre. Sein Name und seine mehr als 30 Bücher sind weltbekannt. Sein Lebenswerk fand Anerkennung durch Erhebung in den englischen Adelsstand.

Auf die **„Einführung"** in die „Lebenserinnerungen" durch seinen Übersetzer, den deutschen Militärattaché in London bis 1937, darf als äußerst sachverständig und zutreffend, nachdrücklich hingewiesen werden; sie erspart eine Wiederholung vieler Feststellungen in dieser Besprechung.

Um so interessanter ist es für uns Deutsche, Liddell Harts Selbstbiographie nicht nur selbst zu lesen, sondern sie zu studieren. Sie gibt einen tiefen Einblick in englische militärische und politische Verhältnisse und Entwicklungen von 1918 bis 1939, die Außenstehenden und vor allem Ausländern kaum bekannt gewesen sein dürften. Sie schildert aber auch offen Freunde, Feinde und Neutrale. Ein lebendiger, farbiger Film zieht an den Augen des aufmerksamen Lesers vorbei und läßt ein großes Staunen zurück darüber, was sich in jenen kritischen Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg hinter den britischen Kulissen abgespielt hat — welchen Illusionen und Wunschträumen sich die dortige politische Führung hingegeben hat (S. 431) — wie sich die führenden politischen und militärischen Persönlichkeiten im historischen Rückblick ihres Glanzes entblättern — wie man dem Zweiten Weltkrieg entgegensteuert ...

Aus seinen persönlichen Akten bringt der Verfasser viele Unterlagen im Wortlaut, die trotz Kürzung vielleicht zu umfangreich sind. Sie sind durch Ort, Namen und Daten quellenmäßig belegt und, soweit sie an amtliche Personen gingen, in den Archiven zu finden. Liddell Hart hatte auch die Gewohnheit, von wichtigen Unterhaltungen sofort anschließend — selbst in der Nacht — eine Niederschrift anzufertigen, also eine Art von ausführlichem Tagebuch zu führen (S. 293).

Liddell Harts Herz gehörte und gehört wohl auch jetzt noch der Entwicklung **der operativen Panzertruppe**, deren Wert er bald nach 1918 erkannt hatte und gegen die herrschende Lehrmeinung der britischen Armee, mindestens ihrer Masse und hier vor allem der operativ und taktisch überholten Kavallerie, durchzusetzen versuchte. Es ist überraschend festzustellen, welche Parallelität sich dazu seit 1931 in Deutschland ergab, wo Guderians Wirken für eine schlachtentscheidende Panzertruppe mit den gleichen irrtümlichen Argumenten, Zitaten, Meinungen bekämpft wurde. Noch heute bewundert der Rezensent als Erster Mitarbeiter Guderians ab Januar 1932 die Durchhaltekraft dieses Mannes, der als einziger aus allen Armeen der Welt seiner Ansichten in die Tat umgesetzt hat und sich als „one of the disciples" of Liddell Hart bezeichnete!

Soweit es der Raum gestattet, sollen noch einige wenige besondere Punkte erwähnt werden. Den Feldmarschall **Bernard Montgomery** charakterisiert Liddell Hart als „geformten" aber nicht „geborenen" Führer (S. 39), der „die Anforderungen seiner Stellung durch unermüdlichen Fleiß meisterte". Seine Schwäche war das Nichtausnützen von Erfolgen, so auch im Herbst 1942 bei Alamein (S. 40).

Die Generale — auch Gamelin (S. 299). Weygand und Foch — kommen allgemein nicht gut weg: „ich erkannte, wie ideenlos die Mehrzahl der Generale war ..." (S. 41). Der Kriegsminister beklagte sich bei Liddell Hart (S. 351) über die „Obstruktion" seiner Generale und ihre „mittelmäßige Qualität". Lord Gort ist 1939/40 in Frankreich mit seinen Divisions- und Brigadekommandeuren unzufrieden: „sie sind keine sehr eindrucksvolle Gesellschaft."

„Fuller, der führende Kopf der Tankwaffe des (Ersten) Krieges war allerdings mit einigen anderen eine Ausnahme. Ende 1933 wurde er verabschiedet: „es war der Hinauswurf einer genialen Persönlichkeit" (S. 163) wegen „der Schärfe der Kritik an jenen, die langsamer dachten ..."

Auf deutscher Seite beurteilt er den Feldmarschall v. Blomberg günstig (S. 114/15 und 141/43) und stellt vor allem Guderian (S. 91) und v. Reichenau (S. 115) als moderne Soldaten heraus.

Militärpolitisch ist bemerkenswert, daß man sich in England seit langem stimmungsmäßig auf einen Krieg gegen Hitler eingestellt hatte. Militärische Planübungen behandelten diesen Fall wiederholt. Liddell Hart war der gleichen Auffassung (S. 438). Chamberlain allerdings meinte, das „Münchener Abkommen" von 1938 „bedeute Frieden für unsere Zeit".

Am 27. 3. 1939 urteilt der Kriegsminister Hore-Belisha in einem Gespräch mit Liddell Hart resigniert: **„Das ist das Ende des britischen Empire."**

Zur „überstürzt abgegebenen **Garantie für Polen"** vom 31. März 1939 bemerkt der Verfasser, daß „diese törichte, vergebliche und **herausfordernde Garantie** eine schlecht überlegte Geste" Chamberlains war ... Noch am 25. März 1939 hätte Hitler „folgende Direktive" (S. 433) gegeben: „Der Führer beabsichtigt nicht, das Problem Danzig gewaltsam zu lösen. Er wünscht nicht, Polen dadurch in die Arme Englands zu treiben ..." (Der polnische Außenminister) Oberst Beck hat nach seiner Erklärung „im britischen Angebot eine Chance gesehen, Hitler einen Schlag ins Gesicht zu versetzen. Dieser Impuls war nur zu typisch für die Art und Weise, wie häufig das Schicksal von Völkern entschieden wird ... Klar ist auf jeden Fall, daß die **unbeschränkte Fassung** der Garantie das **Schicksal Britanniens** in die Hände von Oberst Beck gab ..." (S. 435).

Am 27. 8. 1939 schrieb Liddell Hart eine Denkschrift über **„die Lage auf lange Sicht"** für Anthony Eden, Lloyd George und andere bekannte Politiker, die geradezu prophetisch wirkt: „... Das wahrscheinlichste Ergebnis sich lange hinziehender Anstrengungen zur Wiederherstellung des polnischen Territoriums würde die Erschöpfung aller kriegführender Länder sein, mit der der Folge der **Vorherrschaft Rußlands in Europa ..."** (S. 465).

„Eine Woche später", so schließt Liddell Hart seinen Lebensbericht auf Seite 467, „erhielt Polen den Gnadenstoß, als das von Guderian geführte Panzerkorps (dessen Chef des Stabes der Rezensent war) die rückwärtigen Verbindungen der polnischen Armee durchschnitt und damit die Falle schloß."

Damit hatte der Zweite Weltkrieg begonnen. Gleich die ersten Kämpfe bewiesen die Richtigkeit der von Liddell Hart seit 20 Jahren vertretenen **Lehre** von der Organisation der operativen Panzertruppe durch die **praktische** und überaus erfolgreiche **Anwendung** dieser Lehre durch Heinz Guderian.

Walther K. Nehring

Kartenkunde

Von Major Frithjof von Ikier.

In der Fachbuchreihe der Verlagsgesellschaft „Die Reserve", Bonn, erschien — gewissermaßen als Nachfolge des früheren bekannten Handbuches von Baumgart „Gelände- und Kartenkunde" obiges Buch, das in gleicher Weise dem Reservisten wie aktiven Soldaten eine wertvolle Hilfe auf diesem Fachgebiet sein kann.

Geländekunde — Kartenkunde — Luftbildkunde sind heute gleich wichtig für den Kampf und das Gefecht. Im Zeitalter der Motorisierung hat diese Bedeutung noch zugenommen. Denn auch das geländegängigste Fahrzeug vermag nicht so wie der Mensch und früher das Pferd Geländehindernisse zu überwinden. Zur persönlichen Erkundung fehlt bei einer beweglichen Gefechtsführung oft die so kostbare Zeit. Zukünftige Neuanfertigungen von Karten werden daher die durch die Technisierung anders gewordenen Einflüsse des Geländes besonders berücksichtigen müssen, wie das bei russischen Karten schon meist der Fall ist (Uferlinienkarten).

Das Buch ist ein echtes Nachschlagewerk sowohl für den Lehrer wie den Schüler. Es enthält alles, was für diesen wichtigen Ausbildungszweig nötig ist und darüber hinaus noch geschichtliche Angaben über die Entstehung von Karten, über die Benutzung von Luftbildern, die heutige Organisation des Vermessenswesens und Hinweise für die Durchführung des Unterrichts. Gute Bilder, zum Teil auch humoristische Zeichnungen zur Auflockerung des für viele fälschlicherweise als trocken angesehenen Stoffes beleben den Text. Im Vorwort wird zwar gesagt, daß dieses Buch nicht vom Studium bestehender Vorschriften befreit. Aber in diesem Fall ist die Zusammenfassung ein Segen und wohl völlig ausreichend. Wer soll neben den vielen anderen Vorschriften auch die Reihe „Militärgeographie" lesen?

Daher kann das Erscheinen dieses Buches nur begrüßt werden. zel.

Jahrbuch der Wehrtechnik

„Wehr und Wissen" Verlagsgesellschaft mbH, Darmstadt.

Zum erstenmal nach 10jährigem Bestehen der Bundeswehr ist dieses technische Nachschlagewerk, übersichtlich und klar geordnet, erschienen.

Das Bundesamt für Wehrtechnik und Beschaffung läßt hier durch besondere Kenner der einzelnen Disziplinen berichten über die bisherige Leistung deutscher Wissenschaftler, Ingenieure und Soldaten in ihrem Bemühen, die Bundeswehr in technischer Hinsicht aufzubauen, auf einen neuzeitlichen Stand zu bringen und in Zukunft zu erhalten.

Die zahlreichen Aufsätze geben einen sehr guten Einblick und eine klare Übersicht über die so verschiedenen und vielseitigen Gebiete der Wehrtechnik, ihre Organisation — Grundsätze und Gliederung — sowie die Probleme und den Leistungsstand auf den einzelnen Fachgebieten.

Es ist nicht möglich, hier mehr als einen allgemeinen Einblick in dieses Werk zu geben. Alle Aufsätze sind allgemein verständlich geschrieben und durch gute Bilder veranschaulicht. Alle drei Streitkräfte kommen zur Geltung. Zukunftsgedanken, soweit sie sich schon technisch realisierbar am Horizont abheben — werden ebenso aufgeführt wie ein kurzer Überblick über die Waffenentwicklung der führenden Mächte in Ost und West. Daß hierbei auch der Mensch, die Wechselwirkung von Mensch und Technik aus ärztlicher Sicht, die heute notwendigen Fachkenntnisse und die moderne Arbeitstechnik nicht zu kurz kommen, ist selbstverständlich.

Die redaktionelle Leistung der Schriftleiter von „Soldat und Technik", Herrn Kurt Neher und K. H. Mende muß besonders hervorgehoben werden.

Dieses Jahrbuch war notwendig. Zeigt es doch dem Soldaten, wieviel schon geschafft wurde und daß es daher notwendig ist — schon aus finanziellen Gründen —, daß er manchmal länger warten muß, als ihm lieb ist. Ob allerdings in jedem Jahr dieses Buch in gleicher Güte und Stärke erscheinen kann, wird bezweifelt; denn auch heute entwickelt die Technik sich nicht so rasch, daß dieses den Inhalt eines Buches jährlich ausfüllen könnte. zel.

Das 50jährige Jubiläum der Bibliothek für Zeitgeschichte — Weltkriegsbücherei — Stuttgart, 19. November 1965

1966. 48 Seiten. Broschiert ca. DM 4,80.

„Deutsche Geschichtsschreibung und Politik im 20. Jahrhundert" war das Thema des Festvortrages, den Professor Dr. Paul Kluke von der Universität Frankfurt anläßlich des 50jährigen Jubiläums der größten zeitgeschichtlichen Spezialbibliothek Deutschlands hielt. Den Wortlaut des Vortrages enthält dieser kleine Band. Daneben wurden die Ansprachen des Festaktes aufgenommen. Einige Zahlen über den Bücherbestand der Bibliothek, die Neuerwerbungen, Ausleihen usw. beschließen die Schrift, die Zeugnis gibt von dem vor allem auch kriegsgeschichtlichen Wert dieser Bibliothek.

Historische Uniformen

Für Sammler und Liebhaber historischer Uniformen brachte der Adolf Korsch Verlag, München, eine Postkartenserie mit 24 verschiedenen Motiven auf den Markt. Die einzelnen Karten zeigen Soldaten europäischer Staaten sowie der USA des 18. und 19. Jahrhunderts. Die prachtvollen farbigen Monturen der damaligen Zeit werden von dem bekannten Berliner Künstler Wolfgang Tritt überzeugend wiedergegeben. Des Malers Liebe zum Detail und sein intensives Studium historischer Quellen kommen bei jedem Motiv deutlich zum Ausdruck.

Die dreisprachigen Erläuterungen auf der Rückseite geben Auskunft über Land, Zeitabschnitt und Rang der einzelnen Soldaten.

Die historischen Uniform-Motive dienten auch als Vorlage eines erstmals für 1967 erschienenen Kalenders „Uniformen" (29 x 40 cm — DM 16,80). Der Sammler und Freund hat hier die Möglichkeit, die vollendet gedruckten Motive in wesentlich größerer Wiedergabe gerahmt auch als Wandschmuck zu verwenden.

„Die Kampfpanzer von 1916 bis 1966"

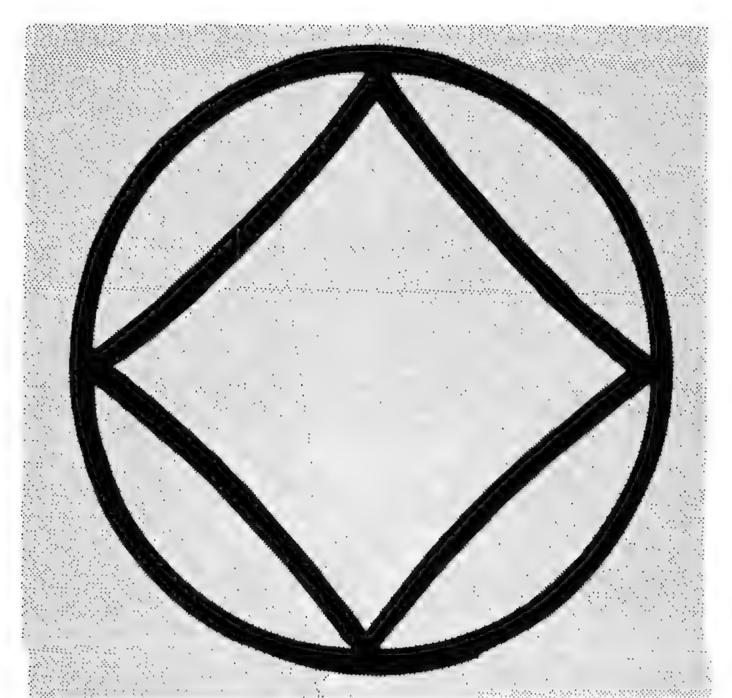
523 Seiten mit 410 Abbildungen in 782 Einzeldarstellungen. Leinen DM 78,—, broschiert DM 73,—, 1966. J. F. Lehmanns Verlag, München.

Vor nahezu 50 Jahren, am 15. September 1916, erhielt die neue Panzerwaffe in der Schlacht von Flers-Courcelette ihre Feuertaufe. Dieses Buch enthält eine lückenlose Übersicht über die Geschichte des Kampfpanzers. Durch langjährige Vorarbeiten ist es gelungen, die Reihe der „Taschenbücher der Tanks" von Heigl und der späteren „Taschenbücher der Panzer" zu verbinden. Die Skizzen aus den längst vergriffenen Jahrgängen wurden wieder aufgenommen, neue Skizzen und Bilder veranschaulichen alle Baureihen bis in die neueste Zeit.

Auf Typentafeln werden die einzelnen Baureihen geschildert. Die Zahlenangaben zeigen die Leistungen der eingeführten Typen, ihrer wichtigsten Abarten und solcher Versuchsmuster, die für die technische Entwicklung bedeutsam waren. Der Entwicklungsgang und die Fertigungszahlen sowie die technischen Merkmale und die Art der Verwendung bei der Truppe werden aufgeführt.

Der Tabellenteil ist — als wichtigste Neuerung — so ausgestaltet, daß Vergleiche über die drei Komponenten Beweglichkeit, Feuerkraft und Panzerschutz für Modelle möglich werden, die jeweils zu gleicher Zeit im Truppengebrauch verschiedener Staaten standen. So können Vorzüge und Nachteile der in den Feldzügen gegenüberstehenden Typen gegeneinander abgewogen werden.

Wie lange die konventionell jetzt bald abschließende Entwicklung einer Großwaffe dauert, und daß die Technik keine Sprünge — wenigstens nicht ungestraft — macht, tritt einem beim Durcharbeiten dieses Buches klar vor Augen. Im 1. Weltkrieg ein rascher Beginn, im 2. Krieg ein sich technisch und taktisch steigernder Höhepunkt, zur Zeit eine bedächtige Weiterentwicklung, gewissermaßen eine Ruhe vor dem Sturm im Atomzeitalter auch auf dem Panzergebiet, so zeigt sich die bisherige Lebenszeit des Panzers dem Leser auch in diesen jetzt wieder neuerschienenen Büchern des Verlages in München.



RHEINMETALL baut unter diesem Zeichen seit mehr als 75 Jahren Waffen, Waffenanlagen und Munition. In jedem einzelnen Gerät steckt die Erfahrung von Jahrzehnten. Nach neuesten Erkenntnissen der Waffentechnik und modernsten Produktionsmethoden entwickeln und bauen wir:
Infanteriewaffen, automatische Kanonen, Waffen und Waffenanlagen für gepanzerte Fahrzeuge.
Munition und Manöverkartuschen.
Ballistische Meßanlagen.
Elektrische Abfeuerungs- und Schußfolgeanlagen.

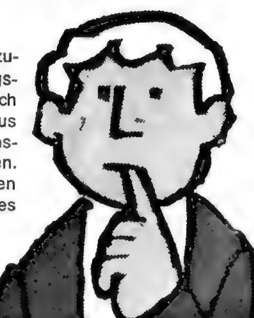


RHEINMETALL

RHEINMETALL GmbH
4 Düsseldorf 1, Ulmenstraße 125

Wissen Sie, wie es weitergeht?

Wohl niemand vermag vorauszusagen, wie hoch seine Wohnungsmiete später sein wird. Wer sich aber in jungen Jahren ein Haus gebaut hat, kann seinem Lebensabend unbesorgt entgegensehen. Ihn kümmern die persönlichen und finanziellen Interessen eines Vermieters nicht.





Das BHW hilft Ihnen, unabhängig zu wohnen

Unsere zinsbilligen, unkündbaren und nachstellig zu sichernden Baudarlehen können Sie für eine Vielzahl von eigentumsbildenden und eigentumserhaltenden Zwecken verwenden. **Fordern Sie noch heute unsere kostenfreie Informationsschrift "B 2" an. Es lohnt sich!**

Leichter mit dem
Beamtenheimstättenwerk

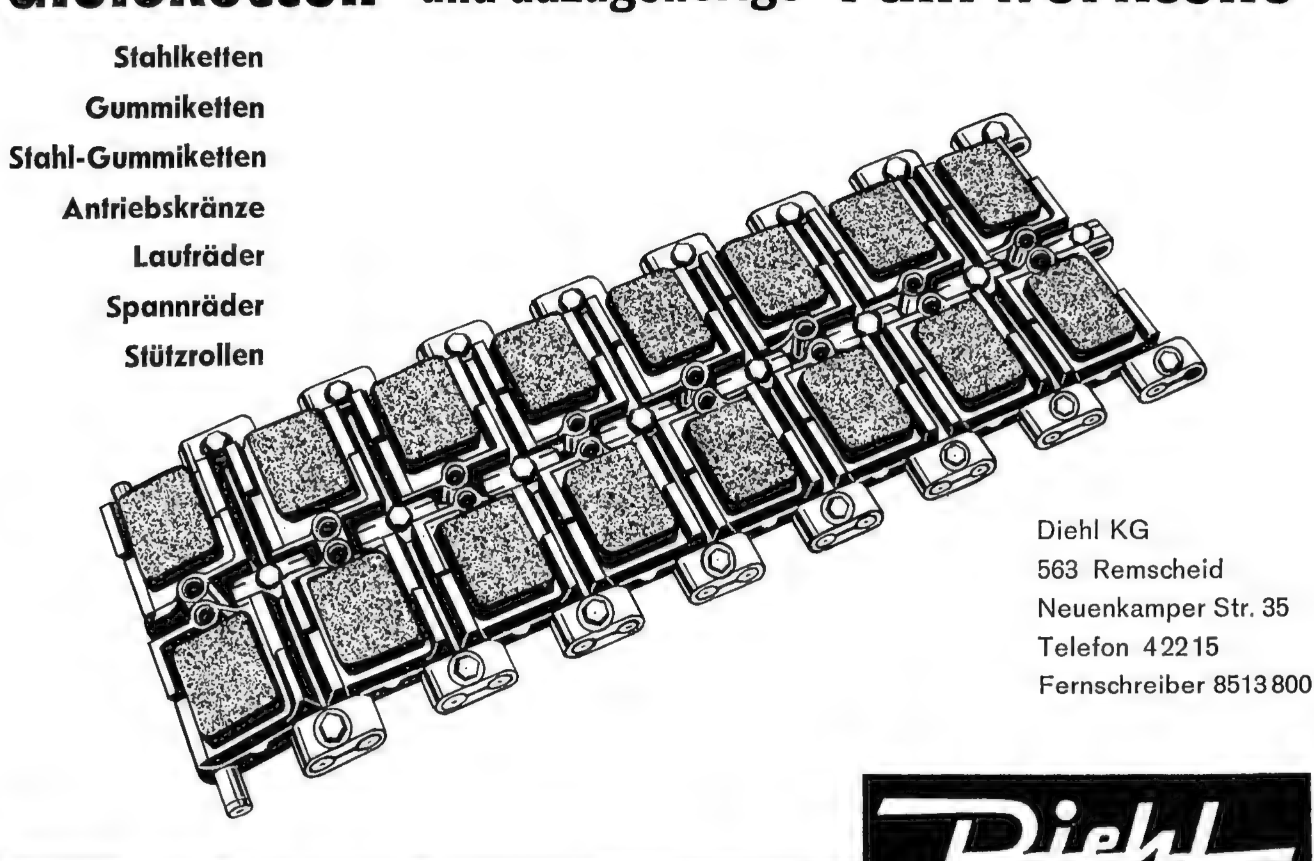


BHW

Bausparkasse
für Angehörige
des öffentlichen Dienstes
325 Hameln (Weser)
Kastanienwall

Gleisketten und dazugehörige Fahrwerkteile

Stahlketten
Gummiketten
Stahl-Gummiketten
Antriebskränze
Laufräder
Spannräder
Stützrollen



Diehl KG
563 Remscheid
Neuenkamper Str. 35
Telefon 42215
Fernschreiber 8513800

Diehl

Kampftruppen



MAXIMILIAN-VERLAG HERFORD UND BONN

Nr. 6 Dezember 1966

1 D 8153 F Einzelheft DM 2,75

DAS VATERLAND

Vor einiger Zeit hat sich eine Notgemeinschaft evangelischer Deutscher in Württemberg gebildet mit dem Ziel, gedankliche Abirrungen und Entwicklungen in der EKD abzuwehren. So angesehene Männer wie Professor Pascual Jordan, Bernt v. Heiseler u. a. gehören ihr an. Wir entnehmen dem 3. Mitteilungsblatt einen Artikel „Das Vaterland" von D. Otto Dibelius, dem früheren langjährigen Landesbischof, der zuerst im Berliner Sonntagsblatt „Die Kirche" im Mai dieses Jahres erschienen ist. Dieser Artikel gibt uns Soldaten besonders viel, und soll daher in dieser Weihnachtsausgabe an 1. Stelle stehen. Red.

„Wenn Reinhard Henkys in seinem Artikel, der auch in die ‚Kirche' übergegangen ist, nichts weiter geschrieben hätte, als daß er die NPD und die Notgemeinschaft Evangelischer Deutscher ablehnt, so hätte ich dazu nicht das Wort genommen. Aber die Ausführungen gehen weit darüber hinaus. Sie gipfeln in dem Satz: Das Vaterland sei ein sittlicher Begriff, ‚der in seiner Konsequenz letztlich zur Regierungstreue verpflichtet'".

Das ist für jemand, der zehn Jahr lang gegen die nationalsozialistische Regierung gearbeitet hat, eine „harte Rede". Es ist noch härter zu hören für die vielen, die noch unter einer Regierung leben müssen, von der sie ein Abgrund trennt.

Andere Kirchenblätter mögen drucken, was sie glauben, verantworten zu können. Aber in Berlin geht das nicht an. Hier muß wenigstens eine Gegenstimme laut werden. Was heißt denn: Staat, Nation, Volk und Vaterland?

Der Staat ist *Recht* und *Macht*. Für Recht und Macht schlägt das Herz der Kirche nicht. Man muß den Staat respektieren. Aber man kann ihn auch abschütteln. Man kann nach Amerika übersiedeln und amerikanischer Staatsbürger werden. Dann ist man aller Rechte und Pflichten ledig, die man gegenüber seinem bisherigen Staat gehabt hat.

Nation ist ein schillernder Begriff, Staat und Volk in einem. Was man darunter versteht, hängt davon ab, wie man sich zu Staat und Volk verhält.

Bei *Volk* fängt das Neue an. Gott hat es so geordnet, daß der Mensch nicht als einzelner geboren wird, sondern als Glied einer Familie. Die Familie wiederum ist das Glied einer Sippe, eines Stammes und schließlich eines Volkes. Man kann hier wohl das viel mißbrauchte Wort „Schöpfungsordnung" anwenden. Mein Volkstum kann ich nicht ablegen. Ich bin und bleibe Deutscher, selbst wenn ich auswandere und für mein deutsches Volk nur Spott und Hohn habe. Ich darf aber nicht Spott und Hohn für mein Volk haben. Das 4. Gebot sagt klar und bestimmt: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren!" Keiner darf dagegen sagen: Ich habe mir meinen Vater und meine Mutter doch nicht ausgesucht! Du sollst —, sagt Gottes Gebot. Und dasselbe sagt es von dem Volk, das alle Väter und Mütter in sich vereinigt, alle, mit denen ich dieselbe Sprache spreche. Wir sollen zu unserem Volke stehen! Wir haben unserem Volk gegenüber Pflichten, die wir nicht abschütteln können. Und wenn man unser Volk aufspalten will, es sei durch eine Mauer oder durch andere künstliche Grenzen, dann haben wir zu sagen: Nein! Und zwar nach gottgesetzter Pflicht!

Vaterland ist das Land, in dem ich geboren bin, zu dem meine Väter und Vorväter gehört haben, das Land, das meine Sprache spricht, das Land, dessen Schönheiten mein Herz erfreuen. Ich weiß auch um die Schönheiten anderer Länder; aber die des eigenen Vaterlandes stehen meinem Herzen am nächsten. Hier sind unsere Wälder, unsere Berge, unsere Flüsse —, auch wenn sie schmutzig sind wie der Rhein. Hier werden die Lieder gesungen, die unsere Väter gedichtet haben. Der Breslauer Dom und die Danziger Marienkirche sind ein Stück unseres Vaterlandes. Genauso wie der Kölner Dom und die Marienkirche in Berlin.

Was Otto Ludwig von dem Wort „Heimat" sagt, gilt auch von dem Wort „Vaterland": In ihm umarmen sich alle guten Geister des Menschen.

Daraus ergeben sich Pflichten. Ich soll mein Vaterland vor jeder Überfremdung und Fremdherrschaft zu schützen suchen. Ich soll für mein Vaterland Opfer bringen. Und wenn es von anderen geschmäht wird, dann soll ich für seine Art eintreten.

Das heißt natürlich nicht, daß ich mein Vaterland über andere Vaterländer stellen soll. Ich habe meine Mutter. Der andere hat auch seine Mutter. Ich kann dankbar dafür sein, daß meine Mutter so ist, wie sie ist, und vielleicht anders als die fremde. Aber ich habe nicht abzustufen. Ich habe ganz einfach dankbar zu sein. So auch für mein Vaterland!

Ist das alles für den Christen eine fremde Welt?

Das Wort Vaterland hat D. Martin Luther in seine deutsche Bibel hineingeschrieben. Es hat im Alten Testament die schlichte und natürliche Bedeutung, die es überall in der Welt hat. Wenn man aus seinem Vaterland scheiden muß, dann ist damit — auch in der Bibel! — immer Selbstüberwindung gefordert, die man freilich aufbringen muß, wenn es Gottes Wille ist.

Daß im Neuen Testament das Wort Vaterland nur zweimal vorkommt, — daß es bei den Ereignissen in Kapernaum vielleicht besser mit „Vaterstadt" wiedergegeben werden müßte und daß dem Hebräerbrief das „Vaterland da droben" wichtiger ist als das irdische, — das weiß jeder Bibelleser. Aber „gewarnt" wird vor dem Vaterland nirgends. Es gehört nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar, in das hinein, was Jesus Christus zu verkündigen hat.

Für den Christen von heute aber, der um der Auferstehung Jesu willen auf eine neue Welt wartet, ohne sie in der irdischen Welt bisher zu finden, ist und bleibt das Vaterland das große Geschenk Gottes, das auch für unser irdisches Leben seinen Segen bereithält.

In unseren Gesangbüchern steht nach wie vor eine besondere Rubrik: „Volk und Vaterland". Die Lieder, die da stehen, sind zumeist nicht gut. Aber die Rubrik hat ihr Recht. Sie wartet auf bessere Lieder! Was Luther bei der vierten Bitte aufzählt: Obrigkeit, Ehre, getreue Nachbarn und desgleichen —, das alles umfaßt das Wort Vaterland!

Der Apostel Paulus mahnt im Philipperbrief, daß wir über dasjenige nachdenken sollen, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohllautend ist, „ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach!" Zu dem, dem man „nachdenken" soll, gehört auch das Vaterland. Gewiß, es ist die Gefahr der Deutschen, alles, was sie lieben und nicht lieben zu übersteigern, zu radikalisieren und damit den Engel zum Teufel zu machen. Auch bei dem Wort Vaterland haben wir das erlebt. Und wer es viele Jahrzehnte hindurch mit angesehen hat, wie man den Schluß des Lutherliedes ins Nationale umdeutete („das Reich muß uns doch bleiben!"), wer beobachtet, daß auch heute noch ganze Synoden erst dann lebhaft werden, wenn es um das Politische geht, — der versteht und teilt die Sorge, daß ein unchristlicher Nationalismus wieder hochkommen könnte. Nur, — das „Vaterland" soll man aus dem Spiel lassen!

Die Abkehr vom Vaterland und dem entsprechenden Vokabular nennt Reinhard Henkys eine „Befreiung des Geistes". Wir wünschen von dem, was wir als Kinder liebten, wofür wir uns als Studenten begeisterten, was wir, vom Wahn erfüllten Nationalismus verketzert, in Gottes Namen hochzuhalten gewußt haben auch in finsterer Zeit, nicht geistig befreit zu werden.

Das Vaterland ist Gottes Geschenk an seine Kinder. Es ist eine Quelle sittlicher Kraft, die das intellektualistische Geschlecht von heute nicht kennt, — die Folgen sind für jeden, der Augen im Kopf hat, deutlich zu sehen. Theodor Storm war gewiß kein Christ, aber er hat doch recht mit seinem Wort: „Kein Mensch gedeiht ohne Vaterland". „Auch kein Volk!"

Helmut Wegner

Mitteldeutschlands Beitrag zur deutschen und europäischen Geistes- und Kulturgeschichte

Vielfältig ist Mitteldeutschlands Beitrag zur Geistes- und Kulturgeschichte der Menschheit. Und gerade dieses Land zwischen Thüringer Wald und Ostsee mit dem Kernland Sachsen, Thüringen und der früheren Provinz Sachsen im Süden, mit Brandenburg, der Altmark, Mecklenburg und Vorpommern im Norden, das sich oft durch ein wahrhaft fortschrittliches, geistiges und kulturelles Leben auszeichnete, leidet unter der augenblicklichen Abgeschlossenheit besonders. Lebenswichtige, geistige und kulturelle Energien erlahmen, und hüben wie drüben drohen die Leistungen der großen Frauen und Männer Mitteldeutschlands vergessen zu werden. Da der geistig-kulturelle Austausch die günstigste gemeinsame Ebene nicht nur im eigenen Volke, sondern auch zwischen Völkern darstellt, einander zu verstehen und Achtung und Anerkennung zu zollen, wird eine Besinnung auf die Leistungen der großen Geistes- und Kulturschaffenden, Leistungen, die auch bei den Völkern des Ostens unbestritten sind, das mitteldeutsche Geisteserbe bewahren können und eine Brücke zur Verständigung bilden. — Viele Ingenia hat es unter den Mitteldeutschen gegeben. Da die Kraft des Geistes alle Grenzen überwindet, haben sie hineingewirkt in den Raum, der ihnen verwandt war, in den Raum des Kulturkreises, aus dem sie erwuchsen und dessen Werden und Wachsen sie ebenso beeinflußten und förderten wie die Ingenia der anderen deutschen Stämme — in den Raum der deutschen Kultur und durch ihn in den Raum des Abendlandes und des Christentums. — Mehr als 1100 Jahre lang ist Mitteldeutschland eine der lebendigsten und bedeutendsten Kulturlandschaften der deutschen Geistesgeschichte gewesen. Ähnlich wie in germanischer und vorgermanischer Zeit erfüllte es dabei seine Funktion als verbindende, vermittelnde und ausstrahlende Kulturlandschaft. Als dann im Hochmittelalter die Westdeutschen in den Osten strömten, übernahmen sie auch die Aufgabe, der deutschen Kultur eine neue Heimstatt zu schaffen. Im Westen hatten sich die deutschen Stämme so auseinandergelebt, daß sie sich nicht mehr die Kraft zu einer sprachlichen Einigung fanden. In den Gebieten Mitteldeutschlands hingegen hatten die Neustämme diese Kraft. Durch Luthers deutsche Bibel wurde das Mittelhochdeutsche der kursächsischen und böhmischen Kanzlei die einheitliche Schriftsprache aller Deutschen. Vom mitteldeutschen Raume, von Sachsen-Wittenberg, gingen die Bibeldrucke in die deutschen Lande. Aus der Bibel lernten die jungen Deutschen lesen und übernahmen so die neuhochdeutsche Sprache. Sicher wäre es übertrieben, Luther den Vater der modernen deutschen Schriftsprache zu nennen, fest steht aber, daß Deutsch, nämlich die neuhochdeutsche Schriftsprache, ohne ihn nicht zu denken wäre. Fraglich ist auch, ob wir ohne Luther schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine gemeinsame Literatursprache bekommen hätten, die gleichermaßen in Ober- und Mitteldeutschland wie in Niederdeutschland verstanden wurde — das Lutherdeutsch seiner Bibelübersetzung. Hier war nicht nur ein Mittel der Verständigung, sondern eine gemeinsame geistige Worterfahrung gegeben; denn während sich der Ostdeutsche und der Niederdeutsche durch das gesprochene Wort und ihre völlig verschiedenen Dialekte nicht ohne Schwierigkeiten gegenseitig verständlich machen konnten, während die Gelehrten untereinander Latein sprachen, wie es auch Luther tat, wenn er sich als Fachgelehrter äußerte, lag hier eine unmittelbar zugängliche Worterfahrung. Wer die Schriften Luthers in den frühen Drucken von Anbeginn verfolgt, erlebt das Wachstum von Schritt zu Schritt. — Die religiöse Bewegung dieser Jahrhunderte schuf das Kirchenlied, auch das katholische, und gab dem inneren Empfinden der Menschen nicht nur durch Luther, sondern auch durch die Kirchenlieddichter Ausdruck, durch Paul Gerhardt, um den Bedeutendsten zu nennen, und durch die Kirchenmusiker Johann Sebastian Bach und Händel. Aus der Bach-Tradition in Leipzig erwuchs der Thomanerchor. — Wir sehen trotz der Zerstörungen des letzten Weltkrieges noch heute mit unserem geistigen Auge im mitteldeutschen Raume die wuchtigen Kirchenbauten in Brandenburg, die hochragenden, himmelanstrebenden gotischen Dome von Halberstadt und Naumburg, die Backsteinkirchen in Mecklenburg und Pommern. In Berlin steht auf dem Brandenburger Tor noch heute das Viergespann Schadows. In Potsdam ist das Rokoko-Schloß Sanssouci erhalten geblieben. Das Schloß Andreas Schlüters ist dem Erdboden gleichgemacht, und Schinkels Alte Wache erfüllt heute andere Zwecke. In Dresden ist der Zwinger Pöppelmanns wiederhergestellt. — Auch die Malerei legt Zeugnis ab vom Geiste Mitteldeutschlands. In Dresden stellten Caspar David Friedrich und Philipp Otto Runge, die großen Maler der Romantik, das Sehen der Zeitgenossen „mit der Gewalt einer Naturkraft" um; eine neue Weltsicht ist da, ein neues Naturgefühl. In ihren Bildern verspürt man nicht nur die Schönheit, sondern auch die Erhabenheit von Schöpfung und Schöpfer unmittelbar. Da ist der letzte bürgerliche Maler großen Stils, der Verfechter des Impressionismus in Deutschland, Max Liebermann. Ernst Barlach, der Mecklenburger, bringt vor allem in seinen Bildwerken aus Holz die Erdgebundenheit alles Menschlichen zum Ausdruck. Ihn trifft die rassische Verachtung der Nationalsozialisten schwer. — Auf dem Gebiete der Geisteswissenschaften ragt noch der letzte Universalwissenschaftler hervor, der in Leipzig geborene Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz. Ein Grundzug seiner Lehre ist das Streben nach Ausgleich der Gegensätze. Leibniz war nicht nur der Begründer der Preußischen Akademie der Wissenschaften, sondern auch ein Förderer der Deutschen Akademie für Naturforscher der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinisch Deutschen Akademie. Wir denken an den hervorragenden Vertreter der Aufklärung, den Philosophen Johann Gottlieb Fichte, an Ernst Häckel, der das Biogenetische Grundgesetz aufstellte, und an die Literaturhistoriker Dilthey und Ehrismann. Neben ihnen steht, um nur einen zu nennen, der große Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts, Leopold v. Ranke, der seine Geschichtsdarstellungen vornehmlich dem 16. und 17. Jahrhundert widmete. Ranke war der Überzeugung, daß jede Zeit von Gott gegeben anzusehen sei und aus sich selbst verstanden werden müsse. — Es ist, als ob in den Gebieten des mitteldeutschen Raumes nach dem Mittelalter auch die geistigen Zentren entstehen. Weimar ist die Stätte der letzten Hochblüte deutschen Geistes gewesen, nicht nur mit Goethe und Schiller. Goethes Verehrung als geistiger Größe ließ alle Staaten der Welt an seinem Sarge im Jahre 1932, dem 100. Todesjahre, Kränze niederlegen. Man sah Kranzschleifen von Island bis Neuseeland, und auch die Sowjetunion ehrte diesen großen Deutschen. Dem geistigen Zentrum in Weimar muß man Leipzig gegenüberstellen. Leipzig, von dem der junge Goethe sagt: „Mein Leipzig lob' ich mir, es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute." Leipzig, die Stadt des Buchhandels. Da stehen im Mittelpunkt des geistigen Lebens Klopstock, Gellert, Gottsched und Lessing. Eine volksbildende Stadt nennt sie Madame de Stael in ihrem Buch über Deutschland um 1813. „Arbeitsleute aller Klassen, Steinhauer sogar, ruhen sich aus mit einem Buche in der Hand . . . Ist es da ein Wunder, wenn auch aus diesem Raume pädagogische Anregungen von Männern wie Gaudig und Gurlitt, Veit Ludwig v. Seckendorff und Spener ausgegangen sind, die weltweit gewirkt haben? Der Glaube an die Macht der Erziehung führte zur Gründung von zahlreichen Schulen und Instituten, in denen neue Prinzipien der Pädagogik entwickelt und erprobt wurden. Die Pädagogische Deutsche Zentralbibliothek, die Comeniusbücherei, konnte keinen besseren Platz als Leipzig haben. Mit der Gründung der Weimarer Akademie und der Berufung Arnold Böcklins als Lehrer, der Niederlassung von Franz Liszt und der Berufung des genialen Vertreters des Jugendstils, Henry van de Velde, bekundeten die Landesherren ihren schöpferischen Willen. Nicht unerwähnt bleiben dürfen schließlich die Franckeschen Stiftungen in Halle, die eine Pflanzstätte mit weit nach Ost- und Südosteuropa ausstrahlender Wirkung bildeten. Mit vollem Recht konnte so Mitteldeutschland die pädagogische Provinz Deutschlands genannt werden. In ihrer Wirkung für das geistige und kulturelle Leben verdienen nicht zuletzt die geistigen Zentren in Jena und Halle-Wittenberg, in Freiburg und in Dresden Beachtung. —

Als besonders kennzeichnend für die kulturelle Ausstrahlungskraft des mitteldeutschen Raumes seien hier vor allem das ottonische Magdeburg und das Dessauer Bauhaus genannt. Ein Walter Gropius, Nachfolger van de Veldes, ruft der jungen Generation zu: „Bildhauer, Maler und Architekten, wir alle müssen zum Handwerk zurück. Es gibt keinen Wesensunterschied zwischen Künstler und Handwerker." Und er sagt weiter: „Wollen, denken, erschaffen wir gemeinsam den neuen Bau der Zukunft, der alles in seiner Gestalt vereinen wird: Architektur, Malerei und Plastik, der aus Millionen Händen der Handwerker einst gen Himmel steigen wird als kristallnes Sinnbild eines neuen kommenden Glaubens." — Dichter und Denker Mitteldeutschlands hatten von Beginn der deutschen, ja europäischen Literaturgeschichte an stets einen hervorragenden Anteil an den großen Epochen unserer geistigen Entwicklung. Dieser Beitrag erfolgte in vielfältiger geistiger Begegnung zwischen Ost und West, dem Norden und dem Süden Deutschlands und Europas. In der Gegenwart ist Mitteldeutschland daran gehindert, seine geistige und kulturelle Aufgabe zu erfüllen. Helfen wir alle mit, daß es seine ihm zukommende und ihm gemäße Aufgabe bald wieder erfüllen kann.

Die Vereinten Nationen

Die Beendigung der fünfjährigen Amtszeit des derzeitigen Generalsekretärs der UNO, des Birmesen U Thant, im Dezember d. Js. gibt Anlaß, dem Wirken der Weltorganisation, insbesondere ihren Bemühungen um die Erhaltung des Friedens in der Welt, besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Es drängt sich zunächst die Frage auf, ob die UNO die in sie gesetzten Erwartungen erfüllt hat. Nun, unbestritten ist, daß die Vereinten Nationen aus unserer Welt nicht mehr wegzudenken sind. Ihre Charta ist das bedeutendste Dokument dieses Jahrhunderts, das die allgemeine Anerkennung der Menschenrechte anstrebt und gerechte soziale und wirtschaftliche Verhältnisse für alle Völker der Erde fordert. Dies ist wohl einer der Gründe, weshalb die ehemaligen Kolonialgebiete, die in den letzten Jahren zu staatlicher Unabhängigkeit gelangten, sich unverzüglich an die Vereinten Nationen um Aufnahme in die Völkergemeinschaft wandten. Sicher bedeutet für sie die Mitgliedschaft in der UNO nicht nur die Anerkennung der Charta, sondern zeigt auch, zumindest theoretisch, die Bereitschaft, sich an die internationalen Gepflogenheiten zu halten. — Wir wissen, daß die Vereinten Nationen in den vergangenen zwei Jahrzehnten nicht immer den Zielsetzungen ihrer Charta voll und ganz gerecht werden konnten. Dies ist um so verständlicher, als diese Institution von Menschen, die nicht ohne Fehl sind, erdacht, errichtet und gelenkt wurde. Trotzdem aber hat die UNO weit mehr erreicht, als ihre Gründer im Jahre 1945 zu hoffen gewagt hatten. Eine der wichtigsten Aufgaben der Vereinten Nationen — wenn nicht die wichtigste —, ist ihr Beitrag zur Sicherung des Weltfriedens. Gerade in dieser Hinsicht hat sich das Wirken der UNO besonders segensreich erwiesen. Ich möchte hier nur an die Vermittlungstätigkeit zur Beendigung der Berliner Blockade, in der Kubakrise, in Korea, Indonesien, Kaschmir, an den Grenzen des Staates Israel, in Griechenland, auf Zypern und im Kongo erinnern. Insoweit kann die eingangs gestellte Frage, ob die UNO die in sie gesetzten Erwartungen erfüllt hat, mit einem vorbehaltlosen Ja beantwortet werden. Aber auch auf dem Gebiete der komplizierten Abrüstung haben die Vereinten Nationen ihren ganzen Einfluß geltend gemacht und alle sich bietenden Gelegenheiten wahrgenommen, um die Menschheit vor den Schrecken eines Vernichtungskrieges zu bewahren. Allerdings konnte bisher noch kein Abkommen erzielt werden, das die allgemeine und vollständige Abrüstung gebracht hätte. Auch künftig wird es sicher nicht leicht sein, die 117 Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen zu einer Übereinkunft zu bringen. Trotzdem ist man in der Vollversammlung nicht müde geworden, immer wieder auf die Gefahren und Folgen eines Atomkrieges, auf die allen Völkern gemeinsame Sehnsucht nach Sicherheit und Frieden mit allem Nachdruck hinzuweisen. Die Vollversammlung stimmte einer Entschließung zu, die den Mißbrauch des außerirdischen Raumes für militärische Zwecke verbietet und sich für eine gemeinsame Weltraumforschung mit friedlichen Mitteln und Zielen einsetzt. Auch der Vorschlag zur Einberufung einer Weltabrüstungskonferenz im Jahre 1967 kam von der UNO. — Eine wesentliche Vermittlerrolle spielen die Vereinten Nationen auch bei der Umwandlung ehemaliger Kolonialgebiete in freie, unabhängige Staatswesen. Ihr Tätigwerden in Fällen fortgesetzter rassischer Diskriminierung und Verweigerung der Menschenrechte, wie sie in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von den Vereinten Nationen niedergelegt wurden, hat oftmals schon größeres Unrecht verhindern helfen. Selbst wenn man einräumt, daß die Maßnahmen der UNO nicht immer sinnvoll gewählt oder voll wirksam waren, gereicht ihnen jedoch gerade dieses Kapitel im Buch der Geschichte der Vereinten Nationen zu besonderer Ehre. Ergänzt wird es durch die Arbeit der zahlreichen UN-Sonderorganisationen, beispielsweise auf dem Gebiete der weltweiten Flüchtlingshilfe, der allgemeinen Anerkennung der demokratischen Freiheiten, durch die Hebung des Lebensstandards in den Entwicklungsländern, die Seuchenbekämpfung, die Hilfe für die Kinder und den Abbau der Schranken, die Unwissenheit und Armut aufrichten. Seit ihrer Gründung haben sich die Vereinten Nationen für eine Hebung des Lebensstandards vor allem der Völker eingesetzt, denen zum Teil nicht einmal das Existenzminimum zur Verfügung steht. Die verschiedenen Sonderorganisationen der UNO haben versucht, die Lösung aller damit zusammenhängenden Probleme auf breitester Front zu bewältigen. Die Weltbank und die Organisation für Internationale Entwicklung (IDA) stellten bisher insgesamt 85 Ländern Kredite in Höhe von 7,5 Milliarden Dollar zur Verfügung, die u. a. für den Bau von Schulen und Krankenhäusern, für den Bau von Straßen, Eisenbahnen und Kraftwerken, für Flußregulierungsprojekte und nicht zuletzt auch für die Errichtung von Lehrwerkstätten verwandt wurden. Die Weltgesundheitsorganisation (WHO), mit der das Bundesministerium für Gesundheitswesen besonders enge Kontakte pflegt, nahm sich gemeinsam mit dem Weltkinderhilfswerk der Mütter und Kinder an. Sie wirkt als leitende und koordinierende Organisation auf dem Gebiete des internationalen Gesundheitswesens, hilft Mangelkrankheiten eindämmen, bekämpft Seuchen und Seuchengefahren. Die UN-Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation (FAO) bemüht sich um die Verbesserung der Anbaumethoden und Bodenbearbeitung und fördert die Verwendung von modernem landwirtschaftlichen Gerät in Ländern, deren Bauern noch heute ihre Felder nach Urvätersitte bestellen. Die Länder sollen durch die Maßnahmen dieser Organisation in die Lage versetzt werden, ihre Ernteerträge zu erhöhen, den Wildbestand anzuheben und den Fischfang zu steigern, damit in absehbarer Zeit auch der Hunger, von dem ständig mehr als die Hälfte der Menschheit betroffen ist, gebannt werden kann. Die Bekämpfung des Analphabetentums gehört mit zu den vordringlichsten Aufgaben der UNESCO, des Erziehungs-, Wissenschafts- und Kulturrates der Vereinten Nationen. Unwissenheit ist eine der wesentlichen Ursachen der Armut. Ein Volk, das nicht lesen und nicht schreiben kann, wird es schwer haben, mit modernen Techniken und Produktionsmethoden fertigzuwerden. Es gibt heute praktisch kein Arbeitsgebiet — Fragen und Probleme, die das Leben des Menschen in unserer Zeit berühren —, auf dem die Sonderorganisationen der Vereinten Nationen nicht schon tätig geworden sind und einen wesentlichen Beitrag zur Überwindung der Schwierigkeiten geleistet haben. Dennoch wird sich mancher die durchaus berechtigte Frage stellen, was die Vereinten Nationen zur Abwendung der größten Bedrohung unserer Tage, der Gefahr, die aus dem Krieg in Vietnam erwachsen ist, getan haben oder zu tun gedenken. Vietnam ist das Sorgenkind vieler Nationen. Dort wird ein Krieg geführt, der keine Fronten und keine Regeln kennt. Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen hat sich, wie man weiß, eingehend mit den Möglichkeiten einer friedlichen Beilegung dieses die ganze Welt erschütternden Konflikts befaßt, doch konnte er bisher noch keine konkreten Schritte einleiten. Dies soll und darf uns nicht entmutigen. Die bisherigen erfolgreichen Bemühungen der Vereinten Nationen zur Erhaltung des Weltfriedens sollten uns vielmehr in der Zuversicht bestärken, daß es den gemeinsamen Anstrengungen der 117 in der UNO vertretenen Nationen gelingen wird, die Welt vor dem Wahnsinn eines dritten Weltkrieges zu bewahren.

Wegner

August Graf von Kageneck

Trotz politischer Differenzen:

Enge militärische Zusammenarbeit mit Frankreich

Deutsche Panzergrenadiere üben im Zentralmassiv mit unterstellten „Paras“

Irgendwann in diesen Wochen muß sich entscheiden, ob und unter welchen Bedingungen die 70 000 französischen Soldaten in der Bundesrepublik in ihren augenblicklichen Garnisonen bleiben oder nicht. Sollte diese Frage nicht einer Lösung zugeführt werden, die dem Geist des deutsch-französischen Vertrages vom Januar 1963 entspricht, würde zweifellos auch eine weit weniger spektakuläre Form der Zusammenarbeit zwischen den Armeen der beiden Länder ihr Ende finden: die permanente Ausbildung ganzer deutscher Verbände bis zur Brigade-Stärke auf französischen Übungsplätzen. Weder das deutsche noch das französische Publikum sind sich bisher über Umfang und Wert dieser Ausbildungshilfe Frankreichs an die Bundesrepublik ganz bewußt geworden.

Schon als der erste deutsche Soldat seit 1944, im Sommer 1962, seinen Fuß auf die Hauptstraße des Dörfchens Mourmelon in der Champagne setzte, wie ein Star fotografiert von den Reportern der Weltpresse — denn er war in der Tat eine historische Persönlichkeit ersten Ranges — hatte die militärische Zusammenarbeit zwischen den beiden einstigen „Erbfeinden“ längst vertragliche Formen angenommen. Drei Jahre, bevor sich Adenauer und de Gaulle im Elysée-Palast den Bruderkuß gaben, am 25. Oktober 1960, hatten Bonn und Paris in einem „diplomatischen Rahmenabkommen“ festgelegt, daß Einheiten der Bundeswehr zu Ausbildungs- und Schießvorhaben in Frankreich Aufnahme finden sollten. Am 26. Februar 1962 wurde das aus 12 Artikeln bestehende Rahmenabkommen durch ein „Abkommen über Verfahren für die Bereitstellung von Sach- und Dienstleistungen für die Bundeswehr durch die Regierung der französischen Republik“, abgekürzt „accord de procédure“, ersetzt. Es regelt alle Fragen der bilateralen militärischen Zusammenarbeit, sowohl die der Errichtung von Nachschub-Depots der Bundeswehr in Frankreich, wie die der Ausbildung von Bundeswehr-Verbänden auf französischen Plätzen. Als erste Übungsplätze wurden Mourmelon und Sissonne in der Champagne, zwischen Reims und Laon, zur Verfügung gestellt. Hinzu kamen Bitche in den Nord-Vogesen für Luftlande-Truppen und Les Rochilles in Hoch-Savoyen für Gebirgstruppen. Seit 1964 hat das Lager La Courtine im Zentralmassiv die Champagne-Plätze Mourmelon und Sissonne abgelöst. Luftlandetruppen können auch den wegen seiner Nähe zu den französischen Luftlande-Garnisonen günstigen Platz von Caylus bei Toulouse benutzen. Ab 1967 soll ferner ein noch nicht näher bezeichnetes Gelände in Burgund zur Verfügung gestellt werden.

Die Zahlen deutscher Soldaten, die seit fünf Jahren fast unbemerkt von der Öffentlichkeit in Frankreich ausgebildet oder fortgebildet wurden, sind imponierend. 1961: 13 000 Mann. 1962: 15 000. 1963, dem Jahr des Elysée-Vertrages: 19 000. 1964, dem Jahr der ersten Enttäuschungen: 5 000. 1965: 8 500. In diesem Jahr haben seit April in La Courtine geübt: vier Panzergrenadier-Brigaden, die Panzer-Lehr-Brigade, ein Gebirgs-Artillerie-Bataillon und kleinere Divisions-Einheiten. Wahrscheinlich wird der Rekord des Jahres 1963 gebrochen. Zählt man alles zusammen, so ergibt sich die beachtliche Zahl von rund 80 500 deutschen Soldaten oder vier deutschen Divisionen, die in Frankreich ihr Handwerk perfektionieren konnten.

Ein Stab von etwa 150 Personen unter Führung eines Generals, der sich „Deutscher Logistischer Bevollmächtigter bei AFCENT und in Frankreich“ nennt, regelt alle mit diesen Vorhaben auftretenden Fragen sowohl mit dem Bundesministerium der Verteidigung in Bonn als mit den französischen zivilen und militärischen Dienststellen. Er hat seinen Sitz in Fontainebleau bei Paris und wird auch dort bleiben, wenn AFCENT im kommenden Frühjahr in sein neues Quartier im holländischen Limbourg umzieht. Wenn man weiß, was der Straßen- und Eisenbahntransport einer Panzer-Grenadier-Brigade mit bis zu 700 Fahrzeugen, davon 250 Kettenfahrzeugen, durch einen großen Teil eines fremden Landes und unter friedensmäßigen Bedingungen bedeutet, so kann man den Umfang der Arbeit dieses Stabes ermessen. Die Brigaden üben in ständigem Wechsel, der Umschlag ist oft so haargenau kalkuliert, daß die abziehenden Einheiten und die neu eingetroffenen noch zwei Tage in den selben Unterkünften liegen müssen. Jede Einheit bleibt etwa drei bis vier Wochen. Ein Heer von französischen Eisenbahnern, Gendarmen, Polizisten und Militärpolizisten begleitet, überwacht, leitet den Heerwurm durch Frankreich. Alles geht reibungslos. Nie hat es ernsthafte Zwischenfälle gegeben. Die Disziplin ist auf beiden Seiten vorzüglich. Die deutschen Soldaten sind vorher eingehend über Land und Leute, Kultur, Geschichte, Benehmen und Gebräuche in Lichtbildervorträgen belehrt worden. Französische Präfekten der durchfahrenden Departements bezeichnen seit langem die deutschen Truppen als die diszipliniertesten Alliierten. Über allem steht eine Diskretion, die der Vergangenheit der beiden Völker angemessen ist und alle Reibungen im Keim erstickt.



Französische Panzerfaust — Deutscher M 48

Wir wohnten einer zweitägigen Brigade-Übung der Panzergrenadier-Brigade 19 aus Ahlen in Westfalen (Kommandeur Schwerterträger Oberst Ziegler) im September in La Courtine bei. Übungen dieses Ausmaßes sind in der Bundesrepublik nur auf einigen wenigen Plätzen möglich, bei denen folglich monatelang vorher „Schlange“ gestanden werden müßte. Rund 3 000 Mann, Teile der Bataillone 191 (MTW), 192 (mot) und 193 (SPz), eine Kompanie des Panzerbataillons 194, eine Batterie des Feldartillerie-Bataillons 195 sowie eine Pionierkompanie, waren eingesetzt. Geübt wurde der Angriff eines verstärkten PzGrenBataillons mit Überwinden einer verminten Sperre, Einrichten zur Verteidigung, Gegenangriff und hinhaltendem Kampf. Die Übung wurde so realistisch wie möglich gestaltet. Die zu überwindende Sperre war eine regelrechte Baumsperre mit einem verlegten Minenfeld, das geräumt werden mußte, wodurch der Angriff einen ganzen Vormittag lang aufgehalten wurde. Am Nachmittag zwang der Einschlag eines 20-KT-Atomgeschosses den Bataillonskommandeur zur Umdisposition seines Angriffs, wobei das Entgiften von Fahrzeugen und Männern durch den Entgiftungszug der Brigade am Ufer eines Sees geübt wurde.

Als „Clou“ der Übung bezeichnete der Brigade-Kommandeur die Teilnahme einer am Vortage eigens aus ihrer Garnison in Toulouse eingetroffenen Kompanie des 9ème RCP (Régiment de Chasseurs Parachututistes), die dem angreifenden Bataillon als 4. Schützenkompanie unterstellt wurde. Wenn auch Fallschirmjäger und Grenadiere nicht nach gleichen Grundsätzen ausgebildet werden und schon von der Statur her unterschiedlich sind, wozu noch der Unter-

schied zwischen einem westfälischen und einem südfranzösischen Bauernsohn kommt, so war die Zusammenarbeit innerhalb des angreifenden Bataillons ein förmlicher Genuß für Teilnehmer, Schiedsrichter und Zuschauer. Der Btl.Kommandeur hatte die Franzosen als Spitzenkompanie eingeteilt, sehr zum Verdruß der Schiedsrichter, die den Angriffsschwung der „Gäste" nicht bremsen konnten. Französische Offiziere erklärten hinterher, es sei eine Freude und ein Stolz für sie gewesen, mit deutschen Grenadieren und Panzern zusammen angreifen zu können. Der französische Wehrkreis-Kommandeur für La Courtine, Général de Division Bouchart, hatte an der Lage-Ausgabe und der ersten Phase der Übung teilgenommen.

Es wäre falsch, in der Tatsache, daß deutsche Soldaten in Frankreich üben können, nur einen militärischen Wert zu sehen. Der menschliche Wert ist mindestens ebenso hoch zu veranschlagen. Junge Deutsche lernen Nachbarland und Nachbarvolk kennen, können zeugen für die neue deutsche Armee, knüpfen unzählige Kontakte zu Franzosen und gewinnen in ihnen Freunde und Kameraden für den Ernstfall, die über nichts glücklicher sind, als daß sie in einem neuen Krieg, sollte ein solcher kommen, nicht mehr gegen, sondern mit den Deutschen kämpfen werden. In zahllosen Gesprächen, sei es in den Kantinen von Mann zu Mann, sei es in den Kasinos zwischen den Offizieren beider Heere, ist dies immer wieder feierlich unterstrichen worden.

Oberstleutnant Schirmer

„Tempora mutantur et nos mutamur cum illis"

Gedanken zum Handbuch Innere Führung

I. Als die Bundeswehr im Jahre 1955 aufgestellt wurde, geschah dies unter erheblichen politischen Schwierigkeiten. Inzwischen sind über zehn Jahre vergangen, so daß sich die Frage ergibt, ob das Handbuch Innere Führung noch den militärischen Erfordernissen gerecht wird. Auch hier gilt, daß nicht alles, was 1955/1956 gut gemeint war, sich in der Praxis bewährt hat. Ferner gebieten neue Erlasse des Bundesministers der Verteidigung und des Generalinspekteurs eine Überprüfung des Handbuches.

II. Bei der Durchsicht des im September 1957 herausgegebenen und bisher nicht geänderten Handbuches ergeben sich Mängel:

1. Das Handbuch Innere Führung enthält keine klare Begriffsbestimmung der Inneren Führung. Auf Seite 169 heißt es lediglich, daß Innere Führung ein neuer Begriff für ein Bündel von Führungsaufgaben sei, die es zu allen Zeiten in der Truppe gegeben habe und geistige Rüstung und zeitgemäße Menschenführung umfasse, welche die Voraussetzungen für die Schlagkraft der Truppe seien.

   Diese Formulierungen sind zu allgemein gehalten. Sie sagen nicht, was Innere Führung ist. In das Handbuch müßte entweder die von der Schule der Bundeswehr für Innere Führung vorgeschlagene, oder die vom Bundesminister der Verteidigung anläßlich der Kommandeurtagung in München am 13. Oktober 1964 gewählte Begriffsdefinition aufgenommen werden, die, wie folgt, lauten:

   a) „Innere Führung ist die Aufgabe aller Vorgesetzten, Staatsbürger zu Soldaten zu erziehen, die fähig und willens sind, Recht und Freiheit des deutschen Volkes und seiner Verbündeten in der geistigen Auseinandersetzung zu wahren und zu fördern und im Kampfe mit der Waffe tapfer zu verteidigen.

   Dieses Ziel wird erreicht durch zeitgemäße Menschenführung und geistige Rüstung innerhalb unserer Lebensordnung und unserer soldatischen Ordnung.

   Innere Führung
   — geht hierbei aus von den politischen und gesellschaftlichen Gegebenheiten
   — bekennt sich zu unserem Grundgesetz
   — macht soldatische Tugenden lebendig und übernimmt bewährte Erfahrungen in unsere heutige Lebensform und
   — berücksichtigt die Folgen der Anwendung und Wirkung moderner technischer Mittel."

   b) „Innere Führung ist:

   1. Die Anleitung, Menschen unserer Zeit in unserer Gesellschafts- und Staatsform auszubilden, zu erziehen und zu führen.

   2. Die Art und Weise, in der die soldatische Ordnung der Bundeswehr auf der Grundlage der Dienstpflichten im Einklang mit den Prinzipien des freiheitlichen Rechtsstaates täglich verwirklicht wird.

   3. Der Weg zum Leitbild des Staatsbürgers in Uniform, ausgebildet als moderner Soldat, erzogen zum freien Bürger, der aus Einsicht gehorcht und entschlossen ist, das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen, geführt von beispielgebenden Vorgesetzten.

   Innere Führung ist ein Element unserer Führungsaufgaben, gerichtet auf das innere Gefüge der Bundeswehr, auf ihren Geist und auf ihre Moral, nicht irgendwo oder für irgend etwas, sondern in unserer Wirklichkeit der Kasernen und Übungsplätze in der Bundesrepublik Deutschland."

   Nach über 10jährigem Bestehen der Bundeswehr sollte es eigentlich möglich gewesen sein, eine verbindliche Begriffsbestimmung für *Innere Führung* zu finden und in das Handbuch aufzunehmen. Solange dies nicht der Fall ist, muß festgestellt werden, daß dem Handbuch die Grundlage fehlt. Eine verbindliche Begriffsbestimmung für Innere Führung wäre aber deshalb notwendig, weil nicht nur das Parlament, sondern auch Presse, Rundfunk und Fernsehen und der Wehrbeauftragte sich mit der Inneren Führung in der Bundeswehr befassen.

2. In dem Handbuch fehlen Erläuterungen und Hinweise, worin die *Grundsätze* der Inneren Führung bestehen. Im Hinblick auf § 2 Abs. 2 des Gesetzes über den Wehrbeauftragten des Bundestages mit dem Bezug auf die Grundsätze der Inneren Führung und den zusammenfassenden Bericht des Bundesministers der Verteidigung über die Vorfälle in der Ausbildungskompanie 6/9 in Nagold vom 31. 1. 1964 mit der Feststellung: „Die Grundsätze der Inneren Führung sind Befehle" erscheint es unerläßlich, daß diese Grundsätze in Form eines Erlasses oder einer Vorschrift erläutert werden, weil nach § 2 Nr. 2 des Wehrstrafgesetzes ein Befehl eine Anweisung zu einem bestimmten Verhalten ist, die ein militärischer Vorgesetzter (§ 1 Abs. 4 SG) einem Untergebenen schriftlich, mündlich oder in anderer Weise allgemein oder für den Einzelfall mit dem Anspruch auf Gehorsam erteilt. Wenn aber ein Befehl eine Anweisung zu einem bestimmten Verhal-

ten mit dem Anspruch auf Gehorsam ist, folgt hieraus, daß die Grundsätze der Inneren Führung bestimmt werden müssen.

Nach meiner Auffassung sollen die Grundsätze der Inneren Führung aussagen:

a) Die Pflichten und Rechte des Soldaten, wie diese in den §§ 7, 8 und 10 ff. des Soldatengesetzes verankert sind.

b) Die Richtlinien für die Erziehung des Soldaten nach Maßgabe der ZDv 11/1.

c) Den Erlaß „Erzieherische Maßnahmen" BMVtdg Fü B I 4-Az: 55-05-04-00 - vom 20. Februar 1965.

d) Richtlinien für die Erziehung 1959/60 des Generalinspekteurs.

Ein Handbuch Innere Führung, welches diese Grundsätze nicht enthält, muß als unvollständig angesehen werden. Abgesehen hiervon würde auch die Tätigkeit des Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages erleichtert, wenn endlich die Grundsätze der Inneren Führung bestimmt würden.

3. Nachdem der Erlaß des Bundesministers der Verteidigung betr. „Bundeswehr und Tradition" Fü B I 4 - Az: 35-08-07 - vom 1. Juli 1965 vorliegt, erscheinen die Ausführungen über Konvention und Tradition auf S. 49-77 des Handbuches Innere Führung *überholt*. Zumindest müßten in das Handbuch zusammenhängend die soldatischen Grundhaltungen aufgenommen werden, die in Nr. 19 des obigen Erlasses aufgeführt sind. Ferner müßte in dem Handbuch auf den Erlaß des Bundesministers der Verteidigung - S I 4 - Az: 35-05-03 vom 19. August 1965 betr.: „Richtlinien für die Erziehung der Unteroffiziere" hingewiesen werden, in dem es unter C II heißt, daß die Tradition des Unteroffiziers sich gründet auf

— seiner Lauterkeit und Wahrhaftigkeit

— seiner Treue und Tapferkeit

— seinem Verantwortungsbewußtsein und seinem Gehorsam

— seiner Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit.

Es sollte in diesem Zusammenhang ernsthaft geprüft werden, ob nicht die Ausführungen über Reitpferde und Lanzen, Uniformen, Minenwerfer, Ulanen im Schützengraben, Kriegssoldat und Paradesoldat auf S. 53-59 des Handbuches Innere Führung ersatzlos gestrichen und durch eine knapp gefaßte Geschichte des deutschen Offizier- und Unteroffizierkorps ersetzt werden können, die Vor- und Leitbilder aufzeigt. Gerade für den jungen Offizier und Unteroffizier wäre eine solche Darstellung wichtig. Mit den zitierten Ausführungen in dem Handbuch vermag er nur wenig anzufangen. Im übrigen erscheinen lange Ausführungen über die Konvention wenig sinnvoll, weil man über den Begriff selber streiten kann.

4. Auch das Kapitel Leitsätze für Menschenführer: Erziehung des Soldaten auf S. 91-95 des Handbuches ist unvollständig, weil der Erlaß des Bundesministers der Verteidigung - Fü B I 4 - Az: 35-05-04-00 vom 20. 2. 1965 „Erzieherische Maßnahmen" fehlt. Die Behandlung dieses Erlasses in dem Handbuch Innere Führung wäre aber unerläßlich, weil dieser zahlreiche Beispiele enthält, die zeigen, was befohlen und nicht befohlen werden darf. Gerade wegen der praktischen Beispiele in dem zitierten Erlaß wäre seine Aufnahme in das Handbuch erforderlich.

5. Daß die Ehre des Soldaten nicht mit negativen Merkmalen und Aussprüchen bekannter Männer behandelt werden kann, wie es auf S. 72, 34, 58 und 65 des Handbuches geschehen ist, wurde bereits an anderer Stelle behandelt. Nur so viel muß in diesem Zusammenhang festgestellt werden, daß ein Handbuch Innere Führung verbindliche Hinweise darüber enthalten sollte, was die Ehre des Soldaten ist. Auch hier müßte eine klare Begriffsbestimmung vorgenommen werden. Ein Versuch zur Beantwortung dieser Frage wurde gemacht. Es ist bedauerlich, daß auch der Erlaß des Bundesministers der Verteidigung Fü B I 4 - Az: 35-08-07 - betr. „Bundeswehr und Tradition" vom 1. Juli 1965 hierzu keine verbindlichen Hinweise enthält. Ausführungen über die Tradition erscheinen unvollständig, wenn die Ehre unerwähnt bleibt und nicht als soldatische Grundhaltung anerkannt wird.

6. Die negativ erscheinende Beurteilung Friedrichs des Großen durch nachstehenden Ausspruch und den Spott des Prinzen Heinrich nach der verlorenen Schlacht bei Kolin auf S. 34 und 149 des Handbuches

„Es sei billig, daß derjenige Stand, der in der Gefahr allen übrigen Ständen vorgehe, auch in der Ehre den Vorzug habe" und

„Phaeton ist gefallen!"

hält einer objektiven Geschichtsbetrachtung nicht stand, wenn man berücksichtigt, daß Friedrich der Große zu seiner Zeit der fortschrittlichste Monarch in Europa war, die innere Kolonisation Preußens betrieben, Innen- und Außenhandel sowie das Bankwesen und die Industrialisierung seines Landes gefördert, die Rechtspflegereform begonnen, auf eine Kabinettsjustiz verzichtet und sich durch seine Toleranz in Glaubensfragen ausgezeichnet hat. Daß Friedrich der Große einer der bedeutendsten Feldherrn gewesen ist und als Vorbild in seiner Pflichterfüllung gegenüber seinem Lande beispielgebend war, sollte in einem Handbuch Innere Führung nicht unerwähnt bleiben. Wir verleugnen unsere Geschichte, wenn Friedrich der Große vergessen oder irreführend dargestellt wird.

7. Auf S. 36 des Handbuches Innere Führung steht:

„Aber gerade das Nebeneinander von Bundeswehr und sowjetzonaler ‚Volksarmee' zeigt, wie wenig heute mit allgemeinen Loyalitätsgefühlen zu Deutschland, wie wenig mit hergebrachten Ehrbegriffen oder dem Willen zum ‚Dienst um des Dienstes willen' auszurichten ist."

Die Worte: „Allgemeinen Loyalitätsgefühlen zu Deutschland" erscheinen bedenklich, weil das Ziel jeder deutschen Außenpolitik in der Bundesrepublik die Wiedervereinigung Deutschlands durch Freiheit in Frieden ist. Vaterlandsliebe gründet in den natürlichen Bindungen des Menschen an Heimat, Land, Volk, deren Geschichte und Kultur; das nationale Bewußtsein ist eine Triebkraft, die sich seit frühen Anfängen in der europäischen Geschichte entfaltet hat, wie es in Nr. 11 und 10 des Erlasses des Bundesministers der Verteidigung - Fü B I 4 - Az: 35-08-07 - vom 1. Juli 1965 betr. „Bundeswehr und Tradition" heißt. Bundespräsident Dr. Heinrich Lübke hat hierzu ausgeführt (4):

„Wir müssen in der Vergangenheit unseres Volkes jene Kräfte aufspüren, die unter gewandelten äußeren Bedingungen auch heute noch ein gesundes Nationalgefühl und die natürliche Liebe zum Vaterland tragen können."

Die oben zitierte Formulierung in dem Handbuch Innere Führung sollte daher gestrichen werden, weil sie Verwirrung stiften und Schaden in geistiger Hinsicht anrichten könnte.

Auch die in dem Handbuch aus dem Nebeneinander von Bundeswehr und sowjetzonaler „Volksarmee" gezogene Folgerung auf „hergebrachte Ehrbegriffe" erscheint nicht stichhaltig, weil die Ehre soldatische Tugenden enthält, die unabhängig von den politischen Verhältnissen bestehen. Diese Tugenden sind aber die in Nr. 19 des Erlasses des Bundesministers der Verteidigung Fü B I 4 - Az: 35-08-07 - vom 1. Juli 1965 betr. „Bundeswehr und Tradition" aufgezählten soldatischen Grundhaltungen.

8. Es müßten außerdem in dem Handbuch auf S. 37-38 in den Ausführungen über „Soldat im heißen Gefecht" die als Randnoten erhobenen Forderungen:

„statt Befehl und Gehorsam . . .

. . . Auftrag und Verantwortung"

ersatzlos gestrichen werden.

Die Aufweichung von „Befehl und Gehorsam" durch „Auftrag und Verantwortung" steht im Widerspruch zu Nr. 49 der HDv 100/1, in der es heißt:

„Militärische Führung ist auf dem Grundsatz ungeteilter Verantwortung sowie auf der Wechselwirkung zwischen Befehl und Gehorsam aufgebaut; dadurch ist sie zu rascher Tat nach einheitlichem Willen befähigt."

Es sollte in dem Handbuch klargestellt werden, daß Befehl und Gehorsam Grundpfeiler der militärischen Ordnung sind. Verantwortung und Vertrauen aber sind die Grundlagen von Befehl und Gehorsam. Richtig ist zwar, daß ein Soldat, der nur aus Zwang und nicht auch aus Einsicht gehorcht, in einem Verteidigungsfall kaum brauchbar ist. Verhängnisvoll aber wäre es, den Gehorsam, im allgemeinen Disziplin genannt, durch die Einsicht des Soldaten zu ersetzen, denn in der rauhen Wirklichkeit müssen sich Einsicht und Gehorsam ergänzen, wenn der Soldat den Erfordernissen des Krieges gerecht werden soll. Wenn man „Befehl und Gehorsam" durch „Auftrag und Verantwortung" ersetzen wollte, wäre auch eine Bestrafung wegen Gehorsamsverweigerung und Ungehorsam nach Maßgabe der §§ 20, 19 des Wehrstrafgesetzes illusorisch.

9. In den Widerstand auf S. 81-87 des Handbuches müßte ferner nachstehender Absatz 2 der Nr. 13 des Erlasses des Bundesministers der Verteidigung - Fü B I 4 - Az: 35-08-07 vom 1. Juli 1965 betr. „Bundeswehr und Tradition" aufgenommen werden:

„Der Bruch des Eides durch den Dienstherrn rechtfertigt Widerstand aus Verantwortung. Widerstand kann und darf jedoch nicht zum Prinzip werden."

Statt allgemeiner Ausführungen sollten in diesem Zusammenhang Generaloberst Beck, Generalmajor von Tresckow und Oberst Graf von Stauffenberg als Vor- und Leitbilder herausgestellt werden.

10. Die Ausführungen über den „Schleifer Platzek" und den „Unteroffizier Himmelstoß" auf S. 114-115 des Handbuches sind in ihrer Verallgemeinerung bedenklich. Es kann zwar keinem Zweifel unterliegen, daß es im letzten Kriege bei ca. 12 Millionen deutschen Soldaten vereinzelt zu Ausschreitungen seitens der Ausbilder gekommen ist. Bei keiner Armee der Welt werden sich solche Ausschreitungen vermeiden lassen. Auch „Nagold" ist nur ein Einzelfall gewesen. Andererseits darf aber nicht übersehen werden, daß es in vielen Einheiten der Reichswehr und der Wehrmacht keinen „Platzek" oder „Himmelstoß" gegeben hat. Deshalb sollten auch solche Übertreibungen und Verallgemeinerungen vermieden und vielmehr darauf hingewiesen werden, daß es die geschilderten Typen dort nicht gibt, wo von den Offizieren eine strenge, aber auch gerechte Dienstaufsicht geführt wird. Wären in Reichswehr und Wehrmacht nur derartige Typen gewesen, dann hätte diese nicht den Winter 1941 in Rußland, Stalingrad und andere Katastrophen überstanden und bis zum bitteren Ende am 8. Mai 1945 gekämpft. Auch dieses Kapitel im Handbuch bedarf einer gründlichen Überarbeitung.

11. Das Handbuch verliert an Übersichtlichkeit durch die vielen Zitate bekannter Männer und Erlasse, ohne daß eine umfassende Darstellung und Würdigung dieser Männer vorhanden ist (vgl. z. B. S. 37, 39, 44, 45, 51, 53, 57, 60, 65-68, 71, 110, 121, 123, 149, 150, 154, 155, 161). Es erschiene zweckmäßiger, wenn das Handbuch, wie bereits unter II, 3 ausgeführt, eine zusammenfassende Darstellung des deutschen Offizier- und Unteroffizierkorps enthielte sowie Vor- und Leitbilder aus der Vergangenheit, wie z. B. Friedrich den Großen, Seydlitz, von der Marwitz, Yorck von Wartenburg, Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Boyen, Moltke, Hindenburg, Mackensen, Seeckt, Beck, Tresckow, Stauffenberg, Rommel, Manstein und trotz der Auslassungen der Gräfin Dönhoff in der Zeitschrift „Die Zeit" nicht zuletzt auch Guderian, aufzeigte. Vor- und Leitbilder wirken nicht durch Zitate, sondern nur durch eine Darstellung, die das Handbuch gerade vermissen läßt.

Ferner erscheint es zweifelhaft, ob „Gruppenselbstarbeit" (vgl. S. 127-140) in das Handbuch gehört, weil diese *nur eine Methode* der Erziehung und Ausbildung ist. Der Platz der Gruppenselbstarbeit ist in der ZDv 3/1 und nicht im Handbuch Innere Führung, weil dieses nur die geistigen Führungsgrundlagen und die wesentlichsten gesetzlichen Bestimmungen und Erlasse in diesem Bereich behandeln sollte.

12. In ein Handbuch Innere Führung gehören ferner die Handhabung der Disziplinargewalt und Hinweise für die Bearbeitung von Beschwerden und Eingaben an den Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages. Denn gerade diese Gebiete berühren entscheidend die Innere Führung. Besonders ist die Handhabung der Disziplinargewalt entscheidend für den Geist, der in einer Truppe herrscht. Sie ist eine Führungsaufgabe erster Ordnung. In diesem Zusammenhang sollte besonders auf § 26 der Wehrdisziplinarordnung hingewiesen werden, der bestimmt:

„(1) Bei Art und Maß der Disziplinarstrafe sind Eigenart und Schwere des Dienstvergehens und seine Auswirkungen, das Maß der Schuld, die Persönlichkeit, die bisherige Führung und die Beweggründe des Beschuldigten zu berücksichtigen.

(2) In der Regel ist mit den milderen Strafen zu beginnen und erst bei erneuten Dienstvergehen zu schwereren Strafen überzugehen.

(3) Arreststrafen sollen erst dann verhängt werden, wenn vorangegangene erzieherische Maßnahmen und Disziplinarstrafen ihren Zweck nicht erreicht haben oder die Aufrechterhaltung der militärischen Ordnung eine disziplinare Freiheitsstrafe gebietet.

(4) Getilgte Disziplinarstrafen dürfen bei der Bemessung der Strafe nicht berücksichtigt werden."

Für die Behandlung von Beschwerden, Meldungen oder Eingaben an den Wehrbeauftragten des Deutschen Bundestages müßte ferner auf § 35 des Wehrstrafgesetzes hingewiesen werden, der bestimmt:

„(1) Wer einen Untergebenen durch Befehle, Drohungen, Versprechungen, Geschenke oder sonst auf pflichtwidrige Weise davon abhält, Eingaben, Meldungen oder Beschwerden bei der Volksvertretung der Bundesrepublik Deutschland oder eines ihrer Länder, bei dem Wehrbeauftragten des Bundestages, bei einer Dienststelle oder bei einem Vorgesetzten anzubringen, Anzeige zu erstatten oder von einem Rechtsbehelf Gebrauch zu machen, wird mit Gefängnis, Einschließung oder Strafarrest bestraft.

(2) Ebenso wird bestraft, wer eine solche Erklärung, zu deren Prüfung oder Weitergabe er dienstlich verpflichtet ist, unterdrückt.

(3) Der Versuch ist strafbar."

Ferner sollte in das Handbuch der Erlaß des Generalinspekteurs der Bundeswehr - Fü B I 4 - Az: 35-05-01 vom 5. März 1958 betr. Richtlinien für das Verhalten gegenüber betrunkenen Soldaten und die wesentlichsten Bestimmungen der „Vorläufigen Festnahme und des Waffengebrauches" nach Maßgabe der in den Nummern 132-155 geänderten ZDv 10/6 aufgenommen werden. Der angesprochene Erlaß und die zitierten Bestimmungen der ZDv 10/6 beziehen sich auf die militärische Ordnung und damit auf ein wesentliches Gebiet der Inneren Führung. In diesem Zusammenhang müßte auch auf das Festnahmerecht nach § 9 der Wehrdisziplinarordnung hingewiesen werden.

Schließlich sollte auch der Erlaß des Bundesministers der Verteidigung - Fü B I 3 - Az: 13-05-03 vom 10. 4. 1962 und 9. 5. 1962 (VM Bl 1962, S. 176, 234) betr. Trunkenheit am Steuer in das Handbuch Innere Führung aufgenommen werden, weil dieser ebenfalls die militärische Ordnung betrifft.

Vor den Gefahren der Trunkenheitsdelikte aller Art sollte in dem Handbuch Innere Führung besonders gewarnt und z. B. darauf hingewiesen werden, daß ein Vorgesetzter, der in trunkenem Zustand Befehle erteilt und eine Kompanie nachts alarmiert, für die Bundeswehr kaum tragbar erscheint. Hier werden in ganz besonderer Weise Fragen der Inneren Führung berührt, die in einem Handbuch nicht unberücksichtigt bleiben sollten. Gerade in diesem Bereich ist die Dienstaufsicht von ausschlaggebender Bedeutung.

III. Im einzelnen erscheinen noch nachstehende Feststellungen erforderlich:

1. Es sollte bei einer Neuauflage des Handbuches überlegt werden, ob nicht die Ausführungen über den Staatsbürger in Uniform, die ein Idealbild darstellen, auf S. 15-46 knapper gefaßt und mehr auf die Schwierigkeiten bei der Erziehung junger Soldaten hingewiesen werden könnten, die der Bundesminister der Verteidigung mit nachstehenden Feststellungen mehrfach hervorgehoben hat, daß

„die Rekruten unzureichend vorbereitet zur Truppe kämen, weil Versäumnisse bei der Erziehung vorlägen und die Armee daher das Ihre dazu tun müsse, daß der Soldat Staatsbürger wird. Wenn uns das aber auf Anhieb nicht gelinge, solle die ‚Gesellschaft' mit ihrer Kritik schweigen, die es zuvor nämlich überhaupt nicht geschafft habe."

Hier Abhilfe zu schaffen, dürfte eine Aufgabe der politischen Führung unseres Volkes sein, worauf in einem Handbuch Innere Führung hingewiesen werden sollte.

2. Auch sollte der Stil in dem Handbuch überprüft, unnötige Fremdworte herausgenommen, Übertreibungen vermieden (vgl. z. B. S. 20: „Strukturprinzip, Differenziertheit, Individualität, Funktionalität", S. 21: „Wucht dieses Wortes", S. 24: „Autoritär à la Kraft durch Freude", S. 30: „versachlichte Getriebe", S. 31: „Ungeheuer . . . als Staat, als Arbeitgeber . . .", S. 34: „Beschützerrolle", S. 52: „die verselbständigte Form, leeren Hülse", S. 59: „fragwürdige Tabus", S. 114: „ungeistig, dumm, faul, entartet triebhaft") und die Zucht der Sprache mehr gepflegt werden, die gemäß Nr. 19 des Erlasses des Bundesministers der Verteidigung eine soldatische Grundhaltung ist. Hierfür wäre die HDv 100/1 beispielgebend.

3. Besonders bedenklich erscheinen die nachstehenden Ausführungen auf S. 36 des Handbuches Innere Führung:

„Welchen Verantwortungen wir im einzelnen gegenüberstehen, läßt sich am ehesten ermessen, wenn wir an ein Offiziersheim, eine Unteroffizierskantine oder an eine Mannschaftsstube denken, in der im Falle der Wiedervereinigung die ehemals feindlichen Brüder zusammensitzen."

Diese Ausführungen erscheinen m. E. utopisch und lassen die politischen Realitäten vermissen, wenn man hinreichend die Vorgänge in den Satellitenstaaten der UdSSR nach dem Zweiten Weltkrieg, die gewaltsame Vertreibung von ca. 14 Millionen Deutschen aus ihrer angestammten Heimat, die Annektion von Estland, Lettland und Litauen, die gewaltsame Unterdrückung der Volksaufstände in Polen, Ungarn und in der SBZ, den Korea- und Vietnamkrieg, die Blockade und die Mauer in Berlin mit dem Schießbefehl Ulbrichts, die sich ständig fortsetzende Befestigung der Zonengrenze, das letzte große Manöver in Mitteldeutschland mit seiner eindeutigen Zielsetzung, die andauernde subversive Tätigkeit und die „Zwei-Staaten"-Theorie der Sowjetunion berücksichtigt. Solange die Zone ihre imperialistische, expansive Außenpolitik betreibt und durch den Weltkommunismus — wenn auch unter Verwendung des berüchtigten Schlagwortes der „Koexistenz" — die Herrschaft über die Welt erstrebt, sollten Ausführungen der oben genannten Art in dem Handbuch Innere Führung vermieden werden.

Abgesehen hiervon wäre es wohl kaum für einen Offizier oder Unteroffizier der Bundeswehr zumutbar, sich mit den Handlangern, Helfershelfern und Mordgesellen eines Ulbrichts und seiner Gesinnungsgenossen an einen Tisch zu setzen. Ein solcher Vorgang wäre der erste Schritt zum Verlust unserer Freiheit. Denn dies haben alle diejenigen erfahren müssen, die glaubten, sich mit Kommunisten an einen Tisch setzen und eine gemeinsame Regierung bilden zu können. Die Geschichte der letzten 21 Jahre mit ihren unwiderlegbaren Tatsachen und die bisherigen Erfahrungen lehren es anders, als es die Prognose im Handbuch erwarten läßt.

4. In ein Handbuch Innere Führung gehört schließlich noch eine verbindliche Stellungnahme zu den Kriegsverbrecherprozessen vor den alliierten und sowjetischen Gerichten. Ich denke hierbei an den „Nürnberger" Prozeß und die anschließenden Verfahren, wie z. B. gegen die Feldmarschälle Ritter von Leeb, List und von Manstein und an die Verurteilungen deutscher Soldaten durch sowjetische Gerichte. Es sollte festgestellt werden, daß diesen Verfahren die Rechtsgrundlage fehlte, weil nach dem verlorenen Krieg erst ein neues Recht von den Siegern geschaffen wurde, um die Verurteilungen zu erreichen.[1][2][3] Diese Verfahrensweise stand im Widerspruch zu dem in jedem Rechtsstaat geltenden Satz:

„Nullum crimen sine lege".

Wenn auch die Bedenken politischer Art gegen eine Stellungnahme in dieser Frage anerkannt werden, so sollte doch aus rechtsstaatlichen Gründen eine solche erfolgen, weil sonst das „Gespenst der unbewältigten Vergangenheit" nicht zur Ruhe kommt und Zweifel an der Rechtsstaatlichkeit entstehen könnten. Von der politischen und militärischen Führung sollte daher zu dieser entscheidenden Frage verbindlich Stellung genommen werden, weil die Bundesrepublik Deutschland ein freiheitlicher demokratischer Rechtsstaat ist. Hierbei sollte auch bedacht werden, daß ein solches ungelöstes Problem rechtsradikalen Splitterparteien Anlaß für ihre Propaganda bietet und Schaden anrichten könnte. Es dürfte auch nach über zwanzig Jahren an der Zeit sein, in dieser Frage eine Klärung herbeizuführen.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß in einer Neuauflage des Handbuches der Begriff der Inneren Führung und deren Grundsätze bestimmt, die geistigen Führungsgrundlagen unter Hinweis auf die einschlägigen gesetzlichen Bestimmungen, Vorschriften und Erlasse gebracht, das Buch mehr auf die Praxis für den jungen Offizier abgestellt, unnötig erscheinende, überflüssige und überholte Kapitel herausgenommen, irreführende Darstellungen und bedenkliche Formulierungen vermieden, der Stil des Buches überprüft, eine knapp gefaßte Geschichte des deutschen Offizier- und Unteroffizierkorps dargestellt, zu der Ehre des Berufsstandes des Soldaten und zu den Kriegsverbrecherprozessen Stellung genommen werden sollten.

Die vorgeschlagenen Änderungen in dem Handbuch trügen zur Festigung des inneren Gefüges der Bundeswehr und zur Erhöhung der Verteidigungsbereitschaft bei. Auf jeden Fall erscheint das Handbuch Innere Führung in seiner jetzigen Fassung überholt und bedarf einer Neufassung. Es hat in der Zeit des Aufbaues der Bundeswehr seinen Wert besessen, wird aber jetzt nicht mehr den militärischen Erfordernissen auf Grund des Zeitablaufs und der eingetretenen Veränderungen gerecht. So hat auch der erste Generalinspekteur der Bundeswehr, General Heusinger, in seinem Vorwort zu dem Handbuch darauf hingewiesen, daß es keinen Anspruch erhebe, für alle Zeiten gültiges Dogma zu sein. Hiernach sollte in Zukunft bei einer Neufassung des Handbuches Innere Führung verfahren werden.

1) Kaufmann, Schicksalsfragen der Gegenwart, Bd. I, S. 271—294

2) Laternser, Verteidigung deutscher Soldaten, S. 115—336

3) Paget, Manstein — Seine Feldzüge und sein Prozeß, S. 15, 86

Generalmajor a. D. E. Hampe

Die Airmobile-Division als Aktivmittel der operativen Führung? (II)

III. Die Beurteilung aus europäischer Sicht

Allgemeine Überlegungen

Mit dieser Organisationsform ist ein Element der Beweglichkeit und damit eine neue dynamische Komponente in die Landkriegführung gekommen, wie sie in diesem Rhythmus noch nicht gegeben war.

Immer ist es das dynamische Element gewesen, das die alten Formen der Kriegführung zerbrach und neue Grundsätze für die Führung aufstellte. Das zeigt jeder Blick auf die Kriegsgeschichte und ihre laufenden Änderungen, sobald ein neues Element in der Hand eines der Kriegführenden auftauchte. Der Blitzkrieg des 2. Weltkrieges, der durch die deutsche Panzerwaffe, die Bewegung und Feuer in sich vereinigte, ermöglicht wurde, war das Gegenstück zu dem Grabenkrieg des 1. Weltkrieges, in den die Fronten durch die Feuerwirkung der Maschinenwaffen hineingezwungen worden waren. Frankreich, das sich in seiner Maginot-Linie noch an die alte Kampfweise hielt und sie perfektionierte, konnte so in Kürze überrannt werden. Taucht also ein neues dynamisches Element in der Kriegführung auf, so verdient es Beachtung und ist der Untersuchung wert, inwieweit seine Anwendung verändernd auf die bisherige Art der Kriegführung einwirken kann. Das läßt sich wohl am besten dadurch prüfen, daß man dieses neue Element in die bekannten Vorgänge der letzten Kriege hineingestellt denkt und nach dem dadurch veränderten Ablauf des Kriegsgeschehens fragt.

Im ersten Weltkriege hat es in der entscheidenden Marneschlacht eigentlich nur ein dynamisches Element gegeben, das aber nur behelfs- und zeitweise ausgenutzt worden ist. Das war der Taxi-Kraftwagen von Paris, durch dessen spontane Benutzung im letzten Augenblick die französischen Truppen eine schnelle Verstärkung ihres linken Flügels erzielten, so die bedrohliche Umklammerung abwehren konnten und sich mit den englischen Truppen zu vereinigen vermochten. Die deutschen Kavallerie-Divisionen, die am weitesten rechts gestaffelt an der deutschen Front vorrückten, besaßen nicht die Feuerkraft, die Entstehung dieser neuen Front zu verhindern, die ihrerseits nun die deutsche rechte Flanke bedrohte. Die in dieser Lage von der deutschen Heerführung eingeleitete Umgruppierung von Kräften aus anderen Frontteilen mittels Eisenbahntransportes war zeitraubend und konnte zwar das Vordringen der neuen Front abbremsen, aber die Entscheidung war nicht mehr gegeben.

Wäre in dieser Lage für die operative Führung die Möglichkeit gegeben gewesen, eine oder zwei fliegende Divisionen in die entscheidende Lücke zu werfen, so hätte sich der Vorteil des Schlieffenplanes, der bekanntlich verwässert worden war, wahrscheinlich auch in dieser Lage noch ausnutzen lassen. Ein oder zwei dieser luftbeweglichen Divisionen hätten durch ihr überraschendes Eintreffen wahrscheinlich die Lücke bis zum Eintreffen der deutschen Verstärkungen offenhalten können. Es zeigt sich wohl an diesem Beispiel, daß die Kavallerie-Divisionen alter Art schon im ersten Weltkriege veraltet waren, da sie zwar Bewegungen ausführen konnten, aber keine Feuerkraft besaßen. Für das Feuergefecht waren sie weder genügend ausgebildet noch ausgerüstet. „Zu Fuß" waren sie sich selbst eher ein Hemmnis. So konnte sie das französische Taxi, mit Mannschaften besetzt, überrunden.

Man ist versucht, dabei an die entscheidende Wende im zweiten Weltkriege vor Moskau zu denken. Der Panzervorstoß blieb vor Moskau liegen, nachdem der Winter plötzlich ausgebrochen war und sich der Vormarsch und ebenso die Versorgung in Schnee und Kälte verlangsamte und schließlich steckenblieb. Zwei oder drei frische aus der Tiefe herangeführte Airmobile-Divisionen hätten die Spitze übernehmen können und den damals erschütterten Gegner vor sich weitertreiben können. Auch hätte die Versorgung auf diese Weise, insbesondere mit Betriebsstoff und Ersatzteilen für die Panzer, sich unbehindert durch die Unbilden der Witterung durchführen lassen, so daß auch die Bodentruppe dabei ihren Vorteil gehabt und schneller den Vormarsch hätte fortsetzen können. Das psychologische Moment auf die Verteidiger Moskaus wäre bedeutend gewesen und hätte möglicherweise zur Räumung von Moskau geführt.

Ginge man dazu über, das Vorhandensein einer Anzahl von Airmobile-Divisionen im Rahmen der deutschen Wehrmacht des zweiten Weltkrieges anzunehmen, so könnte man bei fast allen bedeutenden Kriegsereignissen wichtige, zum Teil entscheidende Vorteile feststellen. Dazu seien einige Beispiele angeführt:

Der Entsatz der 6. Armee bei Stalingrad wäre höchstwahrscheinlich noch im letzten Stadium, als Panzerkräfte ihn durchführen sollten, aber nicht mehr rechtzeitig vorwärts kamen, gelungen. Wahrscheinlich wäre aber das Abenteuer Stalingrad überhaupt anders ausgefallen, da dann die starken nach dem Kaukasus abgezweigten Kräfte mit zu dem eigentlichen Hauptstoß auf Stalingrad herangezogen und die Sicherung nach rechts sowie der „Raid" gegen den Kaukasus den Airmobile-Divisionen übertragen worden wären.

Die letzte Angriffsplanung in den Ardennen hätte möglicherweise durch überschlagenden Einsatz von Airmobile-Divisionen und ihr Auftreten im Rücken der gegnerischen Kräfte doch noch ihre Operationsziele erreichen können. In diesem Raum war durch die letzte Zusammenfassung deutscher Luftstreitkräfte für kurze Zeit der Luftraum freigekämpft worden.

Diese Lage war bei den Kämpfen in der Normandie freilich nicht gegeben und es fragt sich, ob hier Airmobile-Divisionen eine bedeutsame Wirkung zur Änderung der Lage hätten ausüben können. Die Kräfte waren hier auch schon so schnell verzahnt, daß eine Luftbeweglichkeit im Raume kaum noch gegeben war und jede Bewegung von der übermächtigen gegnerischen Luftwaffe schon im Keime erstickt worden wäre.

Was den italienischen Kriegsschauplatz anbetrifft, so hätte eine oder mehrere Airmobile-Divisonen möglichenfalls die Landung bei Nettuno zerschlagen können, falls nicht auch hier die gegnerische Luftüberlegenheit einen solchen Versuch vereitelt hätte. Beim Kampf und der Absetzbewegung in Italien hätte eine Airmobile-Division durch Besetzung von Schlüsselpunkten, Pässen und leicht zu sperrenden Strecken sicherlich gute sekundäre Hilfsdienste leisten können.

Natürlich sind solche Gedankengänge, bei denen versucht wird, gegenwärtiges nach Jahrzehnten in vergangene Ereignisse hineinzuversetzen, nur von bedingtem Wert. Immerhin zeigen sie doch, daß durch so eine neue Komponente in der operativen Führung eine gleichartige Wiederholung ähnlicher Vorgänge in Gegenwart und Zukunft nicht möglich sein würde. Diese gedankliche Übertragung läßt zugleich die Vorteile, aber auch die Grenzen der neuen Organisationsform erkennen.

So lassen sich immerhin heute schon einige Folgerungen ziehen. Sie zeigen die Vorbedingungen auf, die für eine wirkungsvolle Ausnutzung der Airmobile-Division in größerem Rahmen gegeben sein müssen. Diese sind:

a) Das unbedingte enge Zusammenwirken der Airmobile-Division mit den Bodentruppen einerseits und mit der Luftwaffe andererseits.

b) Bei den Bodentruppen wird sich das Zusammenwirken in erster Linie auf die enge Verbindung mit den Panzertruppen beziehen müssen. Die Airmobile-Division könnte geradezu als Vorausabteilung der Panzerarmeen angesehen werden.

c) Die Verbindung mit der Luftwaffe ist erforderlich, da die Operationen der Airmobile-Division nur unter dem Schutz und mit Unterstützung der Luftwaffe möglich sind. Ist die eigene Luftwaffe nicht Herr im operativen Luftraum, so scheidet ein wirkungsvoller Einsatz der Airmobile-Division aus.

IV. Zukünftige Möglichkeiten

So lassen sich aus einer Rückschau immerhin einige gültige Gesichtspunkte über die Verwendung der Airmobile-Division in einem großen operativen Rahmen feststellen. Geht man nun gedanklich zur Überlegung über, welche Verwendung für einen solchen luftbeweglichen Verband bei etwaigen Konflikten im europäischen Raum in Gegenwart und Zuknuft gegeben sein könnte, so wird man die verschiedenen Kriegslagen, die sich hier als möglich erweisen, zugrunde legen müssen.

Es ist schwer vorstellbar, daß der einzig mögliche Gegner die normale Form der Aggression wählt, indem er überraschend mit seinen konventionellen Kräften den Vormarsch nach Westen antritt. In diesem Falle müßte er mit einem massivem Atomgegenschlag der NATO rechnen, was er immerhin zu vermeiden suchen wird. Aber setzt man diesen unwahrscheinlichen Fall einmal voraus, und nimmt das Vorhandensein einer oder mehrerer Airmobile-Divisionen im westeuropäischen Raum an, so wäre mit diesen Verbänden ein unvergleichlich schnellerer erster Stopp noch möglichst weit am Eisernen Vorhang gegenüber allen anderen Möglichkeiten gegeben. Daß mit diesen Kräften keine längere Verteidigung möglich sein würde, ist offensichtlich. Aber in Verbindung mit Sperrmaßnahmen aller Art und ständigen Täuschungsmanövern, die diese Verbände leicht ausführen können, würde zumindest dem



ungehinderten Vormarsch ein erstes Halt geboten und der gegnerischen Führung eine Überprüfung der Lage aufgezwungen werden können. Diese Atempause würde wesentlich dazu beitragen, daß die Landstreitkräfte des Westens ihren Aufmarsch planmäßig durchführen können. Würde gar in diesem Falle eine Ausstattung der Airmobile-Division mit taktischen Atomwaffen vorgesehen sein, so könnte damit eine noch größere Wirkung im Aufenthalt oder gar in der Verwirrung der Vormarschbewegung des Gegners erreicht werden.

Ein anderer Fall wäre ein vom Gegner überraschend ausgelöster Atomkrieg. Die auseinandergezogen stationierten Teile der Airmobile Divisionen würden durch diesen Überfall vermutlich am wenigsten berührt. Durch ihre Beweglichkeit wären sie in der Lage, nach vorn zum Gegner aufzuschließen und hier ebenfalls eine erste Sicherung des Aufmarschraumes der Landstreitkräfte zu bilden. Es ist kaum zweifelhaft, daß eine solche hochbewegliche Organisationsform auch für den nachfolgenden Atomkrieg von größter Bedeutung sein würde, da sie die Voraussetzungen einer weiten Auflockerung und einer raschen Massierung an entscheidender Stelle geradezu ideal erfüllt. Selbst wenn im Atomkrieg früher oder später eine Lähmung der Landstreitkräfte eintreten sollte, bliebe ein solcher Verband am längsten aktionsfähig.

Die zur Zeit am meisten wahrscheinliche Aggressionsform wäre aber wohl zunächst der verdeckte Krieg, der mit Freischärlern geführt und aus der Tiefe mit nachgeschleusten Freiwilligen genährt werden würde. Er wäre wohl die revolutionäre Methode, die in



Vietnam Schule gemacht hat. Erst wenn sich hierbei greifbare Erfolge ergäben, wäre gegebenenfalls mit dem Nachstoß durch reguläre Truppen zu rechnen. Die kämpfenden Parteien wären dann schon so verzahnt, daß der Entschluß zur Anwendung von Atomwaffen im Kampfraum schwerfallen müßte. So könnte die Atomschwelle unterlaufen werden.

Setzen wir diesen Fall, so wäre das Vorhandensein von hochbeweglichen Einheiten das vielleicht beste, wenn nicht einzige Gegenmittel, den anfänglichen Bandenkrieg wirkungsvoll zu unterdrücken und die anschließende Ausweitung zu einem regulären Krieg zu verhindern.

V. Schlußfolgerungen

Gewiß sind die vorausgegangenen Ausführungen nur Gedankengänge, deren Verwirklichung durchaus offen bleibt. Aber immer geht die Theorie der Praxis voran und Theorien, die logisch vertretbar sind, haben noch immer die Eigenschaft bewiesen, daß sie sich früher oder später auch einmal verwirklichen lassen. Diese allgemeine Erfahrung sollte Grund genug dafür sein, die neue Organisationsform der Airmobile-Division, die ja noch ganz im Anfang steht, nicht damit abzutun, daß sie nur für überseeische Konflikte in Betracht kommt. Vielleicht verbirgt sich in ihr der Anfang eines neuen Aktivmittels für die operative Führung, um auf dem Schachbrett der Kriegführung noch springen zu können, wenn den Bodentruppen der dynamische Schwung versagt sein sollte. Dies würde auch die Lücke zwischen den Luft- und Landstreitkräften schließen, die trotz besten Bemühens des Zusammenwirkens heute immer noch besteht. Die Bodentruppe kann den freigekämpften Luftraum noch nicht voll ausnutzen, und die Luftwaffe bleibt mit ihren vorgeschobenen Basen noch immer an den Schutz durch die Bodentruppen gebunden.

So sollten die Gedankengänge anregen, die neue Organisationsform ernst zu nehmen, die mit ihr gemachten praktischen Erfahrungen sorgsam zu studieren und sie bei allen zukünftigen Übungen und Planspielen mit in die Erwägungen einzubeziehen. Erst bei solch ernsthafter Beschäftigung wird sich ergeben, ob und in welchem Umfange diese neue Organisationsform ein brauchbares Mittel der operativen Führung zu werden verspricht.

Major Karl-Heinz Röper

Luftbeweglichkeit des Heeres - eine Idee, ein Phantom oder das zukünftige Konzept?

Wir freuen uns, diesen außerordentlich wertvollen Aufsatz am Ende des Jahres, in dem vor 10 Jahren die Bundeswehr entstand, bringen zu können, da er in eine Zukunft weist, deren Verwirklichung von entscheidendster Bedeutung ist. Red.

Wenn die Idee, das Heer auch in der Luft beweglich zu machen, besprochen werden soll, erscheint es folgerichtig, von der Beweglichkeit im allgemeinen auszugehen.

Die Beweglichkeit ist die Fähigkeit einer Truppe sich zu bewegen. Man denkt zuerst einmal an die Bewegung im Gelände, die Geländegängigkeit, dann auf Straßen, die Straßenbeweglichkeit, über Gewässer und Flüsse hinweg, die Wasserbeweglichkeit und neuerdings auch durch die Luft, die Luftbeweglichkeit.

Unbestritten ist, daß Feuer und Bewegung die Hauptelemente des modernen Gefechts sind. Es müßte daher ein Hauptziel der modernen Führung sein, Feuer und Bewegung miteinander in Einklang zu bringen. Um so mehr verwundert es, wenn man sich vorstellt, was in allen modernen Armeen der Erde zur Erhöhung der Feuerkraft getan wurde, und welch geringe Fortschritte im Gegensatz dazu auf dem Gebiet der Beweglichkeit erzielt wurden. Dies gilt insbesondere, wenn unter Beweglichkeit nicht nur die Beweglichkeit auf dem Gefechtsfeld verstanden wird.

Zu Beginn des II. Weltkrieges erhielt die Deutsche Wehrmacht wegen ihrer Erfolge in Polen und Frankreich Vorschußlorbeeren für ein hohes Maß an Beweglichkeit. Daß es sich hierbei zum größten Teil nur um taktische Beweglichkeit handelte, zeigten spätere Niederlagen, die klar zu Lasten von logistischer Unbeweglichkeit zu buchen sind. Rommels Niederlage ist weitgehend auf das unbewegliche Nachschubsystem zurückzuführen, das nach und nach die Kräfte der kämpfenden Einheiten ausgesaugt hat.

Wenn man die Beweglichkeit eines Heeres plant, muß man sich darüber im klaren sein, daß Beweglichkeit ein endloses Band ist, das sich von den Produktionsstätten bis zum kämpfenden Soldaten ausdehnt. Dabei liegt die Hauptforderung in der Ausgewogenheit zwischen taktischer und logistischer Beweglichkeit. Weitreichende und schnellfeuernde Waffen sind ohne Munition wertlos, schnelle Panzer haben ohne Kraftstoff keinen Kampfwert.

In dem Bestreben, einen Ausgleich zwischen Feuer und Bewegung zu erreichen, versuchten die Planungsstäbe der modernen Armeen sich der dritten Dimension zu bemächtigen. Das Konzept der Luftbeweglichkeit wurde aus vielen Einzelgedanken entwickelt. Dabei dauerte es besonders lange, bis die schweren Gefechtselemente von der Tyrannei des Erdgebundenseins befreit werden konnten. Eine derzeitige Panzergrenadierdivision kann z. B. fünfmal soviel Feuerkraft an den Feind herantragen wie ihre Vorgängerin aus dem II. Weltkrieg. Die Beweglichkeit ist jedoch nur um 25 % gestiegen. Aus diesem Mißverhältnis heraus ist es nicht möglich, daß die Erdtruppen ihre volle Kampfkraft entwickeln können. So hätte schon mit dem Rechenschieber die Luftbeweglichkeit des Heeres geboren werden müssen. Es bieten sich zwei Vorteile an, die sich in ihrer Wirkung nicht nur addieren sondern potenzieren: die dem Luftfahrzeug eigene Schnelligkeit und die Möglichkeit, jede Art Gelände, also auch Gewässer, mühelos überwinden zu können. Dem Gegenüber stehen auch Nachteile: die Begrenzung in der Nutzlast, die Notwendigkeit von Flugplätzen für Transportflugzeuge, die hohen Kosten der Luftfahrzeuge u. a. Im folgenden soll nun untersucht werden, ob die Idee der Luftbeweglichkeit ein Phantom bleiben wird oder ob sie reelle Chancen hat, zur Grundlage des Konzepts des Heeres zu werden.

Um den Begriff Luftbeweglichkeit aufzugliedern, soll zuerst die Aufgabenstellung umrissen werden. Es zeichnen sich zwei Hauptgebiete ab: der Lufttransport und Führungsaufgaben.

I. Den Lufttransport kann man unterteilen in

— Truppentransporte
— Versorgungstransporte
— Verwundetentransporte
— Sondertransporte.

1. *Truppentransporte*

Unter Truppentransport versteht man im besonderen den Lufttransport ganzer Verbände (von Kompanie bis Division), die als luftbewegliche Verbände gegliedert und ausgerüstet sind. Jede andere Truppe kann nur insoweit transportiert werden, als dies die Zuladungskapazität des Luftfahrzeuges erlaubt. Das Großgerät, das das Gewichtslimit übersteigt, muß auf der Straße nachgeführt werden. Im II. Weltkrieg waren die Fallschirmjäger die einzigen luftbeweglichen Verbände, die jedoch beim Absprung nur leichte Waffen mit sich führten. Die Entwicklung der modernen Boden-Luft-Raketen macht einen Fallschirmjägereinsatz aus Transportflugzeugen fast unmöglich. Die neuzeitliche Form dieser Spezialtruppe sind die Luftlandeverbände, die mit Hubschraubern transportiert und gelandet werden. Der Nutzen solcher Truppentransporte liegt vor allem in der Fähigkeit der oberen Führung, schnell und geländeunabhängig auf Maßnahmen des Feindes aus der Tiefe reagieren zu können. Der Kampfwert eines solchen Verbandes hängt aber nunmehr in Umkehrung des bereits Gesagten von der Feuerkraft ab, die der Verband im Lufttransport mit sich führen kann. Das hohe Maß an Beweglichkeit muß ergänzt werden durch das Bestreben, möglichst schwere und panzerbrechende Waffen mitzuführen.

Wie oft wird ein solcher Verband zum Einsatz kommen?

Dies hängt weitgehend von den Wechselfällen des beweglich geführten Gefechts und vom Gelände ab. Ein schlagkräftiger Beweis ist der Kriegsschauplatz in Vietnam, der mit seinem unwegsamen Gelände geradezu die Aufstellung eines Verbandes, wie sie die 1st Air Cavalry Division darstellt, gefordert hätte, wenn nicht schon die Erfahrungen von Korea die Bedeutung der Luftbeweglichkeit gelehrt hätten. Das US-Heer versuchte schon bald diese Erfahrungen in die Tat umzusetzen und stellte Anfang 1963 als Versuchseinheit die 11th Air Assault Division auf. Aus ihr wurde im Sommer 1965 die 1st Air Cavalry Division gebildet, die sofort nach Süd-Vietnam verlegt wurde.

Welches sind nun die Hauptunterschiede der luftbeweglichen Division gegenüber einer US-Infanteriedivision?

Die Kopfstärken sind bei beiden Divisionen in etwa gleich, beide haben Land- und Luftfahrzeuge, im Verhältnis umgekehrt. Die luftbewegliche Division hat etwa 450 Hubschrauber und 1 600 Landfahrzeuge, wogegen die Infanteriedivision nur etwas über 100 Luftfahrzeuge, dafür aber 3 200 Landfahrzeuge besitzt. In der 1st Air Cav Div gibt es kein Einzelstück der Ausstattung, das mehr als 5,5 t wiegt, so daß die gesamte Division mit Heeresluftfahrzeugen luftverlastbar ist. Die divisionseigenen Hubschrauber sind in der Lage, ein Drittel der Kampfteile der Division in einer Welle zu transportieren. Einer der entscheidendsten Faktoren ist die Fähigkeit, Artilleriebatterien zugleich mit den Kampftruppen zu transportieren, und somit Feuerkraft zu massieren.

Es liegen so viele Kampf- und Gefechtsberichte aus Vietnam vor, daß man bereits weiß, daß die 1st Air Cav Division einen bedeutsamen Durchbruch in der Luftbeweglichkeit darstellt und es ist nicht

zu verwundern, daß der amerikanische Verteidigungsminister Robert S. McNamara im November 1965 die Aufstellung von weiteren „Air mobile" Divisionen angekündigt hat. Die Operationen in Vietnam haben gezeigt, daß das Heer in der Lage ist, den Luftraum über dem Gefechtsfeld für die Durchführung seiner Kampfaufträge nutzbringend einzusetzen. Die dort erreichte Beweglichkeit in der Luft stellt eine neue Art der Landkriegsführung dar — wahrscheinlich ebenso bedeutsam wie die anderen Meilensteine auf dem Gebiete der militärischen Beweglichkeit in der Vergangenheit.

2. *Versorgungstransporte*

Es ist bereits angeklungen, welch entscheidende Bedeutung die Versorgung im modernen Gefecht hat. Der Bedarf an Mengenverbrauchsgütern — besonders Munition und Betriebsstoff — eines



Beispiel für einen leichten Beobachtungs- und Verbindungshubschrauber: OH-6 A US-Armee.

modernen Heeres ist ungleich viel höher als er es in den beiden Weltkriegen war. Es liegt daher auf der Hand, daß ein enges System aufgebaut werden muß, um die Versorgung zu gewährleisten. Versorgungstruppen und Versorgungseinrichtungen bilden die Versorgungskette, die von den Depots zu den Einheiten führt. Ausreichende Transportmittel sind die Voraussetzungen für die Versorgung.

Der Lufttransport ist ein wertvolles Mittel zur schnellen Versorgung der Truppe mit lebenswichtigen Gütern — jedoch in Ausnahmefällen. Die normale Versorgung in der Versorgungskette wird immer mit Landfahrzeugen durchgeführt werden müssen.

Wann wird Luftversorgung einsetzen?

a) Wenn es dem Feind gelingt, Geländegewinne zu erzielen, die eine Versorgung weitgehend unterbindet oder ganz verhindert (Korridore ohne Straßen bzw. Insellagen).

b) Wenn durch feindliche Waffenwirkung Straßen und Wege so nachhaltig zerstört sind, daß die zeitliche Unterbrechung des Versorgungsverkehrs bis zur Wiederherstellung des Straßennetzes die Kampfkraft der Verbände beeinträchtigt.

c) Wenn durch feindliche Lufttätigkeit LKW-Transportraum zerstört oder Straßenbewegungen zeitweise unterbunden werden.

d) Wenn Mangel an bestimmten Versorgungsgütern in den Versorgungspunkten eintritt und deshalb schnelle Zuführung aus den Depots geboten erscheint.

e) Wenn auf Grund der Entwicklung des Gefechts der normale Nachschub nicht ausreicht.

f) Wenn auf Grund der Entwicklung der Lage Versorgungsschwerpunkte gebildet werden sollen.

Die Aufzählung zeigt, daß die Fälle gar nicht so selten sind. Wie oft jede Situation eintreten kann, hängt wiederum sehr von der Stärke des Feindes und dem Gelände ab. Auch hierzu bietet Vietnam bereits Zahlen an. Die Einführung der 1st Air Cav Div in dem südostasiatischen Kriegsschauplatz war die Schlacht von Plei Me vom 23. 10. bis 26. 11. 1965.

In den 35 Kampftagen wurden verschossen:

33 108 Schuß 105 mm Haubitzmunition

7 356 Raketen 70 mm, aus der UH-1B

1,2 Mio Schuß 5,56 mm Gewehrmunition.

Es wurde weiterhin verbraucht:

1,5 Mio Gallonen Düsenkraftstoff (JP 4)	525 t
69 460 Gallonen Flugkraftstoff	208 t
50 530 Gallonen Kfz-Kraftstoff	150 t
18 936 Verpflegungsrationen	59 t

Diese Mengenverbrauchsgüter wurden alle durch Hubschrauber der Division befördert.

Zugegeben, daß das fehlende Straßen- und Wegenetz in Vietnam den Lufttransport favorisiert; doch beweist es nicht, daß nicht die aufgezählten Fälle einen Bedarf an Lufttransport von nur 5 v. H. der Gesamtversorgung hervorgerufen werden. Wenn man nur diesen sehr geringen Prozentsatz an täglichem Mindestbedarf veranschlagt, ist eine erhebliche Anzahl von Transporthubschraubern hierfür notwendig. Auch hier ist wieder die Frage zu stellen, wird die Ausstattung des Heeres mit Transporthubschraubern in der benötigten Größenordnung ein Phantom bleiben, oder werden die aus der Lufttransportstudie gewonnenen Zahlen die Grundlagen für das zukünftige Konzept.

3. *Verwundetentransporte*

Lufttransport von Verwundeten ist die vornehmste und humanste Aufgabe in diesem Komplex. Die Überlebenschancen des verwundeten Soldaten sind auf etwa das Zehnfache gestiegen, seit es möglich ist, besonders den Schwerverwundeten schnell und ohne



Beispiel für einen leichten Transporthubschrauber: UH-1 D, der bei der Bundeswehr eingeführt wird.

große physische Belastung in die Hände des entsprechenden Facharztes zu bringen. Während des I. Weltkrieges starben etwa 8 % aller verwundeten Soldaten, nachdem sie die Lazarette erreicht hatten.

Im II. Weltkrieg — eine Generation später — war die Quote auf 4,5 % abgesunken. In Korea, wo erstmals Hubschrauber zum Verwundetentransport eingesetzt wurden, sank der Anteil auf 2,5 % und Statistiken von Vietnam beweisen, daß der Prozentsatz bereits unter 1 % liegt.

Selbstverständlich wird in erster Linie der Abtransport der Verwundeten durch die Hubschrauber erfolgen, die Versorgungsgüter zu den kämpfenden Einheiten bringen. Die Ausnutzung der Rückflüge wird in den meisten Fällen nach folgender Abschubpriorität

— Kopf- und Schädelverletzungen

— Kiefer- und Gesichtsverletzungen

— Lungen- und Bauchschüsse

— Nerven- und Rückenmarksverletzungen

möglich sein.

Spezielle San-Transporte — zum großen Teil Einzeltransporte — werden notwendig, wenn der Lufttransport für den Soldaten eine lebensrettende Maßnahme innerhalb der kritischen Zeitgrenze von 6 Stunden darstellt, oder wenn eine Spezialbehandlung notwendig ist.

Es ist daher keine unbillige Forderung, daß in dem Verhältnis, wie die normalen Abtransporte zu den speziellen San-Transporten anfallen, reine Sanitätshubschrauber gefordert werden. Diese Hubschrauber sollen so ausgelegt und ausgestattet sein, daß auch während des Fluges Schwerstverwundete von einem begleitenden Arzt oder Sanitäter versorgt werden können. Diese menschlichste Aufgabe innerhalb der Luftbeweglichkeit wird zweifelsohne verwirklicht werden können.

4. *Sondereinsätze*

Die Reihe der Lufttransporteinsätze wäre nicht vollständig, wenn nicht noch die Sonderfälle angesprochen würden, wo sich Hubschrauber als Berge-, Rettungs- bzw. Schwerlastluftfahrzeug bewährt haben. Hier gibt es zwei Möglichkeiten. Ein normaler mittlerer Transporthubschrauber, der etwa eine Tragfähigkeit von 5 - 6 t bei vollen Tanks hat, kann als Schwerlasthubschrauber mit begrenzter Reichweite bis 8 t tragen. Oder aber man sieht für solche



Beispiel für einen mittleren Transporthubschrauber: CH-53 A US-Marine-Korps.

Sondereinsätze von vornherein einen sog. fliegenden Kran vor. In seiner Konfiguration wird er immer ein Spezialluftfahrzeug bleiben, doch wo gibt es eine Waffengattung, die keine Spezialfahrzeuge in ihrem Inventar hat.

Seine beiden Haupteinsatzarten sind

a) Kraneinsatz

Transport schwerer und sperriger Güter, Be- und Entladen von Schiffen, Verlegen von Kabeln, Pipelines u. ä.

b) Behältereinsatz

Verwendung von Behältern als Operationssäle, Nachrichtenzentralen, Gefechtsstände, Feldwerkstätten usw.

Beim fliegenden Kran, aber auch bei anderen Hubschraubern, werden Einsätze mitunter über kurze Strecken zu fliegen sein, wenn es gilt, ungünstiges oder verstrahltes Gelände zu überwinden. Eine weitere Aufgabe, die mit der Umstellung der Feldinstandsetzung sehr an Bedeutung gewinnen wird, wird der Transport von Baugruppen sein. Wenn es gelingt, einen liegengebliebenen Panzer durch Anlandung eines kompletten Motor-Getriebe-Blocks in kurzer Zeit wieder einsatzfähig zu machen, wird damit auch die Beweglichkeit auf dem Gefechtsfeld erhöht.

Ein Anwendungsgebiet, in dem sich der fliegende Kran bereits im ersten Monat seines Einsatzes in Vietnam bewährt hat, ist die Bergung abgeschossener Hubschrauber. Er hat sich selbst bezahlt gemacht, indem er in dem erwähnten Zeitraum 20 UH-1 und 1 CH-47



Beispiel für einen Kranhubschrauber: Mi-10 UdSSR.

geborgen hat. Die derzeitigen Fliegenden-Kran-Konfigurationen haben eine maximale Zuladung von 15 t. Entwicklungen sind im Gange, die bis zu 20 t Nutzlast erbringen sollen. Die Forschung hat ergeben, daß sich wahrscheinlich Hubschrauber nach dem Kranprinzip bauen lassen, die je nach Auslegung zwischen 25 und 50 t zu tragen vermögen.

Ein solches Luftfahrzeug könnte die meisten Großgeräte einschließlich Panzer bergen bzw. im beweglich geführten Gefecht dem Zugriff des Feindes entziehen. Zwar ist ein solches Spezialluftfahrzeug sehr teuer, doch macht es sich wie kein anderes Gerät in kürzester Zeit bezahlt, da es in der Lage ist, wertvolles Material und Gerät zu bergen.

Noch ist der Entwicklungsstand nicht erreicht, der eine Einführung in das Heer wünschenswert erscheinen läßt. Bei der Gesamtbeurteilung der Luftbeweglichkeit des Heeres sollte das Kran-Konzept jedoch immer mit einbezogen werden.

II. Ein zweiter großer Komplex ist die Beweglichkeit in der Führung der Truppe. Wen der Führer in der Lage sein soll, sich wendig jedem Wechsel der Lage anzupassen, schnell und überlegt zu befehlen und zu handeln, so müssen ihm auch die Mittel in die Hand gegeben werden, daß er eine neue Lage schnell beurteilen kann und daß die Befehle, selbst bei Ausfall der Fernmeldemittel, schnell zur Truppe gelangen.

Diese Beweglichkeit der Führung läßt sich durch Ausnutzung der dritten Dimension im einzelnen erreichen durch:

— Gefechtsfeldüberwachung

— Überwachung von offenen Flanken und Räumen

— Erkundung und Verbindung

— Hubschraubereinsatz als Führungsmittel für Truppenführer und Kommandeure

— Flugzeugeinsatz für Kurierflüge

— Schadensaufklärung und Schadenskontrolle

— Verkehrsüberwachung und Lenkung.

1. *Gefechtsfeldüberwachung*

Unter Gefechtsfeldüberwachung versteht das Heer eine ständige — 24stündige — systematische Allwetterüberwachung des Gefechtsfeldes. Die erlangten Feindnachrichten müssen über Datenübertragungsanlagen zu Bodenstellen gelangen, die sich bei den Gefechtsständen befinden. Eine schnelle Auswertung muß gewährleisten, daß dem Truppenführer die Aufklärungsergebnisse mit einem minimalen Zeitverzug vorgelegt werden können. Zu den konventionellen Aufklärungsmitteln Auge und Bild müssen die elektronischen Mittel Radar und Infrarot treten.

Gerade im beweglich geführten Gefecht ist es wichtig, dem Truppenführer, der nach Beurteilung der Lage und Entschluß seine Kräfte ansetzen muß und sie während des Gefechtes führt, ständig und fast ohne Zeitverzug Kenntnis über die Entwicklung der Lage zu verschaffen.

2. *Überwachung von offenen Flanken und Räumen*

Infolge der Auflösung der geschlossenen Frontlinie und der Tiefengliederung im Abwehrraum entstehen freie Räume, im beweglich geführten Gefecht auch manchmal offene Flanken. Diese, wenn vom Feind erkannt, sind Ansatzpunkte für sein weiteres Vorgehen. Daher müssen diese Gefahrenpunkte sorgfältig überwacht werden, um die eigene Truppe vor Überraschungen zu sichern. Diese Aufgabe kann zum Teil durch die für die Gefechtsfeldüberwachung angesetzten Flugzeuge bzw. Drohnen mit übernommen werden, zum anderen Teil durch eigens dafür eingesetzte Hubschrauber.

3. *Erkundung und Verbindung*

Diese über dem eigenen Gefechtsfeld zu fliegenden Aufgaben sind dem leichten Beobachtungs- und Verbindungshubschrauber auf den Leib geschrieben. Die Erkundung des Geländes erstreckt sich auf seine Gangbarkeit, auf den Zustand der Straßen, Brücken und Eisenbahnen. Die Erkundung der Wetterverhältnisse und Witterungseinflüsse hat zum Ziel, festzustellen, inwieweit Hochwasser, Verschlammung, Schneeverwehungen, Vereisung u. ä. die Maßnahmen der Führung beeinflussen. Wie wichtig die schnelle Verbindungsmöglichkeit mit dem Hubschrauber ist, weiß der einzuschätzen, der den Ausfall von Fernmeldeverbindungen in kritischer Lage erlebt hat.

4. *Hubschraubereinsatz als Führungsmittel für Truppenführer und Kommandeure*

Genauso selbstverständlich, wie die militärischen Führer, die sich selbst von der Lage überzeugen wollen, vom Pferd auf das Krad bzw. den Panzerspähwagen umgestiegen sind, so reibungslos müßte die Adoption des Hubschraubers als Führungsmittel vor sich gehen. Strecken von 20 km, zu denen man im Gelände mit Kfz etwa eine Stunde benötigt, können mit Ein- und Aussteigen in 10 Minuten bewältigt werden, wobei im Tiefflug der Blickwinkel in etwa derselbe sein kann, wie aus dem Landfahrzeug. Auch ein Zusammenrufen von Kommandeuren beim Truppenführer kann trotz größerer Entfernungen schnell verwirklicht werden.

5. *Flugeinsatz für Kurierflüge*

Für Kurier-, Verbindungs- aber auch Verwundetenflüge, die in die rückwärtige Kampfzone oder sogar in die Verbindungszone reichen, eignet sich am besten ein Mehrzweckflugzeug mit STOL-Eigenschaften, das voll instrumentenflugfähig ausgestattet ist. Der Anschaffungspreis und die Wartungskosten sprechen noch eindeutig für das Flugzeug, so daß man bei der Gesamtkonzeption der Luftbeweglichkeit das Kurzstart- und Landeflugzeug nicht ganz außer acht lassen sollte.

6. *Schadensaufklärung und -kontrolle*

Sowohl bei einem feindlichen Artillerie- oder Bombengroßeinsatz als auch nach Detonation von Atomsprengkörpern oder Einsatz von ABC-Kampfmiteln müssen Art und Ausmaß der Zerstörung, Verwüstung, Verstrahlung bzw. Vergiftung festgestellt werden. Das vergiftete bzw. verstrahlte Gelände muß dann unter Kontrolle bleiben, bis es zum Durchmarsch wieder freigegeben werden kann. Diese Aufgaben können am zweckmäßigsten mit dem Hubschrauber vollbracht werden.



Beispiel für ein leichtes Mehrzweckeflugzeug: Skyservant Do 28 D.

7. *Verkehrsüberwachung und -lenkung*

Zu diesem Punkt braucht es nicht mehr viel Beweise, hat sich doch bereits friedensmäßig die Polizei die Möglichkeit der Verkehrsüberwachung und -lenkung aus der Luft nutzbar gemacht. Um wieviel wertvoller ist es, für den reibungslosen Ablauf der Truppenbewegungen ein eingespieltes System zu haben, wenn nicht nur Stauungen, sondern Feindeinwirkungen die Ursache der Verkehrsstörungen sind. Die Umleitungen können frühzeitig erkundet und an die marschierende Truppe durchgegeben werden.

Es ist hoffentlich offensichtlich geworden, wie einschneidend in die konventionelle Landkriegsführung die Luftbeweglichkeit eines Heeres wirkt, wenn sie konsequent durchgeführt wird. Analysiert man die aufgezeigten Aufgaben, so kommt man zu dem Ergebnis, daß man zu ihrer Verwirklichung fünf Luftfahrzeugtypen benötigt:

— einen leichten Beobachtungs und Verbindungshubschrauber (Bild 1)

— einen leichten Transporthubschrauber (bis 2 t Nutzlast) (Bild 2)

— einen mittleren Transporthubschrauber (5 - 8 t Nutzlast (Bild 3)

— einen Kranhubschrauber (etwa 25 - 50 t Nutzlast (Bild 4)

— ein leichtes Mehrzweckeflugzeug (bis 1 t Nutzlast) (Bild 5)

Die Organisation der Heeresflieger muß so aufgebaut sein, daß die Aufgaben auf jeder Ebene bewältigt werden können. Es soll nicht versucht werden, die großzügige Ausstattung der amerikanischen Divisionen als das unbedingt Nachahmenswerte darzustellen. Auf der anderen Seite soll mit einem Hinweis auf den Beginn dieser Darstellung gewarnt werden, die Luftbeweglichkeit zu unterschätzen bzw. sie verschieden zu bewerten. So wie man die Stärke einer Kette nach ihrem schwächsten Glied mißt, so wird auch die Luftbeweglichkeit des Heeres zu bewerten sein, wenn man eine ihrer Aufgaben vernachlässigt.

Wenn uns die Kriegsgeschichte eine sich nicht ändernde Lehre erteilt, dann ist es die, daß der Sieg sich der Seite zuneigt, die am besten ihre Truppen bewegen und die am wirkungsvollsten ihre Feuerkraft einsetzen kann. Die Erhöhung der Feuerkraft war der erste Schritt, die Luftbeweglichkeit des Heeres muß der zweite sein. Die modernen Armeen haben begonnen, in ein neues Zeitalter der Landkriegsführung einzutreten, in dem sie die Luftbeweglichkeit des Heeres anstreben. Möge dieses Ziel auch das zukünftige Konzept des deutschen Heeres sein.

Hauptmann Dietrich Gerlach

Ein Weg zu gründlicher Gefechtsausbildung

Jeder Kompaniechef ist als verantwortlicher Ausbildungsleiter seiner Soldaten bestrebt, durch eine sorgfältig vorbereitete und gründliche Ausbildung einen möglichst hohen Ausbildungsstand in seiner Einheit zu erreichen. Die Realisierung dieser Zielsetzung wird jedoch mitunter sehr erschwert durch den Mangel an geeignetem Übungsgelände und qualifizierten Ausbildern sowie den umfangreichen Stoff auf fast sämtlichen Ausbildungsgebieten, der innerhalb der zur Verfügung stehenden Zeit zur Beschränkung auf das Wesentliche zwingt, so daß für diese Schwierigkeiten ein Ausgleich in einer gut durchdachten und den Gegebenheiten Rechnung tragenden Methodik der Ausbildung gefunden werden muß.

Insbesondere gilt es, die Ausbildung abwechslungsreich zu gestalten, um das Interesse und die Mitarbeit der Soldaten zu wecken, weil sie gerade hierdurch besser und schneller den Stoff aufnehmen und, was von besonderer Bedeutung ist, auch behalten. Ein Weg, Ausbildungsvorhaben ansprechend aufzuziehen, bietet sich in der Anlage von Übungen an. Übungen bergen aber leicht die Gefahr, daß die grundlegende und sorgfältige Ausbildung des einzelnen zu kurz kommt, weil in ihnen meistens das Zusammenwirken innerhalb der Gemeinschaft im Vordergrund steht und daher stärkere Beachtung findet. Außerdem ergeben sich leider sehr oft für die Vorbereitung von Übungsvorhaben ein sehr hoher Zeitbedarf sowie ein verhältnismäßig hoher Aufwand an Personal und Material, wobei ein erheblicher Arbeitsanfall durch Aufgaben entsteht, die mit der Ausbildung im eigentlichen Sinn nichts zu tun haben. Als Beispiel seien hierfür kurz angeführt Marsch- und Übungsanmeldungen, persönliche Absprachen mit Förstern oder Bürgermeistern sowie zur Vermeidung von Flurschäden zeitraubende Erkundungen. Daher sollte man, um die mit zeitlichem und materiellem Aufwand erstellten Übungen intensiver nutzen zu können, für die einzelnen Themen der Gefechtsausbildung wie Spähtrupp, Feldposten, Verteidigung, Angriff und hinhaltender Kampf, sowohl für die auf- als auch abgesessene Kampfweise, Lehrübungen anlegen, die für den treffenden Übungszweck als Musterlösung gelten und, da sie bereits erkundet sowie mit Erstellung einer Lage und des gedachten Verlaufes fertig angelegt sind, jederzeit für die Ausbildung wieder verwendet werden können. Schon bei der Anlage derartiger Übungen wäre auf vielseitige Verwendungsmöglichkeiten zu achten, so daß diese beispielsweise für die einzelnen Übungsschwerpunkte in einer Art Stationsausbildung das Behandeln von Ausschnitten aus dem Übungsverlauf für die Gruppe und den Zug zulassen sowie die Voll- und Unterführerausbildung im Gruppen-, Zug- oder Kompanierahmen ermöglichen. Damit wäre der Kompaniechef in der Lage, die Ausbildung in den einzelnen Kampfarten von der Gruppe her gründlich und systematisch aufzubauen, um dann schließlich in den entsprechenden Kompanieübungen einen krönenden Abschluß zu finden. Für die Unterführerausbildung kommt als weiterer Vorteil hinzu, daß der junge Unterführer, der in der Gefechtsausbildung meistens noch sehr unerfahren ist, als Gruppenführer in einer solchen Übung vor eine Führungsaufgabe gestellt, stets am besten aus eigenem Erleben und eigener Anschauung eine praktische Vorstellung und damit an Erfahrung für den betreffenden Übungszweck gewinnt. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß nur derjenige zufriedenstellend auszubilden verspricht, der klare Vorstellungen von seinem Aufgabengebiet besitzt. Dem Kompaniechef bietet sich zugleich eine gute Gelegenheit, sich ein Bild über die Veranlagung seiner Unterführer zu machen, ihre Fähigkeiten in der Führung ihrer Gruppe oder Züge genau zu beurteilen, zur Festigung bzw. Vertiefung ihrer fachlichen Kenntnisse beizutragen, und jeden einzelnen in dem Beurteilungs- und Einfühlungsvermögen in die jeweilige Lage, in der Entschlußkraft sowie Selbständig- und Beweglichkeit durch ständige Übung zu fördern.

Nach der Darlegung des Blickwinkels, unter dem derartige Übungen anzulegen wären, soll nun im weiteren versucht werden, an Hand eines Beispiels den praktischen Weg für die Verwirklichung eines solchen Vorhabens aufzuzeigen. Da der Spähtrupp wohl jedem Soldaten ein Begriff sein dürfte, soll er hierfür als Modell gelten.

Bevor man zur Anlage einer Übung übergeht, sollte man sich zunächst sehr eingehend mit dem Sinn und Wesen der gestellten Aufgabe auseinandersetzen und sich fragen, worauf kommt es an? Auf den Spähtrupp bezogen, bedeutet das, daß man davon ausgehen muß, daß der Erfolg eines derartigen Unternehmens, nämlich einen Einblick in die feindlichen Verhältnisse zu gewinnen um u. a. nähere Kenntnisse über Aufstellung, Absicht, Stärke und Bewaffnung zu erfahren, im wesentlichen davon abhängt, ob es dem Spähtrupp gelingt, sich möglichst unbemerkt dicht an den Feind heran bzw. durch seine weit vorgeschobenen Sicherungen hindurchzuarbeiten. Dies stellt an jeden einzelnen Soldaten des Spähtrupps hohe Anforderungen. Er muß zunächst sehr genau den Auftrag kennen, um bei Ausfall des Spähtruppführers die Führung notfalls übernehmen zu können, er muß ferner sehr eingehend ins Gelände eingewiesen sein und wissen, wie man sich in den verschiedenen Arten des Geländes bewegt, den Feuerschutz eigener Sicherungen ausnutzt oder diesen selbst für das weitere Vorgehen aufbauen muß, sowie sich bei Feindberührung und am Aufklärungsziel verhält.

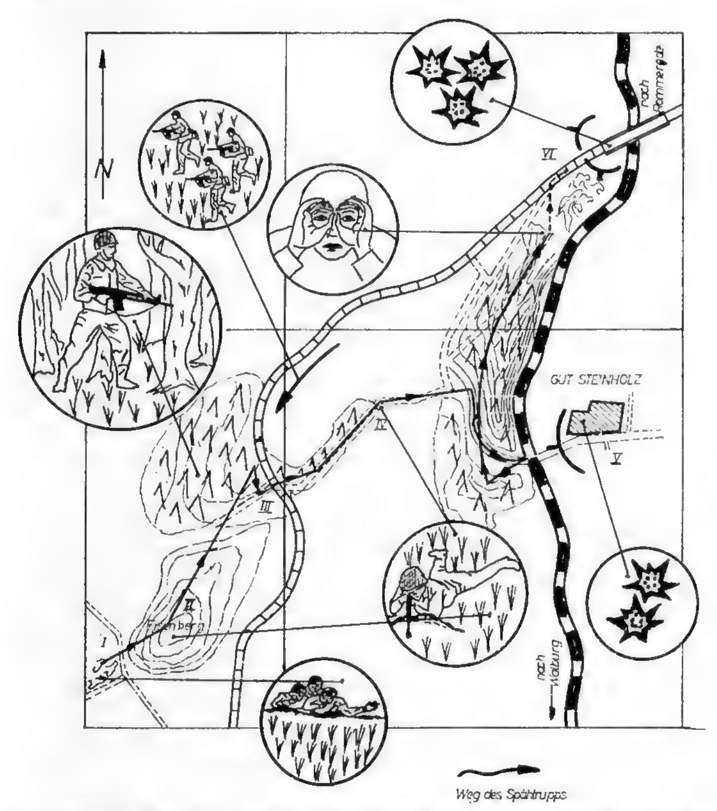
Aus diesen Forderungen ergeben sich für die Vorbereitung des Soldaten auf diesen Auftrag die Ausbildungsschwerpunkte, die man zweckmäßigerweise in nachfolgende Stationen zusammenfaßt:

Station I	Einweisung ins Gelände und Befehlsausgabe an den Spähtrupp.
Station II	Verbindungsaufnahme mit eigener Sicherung.
Station III	Annäherung des Spähtrupps durch Wald- bzw. Kusselgelände.
Station IV	Überwinden von Geländeabschnitten unter Aufbau eines Feuerschutzes.
Station V	Verhalten bei Feindberührung, Lösen vom Feind und Ausweichen des Spähtrupps.
Station VI	Verhalten am Aufklärungsziel.

Von wesentlicher Bedeutung für eine wirklichkeitsnahe Ausbildung ist der Aufbau eines realen Feindbildes. Hierbei muß man sich vergegenwärtigen, daß Spähtrupps meist angesetzt werden, wenn die Lage ungeklärt und die Fühlung mit dem Feind verlorengegangen ist. Für den Spähtrupp bedeutet das, daß er bei seinem Vorgehen in diesem Fall voraussichtlich mit feindlichen Sicherungen zu rechnen hat. Dabei wird es nicht immer erkennbar sein, ob es sich um Sicherungskräfte handelt, die das planmäßige Ausweichen des Feindes ermöglichen sollen oder um solche, die ein bereits verteidigungsbereiter Gegner vorgeschoben hat. Der Spähtrupp wird in den meisten Fällen von der Gegenseite nicht allzuviel sehen, sondern im allgemeinen auf einen oft meisterhaft getarnten Feind auflaufen, wenn er nicht, vom Gelände her gewarnt, an Geländeabschnitte wie Höhenzüge, Flüsse, Ortsränder bzw. Kreuzungen, Flußübergänge usw., die sich für Sicherungsaufgaben anbieten, vorsichtig herangeht. Das Auflaufen auf einen abwehrbereiten Gegner stiftet Verwirrung und führt zu Verlusten, die sicher dadurch herabgesetzt werden könnten, daß man den Soldaten zeigt, wie man sich in diesen Fällen richtig verhält. Eine weitere Möglichkeit, bei einem Spähtruppunternehmen auf den Feind zu stoßen, ergibt sich in der Begegnung mit einem Spähtrupp der anderen Seite, die sich ebenfalls durch Aufklärung sichern oder auch Näheres über die Annäherung ihres Gegners erfahren will. Mit dieser Feindeinlage ist es nun möglich, die Übung beweglich dem entsprechenden Ausbildungsstand der Soldaten anzupassen. Zu Beginn wird man die Spähtrupps so ansetzen, daß sie parallel aufeinander zulaufen, so daß jeder die Chance hat, den anderen zu erkennen, um dann entweder lautlos Deckung zu nehmen und den Gegner vorüberziehen zu lassen oder schließlich den Feuerkampf zu eröffnen. Als Steigerung wäre dann im weiteren Verlauf der unverhoffte Zusammenstoß dieser beiden Spähtrupps in unübersichtlichem Gelände vorzusehen, um die Soldaten in reaktionsschnellem Handeln und Überwinden des Überraschungsmomentes durch sofortige

Feuereröffnung zu schulen. Verbleib von Verwundeten und Gefangenen bildet eine wertvolle Ergänzung dieser Ausbildung.

Obwohl sich aus dem bereits bisher Gesagten das für diesen Übungszweck zu fordernde Gelände abzeichnet, sind dennoch hierzu ein paar Bemerkungen notwendig. Da die Übungen für den jeweiligen Übungszweck die Musterlösungen darstellen sollen, müssen bereits vom Gelände her die Voraussetzungen hierfür geschaffen werden. Man muß beispielsweise für die Befehlsausgabe bedenken, daß ein Befehl stark im Schema stecken bleibt, wenn er nicht mit Einblick und in Verbindung mit dem Gelände gegeben wird, so daß man zu diesem Zweck eine Höhe benötigt, die einen weiten Blick in das Gelände, in dem der Auftrag auszuführen ist, gestattet. Die gleiche Forderung gilt für die Verbindungsaufnahme mit der eigenen Sicherung, bei der dem Spähtruppführer nicht nur Beobachtungsergebnisse über den Feind mitgeteilt, sondern zugleich der Rückweg des Spähtrupps sowie der Punkt, von dem aus das Erkennungszeichen nach Rückkehr zu geben wäre, im Gelände festgelegt werden, und schließlich sollte eine Sicherung mit ihren Waffen das Vorgehen des Spähtrupps über eine gewisse Distanz überwachen. Bei einer Annäherung durch den Wald käme es darauf an, daß dieser Wald eine beachtenswerte Dichte hätte, um den Spähtrupp zu erhöhten Sicherungsmaßnahmen zu zwingen. Für das Vorgehen unter Aufbau eines Feuerschutzes bedarf es eines Geländes, das den Aufbau eines solchen Schutzes von Waldrändern oder Höhen mit gutem Schuß- und Beobachtungsfeld gewährleistet und dem Spähtrupp gute Annäherungsmöglichkeiten bietet. Um den Spähtrupp bzw. seinen Führer auf die möglichen Gefahren, die



Übersichtsskizze über die einzelnen Stationen der Spähtruppbahn für die Spähtruppaufgabe Steinholz. Maßstab: 1 : 8 500.

von beherrschenden bzw. wichtigen Geländepunkten ausgehen können, hinzuweisen, bietet sich hier der Einbau einer gut getarnten Feindsicherung an, auf die er aufläuft, wenn der Aufbau eines Feuerschutzes unbeachtet blieb. Es sollten daher auf günstige Schußentfernungen Gelegenheiten zum Aufbau eines derartigen Feuerschutzes vorhanden sein, die zunächst das Überwachen des Vorgehens und, bei Feuereröffnung durch den Feind, ein ordnungsgemäßes Lösen und Ausweichen vor dem Feind ermöglichen. Die Lage des Aufklärungszieles sollte so gewählt werden, daß es vom Spähtrupp nicht bereits frühzeitig eingesehen werden kann, so daß dieser zur Erfüllung seines Auftrages sich nahe an das Objekt heranarbeiten muß. Hierbei wäre außerdem zu beachten, daß der dort zur Sicherung eingebaute Feind versteckte Stellungen findet, die eine überraschende Feuereröffnung ermöglicht, und daß der Spähtrupp für die Annäherung an das Objekt einen Feuerschutz aufbauen kann.

Nachdem nun die Ausbildungsschwerpunkte unter Beachtung eines wirklichkeitsnahen Feindbildes und der Forderungen an das Gelände in den einzelnen Stationen erfaßt worden sind, ergibt sich bereits in der gewählten Reihenfolge ihrer Anlage der Übungsablauf, der schließlich nur noch mit einer kurzen Lage zu einem Gesamtbild zusammengefaßt werden muß. Diese Lage könnte zum Beispiel folgendermaßen aussehen (siehe Skizze):

Feind weicht vor eigenem Angriff über ROMMERODE nach Nordosten auf die WERRA aus. Die Fühlung mit ihm ist seit den Nachtstunden verlorengegangen. 2. Kp. gewann, im Rahmen des Bataillons angreifend, die Linie EISENBERG - WALBURG bis . . . und erhielt den *Auftrag*, gegen ROMMERODE aufzuklären.

Ergänzend hierzu würde eine kurze Ausgangslage den Soldaten in die besondere Situation einer jeden Station hineinstellen. Für den gesamten Übungsverlauf und die Station I könnte die Ausgangslage beispielsweise lauten:

Der Gruppenführer der 1. Gruppe, die bisher als Kompaniereserve mit dem I. Zug an der bewaldeten Höhe hart südwestlich des EISENBERGS lag, ist zum Kompaniechef an den Südhang des EISENBERGS befohlen worden. Die Gruppe macht sich unter Leitung des stellvertretenden Gruppenführers fertig zum Spähtrupp.

Die Ausbildung auf einer derart zusammengefügten „Spähtruppbahn“ kann nun auf verschiedene Art und Weise erfolgen. Zunächst könnte in Form einer Gruppenausbildung eine einzelne Gruppe Station I—VI nacheinander durchlaufen. Obwohl auch hier das Zusammenwirken innerhalb der Gruppe von Wichtigkeit ist, kommt jedoch die Vertiefung der Kenntnisse des einzelnen nicht zu kurz, da die Gruppe gut zu übersehen ist, und das Aufgliedern der Ausbildungsschwerpunkte in einzelne Stationen eine sorgfältige Ausbildung ermöglicht. Eine günstige Gelegenheit, einzelne Gruppen auf die Bahn anzusetzen, wird sich meistens dann bieten, wenn große Teile eines Zuges zur Wache oder andere Sonderdienste benötigt werden. Hierbei dürfte es unbedingt vorteilhaft sein, die Gruppen nicht auseinanderzureißen, da diese die ihnen hierdurch gegebene Zeit sinnvoll zur Ausbildung nutzen können. Man kann aber ebenso auf dieser Bahn mit mehreren Gruppen zugleich ausbilden, die dann auf einzelne Stationen verteilt, diese in einer bestimmten Reihenfolge durchlaufen. Diese Stationsausbildung bereitet den geschlossenen Durchgang über die „Spähtruppbahn“ vor, der sich nach Beherrschung der einzelnen Stationen durch die Gruppen anschließt. Auf der Zugebene wird dann die Ausbildung in dem Spähtrupp mit Kampfauftrag als der nächstfolgenden Stufe fortgesetzt, um schließlich in der Aufklärung mehrerer Spähtrupps nebeneinander in dem der Kompanie zugeteilten Gefechtsstreifen ihre Vollendung zu finden. Dieses Verfahren läßt sich in gleicher Form auch auf die anderen Themen anwenden.

Mit der Ausbildung in den Gruppen, Zügen und der Kompanie bietet sich zugleich eine gute Gelegenheit für die Weiterbildung der Unterführer, indem man diese in den verschiedenen Gefechtsaufgaben führen läßt. Im Hinblick auf die Förderung der Selbständigkeit und Initiative des einzelnen, auf die es für uns entscheidend ankommt, wären sie in Form eines Befehls vor einen Auftrag zu stellen, der sie zwingt, die gestellte Aufgabe zu überdenken und einen Weg für die Durchführung zu finden, um dann ihren Entschluß in klaren Befehlen auszudrücken. An der vorhergehenden Lage anschließend, könnte ein derartiger Befehl, der vom Kompaniechef an den Spähtruppführer gegeben wird, etwa so aussehen:

Feind wich vor eigenem Angriff über ROMMERODE nach Nordosten auf die WERRA aus. Die Fühlung mit ihm ist in den Nachtstunden verlorengegangen. 2. Kp. gewann, im Rahmen des Bataillons beiderseits angelehnt, bis . . . . . im Angriff die Linie EISENBERG—WALBURG und hat den **Auftrag**, gegen ROMMERODE aufzuklären. Vorderste Sicherungen am Nordrand EISENBERG. Spähtrupp I klärt auf,

über EISENBERG — Gut STEINHOLZ auf ROMMERODE.

Ich will wissen:

1. Ist Gut STEINHOLZ feindbesetzt?
2. Ist Eisenbahnbrücke ROMMERODE vom Feind gesichert und zur Sprengung vorbereitet?
3. Wo befinden sich die vordersten Teile des Feindes?

Feindberührung ist zu vermeiden.
Abmarsch sofort nach Einweisung.
Rückkehr bis . . . . .
Meldungen über PRC 6

1. bei Feindberührung
2. Gut STEINHOLZ
3. Eisenbahnbrücke ROMMERODE.

Kennwort: Adler-Auge.
Kompaniegefechtsstand: Südhang EISENBERG.

Der geplante Ablauf der Übung dürfte sich dann wie üblich über eine kurze Beurteilung der Lage und des Geländes sowie eine Befehlsausgabe durch den Spähtruppführer an den Spähtrupp und die Verbindungsaufnahme mit der Sicherung am Eisenberg durch Annäherung auf dem in der Skizze bezeichneten Weg an das Aufklärungsziel vollziehen. Der Kompaniechef sollte sich während des Übungsverlaufes so wenig wie möglich einschalten, auch wenn grobe Fehler gemacht werden, denn auch in einem Einsatz bleibt jeder bei einem solchen Unternehmen auf sich selbst gestellt. Aus Fehlern kann man lernen, und wenn diese am Ende der Übung durch Gegenüberstellung von falsch und richtig besprochen werden, begreift sie der junge Unterführer jetzt sehr viel besser, weil er aus eigenem Handeln feste Vorstellungen gewonnen hat. Diese Methode setzt jedoch die aufmerksame Beobachtung des Übungsablaufes voraus. Damit man sich nicht in Einzelheiten verliert, sollte man sich vorher bereits vorher überlegen sowie in einer Art Leitfaden fixieren, unter welchen Gesichtspunkten man die Leistung des Spähtruppführers beurteilen will. Beispiel:

1. Befehlsgebung.
2. Verbindungsaufnahme mit eigener Sicherung.
3. Führung des Spähtrupps beim Vorgehen durch den Wald.
4. Überwinden von offenem Gelände unter Aufbau eines Feuerschutzes.
5. Verhalten bei Feindberührung.
6. Durchführung des Auftrags am Aufklärungsziel.

Diese Punkte wären dann, um eine möglichst eingehende Beurteilung vornehmen zu können, durch einige Fragen aufzugliedern, die beispielsweise lauten würden für:

Die Befehlsgebung:

Hat der Spähtruppführer nach Erhalt des Auftrags Einsicht ins Gelände genommen?
Hat er den Auftrag richtig erfaßt?
Ist sein Befehl an den Spähtrupp klar gegliedert und vollständig?
Erfolgte eine Einweisung des Spähtrupps ins Gelände?
Ist die Einteilung des Spähtrupps für den Auftrag zweckmäßig?
Wurde der stellvertretende Gruppenführer zu Aufgaben mit herangezogen?

Die Verbindungsaufnahme mit eigener Sicherung:

Wie näherte sich der Spähtrupp der Sicherung?
Wurden Beobachtungsergebnisse ausgetauscht, Rückweg und Erkennungszeichen festgelegt?
Wurde vom Spähtruppführer um Überwachung seines weiteren Vorgehens ersucht?

Das Vorgehen durch den Wald:

Legte der Spähtruppführer nach Eintritt in den Wald einen Beobachtungshalt ein?
Zog er seinen Spähtrupp enger zusammen und war eine lückenlose Rundumsicherung gewährleistet?
Verhielt sich der Spähtrupp richtig, nachdem er den Feindspähtrupp entdeckt hatte?

Den Aufbau eines Feuerschutzes im offenen Gelände:

Wo wurde ein Feuerschutz aufgebaut, und war dieser stets zweckmäßig?
War immer die Schußentfernung günstig und gutes Beobachtungs- und Schußfeld vorhanden?
Wurde der aufgebaute Feuerschutz für das Vorgehen richtig ausgenutzt?

Das Verhalten bei Feindberührung:

Wurde ein Feuerschutz aufgebaut und war dieser wirkungsvoll?
Wie verhielt sich der Spähtruppführer bei der feindlichen Feuereröffnung?
Welche Befehle gab und Maßnahmen traf er?
Behielt er den Überblick und die Gruppe in der Hand?
Erfolgte das Lösen vom Feind ordnungsgemäß?

Was hatte der Spähtruppführer vom Feind erkannt?
War sein neuer Entschluß auf Grund der Lage richtig?

Die Durchführung des Auftrags am Aufklärungsziel:

Wählte der Spähtruppführer für die Annäherung an das Objekt den richtigen Weg?
Baute er einen wirksamen Feuerschutz auf?
Wie wurde der stellvertretende Gruppenführer eingesetzt?
Wie verhielt sich der Spähtrupp bei feindlicher Feuereröffnung?
Erfolgte das Lösen vom Feind ordnungsgemäß, und war die Sicherung nach hinten gewährleistet?
Ist der Auftrag erfüllt, und war die Zeiteinteilung für die Durchführung des Auftrages richtig?

Dieser Fragenkatalog erhebt keinen Anspruch auf Vollzähligkeit, er deutet nur an, daß man auf diese Weise die Leistung des Spähtruppführers im wesentlichen erfassen und sich ein Bild über seine Entschluß- und Tatkraft sowie sein Organisationstalent und Führungsgeschick machen kann.

Die vorliegend aufgezeichnete Spähtruppaufgabe sollte als Modell auf die vielseitige Verwendbarkeit einer derartigen Anlage hinweisen. Sie könnte in gleicher Form für andere Themen der Gefechtsausbildung geschaffen werden. Ihre Vorteile liegen insbesondere darin, daß sie

1. keine zeitraubenden Vorbereitungen benötigt und jederzeit sofort für die Ausbildung verfügbar ist,
2. eine gründliche und systematisch aufgebaute Ausbildung ermöglicht und
3. eine wirksame Hilfe in der Unterführerweiterbildung für Führungs- und Ausbildungsaufgaben darstellt.

Es ist jedoch nicht der Sinn derartiger Übungen, sie zum Schema erstarren zu lassen, sondern sie dienen lediglich als Rahmen, den der betreffende Ausbildungsleiter unter Berücksichtigung von Veranlagung, Temperament, Können und Ausbildungsstand des einzelnen, der Gruppe oder des Zuges mit ideenreicher und wirklichkeitsnaher Ausbildung auszufüllen verstehen sollte.

Karl-Rüdiger Siebert

Demokratie für Fortgeschrittene

Abiturientenlehrgänge in der Bundeswehr sind ein wichtiger Beitrag zur politischen Bildung, gewissermaßen holt die Bundeswehr nach, was teilweise in den Schulen versäumt wurde. Zugleich sollen diese Tagungen geistig beleben und gegenseitig befruchten. Bei angespannter körperlicher Arbeit kann nicht gleichzeitig der Geist ständig zu seinem Recht kommen. Erstere ist jedoch unbeliebt, vor allem das ebenso notwendige tägliche Einerlei wie die Instandhaltung von Waffen, Fahrzeugen u. a. Aber auch das junge Mädchen tut heute nur ungern Hausarbeit. Wir befinden uns auf dem Wege zur körperlichen Trägheit und geistigen Beschäftigungssucht, was neue Gefahren hat. Red.

Plötzlich ist das Schlagwort vom Bruderkrieg im Raum.

Das Tonband, das eben noch Ausschnitte aus den Sendungen von Radio DDR wiedergab, schweigt; die Hetze gegen die „Kriegstreiber in Bonn" verstummt, die Parolen von Revanchismus und Militarismus verklingen.

Und plötzlich ist das Schlagwort vom Bruderkrieg im Raum. Einer der Bundeswehrgefreiten hatte es herausgefordert, hatte ganz einfach gefragt: Was ist, wenn wir auf die dort schießen müssen? — Bruderkrieg, erwiderte einer seiner Kameraden. Dann folgt betroffenes Schweigen.

Auf den Gesichtern der jungen Soldaten zeichnen sich Überraschung und Skepsis, Zweifel und Unsicherheit ab. Es ist spürbar: die meisten dieser vier Dutzend Jungen haben sich mit dem Thema noch nicht ernsthaft beschäftigt.

Es sind Wehrpflichtige oder Soldaten, die sich während ihrer Wehrdienstzeit auf zwei Jahre freiwillig verpflichteten; junge Männer, die — kaum da sie ihre Reifeprüfung absolviert hatten — die Uniform anzogen. Und eben jenes Abitur war Voraussetzung, daß sie an diesem Gespräch teilnehmen: an einer Diskussion von vielen während eines „Informationslehrganges für wehrdienstleistende Abiturienten".

*

Aktuelle Information — so heißt das Stichwort auf den Dienstplänen, wenn in den Bundeswehrkasernen das Tagesgeschehen zur Debatte steht. Und das ist für die einfachen Soldaten üblicherweise einmal in der Woche der Fall. Im Unterrichtsraum ist dann die ganze Kompanie vereint. Und der Kompaniechef soll dann seinen Soldaten davon berichten, was zur Zeit los ist auf der politischen Bühne; dem Schützen in der dritten Reihe, der die Hilfsschule besuchte, ebenso wie dem Gefreiten in der achten Reihe, der das Abitur gemacht hat.

Eine schwierige Aufgabe für den Hauptmann oder Oberleutnant, der (sei es weil er überlastet ist mit anderer Arbeit, sei es weil er nicht sonderlich interessiert ist daran) oft nicht allzugut vorbereitet ist. So wird das Amt häufig einem Fähnrich übertragen oder einem aus den Reihen der Soldaten selbst. Und je nach Geschick und Können wird dann ein umfassendes Referat gehalten oder das zum Besten gegeben, was von der Bildzeitungs-Lektüre der vergangenen Tage im Gedächtnis haftet.

Aktuelle Information — entweder hört der Abiturient aufmerksam zu oder der Hilfsschüler. Meist keiner von beiden. Und die anderen auch nicht. Das Desinteresse ist erschreckend.

Vom Staatsbürger in Uniform ist die Rede. Aber wie sollen sie's sein, die jungen Soldaten, wenn sie nicht einmal Staatsbürger in Zivil waren? Was Elternhaus und Schule versäumten, zeigt sich in jenen Stunden besonders.

*

Ein Weg aus diesem Dilemma sind die Abiturientenlehrgänge. Schon seit einigen Jahren werden sie auf Anweisung des Bundesministeriums der Verteidigung in den einzelnen Divisionen veranstaltet. Und jene, bei denen man an Wissen und Aufgeschlossenheit am meisten voraussetzen kann, werden dazu bestimmt: die Abiturienten. Jeder soll in seinen 18 oder 24 Monaten an einem Lehrgang teilnehmen können. (In besonderen Fällen kommen auch Mittelschüler dazu.) Meist sind auch einige alliierte Soldaten als Gäste dabei.

Acht Tage lang umweht dann ein Hauch akademischer Freiheit die Uniformen. Für eine Woche sind die Soldaten wieder Schüler und Studenten, sind Zuhörende und Stellungnehmende — losgelöst vom militärischen Alltag. Denn es geht hinaus aus den Kasernen.

*

Bruderkrieg — das Schlagwort ist gefallen. Nun heißt es, Stellung zu beziehen. Das war gar nicht vorgesehen. Denn die Tonbandaufnahmen aus Sendungen von Radio DDR waren viel allgemeiner gehalten: sie sollten die Methoden der Propaganda aufzeigen. Doch dann war die konkrete Frage da: Was ist, wenn wir auf die dort schießen müssen?

Die Meinungen gehen auseinander. Man ist sich uneinig; man ist unsicher. Von Befehl und Gehorsam ist die Rede. Es taucht die Frage auf, wo eigentlich die Grenzen der Heimat liegen, wo das Vaterland anfängt und aufhört. „Wenn ich schießen muß, dann schieße ich", sagt einer. Ein anderer bekennt: „Ich weiß nicht wie ich reagiere." Der dritte erklärt, für ihn sei dies erst dann ein Problem, wenn er Verwandte auf der anderen Seite hätte; er habe keine. Man spricht von „drüben", von der „Zone", der „sogenannten DDR", einer läßt das „sogenannt" weg, ein anderer sagt die „Zone drüben".

Einer der Offiziere, die zuvor Referate gehalten hatten, verweist auf die Geschichte: Preußen gegen Bayern, Spanienkrieg — die Situation sei nicht neu. Ein anderer meint: „Sie müssen erst dann schießen, wenn sie angegriffen werden, gleichgültig von wem. Das ist ihr Auftrag — und in jenem Fall werden sie gar nicht mehr überlegen, sie werden sich wehren."

Überlegen — dazu ist jetzt Gelegenheit. Anstoß zum Nachdenken. Auseinandersetzung mit den Fragen. Herausforderung zur eigenen Meinung — dazu soll der Lehrgang verhelfen.

Und offenkundig: mit Erfolg.

Noch auf den Gängen, im Treppenhaus und auf dem Hof wird später diskutiert. Und das Problem Bruderkrieg ist nur eines der Themen, die die jungen Männer beschäftigen. Der Lehrplan dieser acht Tage ist randvoll mit Stoff zum Nachdenken. Mit der „Würde und Freiheit der Person" beschäftigt sich ein Geistlicher. Von den „Paktsystemen in Ost und West" berichtet ein Stabsoffizier. Die „Unterschiede zwischen der Planwirtschaft und der sozialen Marktwirtschaft" zeigt ein Diplom-Volkswirt auf. Die „Strategie und Taktik der kommunistischen Politik" skizziert ein Redner, der vom Gesamtdeutschen Ministerium kommt.

*

Nur wenige der Abiturienten bringen einen festen politischen Standort mit. Dem Außenstehenden, der als unbeteiligter bei einem Referat nur beobachtet, in die Gesichter der Jungen schaut und ihre Diskussionsbeiträge verfolgt, entgeht es nicht: die Jungen sind interessiert aber nicht engagiert. Aufgeschlossen, aufnahmebereit hören sie zu. Überlegt stellen sie ihre Fragen. Zuweilen klingt Skepsis an, und Kritik wird vorgebracht. Aber kaum einer, der eine grundsätzlich andere Meinung vertritt als der Vortragende. Er hat die Führungsschicht von morgen vor sich: heute noch formbar und biegsam.

„Information — nicht Schulung nach bewährtem Muster, sei beabsichtigt, so hören wir vom leitenden Offizier. Und so verstehens auch die Abiturienten in Uniform. Man nimmt sie ernst hier; sie haben ein Gegenüber, mit dem sie reden können. Etwas, was sie in ihrer militärischen Umgebung meist vermissen. Sie sind dankbar, einmal aus dem uniformierten Alltag herauszukommen. „Es ist eine Wohltat nach der geistigen Trägheit in der Kaserne", formu-

liert es einer. „Wir haben hier die Möglichkeit, geistig zu arbeiten wie es leider im Dienst nicht möglich ist", sagt ein anderer.

Darin sind sie sich alle einig: Der Lehrgang ist ein Gewinn, ein fruchtbarer Beitrag zur geistigen Betätigung während der langen Unterbrechung zwischen Schule und Studium.

*

Und außerdem eine gute Eigenwerbung der Bundeswehr? Auch das ist mit jedem Lehrgang verbunden. Indirekt. Nicht ein einziges Mal ist von Weiterverpflichten die Rede; keinem wird nahegelegt, die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Aber einer, der aus der Masse seiner Kameraden herausgenommen wird, fühlt sich zwangsläufig als etwas Besonderes und steht so der Institution allgemein aufgeschlossener gegenüber.

Rekrut und staatsbürgerliche Bildung

Der Offizier ist Führer, Erzieher und Ausbilder seiner Soldaten. Zur Erziehung und Ausbildung gehört auch die staatsbürgerliche Weiterbildung. Der Soldat der Bundeswehr muß über das Wesen der Demokratie im allgemeinen und über die Prinzipien der freiheitlichen Grundordnung im besonderen fundierte Vorstellungen besitzen. Erst wenn ihm diese Grundvoraussetzungen geläufig und in Fleisch und Blut übergegangen sind, kennt er die Werte, die es zu verteidigen gilt, weiß er, wofür er dient.

Leider weist ein Teil der zur Bundeswehr einberufenen Rekruten gerade auf dem Gebiet der Staatsbürgerkunde große Lücken auf. Entweder haben sich diese jungen Menschen für dieses wichtige Fach nicht genügend interessiert oder sie wurden mit ihm zu wenig vertraut gemacht, oder sie haben alles in der Schule — in den Bildungsplänen wird heute in allen Ländern im Hinblick auf die materiale Aufgabe einer neuzeitlichen Unterrichtsgestaltung u. a. ein allgemeiner Kenntnisbesitz im Bereich des staatsbürgerlichen Lebens gefordert — auf dem Gebiete der staatsbürgerlichen Bildungsarbeit Gelernte vergessen. Wo jedoch der staatspolitische Unterricht zunächst einmal den elementarsten Mängeln entgegenzutreten hat, dort gibt es auch trotz Intelligenz und Wendigkeit auf anderen Gebieten keine Tiefe der Einsichten in die inneren Zusammenhänge und das Funktionieren einer Demokratie.

Fragt man unsere eben erst eingezogenen Soldaten nach den Vorteilen der Demokratie für den Menschen, so erhält man nicht selten die Antwort, daß in der Demokratie im Gegensatz zur Diktatur das Individuum vollkommen frei sei und jeder tun und lassen könne, was er wolle. Aber gerade eine solche Einstellung bedeutet, würde der Mensch stets danach leben, Mißbrauch der Demokratie mit Hilfe einer falsch verstandenen Demokratie.

Über die Funktionen von Bundestag, Bundesrat oder Bundesversammlung kursieren oft sehr unterschiedliche wie unklare Vorstellungen. Wenn außerdem einige Rekruten die Ansicht vertreten, daß Ulbricht ein berühmter Sänger und Lenin ein ebenso bedeutender Maler sei, der Ural für die Oder-Neiße-Linie gehalten wird, Karl der Große zum ersten Präsidenten der Weimarer Republik und Stalin zu einem überragenden deutschen Feldherrn gestempelt werden, so stimmt das den für die politische Bildungsarbeit Verantwortlichen im höchsten Maße nachdenklich.

Eine Exkursion zur Zonengrenze wurde von mir in der Absicht geplant, meinen dem Stammpersonal angehörenden Wehrpflichtigen eine plastische, für sich sprechende Möglichkeit zu bieten, den gegebenenfalls letzten Rest von Indifferenz durch Bekenntnis und aktive Zuwendung zu unserem Staat zu ersetzen. Die Gefreiten und Obergefreiten konnten mit eigenen Augen die unerbittliche Teilung des deutschen Vaterlandes sowie den tiefen Unterschied zwischen Rechts- und Unrechtsstaat in anschaulichster Weise erleben. In diesem Sinne diente die Fahrt an die Zonengrenze der Intensivierung der inneren Bindung des Soldaten an diesen seinen Staat. „Erziehend wirkt der Wehrdienst in genau dem Maße, als in ihm die Idee des Lebens in Recht und Freiheit lebendig ist. Trifft das zu, dann ist der Wehrdienst das breiteste Feld staatsbürgerlicher Erwachsenenbildung, das der Demokratie zur Verfügung steht" (Theodor Wilhelm, Pädagogik der Gegenwart).



10 Jahre Bundeswehr (V)



Einweihung des Fallschirmjägerehrenmals

30 Jahre deutsche Fallschirmjäger

10 Jahre Luftlande- und Lufttransportschule

„Sie gaben ihre Leiber und ihre Herzen für das Vaterland und sie erhielten dafür das großartigste aller Grabmale, nicht das, in dem ihre sterblichen Gebeine gebettet werden, sondern eine Heimstatt in den Herzen der Menschen, wo ihr Ruhm niemals verwelkt."

Perikles 499-429 v. Chr.

Anlässe

Wer in den ersten Tagen des September 1966 als Gast der Luftlande- und Lufttransportschule der Bundeswehr in Altenstadt-Schongau weilen konnte, wurde Zeuge eindrucksvoller, schlichter Feierlichkeiten, in denen das Wort des Staatsmannes aus dem alten Athen von der Heimstatt der Toten in den Herzen der Menschen einen beredten Ausdruck fand:

Fallschirmjäger der Bundeswehr und der ehemaligen Wehrmacht weihten ein Ehrenmal für ihre toten Kameraden. Dieses Ereignis konnte mit dem 30jährigen Jubiläum der deutschen Fallschirmtruppe und dem 10jährigen Bestehen der Luftlande- und Lufttransportschule verbunden werden.

Ehrengäste in großer Zahl hatten sich versammelt: Der Generalinspekteur der Bundeswehr, General Ullrich de Maizière und hohe Offiziere des Heeres und der Luftwaffe; der Oberbefehlshaber der Fallschirmtruppe der ehemaligen Wehrmacht, Generaloberst a. D. Student und viele Offiziere a. D.; der Kommandeur der 1. Luftlandedivision, Generalmajor Sonneck mit Vertretern seines Offizierskorps; militärische Abordnungen der befreundeten Nationen, Vertreter der Behörden und der Konfessionen sowie eine große Anzahl ehemaliger Fallschirmjäger und Transportflieger.

Begünstigt von einer guten Wetterlage konnte die Luftlande- und Lufttransportschule zugleich in Vorführungen und durch Fallschirmsprungwettkämpfe mehrerer Nationen ein Rahmenprogramm anbieten, das jedem Besucher Einblick in das Luftlande- und Lufttransportwesen der heutigen Zeit gewährte.

Warum, so wird mancher fragen, errichtet man heute, zwei Jahrzehnte seit dem Ende des II. Weltkrieges ein Ehrenmal aus Stein, warum wird es in eine abgegrenzte militärische Anlage, eine Kaserne gestellt, wo Besucher die Formalitäten erledigen müssen, die mit dem Passieren der Wache verbunden sind, warum steht ein Fallschirmjägerehrenmal nicht in der Öffentlichkeit, auf einer Höhe etwa, weithin sichtbar und den Vorbeifahrenden zum Verweilen auffordernd?

Die Antworten auf solche Fragen sind vielfältig:

Traditionen

Einen Grundgedanken finden wir im *Traditionserlaß* des Bundesministers der Verteidigung. Der erste Grundsatz lautet hier:

„Tradition ist gültiges Erbe der Vergangenheit. Traditionspflege ist ein Teil der soldatischen Erziehung. Sie erschließt den Zugang zu geschichtlichen Vorbildern, Erfahrungen und Symbolen; sie soll den Soldaten befähigen, den ihm in Gegenwart und Zukunft gestellten Auftrag besser zu verstehen und zu erfüllen."

Einen anderen Hinweis auf die Intention zur Errichtung des Ehrenmals der Fallschirmjäger gibt *Generaloberst a. D. Student* in einem Geleitwort, das er der Gedenkschrift der Luftlande- und Lufttrans-

portschule voranstellt. Diese Schrift, veröffentlicht aus Anlaß der Ehrenmaleinweihung, zeichnet skizzenhaft die Geschichte der Fallschirmtruppe, ihren Aufbau, die Gliederung und den Einsatz in der Vergangenheit und berichtet zugleich von der Waffenkameradschaft zwischen Fallschirmjägern, Luftlandetruppen und Transportfliegern. Ein Überblick über die Entwicklung der Fallschirm- und Luftlandetruppen der Gegenwart rundet das Bild von drei Jahrzehnten ab.

„Die Wiege der deutschen Fallschirmtruppe", so sagt Generaloberst a. D. Student in diesem Geleitwort, „stand vor 30 Jahren in Stendal. Hier lagen, eng verbunden miteinander, eine hochwertige Fallschirmschule und die ersten Fallschirmverbände. Es war der Ort der ersten Sprungausbildung und der ersten Fallschirmübungen.



Einweihung des Fallschirmjäger-Ehrenmals am 9. September 1966 in Altenstadt-Schongau.

Hier wurden Leib und Seele gestärkt, die Spreu vom Weizen gesondert. Für Tausende der ersten Fallschirmjäger bedeutet Stendal die Heimat. Und hierher hätte eigentlich die Gedenkstätte gehört. Aber das ist leider unmöglich in der jetzigen Not unseres Vaterlandes!"

Es entspricht nun gewiß dem Wesen und den Wünschen unserer Männer, die einst den stürzenden Adler trugen, daß das Fallschirmjägerehrenmal am Ort der neuen Luftlande- und Lufttransportschule errichtet worden ist, mit dem Anblick aufsteigender Flugzeuge und niederschwebender Fallschirme.

„Mit dieser Schule zusammen", so fährt er weiter fort, „wollen wir alten Fallschirmjäger das Erbe der Tapferkeit, Opferbereitschaft und Vaterlandsliebe unserer toten Kameraden hüten und als heiliges Vermächtnis in dieser Gedenkstätte bewahren für ein wiedervereinigtes Deutschland in einem besseren Europa."

Auch der *Kommandeur der Luftlande- und Lufttransportschule, Oberst Herrmann*, der die Errichtung des Fallschirmjägerehrenmals in seinem Dienstbereich anordnete, spricht in seiner Rede bei der Einweihung Gedanken aus, die Fragen nach dem Sinn des Ehrenmals beantworten können: „... Ernste innere Verpflichtung findet an diesem Ehrenmal für unsere toten Fallschirmjäger ihre jahrelang erhoffte Verwirklichung. Ehrfurcht und Dankbarkeit bestimmen unser Handeln. Das bei tausendfachen schmerzhaften Abschieden von den aus unserer Mitte gerissenen Kameraden immer wieder eingebrannte Versprechen: Ihr bleibt unvergessen! lösen wir heute ein.

Der von Künstlerhand gestaltete Stein ist Symbol unseres Gedenkens:

Wir ehren unsere Fallschirmjägerkameraden,
— die noch im Frieden, in den Aufstellungsjahren,
— die im Krieg,
— die im Aufbau der Luftlandetruppe der Bundeswehr
ihr Leben opferten."

Und beim Rückblick auf die 10jährige Arbeit der Luftlande- und Lufttransportschule führt Oberst Herrmann aus: „Die Schule bildet die zentrale Ausbildungsstätte für Luftlande- und Lufttransportausbildung der fliegenden Transportverbände der Luftwaffe und des Heeres sowie der Fallschirm- und Luftlandeverbände des Feldheeres und dient ihrer fruchtbaren Zusammenarbeit.

Wie von selbst wuchs hier die gemeinsame Tradition. So bot sich Altenstadt-Schongau zur Aufstellung des Ehrenmals an. Zu den Lehrgängen kommen alle Fallschirmjäger, das Spezialpersonal der Luftlandeverbände sowie der Lufttransportgeschwader und Heeresfliegerbataillone hierher.

Die jungen Freiwilligen der Bundeswehr, der NATO-Verbündeten, der befreundeten und vieler neutraler Nationen erleben hier täglich dieses Ehrenmal. Es läßt sie erkennen, daß Soldatsein mehr als andere Berufe in der Nähe des Todes und der Bereitschaft, für andere das Leben einzusetzen, steht. Es ruft derer zu gedenken, die sich im Dienen in der Gemeinschaftsaufgabe geopfert haben. Uns Überlebende mahnt der Stein zu tiefschmerzlicher Besinnung und Ehrfurcht."

Aus Gesagtem und Geschriebenem ist erkennbar, daß es sehr wohl darauf ankam, eine Ehrenpflicht den Toten gegenüber zu erfüllen, nicht weniger jedoch auch darauf, lebendige Tradition zu schaffen. „Nur Soldaten, die auch als Menschen ihrer Verantwortung genügt haben, sind Vorbilder, die Bestand haben", heißt es im Traditionserlaß. So ist es sinnvoll, die Erinnerung an diejenigen stets wachzuhalten, die in treuer Pflichterfüllung ihr Leben gaben, und dies vor allem dort, wo der junge Fallschirmjäger der Bundeswehr täglich seine Fallschirmjäger- oder Luftlandeausbildung erhält. Die Planung richtete sich auf die Schaffung eines Ehrenmales, das Gedenkstätte für alle Toten der Fallschirmtruppe, der ehemaligen wie der heutigen sein soll, und das auch den Toten der Transportluftwaffe gewidmet ist. Gerade mit Transportfliegern sind Fallschirmjäger in besonderer Weise verbunden.

Es galt, echte und falsche Tradition voneinander zu trennen.

Wie groß ist doch bei der Errichtung von Traditionsstätten die Gefahr, daß das beste Wollen in fehlerhaftes Tun abgleitet, ein Tun, das der verstorbene erste Bundespräsident Prof. Heuss in einer seiner Reden vor Soldaten u. a. mit den Worten charakterisierte:

„... Aber ich kenne auch den Miles gloriosus, ein zweiter Ahasverus, der durch die Jahrhunderte wandert, nein, er wandert nicht, er marschiert, um zuverlässig in einer Durchbruchschlacht beim Stammtisch anzukommen. Man mag eine Form suchen, in der im seelischen breiteren und doch örtlich umgrenzten Sinn Zusammenhänge fruchtbar gemacht werden können, geistig, moralisch vielleicht — aber nicht wehrstrukturell."

Das nach dem Krieg veränderte Formgefühl der Kunst bedenkend, folgten die Verantwortlichen der Intuition des Bildhauers, durch einen Vierkantpfeil, der auf verjüngter Basis ohne Bindung oder Anklammerung an nahegelegene Massen steht, den „Fall" zu demonstrieren.

Diese isolierte, freistehende Nadel aus nahtlosem Muschelkalkkernstein sollte eine starke Ausstrahlung erwirken, negativ geschnittener Bildschmuck an den vier Seiten das Mal sphärisch betonen. Es wurde daran gedacht, nicht Symbole, sondern Symbolgehalte zu stilisieren und nur solche sichtbar zu machen, die für alle Fallschirmjäger Symbolkraft ausweisen: stürzender Adler, schwebender, gleichsam gelöster Springer, Flugzeug und Kreuz; sie wurden als alle verbindend erwählt.

Daß dieses Vorhaben gelungen ist, würdigte der *Generalinspekteur der Bundeswehr* in seiner Rede bei der Einweihung. Er führte u. a. aus:

„... Wir haben uns heute hier versammelt, um durch die Enthüllung und Einweihung dieses von der Hand eines bayerischen Künstlers in Stil und Form so angemessen gestalteten Ehrenmals aller der deutschen Fallschirmjäger zu gedenken, die im Kriegseinsatz, aber auch beim Aufbau der deutschen Luftlandetruppe der Bundeswehr in Opferbereitschaft, Treue und Pflichterfüllung dem ihnen erteilten Auftrag gegenüber ihr Leben hingegeben haben. Das Denkmal schlägt damit gleichsam die Brücke von der ehemaligen deutschen Fallschirmtruppe zur Luftlandetruppe der Bundeswehr.

Im Anblick des Ehrenmals beugen wir uns gleichermaßen in Dankbarkeit vor den Toten der Luftwaffentransportgeschwader. Ihr

Einsatz, ihr fliegerisches Können, ihr Kampfgeist waren Voraussetzung für die Erfolge der Fallschirmjäger. Auch sie sollen in diesem Denkmal und in unseren Herzen den ihnen gebührenden Platz finden. Stets hat es zum soldatischen Stil gehört, beim Gedenken der eigenen Toten den ritterlichen Gegner und seine Opfer nicht zu vergessen. Lassen Sie mich deshalb an dieser Stelle auch der im Kampf und in Ausübung ihres Dienstes gefallenen Fallschirmjäger der Nationen gedenken, die heute durch die Abordnungen unserer ausländischen Gäste hier vertreten sind. Sie haben bei den Einsätzen in Sizilien, in der Normandie, bei Nimwegen und Arnheim und im pazifischen Raum hervorragende Beispiele von Mannesmut und soldatischer Tugend gegeben. Aufgeschlossen und in soldatisch-kameradschaftlicher Verbundenheit stehen wir heute in Dankbarkeit und Anerkennung vor den Opfern aus dem Krieg der eigenen Brüder wie vor denen der ehemaligen Gegner, die heute unsere Verbündeten sind."

„Rechte Traditionspflege ist nur möglich in Dankbarkeit und Ehrfurcht vor den Leistungen und Leiden der Vergangenheit. Was aber heute aus der Überlieferung wirkt, hat sich selbst einmal als Neues durchsetzen müssen."

Dies ist ein Satz aus dem Traditionserlaß des Bundesministers der Verteidigung. Wenn ich anfangs den Brückenschlag von einst zur Gegenwart im Gedenken an die Toten erwähnte, so gilt das in gleicher Weise für Beispiel und Erfahrungen, die wir aus der Vergangenheit in die soldatische Ausbildung und Erziehung der jungen Luftlandetruppe der Bundeswehr übernehmen wollen. Der Wagemut der alten Fallschirmtruppe beim Denken, Planen und beim Einsatz in einem ganz neuen Operationsraum mit bis dahin im taktischen und operativen Rahmen noch nicht benutzten Mitteln hat damals im militärischen Bereich den Weg zu neuen Erkenntnissen im Verhältnis von Raum und Zeit geführt und starke Wirkungen auf die militärische Führung ausgeübt.

Solche Führungserfahrungen aber sind einem laufenden Wandel unterworfen. In rechter Nutzung der Tradition verfolgen wir mit der Luftlandetruppe der Bundeswehr deshalb nur dann einen richtigen Weg, wenn wir die damals gewonnenen Erkenntnisse an den uns heute gegebenen Auftrag, an die uns heute zur Verfügung stehenden Mittel und unter richtiger Beurteilung der heute denkbaren Erscheinungsform bewaffneter Auseinandersetzungen anzupassen verstehen.

Überlieferung als gültiges Erbe der Vergangenheit wird also nur fruchtbar sein, wenn sie sich nach den Gegebenheiten, in denen wir heute leben, auszurichten versteht. Geschieht das nicht, wird aus Tradition Stillstand oder gar Rückschritt.

Es bleibt uns aber reichlich genug für die Nutzanwendung in der Bundeswehr. Ich meine vor allem die Verpflichtung, die Einsatzbereitschaft, den Mannesmut, den Korpsgeist und die im Frieden und Krieg bewährte Kameradschaft der alten Fallschirmjäger der Bundeswehr zu nutzen und auf dieser Grundlage eine Luftlandetruppe auf- und weiterzubauen, die den Forderungen unserer Zeit entspricht und sich zugleich im Können und Kampfgeist würdig den Leistungen der alten Fallschirmtruppe anschließt.

Der Generalinspektor der Bundeswehr schloß mit dem Wunsch, daß es der Stolz der heutigen Luftlandetruppe bleiben möge, durch besondere Leistungen hervorzutreten, die in der politischen und rechtlichen Ordnung ihren Antrieb haben.

Unüberhörbar sind in diesen Gedenkworten *Auftrag* und *Erwartung*.

Sind 1. Luftlandedivision und Luftlande- und Lufttransportschule auf dem rechten Weg, „. . . eine Luftlandetruppe auf- und weiterzubauen, die den Forderungen unserer Zeit entspricht und sich zugleich im Können und Kampfgeist würdig den Leistungen der alten Fallschirmtruppe anschließt"?

Entwicklungen

Als vor zehn Jahren der Befehl zum Aufbau der neuen Luftlandetruppe gegeben wird, steht außer Zweifel, daß man nicht dort wieder anknüpfen kann, wo man bei Kriegsende aufhörte. Schließlich hatten ja inzwischen alle Nationen, die Luftlandetruppen unterhielten, ihre Einsatzgrundsätze den sich fortentwickelnden technischen Möglichkeiten angepaßt; das neue Verhältnis von Zeit, Raum und Kraft, von Feuer und Bewegung, das sich durch Schaffung der atomaren Mittel verlagert hat, muß, nicht anders als in allen sonstigen Waffengattungen, auch in Auftrag, Gliederung und Führung der Luftlandekräfte berücksichtigt werden.



Der Generalinspekteur der Bundeswehr, General de Maizière, und der Oberbefehlshaber der ehemaligen deutschen Fallschirmtruppe, Generaloberst Student, schreiten die Front der Ehrenkompanie ab.

Da die deutsche Führung ausländisches Gerät übernimmt, hält sich die Ausbildungsmethode zunächst streng an die der Herkunftsländer. Sie wird mehr und mehr der deutschen Vorstellung angepaßt.

Zudem muß der Schwerpunkt aller Ausbildung in den ersten Jahren auf das Gebiet der *Grenadierausbildung* gelegt werden, weil die neue Luftlandetruppe im Rahmen des Verteidigungsauftrages der Bundeswehr ausschließlich eine fest umrissene, bodengebundene Aufgabe zu lösen hat.

Allerdings kann der objektive Beobachter bald feststellen, daß sich in den neuen Truppenteilen trotz aller Neuerungen in der Form, in der Methode und dem Rhythmus von Erziehung und Ausbildung der gleiche Geist bildete, der auch die ehemalige Fallschirmtruppe beseelte.

Wer die Geschichte der Fallschirmjäger zurückverfolgen möchte, könnte des Wesens Ursprung in der Gemeinschaft der Jäger und Schützen suchen, der Einzelkämpfer, deren Hauptaufgabe der jägermäßige Kampf im „zerstreuten Gefecht" außerhalb der Linieninfanterie war. Diese einstige deutsche Jägertruppe war *leichte Infanterie*, die in Aufklärung, in Plänkeleien, in Überfällen und in Überraschungskämpfen verwendet wurde. Sturmbataillone des I. Weltkrieges können ebenfalls zu dieser Familie gezählt werden: sie hatten die Infanterie beim Angriff auf schwierige Ziele zu führen.

Wie nahe liegt es doch, Truppen, die ihrem Wesen, der Aufgabe und der Kampfweise nach ebenfalls zu den Jägern gehören, „Fallschirmjäger" zu nennen. Der Dienst in der Luftlandetruppe als Fallschirmjäger ist freiwillig.

Freier Geist der Jäger und Freiwilligkeit, sie bilden den Grundstock für die Erziehung zur Qualität der Luftlandetruppe. Ein spezieller Teil der Ausbildung fördert sehr schnell den — esprit de corps —, der in ununterbrochener Linie vom Ursprung bis heute den Fallschirmtruppen eigen ist: Allein durch den *Fallschirmsprung* werden bei allen Soldaten desselben Truppenteils auch die gleichen Eigenschaften gefördert, so

> die *Selbstzucht*, die der Fallschirmsprung verlangt und ausbildet und das *Vertrauen* auf das Können und die Zuverlässigkeit des Kameraden.

Alle, General wie einfacher Soldat durch dieselbe Tür des Flugzeuges, mit den gleichen Empfindungen, unter denselben Bedingungen, in die für jeden gleichgearteten Verhältnisse — dies verbindet, dies schweißt zusammen, bildet den Kitt im Mosaik der menschlichen Beziehungen. Hier prägt sich ein Teil des *Kampfwertes* einer Truppe, die im modernen Gefecht mehr denn je von der Substanz ihrer menschlichen Qualitäten wird zehren müssen.

Generaloberst a. D. Student hat in einem Aufsatz über die Aufstellung der Fallschirmtruppe der ehemaligen Wehrmacht das Erziehungsproblem folgendermaßen beschrieben:

„Die Frage der Behandlung und Erziehung von Fallschirmjägern im orthodoxen, streng soldatischen Sinne lösen zu wollen, wäre ein grober Fehler gewesen. Der Fallschirmjäger hatte dazu „zu viel Blut" und sträubte sich innerlich dagegen. Er fühlte sich den anderen Menschen überlegen, weil er sein Sprungerlebnis hinter sich hatte, ein Erlebnis, das nur ganz wenigen anderen Menschen beschieden war. Er trug mit unbändigem Stolz sein Springerabzeichen, das er sich sauer erworben hatte. Eine solche Einstellung findet man bei den Fallschirmjägern in aller Welt, soweit sie auf sich halten. Sie hat mit Überheblichkeit nichts zu tun, sondern ist der gesunde und stolze Ausdruck eines Gefühls besonderer Leistung. Ein stark ausgeprägtes Verantwortungs- und Pflichtbewußtsein ist damit verbunden. Die Behandlung und Erziehung wurden entsprechend eingerichtet, großzügiger, fürsorglicher und kameradschaftlicher, wesentlich mehr auf starkem, gegenseitigem Vertrauen beruhend als auf äußerer Disziplin und starrem Gehorsam."

„Allmählich", so fährt er weiter fort, „schloß sich unsere Truppe zu einer immer größer werdenden absolut festen Gemeinschaft, zur großen Fallschirmjägerfamilie zusammen, die kameradschaftlich auf Gedeih und Verderb miteinander verbunden war."

Wie aber steht es mit dem anderen Teil des *Kampfwertes* einer Truppe, von dem es in der HDv 100/1 TF, Nr. 45 heißt, der Kampfwert einer Truppe wird von ihrem körperlichen und seelischen Zustand bestimmt, ebenso aber auch von ihrer Gliederung und Stärke, Güte und dem Zustand der Waffen sowie dem Stand ihrer Erziehung und Ausbildung.

In den ersten Jahren des Aufbaues werden Möglichkeiten und Mittel genutzt, um aus den sich organisierenden Truppenkörpern leistungsfähige Verbände entstehen zu lassen und sie über die Organisationsformen Kampfgruppe/Brigade zu dem Großverband Division zusammenzuschließen. Anfang der 60er Jahre gibt eine Weisung des Inspekteurs des Heeres das Signal, nunmehr auch die eigentliche Berufung der Luftlandetruppe ins Auge zu fassen. Sie geht davon aus, daß infolge der technischen Entwicklung bei Freund und Feind und der Gleichwertigkeit aller Bewegungen mechanisierter Verbände auf dem Gefechtsfeld die Steigerung der Beweglichkeit des Heeres in der Nutzung der 3. Dimension, d. h. in der *Luftbeweglichkeit* zu suchen sei. Alle Probleme, die das Aufkommen der Atomwaffen mit sich bringt, stützen die Forderung nach einem Instrument, das dem Truppenführer die Möglichkeit bietet, Schwerpunkte schnell zu bilden oder zu verlagern, den Feind örtlich und zeitlich zu überraschen, Hindernisse mühelos zu überwinden und die Versorgung sicherzustellen.

Während in der Vergangenheit Transportflugzeug und Fallschirm die geeigneten Mittel in der Hand der Führung zur Erringung von Vorteilen in der Operation waren, haben sich mit dem feldbrauchbaren Mittel *Hubschrauber*, mit der Forderung nach Schnelligkeit, Einfachheit und Sicherheit die Bedeutung luftgebundener Mittel zugunsten des Hubschraubers verlagert und der Anwendungsbereich auch auf andere leichte Truppenkörper erweitert.

Die Luftlandetruppe folgt dieser Weisung zunächst mit Versuchsübungen verschiedenster Art, in denen es darum geht, *Kampfweisen* zu erproben, die eine Truppe anwenden muß, wenn sie ein Luftlandeunternehmen mit Hubschraubern auf dem Gefechtsfeld durchführt.

Aus den Erkenntnissen der Versuchsübungen können Schule und Division *Grundsätze für Führung und Kampf* entwickeln, Vorschläge für Gliederung und Stärke sowie Art der Bewaffnung und Ausrüstung erarbeiten.

Beweisbar wird, daß die Luftbeweglichkeit des Heeres nicht einfach ein Umsteigen vom geländegängigen Bodenfahrzeug in das „geländegängige" Luftfahrzeug bedeutet, das man verläßt, um am Ort der Handlung unter den gleichen Grundsätzen zu kämpfen, nach denen sich sonst das Gefecht der verbundenen Waffen am Boden vollzieht.

Die Luftlandetruppe der Bundeswehr setzt sich im weiteren Aufbau das Ziel, den Befehlshabern der Korps als *Verfügungstruppe* für solche Aufgaben zugeordnet zu sein, die auf dem Gefechtsfeld nur von *leichter Infanterie* mit den modernen Mitteln der Luftbeweglichkeit des Heeres zu lösen sind. Jederzeit muß die Umfassung des Gegners durch die Luft im taktischen Bereich möglich sein.

Wenn es in dieser Auslotung von Auftrag und Leistungsfähigkeit der LL-Verfügungstruppen Denkweisen gibt, die den Luftlandetruppen auch gepanzerte Elemente als Korsettstangen einziehen möchten, damit sie als *Korpsreserve* eine Doppelaufgabe — *bodengebundener Einsatz* wie Panzergrenadiere / *Einsatz nach Luftlandung* mit entsprechender Zweitausrüstung für Luftlandeunternehmen — zu bewältigen in der Lage sind, so können solche Auffassungen nur die Erkenntnis stärken, daß das „Sowohl-als-auch" unter den Nöten des Gefechtes sich zum „Weder-noch" auswirken muß.

Im entscheidenden Moment wird der Truppenführer die Gunst der Stunde ausschlagen müssen, weil er selbst sich des einschlägigen Mittels vorzeitig durch dessen anderweitige Verwendung beraubt haben wird.

Die Geschichte der Luftlandetruppe lehrt — ein bildhafter Vergleich möge es veranschaulichen —: Aus dem stürzenden Adler kann man keine Schildkröte machen; und wer die Schildkröte von ihrem Schild befreit, gibt ihr darum noch keine Flügel. Fallschirmjägerverbände gleich Panzergrenadierverbänden einsetzen zu wollen, hieße sie ihrer eigentlichen, im modernen Gefecht so vielfältigen Aufgabe entziehen, sie ihrem Element entfremden, sie nach verschiedenen Grundsätzen ausbilden, somit ihr Wesen verfälschen, mehr noch, ihr wirkliches Wesen verkümmern lassen.

Die sowjetische Auffassung in der Sache erörtert Marschall Sokolowskij folgendermaßen:

„Die Lösung des Problems der Beförderung von motorisierten Schützentruppen auf dem Luftweg schließt nicht aus, daß bei den Landstreitkräften besondere Luftlandetruppen vorhanden sein müssen, die für Fallschirm- und Luftlandeoperationen und für die Durchführung von Aufgaben im rückwärtigen Gebiet des Feindes ausgebildet sind. Darüber hinaus ist zu erwarten, daß die Bedeutung der Luftlandetruppen noch erheblich zunimmt und ihr spezifisches Gewicht innerhalb der Landstreitkräfte noch viel größer werden wird.

Dies ist auf den veränderten Charakter und den größeren Umfang der von ihnen zu lösenden Aufgaben zurückzuführen."

Erwartungen

In „Anpassung an die heute denkbare Erscheinungsform bewaffneter Auseinandersetzungen", in Würdigung der Qualität der Luftlandetruppe, in Ansehen der Bedingungen, die der mitteleuropäische Raum den hochtechnisierten Truppen stellt, können alle Bemühungen beim Ausbau der deutschen Luftlandetruppen nur auf die stete *Verbesserung der Luftlandeeignung* zielen.

Nicht „schwerer-werden-lassen" heißt die Devise. Noch leichter und eigenbeweglicher, noch flexibler und kraftvoller, das Ganze noch lufttransportabler; solche Forderungen sind das Gebot der Stunde! Kein Raum ist in diesem Verlangen für eine Auffassung, die auch heute im Fallschirmsprung das einzige und allein erfolgversprechende Mittel im Luftlandeunternehmen sehen möchte.

Die Luftlandetruppe der Bundeswehr ist im Begriff, ihre gültige Gestalt zu finden. Das Schwergewicht bei der Wahl des Mittels für die Landung hat sich vom Fallschirm auf den Hubschrauber verlagert: Das ist eine technologische Entwicklung, die auch jeder ehemalige Fallschirmjäger akzeptiert, dessen Sinn und Herz in der Erinnerung an Luftlandeoperationen der Vergangenheit gefangen scheint und sich aus der Verstrickung in die Romantik des „Fallschirmjägerfaustschlages" nur schwer lösen will.

Schon formt sich das Bild der *Luftsturmtruppen*, Truppen, die das *Gefecht der verbundenen Waffen* in und durch die Luft sowie aus der Luft mit dem Gegner am Boden führen können.

Die heutige Luftlandetruppe erkennt ihren „Auftrag" und schätzt die gehegten „Erwartungen" richtig ein.

Wenn die Feier am Ehrenmal Stunde der Besinnung und Rast des Geistes war, so folgt nun kraftvolles Handeln. Der fortschrittliche Geist aber braucht hierfür zu gleichen Teilen

die Vision der Zukunft,
die Fotografie der Gegenwart und
das Bild der Vergangenheit (Hans Kaspar).

Wünschenswert bleibt, das Handeln möge sinnvoll gelenkt werden.

6. Traditionstreffen der Panzertruppe

Von manchen noch tastenden Formen einer Traditionspflege in der Bundeswehr hebt sich seit Jahren die Traditionspflege der ehemaligen Panzerdivisionen und Panzergrenadierdivisionen durch die Panzertruppenschule in Munster ab. Sie hat seit langem zu festen und anerkannten Formen gefunden.

Alljährlich zum Wochenende des Volkstrauertages sind Abordnungen der Traditionsverbände der ehemaligen Panzerdivisionen und



Die Ehrenkompanie führte Standarten alter preußischer Reiter-Regimenter und die Truppenfahnen der heute in Munster stationierten Bataillone der Bundeswehr mit.

Panzergrenadierdivisionen Gäste der Panzersoldaten der Bundeswehr an die Panzertruppenschule in Munster: Die alten und die jungen Soldaten erneuern bei diesen Traditionstreffen die Bande der Kameradschaft und gedenken gemeinsam der toten Kameraden. Diesen Sinn der Traditionstreffen drückt schon das Programm aus. Der Samstagnachmittag gehört mit gemeinsamem Mittagessen, gemeinsamer Besichtigung der Traditionshörsäle, die die Traditionsverbände zusammen mit der Schule eingerichtet haben, einer Vorführung der Truppe und abends einem gemeinsamen Abendessen mit anschließendem Herrenabend der Pflege der Kameradschaft; der Sonntagvormittag mit Gedenkgottesdienst und einer Gedenkfeier am einzigartigen Ehrenhain der deutschen Panzertruppe dem Gedenken an die toten Kameraden.

Es zeugt für die innere Kraft und Beständigkeit dieser Treffen, daß in diesem Jahre das sechste dieser Art zum Volkstrauertag in Munster stattfand. Nach der „traditionellen" Erbsensuppe am Samstagmittag und einem Rundgang durch die Traditionshörsäle der Schule waren die alten und jungen Soldaten am frühen Abend Gäste bei Vereidigung und feierlichem Gelöbnis der Rekruten der Munsterschen Panzerlehrbrigade 9. Nach dem gemeinsamen Abendessen begrüßte dann der Kommandeur der Schule, Brigadegeneral Philipp, offiziell die Gäste. General Philipp sagte:

„Meine verehrten Herren Generale!
Liebe Soldaten der alten und neuen Armee!

Lassen Sie mich zu Beginn des Abends Ihnen allen ein herzliches Willkommen sagen, lassen Sie mich mit diesem Willkommen auch all jene grüßen, denen die Teilnahme am Traditionstreffen in diesem Jahr nicht möglich ist und lassen Sie mich von dem Dank der Schule sprechen, den wir Ihnen allen für die Ehre Ihres Besuches schulden!

Ich bitte um Verständnis dafür, daß ich von einer namentlichen Begrüßung absehe. Sie könnte nicht herzlicher ausfallen, als ich sie eingangs an Sie alle richtete.

Wie in allen Jahren gilt dieses Treffen der Pflege der Kameradschaft, der Erinnerung an gemeinsam erfüllte Aufgaben und dem Gedenken unserer von uns gegangenen Kameraden. Und wie in allen Jahren sind wir uns bewußt, daß der Sinn dieses Treffens sich darin nicht ausschließlich erschöpfen darf, sondern wir wissen, daß Traditionspflege auch die Stellungnahme zur Gegenwart fordert. War es im vergangenen Jahr der Traditionserlaß, der im Mittelpunkt unserer Gedanken stand, so bescherte die schnellebige Zeit uns in diesem Jahr neue Fragen und Aufgaben, die der Antwort, der Deutung und der Bewältigung harren.

Echte Traditionspflege erinnert uns zunächst an die Pflichten des Soldaten. Echte Traditionspflege setzt die Akzente vom „Staatsbürger in Uniform" zum „Staatsdiener in besonderer Verpflichtung".

Echte Traditionspflege hilft uns auch unterscheiden, welche Auswirkung Regierungskrise, Führungskrise und welche Krise auch immer es geben mag, für den in der Pflicht gebundenen Soldaten haben darf.

So hat es diese Krise, von der mancher Uneingeweihte sprach, in der Truppe nicht gegeben. Der Soldat hat die feste Überzeugung, und darin wird er auch durch seine Führer bestärkt, daß im politischen Kräftespiel die lebenswichtigen Belange des Staates gewahrt bleiben.

In dieser Gewißheit weiß er sich durch die treue Bindung zum ganzen Volk bestärkt. In dieser Wechselwirkung ermutigt uns die Erkenntnis, daß die junge Truppe das Vertrauen rechtfertigt, das in sie gesetzt wird. Wo geführt wird, gibt es keine Krise!

Diese Erkenntnis bürdet den Kommandeuren wachsende Verantwortung auf. Bedarf es der Betonung, wie bewegt der politisch Aufgeschlossene, der verantwortliche Führer sich mit deren Konsequenzen auseinandersetzt? Besinnung auf überlieferte Werte hilft uns, den Blick auf das Ziel nicht zu verlieren, auch dann nicht, wenn man uns weismachen will, die Bundeswehr sei eine Armee ohne Auftrag.

Echte Traditionspflege hilft uns, gerade in dieser Zeit den Auftrag klarer zu erkennen und zu formulieren: Das Territorium unseres Landes zu schützen, sowohl durch unser Vorhandensein als auch durch die Fähigkeit und den Willen, die verletzte staatliche Integrität durch Waffengewalt wiederherzustellen.

Wenn morgen früh die junge Mannschaft unter Helm und Waffe die Standarten von Tannenberg und das Schwarz-Rot-Gold der Bataillons-Fahnen zum Ehrenmal trägt, sehen Sie darin ein Symbol unseres Traditionsverständnisses: Die Gegenwart bewältigen mit den wertvollen und stets gültigen Tugenden des Soldatentums!"

Für die Worte der Begrüßung, das Bekenntnis zur Tradition und die in diesem Jahr wieder gewährte Gastfreundschaft gegenüber den Soldaten der alten Armee dankte dann der dienstälteste Soldat der Gäste, der General der Panzertruppe a. D. von Saucken. Er brachte mit den Vertretern der Traditionsverbände ein dreifaches „Hurra!" auf die „Soldaten, Unteroffiziere, Offiziere und den hochverehrten, ritterlichen Kommandeur" der Panzertruppenschule aus.



Generalmajor Jordan, der General der Kampftruppen, schritt mit General der PzTr. a. D. von Saucken die Front der Ehrenkompanie ab.

Der Sonntag begann mit Gedenkgottesdiensten, die Militärpfarrer beider Konfessionen in der evangelischen St. Stephanus-Militärkirche und der katholischen St. Michaelis-Militärkirche abhielten.

Danach versammelten sich alle Teilnehmer des Traditionstreffens zur Gedenkstunde für die toten Kameraden am Ehrenhain. Nach der Meldung der Ehrenkompanie und des Heeresmusikkorps 3 an den General der Kampftruppen, Generalmajor Jordan, schritt dieser

mit dem General der Panzertruppen a. D. von Saucken die Front ab. Beethovens Hymne „Die Himmel rühmen . . .“ leitete dann zur geistlichen Gedenkansprache des evangelischen Munsterschen Militärpfarrers Seeling über, der in seiner sehr klaren und gerade den Soldaten so ansprechenden Art unter anderem sagte:

„Volkstrauertag 1966 — der Anruf der Toten — was soll damit gemeint sein? Sind die Toten, die wir in dieser Stunde betrauern und um deretwillen wir uns hier in Munster zusammengefunden haben, nicht stumm? Wo immer sie auch in der weiten Welt ruhen mögen, der Sohn, der Ehemann, der Vater, der Geliebte, der Kamerad, der Freund, die Mutter, die Tochter, die Verlobte, die Ahne, das Kind, das Ungeborene im Mutterleib? Alle, die zu Lande, auf See und in der Luft, sei es in den Weiten Rußlands oder in der brütenden Hitze Afrikas, sei es unter zusammenstürzenden Häusern oder in berstenden Bunkern, sei es in grauenvollen Lagern, am Galgen oder unter dem Fallbeil, in den Gaskammern oder vor den Gewehrmündungen der Erschießungskommandos umgekommen sind, betrauern wir heute. Die Heldenmütigen, deren Namen die Geschichte nennt, und die Unbekannten, die keinen Ausweg mehr wußten und die Schuld ihres Zeitalters wortlos auf sich nahmen, blutvergießend und blutend, die Geopferten und die sich Opfernden, können sie dennoch rufen?

Niemand kann die ganze Tiefe und Verantwortung eines Volkstrauertages, auch wenn er alljährlich wiederkehrt und die innere und äußere Distanz von jenem Geschehen immer größer wird, und die Zahl derer, die mit ihrem Herzen, mit ihrem Schmerz Anteil an jenem Geschehen haben, geringer wird, ganz verstehen. Wir können alle nur bescheiden, demütig und erschrocken, aber auch tapfer in dieser Stunde an die Gräber unserer Freunde, unserer Lieben — aber genauso bescheiden, demütig und erschrocken an die Gräber unserer Feinde von einst — treten und fragen: Wo ist das Heilende und Helfende, das aus solch einer Betrachtung des Volkstrauertages erwächst?

Ob die Kraft des menschlichen Geistes, ob die Wissenschaft zum Segen der Menschheit wird, hängt von dem Ernst und dem Willen ab, alle Früchte des Wissens an dem Maßstab des Gewissens zu messen. Das ist die erste und ganz konkrete Erkenntnis, die alle Menschen, die guten Willens sind, heute über alle Schranken ihres Glaubens, ihrer Rasse, ihrer Herkunft und politischen Tradition hinweg zusammenruft.

Wenn der Tod der Millionen, derer wir heute gedenken, uns auf eine viel tiefere Weise berührt und wandelt, wenn ihr Tod als Menschen, als Brüder wo auch immer und wie auch immer er sie überfiel, uns als Gericht und als Gnade über uns selbst aufging, und wir nun stille und ernst, wie es nach einer Katastrophe, an der wir teilhatten, sich geziemt, an ihre Gräber treten, und über sie hinweg dem Tod, der unbegreiflicherweise sie und nicht uns zuerst nahm, ins Angesicht schauten, so wie in der Bibel steht: ‚Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden‘, wir würden weise werden und von ihm selbst erfahren, daß alles Leben, das dem Tod noch einmal entkam, doppelt verpflichtendes Leben ist.

Darum müssen wir tiefer loten, um den Sinn dieser Gedenkstunde recht zu begreifen. An das Opfer seiner Lieben denken, heißt, ahnen dürfen, daß in jedem Opfer die Frucht seiner Erfüllung selbst schon tief verborgen liegt, und wie die Saat nicht in der dunklen Erde reift, sondern diese brechend über sie hinaus in helle Sphären reift, so ist auch das Opfer, das wir säen, Aussaat und nicht Ernte. Stalingrad und Auschwitz und alle anderen bekannten und unbekannten Orte, da deine Lieben ruhen, fragen dich und mich nach der Kraft des Opfers, nach der Aussaat an wahrer Menschlichkeit, nach der Berührung der Gewissen derer, mit denen du umgehst. Und in dem Maße, in dem wir hier antworten können, werden wir denen, die wir liebten und lieben, lebendig verbunden bleiben.

Man stirbt für ein Volk, nicht für die Menge. Man stirbt aus Liebe zum Menschen. Man stirbt für das allein, aus dem man leben kann.“

Das feierlich intonierte Lied „Ich hab mich ergeben . . .“ gab dann den Übergang zu der soldatischen Gedenkansprache des Generals der Panzertruppe a. D. Eberbach. Die einfachen und schlichten, aber dafür um so mehr zu Herzen gehenden Worte und Gedanken des alten, noch aufrechten Panzer-Generals packten jeden der Anwesenden auf jene besondere Weise, die sich nun einmal aus der Einwirkung einer echten Persönlichkeit und eines wahren soldatischen Führers ergibt.

Der General sagte:

„Meine Kameradenfrauen, meine alten und jungen Kameraden!

Namens der Soldaten der ehemaligen Panzertruppen danke ich unserer Panzertruppenschule von Herzen dafür, daß sie unseren in der weiten Welt gefallenen Kameraden und damit auch uns Überlebenden schon vor 6 Jahren hier eine Heimstatt geschaffen hat. Und wir danken der Schule ebenso dafür, daß Jahr um Jahr dieser Ehrenhain junge Truppe und alte Soldaten vereinigt zur gemeinsamen Ehrung unserer Toten.

Das ist ein Zeichen dafür, daß unsere neuen Panzertruppen keine ‚Gnade des Nullpunktes‘ brauchten. Sie konnten getrost an dem anknüpfen, was unsere Gefallenen an Liebe zur Heimat, Kühnheit, selbständigem Handeln und Kameradschaft ihnen vorgelebt hatten. Daß die Panzertruppenschule daraus in solcher Tuchfühlung mit uns steht, ist für uns Überlebende aus den alten Regimentern eine ständige Freude, Genugtuung und Verpflichtung.

Die Zahl der Gefallenen unserer Panzer- und Panzergrenadier-Divisionen dürfte in die Hunderttausende gehen. Aber so große Zahlen sprechen das Herz der Menschen nicht mehr an. Lassen Sie mich deshalb von einem dieser Toten für alle berichten, von meinem 25jährigen Oberleutnant Rachfall, der so sehr am Leben hing wie wir alle.

An der Spitze seiner Kompanie stieß er tief in die Russen hinein. Sein Panzer bekam einen Volltreffer, alle Männer der Besatzung, außer Rachfall, waren verwundet und mußten ausbooten. Und nun bat ihn der schwerverletzte Fahrer, bei ihm zu bleiben und ihn in dieser verzweifelten Lage nicht allein zu lassen. Wer das Verhältnis kennt zwischen Panzerkommandant und Fahrer, der weiß, daß der Oberleutnant seinen Fahrer nicht im Stich lassen konnte. Er schickte die Leichtverwundeten zurück und blieb, obwohl er wußte, daß dies seinen Tod bedeuten würde. Dieser Entschluß ist ihm sicher schwergefallen, aber Ehre und Kameradschaft galten ihm mehr als sein Leben. — Als wir endlich wieder zu seinem Panzer durchstoßen konnten, fanden wir beide erschlagen, Rachfall mit der leergeschossenen Maschinenpistole in der Faust und ein Kranz toter Gegner um ihn. — Dieser Opfertod hat damals unser Regiment neu zusammengeschweißt. Es war, als stünde der junge Oberleutnant hinter jedem von uns.

Meine Kameraden, es hat in allen Bataillonen der Panzertruppen solche Offiziere, solche Unteroffiziere und solche Soldaten gegeben, die sich aus Liebe zur Heimat, aus Pflichtgefühl und aus Kameradschaft so geopfert haben wie mein lebensfroher Oberleutnant Rachfall. Es war das beispielhafte Sterben solcher Männer, das alle unsere Divisionen zu so unglaublichen Taten befähigte, wie jeder sie nachlesen kann. Diese Opfer ließen unsere Einheiten auch dann gefestigt bleiben, als der Kampf immer härter und immer aussichtsloser wurde; bis zum bitteren Ende und bis heute. Die alten Soldaten wissen, daß dies keine idealistische Schwärmerei ist, sondern nüchterne Feststellung.



General der PzTr. a. D. Eberbach bei seiner Gedenk-Ansprache.



Militärpfarrer Seeling bei seiner Gedenk-Ansprache.

Wir Alten danken unseren Gefallenen für ihre innerliche Hilfe, für ihr Vorleben, ihre Treue und Kameradschaft. Sie verkörpern für uns das wahre Deutschland. Und sie stehen als Helfer auch hinter euch, ihr jungen Panzersoldaten, sobald ihr ihrer gedenkt.

Wir konnten trotz äußersten Einsatzes die Niederlage mit all ihren schrecklichen Folgen nicht abwenden. War deshalb der Tod unserer Kameraden sinnlos? Vergessen wir nicht, daß neben der deutschen Tüchtigkeit die Anerkennung der militärischen Tugenden des deutschen Soldaten es war, die uns wieder Ansehen und Achtung in der Welt verschafft haben. Und mehr noch: Ein Land, für das Millionen von Männern und Frauen bereit sind, ihr Letztes herzugeben, wird sich aus jeder Niederlage wieder aufrichten, wenn das Opfer unserer Gefallenen, ihr Ehrgefühl, ihre Kameradschaft für uns alle Vorbild bleiben und in unserem Tun sich auswirken.

Im Sinne unserer Gefallenen ist es, wenn wir auch hier der vielen Soldaten der Bundeswehr gedenken, die den Gefahren des militärischen Dienstes oder der außerordentlichen persönlichen Beanspruchung zum Opfer gefallen sind,
wenn wir unserer Brüder in der Zone gedenken, insbesondere der Kameraden, die Schulter an Schulter mit uns für das ganze Deutschland gekämpft haben,
und wenn wir gedenken der österreichischen Kameraden, von denen viele in unseren Reihen gefallen sind, die bis zum letzten Kriegstag treu zu uns standen. Eine beachtliche Anzahl hat den weiten Weg nicht gescheut, um mit uns unserer Toten zu gedenken, die uns menschlich herzlicher verbinden als alle Treueschwüre es könnten,
und wenn wir der Soldaten des 20. Juli gedenken, die aus der gleichen inneren Haltung heraus gehandelt haben und gestorben sind wie wir an der Front.

Lassen Sie uns auch nicht zuletzt hier gedenken der Gefallenen der Panzerdivisionen der Waffen-SS, die mit der gleichen Liebe zur Heimat gekämpft haben wie wir, und deren Tapferkeit und Standfestigkeit viele von uns Alten es verdanken, daß wir heute hier sein können.

Nehmen wir im Herzen mit, an was unsere Gefallenen uns mahnen: Ohne Opferbereitschaft kann ein Volk nicht bestehen!“

Unter Trommelwirbel rückten dann die Kranzträger mit den Abordnungen der alten Divisionen in den Ehrenhain ein und legten unter den Klängen des Liedes vom guten Kameraden ihre Kränze an den Gedenksteinen mit den Zeichen der alten ehrwürdigen Divisionen nieder.

Erb

Kampftruppenschule II

Bundeswehrmannschaft gewann die Sechstagefahrt

Den wohl größten motorsportlichen Erfolg in der bisherigen Geschichte der Bundeswehr und damit den ersten wirklich großen deutschen Erfolg im militärischen Motorsport nach dem Kriege errang die Motorradgeländemannschaft der Panzertruppenschule auf der 41. Internationalen Sechstagefahrt 1966 in Schweden. Die „Six Days" sind seit Jahrzehnten die Olympiade oder die Weltmeisterschaft im Motorradgeländesport — auch wenn sie diese Bezeichnung offiziell nicht haben. Deutsche Fahrer haben seit jeher schon in großer Zahl an dieser Fahrt teilgenommen — mit wechselnden Erfolgen. Auch Soldaten nahmen oft teil, besonders die der alten Wehrmacht. Ein Erfolg wie dieser war ihnen nicht beschieden.

Das Motorrad ist etwas aus der Mitte des Interesse der großen Öffentlichkeit an den Rand gerutscht, man merkt das auch an der Berichterstattung in Presse, Funk und Fernsehen über die diesjährige Sechstagefahrt. Für den Soldaten aber ist das Krad Einsatzmittel und wird es bleiben und sogar in stärkerem Maße wieder werden: Als extensives, schnelles und wendiges Melde- und Verbindungsfahrzeug im europäischen Raum ist es unübertroffen, auch und ganz besonders im Rahmen einer atomaren Kriegführung mit ihren großen Zerstörungen auch der Fernmeldeeinrichtungen und der Störung des Funkverkehrs durch Strahlung.

Die Entwicklung des Krades geht immer weiter. Schrittmacher dieser Entwicklung ist der Motorradsport, und soweit diese Entwicklung den Soldaten direkt angeht, der Motorradgeländesport. Seine Beherrschung ist kongruent mit der Ausbildung des soldatischen Kradfahrers, oder sollte es jedenfalls sein. Besondere Leistungen im Motorradgeländesport sind Leistungen auf einem Gebiet soldatischer Tätigkeit, Einsatz im Motorradgeländesport ist Ausbildung und Entwicklung — auch im technischen Sinne — für die Truppe.

Zwei führende deutsche Motorradwerke haben das erkannt und sind einer Weiterentwicklung des Kradfahrens in der Bundeswehr damit entgegengekommen, daß sie zu Jahresbeginn dreien der besten Bundeswehrfahrer Werksmaschinen zur Verfügung stellten. Es sollte ein Maßstab geschaffen werden für die Frage: Was leisten moderne Geländemaschinen im soldatischen Einsatz unter Soldaten als Fahrern — auf dem weiten und harten Erprobungsfeld des Motorradgeländesportes?

Den Erfolg konnte niemand erwarten. Die Mannschaft der Panzertruppenschule in Munster mit OFw. Lenz, StUffz. Lammers und HGefr. (UA) Büse wurde nicht nur Deutscher Meister 1966 in der Mannschaftswertung, sondern siegte auch bei der diesjährigen Sechstagefahrt unter 32 Mannschaften aus aller Herren Länder in der Mannschaftswertung.

Die Expedition nach Schweden ist schnell geschildert. Sie dauerte immerhin fast auf die Stunde genau zwei Wochen. Nach kurzer, aber harter Vorbereitung an der Schule in Munster mit technischen Dienst (hier „Bauen" genannt), Konditionstraining unter Leitung eines Sportlehrers (Schwerpunkt: Arme, Beine, Bauchmuskulatur) und Fahren in schwerstem Gelände mit steinbeladenem Rucksack fuhr die Mannschaft mit Privat-Pkw (Maschinen auf einem Spezial-Anhänger) nach Schweden. Die 41. Six Days (sie werden seit 1913 ausgefahren!) liefen in diesem Jahre 200 km westlich von Stockholm, zwischen Örebro und Karlskoga (übrigens dem Sitz von Bofors), in Villingsberg als Start- und Zielort. In Villingsberg liegt die Artillerieschule der schwedischen Armee und auf dem nördlich davon gelegenen Schießplatz und einer 40 km langen Schießbahn von Bofors lief der größte Teil der Fahrt. Die vorzügliche Organisation stützte sich dementsprechend auf die hervorragend arbeitenden schwedischen Soldaten. Die Landschaft war mit Hügeln und sanften Bergen, unzähligen Seen und Mooren, herrlichen Wäldern und den schmucken Hölzhäusern typisch schwedisch. Der Boden als Fahrunterlage war vorwiegend felsig mit Geröll, hatte aber auch morastige Abschnitte. Es war also leicht auszurechnen, daß vorwiegend Rahmen, Federn und Gabeln der Maschinen belastet werden würden.

Am zweiten Tage der Fahrt, in die die drei Soldaten mit der gesunden Ahnungslosigkeit des Sechstage-Neulings gestartet waren, lagen sie zu ihrer eigenen Überraschung unter 32 gestarteten Mannschaften auf Platz 3 und unter den teilnehmenden Militärmannschaften an der Spitze. Am dritten Tage lagen die Soldaten sogar an der Spitze des Feldes der Klubmannschaften und sie gaben diese Führung auch nicht mehr ab bis zum Sieg in der Mannschaftswertung. Aber das wurde den Fahrern selbst alles gar nicht so sehr bewußt. Für sie gab es nur das tägliche Aufstehen, Fahren zum parc fermé und Start in Villingsberg, Fahren und nochmals Fahren, abstellen der Maschinen im parc fermé, hundemüde und verdreckt Rückfahrt nach Karlskoga ins Hotel Rex, Duschen, Essen, Fahrerbesprechung für den nächsten Tag, Anruf der Schule in



Im Fahrerlager von Villingsberg: Die Fahrer der Panzertruppenschule im Gespräch mit einem Offizier der schwedischen Panzertruppenschule (von links: HGefr. UA Büse, OFw. Lenz, StUffz. Lammers).

Munster und Schlafen. In den sechs Tagen wurden beim Wettbewerb rund 1500 km schweres Gelände gefahren, es gab Stürze und bange Augenblicke wie bei jeder Geländefahrt, aber die Maschinen hielten prächtig durch und die Fahrer als ihre Herren auch. Der Abschluß war eine Geschwindigkeitsprüfung im Motodrom von Karlskoga, einer sehr schnellen Rennstrecke, und dann stand Walter Aukthun — allen Geländefahrern gut bekannt — da und winkte mit seinen Erfrischungsfläschchen die Fahrer ab.

Am 5. September traf beim Kommandeur der Panzertruppenschule in Munster folgendes Telegramm ein:

„mannschaft lenz lammers büse errang unter zweiunddreißig clubmannschaften großartigen sieg mit null punkten beglückwünschen mannschaft und schule zu diesem von der öffentlichkeit stark beachteten erfolg erbitten benachrichtigung verteidigungsminister omk sensburg heinemann vertretung deutsche delegation"

Zwei Tage später wurden die Fahrer mit einem wirklich großen Bahnhof in Munster empfangen. Es gab Blumen und Geschenke für die Sieger und dann mußten sie erzählen — wie es denn eigentlich war. . .

Eines muß noch gesagt werden: Ohne die Betreuung der Motorradwerke, der Obersten Motorradsport-Kommission, des ADAC und vieler unbekannter Helfer wäre der Erfolg des Bundeswehr-Teams nicht möglich gewesen, denn bei keiner Sportart siegt heute der Sportler alleine. Leider hatte das Verteidigungsministerium sich nicht entschließen können, die Mitfahrt soldatischer Betreuer auf Geländefahrzeugen zu genehmigen.

Offiziere und Soldaten der schwedischen Panzertruppenschule in Skövde (südwestlich von Villingsberg) — selbst oft Gäste in Munster — haben die Bundeswehrfahrer oft besucht und ihnen die Daumen gedrückt — vielleicht hat das zum Erfolg der Deutschen in ihrem schwedischen Heimatland am meisten beigetragen! Erb

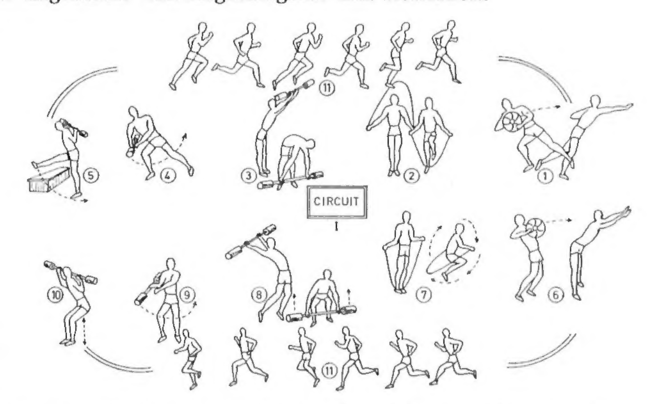
Sportlehrer Liske

Das Circuittraining

A. Was ist Circuittraining?

Während Kraft- und Intervalltraining als sichere Methoden der Leistungssteigerung gelten, erzielt das Circuittraining eine allgemeine Kräftigung des Organismus, bildet also ein hervorragendes Mittel zur Steigerung des Stehvermögens, allgemein: der Konditionsverbesserung. Es gehört daher in jede Grundschule des Trainings.

Das Circuittraining wurde vor ca. 10 Jahren von den Engländern Morgan und Adamson entwickelt. Seitdem ist diese Methode, je nach dem erstrebten Ziel (z. B. für Handballer, Schwimmer, Ruderer, Leichtathleten), abgewandelt worden und ist heute ein Test für die allgemeine Leistungsfähigkeit und Kondition.



Circuit ist abgeleitet vom lateinischen Circuitus (Herumgehen um einen Mittelpunkt); Circuittraining heißt demnach: Training im Verlauf einer Runde. Im Verlauf eines Parcours ist ein vorgeschriebenes Pensum mit wechselnder Belastung an verschiedenen Geräten (Stationen) möglichst pausenlos zu absolvieren. Dadurch wird sowohl eine hohe Einzelbeanspruchung bestimmter Muskelpartien, als auch eine hohe Gesamtbeanspruchung erreicht. Ein zweimaliges Training in der Woche fördert die Widerstandsfähigkeit und das Stehvermögen der gesamten Muskulatur durch vielseitige Beanspruchung.

B. Die Anwendung des Circuittrainings

Ursprünglich gab es 24 Grundübungen, die nach dem System zu einem Circuit zusammengestellt wurden: Übungen für Beinmuskeln, Arm- und Schultermuskeln, Rückenmuskeln und Bauchmuskeln. Heute gehören zum Circuit mindestens 8 Stationen, die beliebig begonnen werden können.

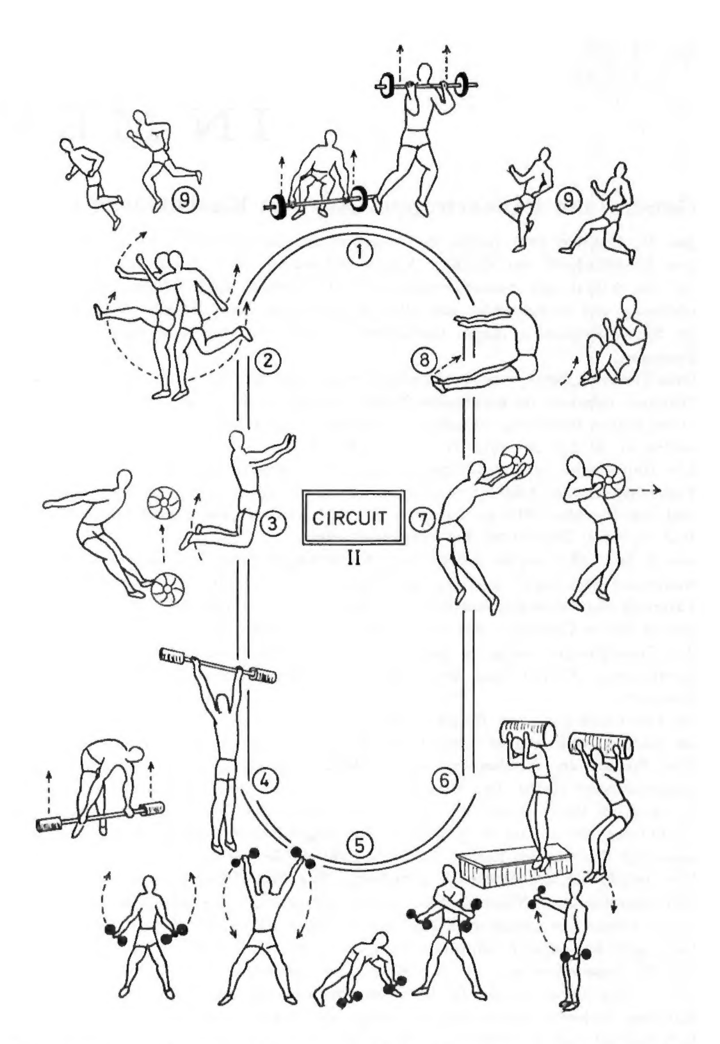
Die Art des „modernen Circuit" kann jedoch, je nach dem erstrebten Ziel, verschieden sein. Schwerpunkte können z. B. auf der Schulung der Kraft oder mehr auf der Seite des Stehvermögens (Organschulung) liegen. Es können leichte und schwere, kurze und lange Zirkel zusammengestellt werden. Auch eine Betonung von Arm-, Bein- oder Rumpfübungen ist möglich.

Eine Dosierung der Arbeitsbelastung kann auf verschiedene Arten erfolgen:

a) durch die Anzahl der Ausführungen der Einzelübung (Stationen),
b) durch die Anzahl der Durchgänge (Parcours),
c) durch die Anzahl der hintereinander geschalteten Zirkel (verschiedene Art),
d) durch das vorgeschriebene Tempo für einen Durchgang (je nach Trainingszustand länger oder kürzer),
e) durch die jeweilige Schwierigkeit eines Zirkels (Abstufung nach Leistungsfähigkeit),
f) durch die Länge der Pausen nach dem Durchgang (anfangs länger, später kürzer. Zwischen den Übungen innerhalb des Zirkels keine Pausen!).

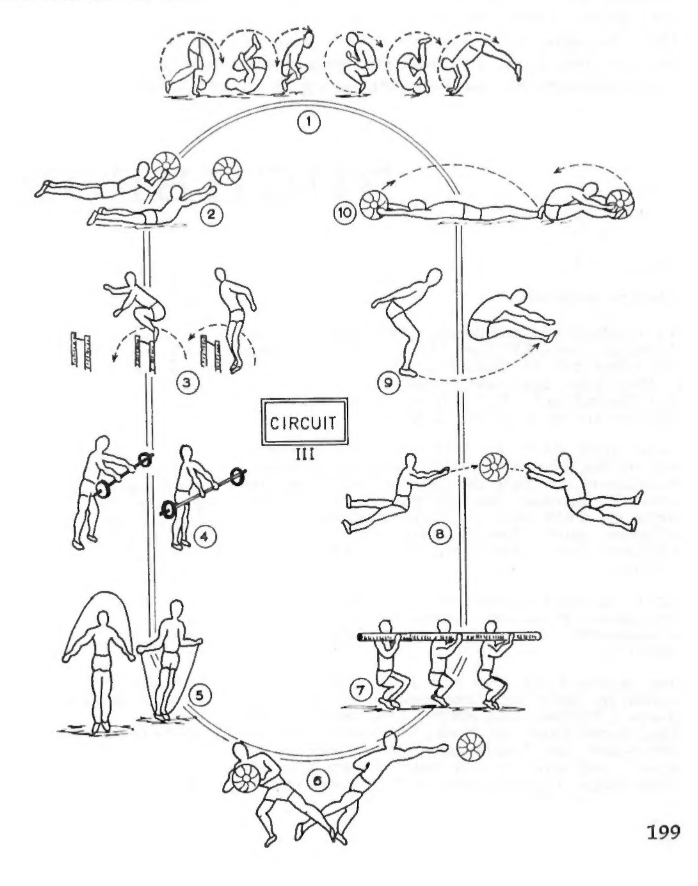
Da jeder Teilnehmer beim Zirkel für sich übt, ist ein hohes Maß von Selbständigkeit und Selbstkontrolle gegeben. Dies setzt Einsicht, Willen und Disziplin voraus, wie es in der alten Forderung zum Ausdruck kommt:

„Trainiere den Mann, sich selbst zu trainieren!"



Für Anfänger bietet sich eine Arbeitsphase von 20—30 sec. bei gleichlanger Pause an. Eine Wiederholung (nach Pulsberuhigung auf ca. 60 Schläge in der Minute) nach einem Zeitraum von 5 Minuten.

Bei mehrmaligen Circuittraining in der Woche: Wechsel der Übungen unter Hereinnahme einer Laufstrecke zum Beispiel 4—6 mal 100 m in 15—17 sec.



IN MEMORIAM

General der Panzertruppe Otto von Knobelsdorff †

Am 21. Oktober 1966 wurde in Hannover der General der Panzertruppe Otto von Knobelsdorff zur Großen Armee abberufen. Mit Otto von Knobelsdorff ist ein Soldat mit bemerkenswerten Eigenschaften und Fähigkeiten, aufgeschlossen und hochgeachtet von allen Angehörigen des Traditionsverbandes der 19. Panzerdivision — deren Geschichte er im Jahre 1958 herausgab — dahingegangen.

Otto Heinrich Ernst von Knobelsdorff wurde am 31. März 1886 als Sohn eines Offiziers geboren. Im preußischen Kadettenkorps Oranienstein erzogen, kämpfte er im Ersten Weltkrieg zunächst in Ostpreußen und Rußland. Als Oberleutnant erhielt er im Februar 1915 des E. K. I. Klasse.

Als Hauptmann und Bataillonskommandeur kämpfte er 1916 im Westen. Im Trommelfeuer der Schlacht von Verdun wurde er bei Youziers schwer verwundet und lag bis Mai 1919 im Lazarett. Er blieb Offizier im 100 000-Mann-Heer. 1923 wurde er Ehrenritter des Johanniterordens.

Am 1. Juni 1935 wurde Oberst von Knobelsdorff Chef des Generalstabes der Kommandantur Berlin und wenige Monate später erhielt er — nach jahrelanger Tätigkeit als Generalstabsoffizier — wieder ein Truppenkommando, und zwar das IR 102 in Chemnitz, das er bis zum 31. 1. 1939 führte.

Als Generalmajor wurde er anschließend Chef des Generalstabes des Höheren Kommandos XXXIII und bis zum 1 . 11. 1939 Grenzschutzkommandeur 3 in Kattowitz.

Im Frankreich-Feldzuge führte er die 19. ID.

Im Oktober 1940 wurde diese Division in eine Panzer-Division umgegliedert. Von Beginn des Rußlandfeldzuges gehörte die 19. PD zur Panzergruppe 3 (Generaloberst Hoth). Die Division trat am 22. 6. aus dem Raume Suwalki in der zweiten Welle hinter der 12. PD an. Drei Tage lang rollte sie hinter der 12. PD her, ehe sie am 25. 6. ihren ersten Angriffsbefehl erhielt. Bei Zemloslawl stand die Division im Kampf. Welikije Luki wurde von der Division genommen. Hier wurde sie auf Smolensk abgedreht. Das Panzer-Regiment unter Führung von Oberstleutnant Thomale hatte am 23. 8. 1941 seinen großen Tag, als es tief in die feindlichen Linien vordrang. Die Division schloß den Kessel von Welikije Luki nach fünftägigen schweren Kämpfen gemeinsam mit der 20. PD und der 110. ID. Generalleutnant von Knobelsdorff erhielt am 17. 9. 1941 das Ritterkreuz.

Am 16. September wurde die Division abgelöst, um am 8. 10. zum Angriff in Richtung Juchnow anzutreten. Ilinskoje, der starke Sperr-Riegel der Sowjets fiel. Podolsk lag als nächstes Ziel vor der Division. Die Panzer unter Oberstleutnant Thomale erreichten die Istja und bildeten auf dem Ostufer des Flusses einen Brückenkopf. General von Knobelsdorff gab das nächste Ziel bekannt: „Vorwärts, Thomale! Zur Nara!"

Die Nara, das bedeutete die zweite Moskau-Schutzstellung. Konnte diese bezwungen werden, dann bestand die Möglichkeit, daß die 19. PD als erste Division Moskau erreichte.

Am 6. 1. 1942 mußte General von Knobelsdorff schwer erkrankt seine Division verlassen. Am 1. 5. 1942 übernahm er das X. AK, das er im Raume Staraja Russa sechs Wochen führte, ehe er das im Kessel von Demjansk eingeschlossene II. AK — das später als Korps Knobelsdorff bekannt wurde — übernahm.

Am 1. 8. 1942 wurde der Kommandierende General zum General der Panzertruppe befördert. Bis zum 6. 10. 1942 gelang es ihm, die Landbrücke Demjansk von vier auf 12 km zu verbreitern. Vier Tage später wurde er Kommandierender General des XXIV. Panzerkorps am Don.

Mit dem XXXXVIII. Panzerkorps, das er am 21. 11. 1942 übernahm, trat er zum Entsatzangriff auf Stalingrad an. Die Abwehrschlacht am Tschir, der Widerstand in der Donezlinie, der Kampf um Charkow im Frühjahr 1943 sah das Korps im schwersten Einsatz.

Im Unternehmen Zitadelle bildete es die Spitze des von Süden angreifenden Panzerkeils mit 60 Sturmgeschützen und 300 Panzern.

Bis zum 10. 7. wurde Beresowka erreicht, dann war der Angriffsschwung des XXXXVIII. Panzerkorps erlahmt. Der General mußte am 13. 7. auf dem Gefechtsstand der Division „Großdeutschland" sagen, daß der geplante Angriff auf Nowosselowka entfalle.

„Dies war eine der schwersten Stunden in meinem Soldatenleben!" sagte er später.

Am 12. 11. 1943 wurde General von Knobelsdorff mit dem Eichenlaub ausgezeichnet. Er erhielt diese Auszeichnung in der Heimat, denn seit 17 Monaten ununterbrochen im Einsatz, mußte er am 9. 10. 1943 schwer erkrankt in die Heimat übergeführt werden. Am 26. 10. 1943 war er bereits mit dem Komturkreuz des Ungarischen Verdienstordens ausgezeichnet worden.

Im Kessel von Nikopol übernahm der General am 1. 2. 1944 das XXXX. Panzerkorps.

Er ließ aus dem Kessel zum Durchbruch nach Süden antreten. In diesen Tagen dachte er oft an das Schicksal der 6. Armee und sein Befehl lautete darum auch: „Durch! — Ganz gleich wie. Material ist zu ersetzen, aber keiner meiner Soldaten!"

Der Durchbruch wurde erzwungen. Der später erfolgende Rückzug aus Rumänien erkämpft. Am 21. 9. 1944 erhielt Otto von Knobelsdorff als 100. deutscher Soldat die Schwerter zum Eichenlaub.

Zu dieser Zeit führte er bereits die 1. Armee in Luxemburg. Der schnelle Durchbruch, den General Patton, der OB der 3. US-Armee, General Bradley versprochen hatte, wurde durch die 1. Armee aufgehalten.

Ganz überraschend wurde der General trotzdem am 1. 12. 1944 in die Führerreserve versetzt. Auf Schloß Beichlingen geriet er am 6. 4. 1945 in amerikanische Gefangenschaft, aus welcher er am 21. 9. 1947 entlassen wurde. Er kehrte nach Hannover zurück und hier wurde er am 22. 4. 1949 Rechtsritter des Johanniterordens.

Nach achtzig erfüllten Lebensjahren, nach zweimaligem Kriegseinsatz, seit langem krank, aber noch immer der 19. PD als deren Ehrenpräsident verbunden, ging dieser vorbildliche Soldat und Mensch in die Große Armee heim. Dem Gesichtskreis seiner Lieben und Kameraden ist er entschwunden; aber ihren Herzen bleibt er für immer nahe.

General von Choltitz †

Wir gedenken auch des am 4. November 1966 verstorbenen Generals **v. Choltitz**, durch dessen soldatisches Verhalten Paris 1944 vor der Zerstörung gerettet wurde. Damit hat der General Wesentliches zur späteren raschen Verständigung mit Frankreich beigetragen.

BUCHBESPRECHUNGEN

Pierre Accoce/Pierre Quet:

„Moskau wußte alles"

Die entscheidende Nachrichtenverbindung im Zweiten Weltkrieg vom OKW über LUCY zu den Alliierten. 272 Seiten mit 16 Bildseiten, 13 x 20 cm. Leinen, Fr./DM 16,80. Schweizer Verlagshaus AG, Zürich. (Für Deutschland: Carl Meyer, Buch- und Zeitschriftenvertrieb, Frankfurt a. M.)

Dieses Buch macht die Öffentlichkeit zum erstenmal mit der geheimnisvollsten und entscheidendsten Nachrichtenverbindung des Zweiten Weltkrieges bekannt. Es berichtet, wie Informanten an höchster Stelle im OKW und im Führerhauptquartier den Alliierten jeden Operationsplan mit dem größtmöglichen Zeitvorsprung auf die jeweilige Stunde lieferten.

LUCY war der Deckname eines deutschen Emigranten, der aus Widerstand gegen das Naziregime den Kriegsgegnern Hitlers wertvollste Informationen lieferte.

Den ganzen Krieg über und jede Nacht schickten Funker im OKW ihre Morsezeichen in den Äther hinaus. „Werther" und „Olga", hohe deutsche Offiziere, gaben ihnen die Texte. Die Soldaten wußten nicht, daß der Empfänger ihrer Zeichen in der Schweiz saß und sie sich unter seinem Code zu vollständigen Führerbefehlen und Operationsplänen zusammenfügten. Die Informationen waren so detailliert und präzise, daß die Russen lange Zeit nicht an ihre Echtheit glaubten.

Der deutsche Geheimdienstchef, SS-General Schellenberg, ahnte die verhängnisvolle Nachrichtenverbreitung aus dem OKW erst, als den deutschen Heerführern kein Überraschungsangriff mehr gelang und sie ihre eigenen Operationspläne in überrannten russischen Gefechtsständen vorfanden. Von seiner Suche nach den Geheimsendern, von seinem Wettlauf gegen die Zeit, gegen den Untergang des Reiches berichtet dieses Buch ebenso spannend und umfassend, wie von der konsequenten Geheimnispreisgabe deutscher Offiziere und der gefährlichen Arbeit von LUCY, alias Rudolf Rößler, einem deutschen Intellektuellen, der durch die Prominenz seiner Informanten für die Alliierten zum größten und wichtigsten Geheimagenten wurde.

Schon die französische Ausgabe dieses Buches unter dem Titel „Der Krieg wurde in der Schweiz gewonnen" entfachte in Deutschland und in der Schweiz eine heftige Diskussion.

Daß dieses Buch sich um die weitere Wahrheitsfindung verdient gemacht hat, ist unbestritten. Es brachte Leute zum Sprechen, die bisher beharrlich geschwiegen hatten, und es sind Dokumente der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden, die ohne dieses umstrittene Werk weiterhin in den gut verschlossenen Archiven liegengeblieben wären.

R. Mueller:

„Unter weißer Flagge vor Saint Nazaire"

120 Seiten, 4 Bildseiten, 1 Übersichtskarte, DM 12,—. Podzun-Verlag, Bad Nauheim.

Der erregende Bericht eines Augenzeugen über die bisher unbekannten Ereignisse um die Verhandlungen deutscher Offiziere mit amerikanischen und französischen Militärs während des 2. Weltkrieges. Das Ziel: Hilfe für gequälte, unschuldige Zivilisten in der Festung Saint Nazaire.

Der Autor führte die entscheidenden Verhandlungen. Nach Tagebuchaufzeichnungen und Notizen schrieb er jetzt von jenem packenden Geschehen, als nach der Invasion viele Tausende von Zivilfranzosen in der von den Alliierten belagerten Festung Saint Nazaire die Härten des Krieges bis zur Unerträglichkeit erlebten. Nach schwierigen Verhandlungen mit dem Gegner geschah das kaum Glaubliche: Medikamente und Nahrungsmittel für die Zivilbevölkerung wurden in die Festung hineingefahren und unzählige Menschen aus dem Festungsgebiet evakuiert.

Ein Buch, das viel mehr ist, als die bloße Schilderung eines ungewöhnlichen Ereignisses während des 2. Weltkrieges. Es ist eine deutliche Mahnung an alle, die heute für unser Geschick verantwortlich sind, das Ideal der „Humanitè", der Menschlichkeit, nicht zu vergessen . . .

„Taschenbuch für Wehrfragen 1966/67"

Alles über die Bundeswehr — Die Panzer, Flugzeuge und Schiffe der Streitkräfte

Sechste Ausgabe. Herausgegeben von Dr. Hans Edgar Jahn, Kurt Neher und Oberstleutnant Lothar Koske in Zusammenarbeit mit dem Bundesministerium der Verteidigung. Mit einem Geleitwort von Bundesminister Kai-Uwe von Hassel. Verlag Soldat und Technik im Umschau Verlag, Frankfurt a. M. 624 Seiten, Dünndruckpapier und 112 Kunstdruckseiten mit 210 teilweise mehrfarbigen Abbildungen, 180 Umrißzeichnungen und 20 Organisationsübersichten. Taschenformat. Plastikeinband, DM 16,—.
Die 6. Ausgabe dieses kompetenten, in Zusammenarbeit mit dem Bundesverteidigungsministerium herausgegebenen Handbuches für und über die Bundeswehr, hat in bewährter Weise Schritt gehalten mit der militärischen, waffentechnischen, wehrrechtlichen und verteidigungswirtschaftlichen Entwicklung der letzten drei Jahre. Es schließt mit dem Stande vom Mai dieses Jahres ab und ist somit von großer Aktualität.

Ausgehend von der Darstellung der militärischen Weltlage werden die Verteidigungspolitik und die Wehrstruktur der Bundesrepublik sowie das Bündnissystem der Nordatlantischen Verteidigungsgemeinschaft beschrieben. Mehrfarbige Karten, auch über die militärischen Stärken der NATO- und Warschaupaktstaaten, ergänzen diese Überblicke. Die Beiträge über die Spitzengliederung der Bundeswehr und den Verteidigungshaushalt dürften das besondere Interesse der Öffentlichkeit finden. Die Wehrgesetzgebung und die Bundeswehrverwaltung sind in eigenen Kapiteln dargelegt.

Im Hauptteil werden die Streitkräfte beschrieben: Heer, Luftwaffe, Marine, Territoriale Verteidigung und das Sanitäts- und Gesundheitswesen. Dieser Teil enthält auch Sonderkapitel wie Innere Führung, Militärseelsorge, Psychologische Verteidigung, Militärgeodäsie, Militärwissenschaft und Bibliothekwesen, Militärmusik und Öffentlichkeitsarbeit. Wehrpflichtige, Berufssoldaten, Soldaten auf Zeit und Reservisten werden sehr an der breiten und umfassenden Behandlung aller Fragen des Personalwesens (Bewerbung, Einstellung, Laufbahn, Beurteilung, Stellenbesetzung, Ernennung) und der wirtschaftlichen Betreuung des Soldaten (Geld- und Sachbezüge, Zulagen, Beihilfen, Versicherungen) interessiert sein. Sie finden hier auch die Beschreibung der Berufsförderung in der Bundeswehr. Über die Ausstattung des Soldaten mit Dienstbekleidung und Ausrüstung gibt das Kapitel „Uniformen" Auskunft.

In einem umfangreichen Bildteil werden auf 88 Kunstdruckseiten die militärischen Einsatzmittel der Bundeswehr in Fotos und Umrißzeichnungen mit technischen Daten und Beschreibungen vorgestellt: Panzer und Waffen, Flugzeuge und Flugkörper, Kriegsschiffe. Weitere Farbtafeln zeigen die Uniformen, Dienstgrad- und sonstige Abzeichen, Kommando- und Erkennungszeichen der Bundeswehr, Verbandabzeichen des Heeres usw.

Ein 34seitiges Anschriftenverzeichnis und ein Sachregister erhöhen den Gebrauchswert. Der Öffentlichkeit wird damit ein Buch übergeben, das praktisch keine Frage aus dem Bereich unserer Landesverteidigung offen läßt, und das sachlich und gründlich über die Bundeswehr berichtet.

Jahrbuch der Luftwaffe. Folge 3

Herausgeber: Kurt Neher unter Mitarbeit von Karl Heinz Mende. 240 Seiten mit über 200, z. T. farbigen Großfotos, Kunstdruckpapier, Bildband-Großformat, Leinen mit farbigem Schutzumschlag, DM 22,80. Wehr und Wissen Verlagsgesellschaft mbH, 61 Darmstadt, Schöfferstr. 15.

Das „Jahrbuch der Luftwaffe" erscheint mit dieser Ausgabe zum drittenmal. Es berichtet vom Dienst der deutschen Luftwaffe und von den aktuellen Ereignissen ihres Einsatzes im Rahmen der europäischen Luftverteidigung. Es setzt damit die Veröffentlichungen der ersten Bände fort, in dem es die vielfältigen militärischen, personellen, luftfahrttechnischen und rüstungswirtschaftlichen Aspekte der deutschen Verteidigungsbereitschaft zu Luft nach dem neuesten Stande beschreibt. Neben Heer und Marine steht die Luftwaffe mit ihren einsatzbereiten Verbänden Tag und Nacht für ihre Aufgaben bereit. Zu beschreiben, was sie ist und wie es in ihr aussieht, hat sich das Jahrbuch zum Ziel gesetzt.

In der Folge der Beiträge stehen **die aktuellen Themen**, die auch die Öffentlichkeit lebhaft beschäftigen, gleich am Anfang des Buches: **Das Problem der Umrüstung auf die F-104 G**, zu dem der frühere Inspekteur der Luftwaffe, Generalleutnant W. Panitzki, selbst Stellung nimmt und die Frage der NATO-Reform, die durch das Ausscheiden Frankreichs aus der militärischen Integration aufgeworfen wurde.

Der neue Inspekteur der Luftwaffe, **Generalleutnant Johannes Steinhoff**, legt seine Gedanken zur NATO-Luftmacht Mitteleuropas dar. Ergänzende Informationen liefern die Berichte über die Frühwarn-Organisation der NATO, die Luftverteidigungs- und Luftangriffsverbände der Bundeswehr, aber auch die Beiträge über den neuesten Stand der Flugzeugausstattung der deutschen Luftwaffe und der Luftstreitkräfte der Warschaupaktstaaten. Erstmals erscheint auch ein Gesamtüberblick über die Weltraumforschung und die Raumflugtechnik in Ost und West.

Die Autoren der Fachbeiträge behandeln dieses Mal Probleme der Atmosphäre, die von Fliegern und Meteorologen gemeinsam erobert wird, die Flugmedizin und das Flugmedizinische Institut.

Außerdem werden Fragen der Luftfahrtforschung und der Logistik moderner Luftstreitkräfte erörtert, aber auch die Zusammenhänge zwischen Luftfahrtausrüstung und Beschaffung.

Die Berichte über das Leben in der Luftwaffe werden die Leser, vor allem die jüngeren, besonders interessieren. In einer großen Reportage beschreibt ein junger Offiizer den Tagesablauf in einem Starfighter-Geschwader. Warum und wie er Starfighter-Pilot wurde, beantwortet ein Flugzeugführer in einem Interview. Decimomannu, der Übungsplatz der Luftwaffe auf Sardinien wird in einem Erlebnisbericht geschildert. Daß man auch den Segelflug in der Bundeswehr betreiben kann, weist ein Bericht über die Flugsportgruppen der Luftwaffe nach, und daß auch gelacht werden darf, zeigen die Karikaturen-Seiten aus der Zeichenfeder eines Generals.

David J. Irving:

„Und Deutschlands Städte starben nicht"

Dokumentarbericht, Großformat, 384 Seiten Text und 128 Bildseiten mit 262 Abbildungen. Leinen, Fr./DM 28,80. Schweizer Druck- u. Verlagshaus AG, Zürich. (Für Deutschland: Carl Meyer, Buch- und Zeitschriftenvertrieb, Frankfurt a. M.)

Die alliierten Luftstreitkräfte haben während des Krieges über 1,4 Millionen Tonnen Bomben auf Deutschland abgeworfen. Sie haben in einer Reihe von Städten weit über die Hälfte aller Häuser zerstört und nach vorsichtigen Schätzungen sind mindestens 593 000 Zivilisten den Luftangriffen zum Opfer gefallen.

Der junge englische Historiker John D. Irving beschreibt in diesem umfangreichen Dokumentarbericht die Luftangriffe der alliierten Bomberflotten auf Deutschland während des 2. Weltkrieges und das Schicksal der deutschen Städte und ihrer Einwohner in diesem gigantischen Ringen. Es ist ein Vorzug dieser authentischen Dokumentation, daß es keine Helden und keine Hauptpersonen hat.

Zum erstenmal wird hier der Bombenkrieg gegen Deutschland mit allen seinen Hintergründen von einem Engländer geschildert, dessen Kenntnisse auf einem intensiven Studium der Quellen beider Seiten beruhen. Erschütternde Erlebnisberichte von „oben" und „unten", ergänzt durch Bordbücher, Originalaufnahmen, Flugblätter, Angriffsskizzen, Geheimbefehle und Dokumente, haben einen im wahrsten Sinne des Wortes einmaligen Dokumentarbericht entstehen lassen, der zugleich als Chronik dieser bisher nur ungenügend geschilderten Kriegsereignisse und als Nachschlagewerk gelten kann.

Der Autor schreibt mit schonungsloser Offenheit. Er beschönigt nichts, weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Er will nicht angreifen, und er will nicht verteidigen. Sein Ziel ist es, ein großes Geschehen voller menschlicher Tragik so aufzuzeichnen, daß alle, die überlebt haben und diesen Dokumentarbericht lesen, sagen werden:

„So war es!"

Dieses Werk berichtet einerseits nicht nur von den Schwierigkeiten und der Disziplin der alliierten Flieger, sondern andererseits auch von dem verzweifelten Kampf der deutschen Zivilbevölkerung, die grauenvollen Tage und Nächte zu überstehen.

Dieses Buch ist zugleich eine Erinnerung an das Vergangene und eine Mahnung für die Zukunft, immer den Frieden anzustreben, und die Menschheit nicht mehr dem Grauen des Krieges auszusetzen.

Ernst Obermaier:

„Die Ritterkreuzträger der Luftwaffe 1939—1945"
Band I: **„Jagdflieger"**

256 Seiten, 590 Einzel- und Gruppenfotos, Format: DIN A 4, Ganzleinen DM 48,—. Verlag Dieter Hoffmann, Mainz.

Zwanzig Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges erscheint mit dem vorliegenden Werk eine ausführliche Würdigung in Wort und Bild jener Männer der fliegenden Luftwaffen-Verbände, die im II. Weltkrieg das Ritterkreuz erhalten haben.

Mit diesem vorliegenden Band I „Jagdflieger", der die 568 Ritterkreuzträger der Tag- und Nachtjagd, Zerstörer- und Schnellkampffliegerverbände erfaßt, soll kein Personenkult getrieben werden. Es sind weder „Heldenbücher", noch dienen sie der Verherrlichung des Krieges. Das gesamte Werk wurde darauf abgestimmt, dem Leser ein möglichst umfassendes Bild vom Einsatz und der Leistung der mit dem Ritterkreuz ausgezeichneten Soldaten zu geben.

Diese Männer, die ihr Leben selbstlos eingesetzt haben, verdienen es, daß sie und ihre Leistungen nicht in Vergessenheit geraten. Die Würdigung der Ritterkreuzträger gilt stellvertretend auch für alle Angehörigen der ehemaligen Luftwaffe, sei es nun das Fliegende oder das Bodenpersonal, die unbekannt und unbeobachtet ihre Pflicht erfüllten und von denen viele mit dazu beitrugen die Erfolge der „Asse" erst zu ermöglichen.

Übersichtlich gegliedert gibt der Autor eine kurze Abhandlung über die Geschichte des Eisernen Kreuzes.

- Statistik der Ritterkreuzverleihungen an die Tag- und Nachtjäger, Zerstörer und Schnellkämpfer, geordnet nach den Jahren 1939—1945, mit einer Unterteilung nach den einzelnen Stufen des Ritterkreuzes.
- Im Hauptteil des Buches die Fotos und interessantesten Angaben über die Ritterkreuzträger (z. B. Nennung der Einheiten bei denen sie geflogen sind, Datum und Grund der Ordensverleihung, Anzahl der Luftsiege, wann, wo und wie gefallen).
- Abschußübersicht, mit einer Zusammenstellung der Ritterkreuzträger, die in der Tagjagd mehr als 100, und in der Nachtjagd mehr als 40 Luftsiege erzielen konnten.
- Geschwader-Ehrentafeln. Die Ritterkreuzträger, die in den bekanntesten Geschwadern geflogen sind, werden hier nochmals in Tafeln, die mit den Geschwaderzeichen versehen sind, festgehalten.

Dieses außergewöhnliche Buch ist für alle Dienstgrade der ehemaligen deutschen Luftwaffe, insbesondere für alle ehemaligen Jagdflieger und deren Angehörige, ein wertvolles Erinnerungsalbum. Darüber hinaus werden auch die ehemaligen Gegner angesprochen, die damit nun jene Flieger näher kennenlernen, denen sie auf allen Kriegsschauplätzen in den Luftkämpfen begegnet sind.

Für den Historiker und Sammler sowie für jeden Luftfahrtbegeisterten ein einmaliges Nachschlagewerk.

„Strategie des Kleinstaats"

Ein neues Werk eines Schweizers, für die diese Fragen besonders brennend sind, ist im Verlag Huber, Frauenfeld — 18,50 DM — erschienen. Gustav Däniker, Major i. G. in der schweizerischen Armee.

Es behandelt die Verteidigungsmöglichkeiten eines politisch unabhängigen Kleinstaates. Dieser läuft nach Auffassung des Verfassers Gefahr, seine Sicherheitsprobleme lediglich in traditioneller Weise anzugehen, ohne die grundsätzlichen neuen Bedingungen des Atomzeitalters genügend zu berücksichtigen. Der Verfasser verlangt die Aufhebung des Atomwaffentabus und ein kritisches Durchdenken der Möglichkeiten eines Kleinstaates zwischen resigniertem Sichtreibenlassen, Anschluß an ein größeres Ganzes und vermehrter eigener Anstrengung, um weiterhin unabhängig zu bleiben. Den letzteren Weg lehnt er ab, sofern sich die machtpolitischen und rüstungstechnischen Verhältnisse nicht von Grund auf ändern. Zwangsläufig würde dies zu einer kleinstaatlichen Atomstreitkraft führen.

Däniker billigt dieser Glaubwürdigkeit und damit Abschreckungswirkung zu. Er hält die Atomwaffe dort für einen Faktor der Stabilität auf unterer strategischer Ebene, wo trotz dem Gleichgewicht der atomaren Supermächte vorläufig noch Spielraum für gewaltsame Auseinandersetzungen besteht.

Dänikers Studie, welche militärische Fragen ebenso aufwirft wie diejenigen des „kalten Atomkrieges", d. h. der monopolistischen atomaren Rüstung und Abrüstung, und solche politischer Aktivität, stellt das heutige schweizerische Wehrwesen, aber sicher auch die anderer neutraler Staaten, von einer neuen Warte aus in Frage. Sie bedeutet eine Herausforderung nicht nur an die für Politik und Verteidigung Verantwortlichen, sondern an jeden sich kritisch mit Zeitfragen auseinandersetzenden Bürger. zel.

